
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00289998 7

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Klasse

der

Bayerischen Akademie der Wissenschaften

zu München

Jahrgang 1918

München 1918
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)



Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München

Inhaltsübersicht

Seite

I. Sitzungsberichte . . . . . 5—13

Darin Titel und Inhaltsangaben folgender in diesem Bande nicht gedruckter Abhandlungen:

P. Wolters: Aeginetische Beiträge. IV. 8

Th. Bitterauf: Studien über die Anfänge der äußeren Politik des Grafen Montgelas 8

A. Rehm: Die Urkunde über die Atimie der Peisistratiden und die aristotelische Darstellung der Ermordung des Hipparchos . . . . 9—10

A. Sandberger: Über eine in der K. Regierungsbibliothek zu Ansbach befindliche handschriftliche deutsche Orgeltabulatur 11

K. Borinski: Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten. I. (Renaissance und Mittelalter) 12

H. Paul: Über Contamination auf syntaktischem Gebiete im Deutschen 13

C. v. Kraus: Über seine dem Minnesänger Reimar dem Alten gewidmeten Untersuchungen 13

II. Verzeichnis der im Jahre 1918 eingelaufenen Druckschriften 15—33

III. Abhandlungen Seitenzahl

1. H. Prutz: Kurlands deutsche Vergangenheit . . . 99
2. K. Vossler: Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn . 146
3. F. Muncker: Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte. I. Von Erasmus bis zu Goethe und den Romantikern . 162

Seitenzahl

4. F. Vollmer: Lesungen und Deutungen. II. 28
5. M. und W. Geiger: Die zweite Dekade der Rasavāhinī . 74
6. H. Blümner: Fahrendes Volk im Altertum 53
7. N. Wecklein: Über Zusätze und Auslassung von Versen im Homerischen Texte 84
8. P. Lehmann: Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters 59
9. K. v. Amira: Die Neubauersche Chronik (mit 6 Tafeln) . 51
10. K. Borinski: Braun als Trauerfarbe 18
11. H. Paul: Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein. Nachtrag 30

Sitzungsberichte

der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften

1918.

Vorsitzender Klassensekretär Herr Kuhn.

Sitzung am 12. Januar.

Herr Prutz legte eine für die Sitzungsberichte bestimmte größere Arbeit vor über

Kurlands deutsche Vergangenheit.

Nach Klima und Bodenbeschaffenheit zum Ackerbau bestimmt, ist Kurland, ohne rechte natürliche Grenzen, nicht als Bollwerk Deutschlands gegen Nordosten, sondern vielmehr als solches Livlands gegen die südlich benachbarten Szamaiten und Littauer von dem deutschen Orden zunächst ganz als Mark organisiert worden. Dementsprechend hatte der Orden dort als Landesherr größere Rechte als im übrigen Livland und wußte auch die Kirche ganz von sich abhängig zu machen, so daß bald nur noch seine Priesterbrüder dort Bischöfe werden konnten. Aber der Zuzug aus Deutschland blieb allezeit gering. Nur deutsche Edelleute erhielten Land zu Lehen gegen die üblichen Dienste und gleichzeitig zur Bebauung desselben die darauf sitzende kurische Bevölkerung. In demselben Maße wie die Macht des Ordens sank und die seiner Vasallen wuchs, verschlechterte sich allmählich sowohl die wirtschaftliche Lage wie die rechtliche Stellung der kurischen Bauern, welche erst in Schollenpflicht und dann in Schollenhörigkeit verfielen, die endlich zur härtesten Leibeigenschaft wurde. Vollendet wurde

diese Entwicklung unter den Herzogen aus dem Hause Kettler, welche zudem unter Beihilfe des polnischen Lehensherrn durch den übermächtigen Adel namentlich mittels der formula regiminis von 1617 in die drückendste Abhängigkeit versetzt und an dem Schutz der Bauern gegen ihre adligen Herren gehindert wurden. Der Mangel an Städten und an einem aufstrebenden Bürgertum und die Abschließung des alteingesessenen Adels zu einer allgebietenden Kaste vollendeten den Verfall und führten schließlich nach wechselvollen inneren Wirren unter dem Druck auswärtiger Kriege im Frühjahr 1795 zur freiwilligen Unterwerfung unter russische Hoheit.

Sitzung am 9. Februar.

Der vorsitzende Klassensekretär legte eine von dem korrespondierenden Mitgliede Professor Dr. W. Geiger in Erlangen eingesandte Arbeit vor:

Die zweite Dekade der Rasavāhinī. Von Magdalene und Wilhelm Geiger.

Die Rasavāhinī, eine Legendensammlung des Vedehathera, ist ein Werk der späteren Pāli-Literatur, dem 13. Jahrhundert angehörig und sprachlich wie stilistisch nicht ohne Interesse. Die erste Dekade ist — außer durch eine in Colombo gedruckte vollständige Ausgabe — durch die Mitteilungen von Spiegel, Konow und Pavolini in Europa bekannt geworden, an welche sich die vorliegende, für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeit nunmehr unmittelbar anschließt.

Herr Crusius legte eine Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Professor Dr. H. Blümner in Zürich vor:

Fahrendes Volk im Altertum.

Die Verhandlungen über den Mimus haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene antiken Proletarier

der Kunst gelenkt, die unsern fahrenden Leuten und Artisten entsprechen. Die Artistentypen waren im Altertum kaum weniger zahlreich als heutzutage: die herumziehenden Traumdeuter, Wahrsager, Quacksalber, Weih- und Bettelpriester und sonstigen Charlatane bewegten sich unter ähnlichen Verhältnissen. Es ist die niedrigste Stufe geistig-geselligen Lebens.

Herr Vossler berichtete über seine Forschungen zum

Minnesang des Bernhard von Ventadorn.

Obgleich Bernhard der bedeutendste Minnesinger der Provenzalen ist, hat man ihm eine entsprechende literarhistorische Würdigung noch nicht zuteil werden lassen und hat sich, statt um seine Kunst, zumeist um die Geschichte seines Lebens und Liebens gemüht, für die schließlich doch seine Lieder unsere einzige Quelle bleiben. An diesen hat man insbesondere die humoristische Tönung fast ganz verkannt und hat reine Schelmereien und literarische Scherze, Galanterien und Finten für Ernst genommen. Ein gut Teil der künstlerischen Heiterkeit Bernhards erweist sich als Abglanz der römischen Elegiker, insbesondere des Tibull und Ovid, die Bernhard nicht nur in mittelalterlichen Florilegien, sondern in ganzen Handschriften gelesen haben muß. Ähnlich wie Bernhard hat auch dessen Zeitgenosse Jaufre Rudel wohl mehr gescherzt als geschmachtet. Seine rätselhaften Lieder auf die ferne unbekannte Geliebte, die zu jener rührenden, von Uhland, Heine, Carducci und Rostand (Princesse lointaine) besungenen Legende Anlaß gaben, sind in quellengeschichtlicher Hinsicht wohl nur die lyrische Behandlung eines Themas aus Ovid, Heroiden XVI, 27 ff. Welche persönlichen Erlebnisse außerdem hinter der heiteren Kunst dieser Minnesinger stehen, entzieht sich unserer Wissenschaft.

Herr Wolters trug vor:

Aeginetische Beiträge. IV.

Er ging aus von einem ungewöhnlich feinen und reizvollen weiblichen Kopfe, der, an der Ostseite des Tempels in Aegina gefunden, zu dessen plastischem Schmuck im weiteren Sinne gehört haben muß (Glyptothek, alte Nr. 91, jetzt A 177). Denn Versuche, ihn in die Giebelkomposition einzubeziehen, scheitern an seiner geringeren Größe und an der Tatsache, daß ein absolut übereinstimmendes zweites Exemplar, wenn auch nur in einem Bruchstück, vorhanden ist, so daß ein mehr ornamental verwendetes Figurenpaar angenommen werden muß. Daß dies aber nicht etwa die symmetrisch neben dem Mittelakroter stehenden Mädchenfiguren sein konnten, läßt sich aus dem erhaltenen Kopf sicher beweisen. — Nach gewöhnlicher Annahme waren die Ecken des Tempels mit hockenden Greifen verziert. Daß diese Vorstellung in den Funden keine genügende Stütze hat, ist schon von anderer Seite bemerkt, und statt ihrer die Annahme sitzender Sphingen empfohlen worden. Durch eine von Bildhauer Ernst Geiger ausgeführte Ergänzung ist jetzt die Richtigkeit dieser Vermutung bewiesen, und so für den genannten feinen Kopf die richtige Benennung und die wirkungsvolle Aufstellung gewonnen worden.

Sitzung am 2. März.

Herr Bitterauf legte den zweiten Teil seiner Studien über die Anfänge der äußeren Politik des Grafen Montgelas vor, der die Zeit vom Luneviller Frieden bis zum Reichsdeputationshauptschluß umfaßt. Die Abhandlung legt in ihrem ersten Abschnitt die Pläne des Ministers über die Ausgestaltung des bayerischen Staates im Zusammenhang mit seinen Reformen dar, beschäftigt sich dann mit den Absichten der großen Mächte in der Frage der bayerischen Entschädigungen, und untersucht die Wege und Mittel, auf denen schließlich ein Ausgleich der mannigfaltigen Gegensätze herbeigeführt wurde.

Sitzung am 4. Mai.

Herr Rehm hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die Urkunde über die Atimie der Peistratiden und die aristotelische Darstellung der Ermordung des Hipparchos.

In der Beurteilung der Ἀθπ. des Aristoteles stehen sich noch immer zwei Auffassungen schroff gegenüber, die eine, die den persönlichen Anteil des Aristoteles hoch einschätzt, sowohl was die Zusammenstellung wie was die Verarbeitung des Stoffes angeht, und die andere, welche mit geringen Einschränkungen die „Einquellentheorie“ wenigstens auf den ersten Teil der Schrift anwendet. Eine Lösung des Dilemmas wird in der vorgelegten Untersuchung in der Weise unternommen, daß das Verhältnis des Aristoteles zu Thukydides unter dem Gesichtspunkt geprüft wird, ob die polemische Auseinandersetzung mit ihm, die sich durch die ganze Darstellung von Hipparchs Ermordung hinzieht, erst von Aristoteles eingefügt oder ein integrierender Bestandteil der Schilderung des Vorgangs in seiner Quelle ist. Zuerst wird die urkundliche Grundlage des Wissens, das Thukydides von den Peisistratiden hat, das Atimiedekret auf der Burg, genauer umschrieben, als bisher geschehen ist. Dabei stellt sich heraus, daß alle im Zusammenhang mit dem Atimiedekret bei Thukydides vorkommenden Personen auf der Stele genannt waren, daß wir also für den Stammbaum der Peisistratiden Thukydides als Quelle unbedingt über Aristoteles zu stellen haben.

Schafft diese Voruntersuchung ein Präjudiz gegen Aristoteles, so zeigt die Untersuchung des Berichtes über Hipparchs Ermordung bei diesem starke Unwahrscheinlichkeiten, die durch die Tendenz der Darstellung, die Tat noch stärker herabzudrücken, als bei Thukydides geschieht, und insbesondere Aristogeiton, den überlebenden Tyrannenmörder, des Verrates an seinen Mitverschworenen zu verdächtigen, bedingt sind. Diese in sich konsequente Darstellung ist nun augenscheinlich im Hin-

blick auf die des Thukydides geschaffen, Aristoteles hat aber die Absichten der Polemik z. T. gar nicht durchschaut. So zeigt er sich hier als unselbständig.

In diesem Falle erweist sich also die „Einquellentheorie" als richtig. Die Quellenschrift, die etwa aus 390 v. Chr. stammen muß, bietet uns demnach zugleich die früheste Bezeugung des thukydideischen Geschichtswerkes.

Herr VOLLMER legte eine Fortsetzung seiner früheren Arbeit

Lesungen und Deutungen

vor, in der besonders die drei Elegien der Augusteischen Zeit Consolatio ad Liviam und Elegiae ad Maecenatem besprochen werden.

Sitzung am 1. Juni.

Herr WECKLEIN hielt einen Vortrag über

Zusätze und Auslassung von Versen im Homerischen Texte.

Eine Übersicht der zahlreichen nicht in den Handschriften des Homerischen Textes, sondern in den Scholien, dann bei anderen Schriftstellern und besonders in den neuerdings gefundenen Papyri überlieferten Verse weist in Verbindung mit den Athetesen der alten Grammatiker auf einen aller Wahrscheinlichkeit nach von Rhapsoden herrührenden Zustand des Homerischen Textes hin, der von Autoschediasmen ganz durchsetzt war und uns das Recht gibt, bei gegebenen Anhaltspunkten ohne Bedenken wiederholte Partien, unnütze Formelverse oder sonstwie nicht einwandfreie Stellen aus dem Text zu entfernen. Der vielfach verkürzte Text Zenodots beruht ebenso wie die Auslassungen Aristarchs auf alten Urkunden. Weder der eine noch der andere hat Verse willkürlich ergänzt oder weggelassen. Spuren einer attischen Diorthose machen sich mehrfach bemerklich; es kann ihr aber nicht die Anerkennung gezollt werden, daß sie uns den ursprünglichen Text unverfälscht überliefert habe.

Sitzung am 6. Juli.

Herr Lehmann sprach über Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters.

Nach einem Hinweis auf die Jugend der Disziplin und einer Erinnerung an ihre bedeutendsten Führer Ludwig Traube († 1907) und Wilhelm Meyer († 1917) bezeichnete der Vortragende als Gegenstand der mittellateinischen Forschungen die literarische Kultur des abendländischen Mittelalters, soweit sie durch Schriftdenkmäler in lateinischer Sprache vertreten, bedingt, beeinflußt ist. Sodann wurden des näheren verschiedene kleine und große Aufgaben bezeichnet und zur Bearbeitung empfohlen, Themata des mittelalterlichen Schrift- und Buchwesens, der Sprachkunde, Überlieferungs- und Literaturgeschichte.

Sitzung am 5. Oktober.

Herr Sandberger berichtete über eine in der K. Regierungsbibliothek zu Ansbach befindliche handschriftliche deutsche Orgeltabulatur, welche den größten Teil der 1679 in Ansbach aufgeführten Oper „Die triumphierende Treue“ des nürnberger Komponisten Johann Löhner enthält. Die Untersuchungen werden mit anderen über die Geschichte der älteren nürnberger Oper im ersten Hefte des „Archivs für Musikwissenschaft“ (herausgegeben vom Fürstlichen Institut für Musikwissenschaft zu Bückeburg) erscheinen.

Herr v. Bissing berichtete über die letzte Sitzung der Kommission für das ägyptische Wörterbuch, über die finanzielle Lage, die Hinzunahme neuer Mitarbeiter und über die Organisation der wissenschaftlichen Institute für ägyptische Altertumskunde in Kairo.

Herr v. Amira trug vor über

Die Neubauersche Chronik.

Im Besitz von Dr. Rehlen in Murnau befindet sich ein bisher nahezu unbekanntes Manuskript mit chronikalischen

Aufzeichnungen vornehmlich aus der Geschichte Nürnbergs, das nicht sowohl wegen seines nicht selten wunderlichen Textes als wegen seiner 467 in Wasserfarben ausgeführten Illustrationen die Aufmerksamkeit des Kulturhistorikers verdient. Das Werk ist im Jahre 1601 zu vorläufigem Abschluß gediehen, nachher aber noch bis 1616 fortgeführt worden. Auf dem Titelblatt nennt sich ein Wolff Neubauer der Jüngere, der in jener Zeit als Schankwirt nachweisbar und 1621 gestorben ist. In ihm haben wir nicht bloß den ersten Eigentümer der Chronik, sondern, wie der Vortragende wahrscheinlich macht, auch ihren Verfasser, Schreiber und Illustrator zu erkennen.

Herr Borinski machte eine Mitteilung über die Verwendung des Braun als Trauerfarbe in der Kulturgeschichte.

Sitzung am 2. November.

Herr Borinski hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten I (Renaissance und Mittelalter).

Ausgehend von dem literarischen und fachwissenschaftlichen Streit der letzten Jahrzehnte über die Renaissance gibt der Vortragende zunächst ein Bild von den hauptsächlichen Charakterzügen dieses Zeitalters, das auch den heute teils mit ihm streitenden, teils vermengten Begriff „Mittelalter“ erst erzeugt und wissenschaftlich fruchtbar gemacht hat. Daran reiht er eine aktengemäße Geschichte der fraglich gewordenen Begriffe und ihrer Bezeichnungen als allgemein kulturhistorischer Titulaturen von dem Zeitalter Dantes bis auf dasjenige Voltaires und Rousseaus, das sie bereits als solche in die breite Öffentlichkeit bringt. Die ansteigende Verbreitung der antiken Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten erhellt und erklärt sich daraus, ganz besonders für das 19. Jahrhundert.

Sitzung am 7. Dezember.

Herr Paul legte einen für die Sitzungsberichte bestimmten Nachtrag vor zu seiner früheren Abhandlung Die Umschreibung des Perfektums durch haben und sein im Deutschen, worin manches im einzelnen genauer bestimmt wird.

Ferner eine Arbeit Über Contamination auf syntaktischem Gebiete im Deutschen. Es handelt sich dabei um den Vorgang, daß sich mehrere sinnverwandte Ausdrucksformen gleichzeitig in das Bewußtsein drängen, so daß sich daraus eine Mischung aus denselben ergibt.

Herr v. Kraus sprach über seine dem Minnesänger Reimar dem Alten gewidmeten Untersuchungen. Die Gedichte dieses Lyrikers, der an der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts gelebt hat und mit Walther von der Vogelweide vielfache literarische wie persönliche Beziehungen hatte, bieten einer auf intimstes Verstehen gerichteten Betrachtung vielfache Schwierigkeiten, was zum Teil darauf beruht, daß schon in den alten Handschriften, die uns die Lieder überliefern, die richtige Reihenfolge der Strophen nicht selten gestört ist. Diese Schwierigkeiten haben dazu geführt, daß man die einzelnen Strophen eines Liedes trotz ihrem gleichen Bau in vielen Fällen als selbständige kleine Lieder erklärte. Demgegenüber zeigt v. Kraus, daß eine genaue Analyse und Erklärung ergibt, daß alle gleichgebauten Strophen bei Reimar zu Einem einheitlichen Lied gehören; zum Beweise dienen allerlei formale Künste, durch die Reimar solche Strophen miteinander auch äußerlich fest und unlösbar zu einem Ganzen verbunden hat.

Verzeichnis der im Jahre 1918 eingelaufenen Druckschriften.

Die Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichnis als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Aachen. Geschichtsverein:
— — Zeitschrift, Bd. 39, 1917.
Agram. Südslavische Akademie der Wissenschaften:
— — Codex diplomat. regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae, vol. 13, 14 Index.
— — Ljetopis 30; 31, 1, 2; 32, 1.
— — Rad, Kniga 216, 217.
— — Zbornik, Kniga XVIII 20, 2; 22.
— — Rječnik 35.
— — Monumenta spectantia historiam Slavorum, vol. 38, 40, 41, 42.
— — Stari Prisci 24.
— — Prirodoslovna istrazivanja Svezak 8, 11, 12.
— — Opera Acad. scient. et artium Slav. merid., vol. 26—28.
— K. Kroat.-slavon.-dalmatinisches Landesarchiv:
— — Vjestnik, Bd. 19, Heft 1—2.
Amsterdam. K. Academie van Wetenschappen:
— — Verhandelingen, afd. Natuurkunde, II. sectie, deel XIX, 2—6. I. sectie, deel XII, 3.
— — Verslagen en vergaderingen, deel 25, 1, 2.
— — Verhandelingen, afd. Letterkunde, Nieuwe Reeks, deel XVII, 1—4, XVIII, 1.
— — Verslagen en mededeelingen, 5. Reeks, deel 2.
— — Jaarboek 1916.
— — Prijsvers 1917.
— K. N. aardrijkskundig Genootschap:
— — Tijdschrift, deel 35, No. 2—6; deel 36, No. 1.
— Wiskundig Genootschap (Société de mathémat.):
— — Nieuw archief, 2. Reeks, deel 12, stuk 3.
— — Wiskundige opgaven, deel 12, stuk 5.
— — Revue des publications mathém., tom. 26, partie 1.

Bamberg. Lehrerbildungsanstalt:
— — 44. Jahresbericht, 1917/18.

Basel. Naturforschende Gesellschaft:
— — Verhandlungen, Bd. 28. 1917.
— Universität:
— — Schriften der Universität aus dem Jahre 1918 in 4⁰ und 8⁰.
— — Jahresverzeichnis der Schweizer Universitätsschriften 1916/17.

Bayreuth. Historischer Verein:
— — Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Bd. 27, Heft 1.

Bergen (Norwegen). Museum:
— — Aarsberetning for 1917/18.
— — Aarbog 1916/17, Naturw. 1, Hist.-ant. 3.
— — Sars G. O., Crustacea, vol. VI, No. 13/14.
— — Skrifter Bd. 3 Nr. 1.

Berlin. Preuß. Akademie der Wissenschaften:
— — Abhandlungen { Philos.-histor. Klasse, 1917, 8; 1918, 1—13. / Physikal.-math. Klasse, 1918, 1—4. }
— — Sitzungsberichte 1917, 39—51; 1918, 1—38.
— — Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. Bd. 37.
— — Inscriptiones Graecae, Editio minor, Pars IV, fasc. 1.
— — Rede auf Schmoller.
— Archiv der Mathematik und Physik:
— — Archiv, Bd. 26, Nr. 1—4; Bd. 27, Nr. 1, 3, 4.
— Deutsche Chemische Gesellschaft:
— — Berichte, 50. Jahrg., Nr. 18; 51. Jahrg., Nr. 1—17.
— Deutsche Geologische Gesellschaft:
— — Zeitschrift 1917, Bd. 69 Nr. 1—12.
— — Abhandlungen, Bd. 69, Nr. 3, 4.
— Medizinische Gesellschaft:
— — Verhandlungen, Bd. 47.
— Deutsche Physikalische Gesellschaft:
— — Die Fortschritte der Physik, 72. Jahrg., 1916, 1—3.
— — Verhandlungen, Jahrg. 20, Nr. 1—20, 25.
— Redaktion des „Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik“:
— — Jahrbuch, Bd. 44, Heft 2, 3.
— Deutsches Archäologisches Institut, Bd. 32 Nr. 3, 4; Bd. 33 Nr. 1, 2.
— Preuß. Geologische Landesanstalt:
— — Jahrbuch, Bd. 35 (1914) II, 3; Bd. 36 (1915) I, 3; II, 1, 2; Bd. 37 (1916) I, 1, 2.

Berlin. Preuß. Geologische Landesanstalt:
— — Beiträge zur geologischen Erforschung der deutschen Schutzgebiete, Heft 13, 14.
— Astronomisches Recheninstitut:
— — Berliner Astronomisches Jahrbuch für 1920.
— Reichsamt des Innern:
— — Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreiches. Liefg. 43.
— Sternwarte:
— — Veröffentlichungen, Bd. 2, Heft 3.
— — Mitgliederverzeichnis 1918, Nr. 1/2.
— Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuß. Staaten:
— — Gartenflora, Jahrg. 1918, Nr. 1—24.
— Verein für Geschichte der Mark Brandenburg:
— — Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 30, 2 und Bd. 31, 1.
— Verein für die Geschichte Berlins:
— — Mitteilungen 1918, Nr. 1—12.
— Zeitschrift für Instrumentenkunde:
— — Zeitschrift 1918, 38. Jahrg., Nr. 1—11.
— Zentralstelle für Balneologie:
— — Veröffentlichungen, Bd. III, Heft 4, 5.
Bern. Allg. Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz:
— — Jahrbuch, Bd. 43.
— Historischer Verein des Kantons Bern:
— — Archiv, Bd. 23, 2; Bd. 24, 1.
Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande:
— — Bonner Jahrbücher, Heft 124.
— — Bericht der Kommission für Denkmalpflege 1914—16.
Brasso. Historische Kommission:
— — Quellen zur Geschichte der Stadt Brasso, Band 7.
Bremen. Meteorologisches Observatorium:
— — Jahrbuch für 1916 und 1917 (= 27. und 28. Jahrg.).
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur:
— — 93. Jahresbericht 1915, I u. II.
— Technische Hochschule:
— — Personalverzeichnis, S.-S. 1917, W.-S. 1917/18, S.-S. 1918.
— — Programm 1918/19.
Bromberg. Stadtbibliothek: Jahresbericht der deutschen Gesellschaft 1915.
— — Jahresbericht 1916 u. 1917.
— — Mitteilungen der Stadtbibliothek, Jahrg. 8 Nr. 5—12; Jahrg. 9 Nr. 1—12; Jahrg. 10 Nr. 1—4.

Bromberg. Kaiser Wilhelm-Institut für Landwirtschaft:
— — Jahresbericht 1915/16.

Brünn. Mährisches Landesmuseum:
— — Časopis, Bd. 14, 2; Bd. 15, 1, 2.
— — Zeitschrift, Bd. 14—16.
— — Navratil 1916.
— Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens:
— — Zeitschrift, 21. Jahrg. Heft 1—4; 22. Jahrg. Heft 1, 2.

Budapest. Ungarische Akademie der Wissenschaften:
— — Almanach 1918.
— — Értekezések, Történettudományi (geschichtswissenschaftliche Abhandlungen), Bd. 23 Nr. 6—10; Bd. 24 Nr. 1—10.
— — Értesitö, Archaeologiai N. F., Bd. 33 Nr. 4, 5; Bd. 34 Nr. 1, 2, 4, 5. Bd. 35 Nr. 1—5; Bd. 36 Nr. 1—5.
— Ungarische Ethnographische Gesellschaft:
— — Ethnographia, Jahrg. 28, Heft 4—6; Jahrg. 29, Heft 1—4.
— Ungarische volkswirtschaftliche Gesellschaft:
— — Közgazdasági Szemle, Bd. 58, Heft 6; Bd. 59, Heft 1—6; Bd. 60, Heft 3/4.
— Ungarische Geologische Reichsanstalt:
— — Földtani Közlöny, Bd. 47, Heft 1—9.
— Ungarische Ornithologische Zentrale:
— — Aquila 24, 1917.

Charlottenburg. Physikalisch-technische Reichsanstalt:
— — Die Tätigkeit der physikal.-techn. Reichsanstalt im Jahre 1917.
— — Wissenschaftliche Abhandlungen IV, 3.

Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft für Graubünden:
— — 47. Jahresbericht, 1917.
— Naturforschende Gesellschaft:
— — 58. Jahresbericht 1917/18.

Cincinnati. Society of Natural History:
— — Journal, vol. 21, Nr. 4.

Como. Società storica:
— — Periodico, No. 84.

Danzig. Westpreußischer Geschichtsverein:
— — Mitteilungen, Jahrg. 17, 1918.
— — Zeitschrift, Heft 58.
— Naturforschende Gesellschaft:
— — Schriften, Bd. XIV, Heft 3, 4.
— Westpreußischer Botanisch-zoologischer Verein:
— — 40. Bericht.

Darmstadt. Firma E. Merck:
— — 40. Jahresbericht 1917.
— — Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen:
— — Archiv für hessische Geschichte, N. F., Bd. 11, 3 u. Bd. 12, 1.
Davos. Meteorologische Station:
— — Wetterkarten 1918, Nr. 1, 2, 4—11.
Dessau. Verein für Anhaltische Geschichte:
— — Mitteilungen, N. F., Bd. 13, Heft 1.
Dillingen. K. Lyzeum:
— — Studienjahr 1917/18.
Alt-Dinkelsbühl. Historischer Verein:
— — Mitteilungen, 6. Jahrg. Nr. 1—6 (Nikolaus von Dinkelsbühl).
Dresden. Redaktion des Journals für praktische Chemie:
— — Journal 1917, Nr. 19—24; 1918, Nr. 1 29.
— Verein für die Geschichte Dresdens:
— — Dresdener Geschichtsblätter, Bd. 26, 1—4.
— — Mitteilungen, Heft 25.
— — Gunnerus, Erinnerungsblatt 26. II. 1918.
Drontheim. Norske Videnskabens-Selskab:
— — Skrifter 1916, I.
— — Aarsberetning 1916.
Dürkheim. Pollichia:
— — Mitteilungen, Nr. 30.

Emden. Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer:
— — Jahrbuch, Bd. 19. 2.
— — Uptalsboom-Blätter, 7. Jahrg. 1917/18.
Erlangen. K. Humanistisches Gymnasium:
— — Jahresbericht 1917/18.
— K. Universitätsbibliothek:
— — Schriften aus den Jahren 1916/17 in 4⁰ und 8⁰.

Frankfurt a. M. Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft:
— — Abhandlungen, Bd. 35, 2 und Bd. 36, 3.
— Römisch-germanische Kommission des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts:
— — 10. Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung, 1917.
— — Korrespondenzblatt, 2. Jahrg., Nr. 1—3, 5—6.
Freiburg i. Br. Breisgau-Verein „Schau ins Land“:
— — „Schau ins Land“, 44. Jahrlauf.

Freiburg i. Br. Universität:
— — Schriften aus dem Jahre 1918.
— Kirchengeschichtlicher Verein:
— — Diözesanarchiv, 45. Jahrg.
Fıiedrichshafen. Verein zur Geschichte des Bodensees:
— — Schriften, Heft 47, 1918.

Genf. Archives suisses d'anthropologie générale:
— — Archives, tome 4, No. 4.
— Observatoire:
— — Resumée météorologique de l'année 1917.
— Redaktion des „Journal de chimie physique":
— — Journal, tome XVI, No. 1—3.
— Société de physique et d'histoire naturelle:
— — Compte rendu des séances 34 u. 35, 1—3.
— Universität:
— — Thèses, 1916/17.
Giessen. Universität:
— — Schriften aus dem Jahre 1918 in 4⁰ und 8⁰.
Göttingen. K. Gesellschaft der Wissenschaften:
— — Göttingische Gelehrte Anzeigen 1917, Nr. 9—12.
— — Abhandlungen, N. F.: Philol.-hist. Klasse, Bd. 16, Nr. 6.
— — Nachrichten: a) Philol.-hist. Klasse, 1917, Heft 3—5; 1918 Heft 1, 2.
b) Math.-phys. Klasse, 1917, Heft 2, 3 und Beiheft.
Graz. Universität:
— — Verzeichnis der Vorlesungen im S.-S. 1918.
— — Verzeichnis der akademischen Behörden etc., 1917/18 u. 1918/19.
— Historischer Verein für Steiermark:
— — Zeitschrift, Jahrg. 16, Heft 1—4.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark:
— — Mitteilungen, Bd. 54.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein:
— — Pommersche Jahrbücher, Bd. 18.
Groningen. Astronomisches Laboratorium:
— — Publications, No. 27, 28.
— Niederländische botanische Gesellschaft:
— — Recueil des travaux, vol. XIV, 3, 4.
Guben. Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde:
— — Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. 14, Heft 1—4.

Haag. Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion:
— — Programm für das Jahr 1918.

Haag. K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie:
— — Bijdragen, deel 73, afl. 3, 4; deel 74, afl. 1—4.
— — Naamlijst der leden, 1918.
Haarlem. Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen:
— — Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles, sér. III A, tom. 4, livr. 2; tom. 5, livr. 1.
Halle. Leopoldinisch-Karolinische Deutsche Akademie der Naturforscher:
— — Nova Acta, Bd. 103.
— — Leopoldina, Heft 54, No. 1—12.
— Deutsche Morgenländische Gesellschaft:
— — Zeitschrift, Bd. 72, Heft 1—4.
— — Abhandlungen, Bd. 14; Bd. 15, Heft 1.
— Naturforschende Gesellschaft:
— — Abhandlungen, N. F., Nr. 5, 6.
— Universität:
— — Verzeichnis der Vorlesungen, W.-S. 1918/19.
— Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums:
— — Jahresbericht 1916/17.
— — Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Bd. 8, Heft 2.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen u. Thüringen:
— — Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 83, Nr. 1—6.
Hamburg. Stadtbibliothek:
— — Jahrbuch der wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs, Jahrg. 34 und Beiheft 1—5.
— — Staatshaushaltsberechnung 1916, 4^0.
— — Entwurf des hamburgischen Staatsbudgets für 1918, 4^0.
— — Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1917, 4^0.
— Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung:
— — Kalender für 1919.
— Deutsche Seewarte:
— — Aus dem Archiv, Bd. 36; Bd. 37, Nr. 1.
— — Annalen der Hydrographie, Jahrg. 46, Nr. 1—12 und Beilage zu 1918.
— Verein für Hamburgische Geschichte:
— — Mitteilungen, 37. Jahrg., 1917.
— — Zeitschrift, Bd. XXII.
Hannover. Verein für Geschichte der Stadt Hannover:
— — Hannoverische Geschichtsblätter, 21. Jahrg., Heft 1—4.
— Historischer Verein für Niedersachsen:
— — Zeitschrift, 82. Jahrg., 1917, Heft 1—4.

Heidelberg. Akademie der Wissenschaften:
— — Abhandlungen der philologisch-philosophischen Klasse, Nr. 5.
— — Abhandlungen der math.-naturw. Klasse, Nr. 4—6.
— — Sitzungsberichte: a) philol.-histor. Klasse, 1917, Nr. 12, 13; 1918, Nr. 1—7; b) mathem.-naturw. Klasse, 1917, A, Nr. 14—17; 1918, A, Nr. 2—9, 1918, B, Nr. 1, 2.
— — Jahresheft 1917.
— Universität:
— — Schriften der Universität aus dem Jahre 1918 in 4⁰ und 8⁰.
— Historisch-philosophischer Verein:
— — Neue Heidelberger Jahrbücher, Jahrg. 20, Heft 2.
— Naturhistorisch-medizinischer Verein:
— — Verhandlungen, Bd. 13, Heft 3.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde:
— — Archiv, N. F., Bd. 40, 1913, Heft 1.
— — Verhandlungen und Mitteilungen, Bd. 66, 1—6; Bd. 67, 1—6.

Ingolstadt. Historischer Verein:
— — Sammelblatt, Heft 37.

Jena. Medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft:
— — Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft, Bd. 55, Heft 2, 3.
— Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde:
— — Zeitschrift, N. F., Bd. 23, 1, 2; Suppl.-Heft 6—8.
— Verlag der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift:
— — Wochenschrift 1918, Nr. 1—7, 9—43, 45, 47, 49—52; 1919, Nr. 1, 2.

Karlsruhe. Technische Hochschule:
— — Verzeichnis der Vorlesungen, S.-S. 1918, W.-S. 1918/19.
— — Bericht 1916/17.
— Badische Historische Kommission:
— — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F., Bd. 33, Heft 1—4.
— Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie:
— — Jahresbericht für das Jahr 1916.
Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
— — Zeitschrift, Bd. 51.
— — Mitteilungen 1916/17.
Kaufbeuren. Verein „Heimat“:
— — Deutsche Gaue, Heft 361—364; 373—380 und Sonderheft 105.
Kiel. Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte:
— — Zeitschrift, Bd. 47.
— — Quellen und Forschungen, Bd. 5.

Köln. Historisches Archiv der Stadt Köln:
— — Mitteilungen aus dem Stadtarchiv, Heft 36, 37.
— Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde:
— — 37. Jahresbericht, 1917.

Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft:
— — Schriften, Bd. 58, 1917.

Kopenhagen. K. Akademie der Wissenschaften:
— — Översigt Juni 1917 — Mai 1918.
— — Mémoires, Section des sciences, sér. 8, tom. II, No. 6; tom. III, No. 1—3; tom. V, No. 1.
— — Biologiske Meddelelser I, 3—8.
— — Hist.-filol. Meddelelser I, 5—7; II, 1, 2.
— — Mathemat.-fysiske Meddelelser I, 3—10.
— Botanisk Haves Bibliothek:
— — Arbejder, No. 82—85.
— Carlsberg-Laboratorium:
— — Comptes rendus des travaux, vol. 14, livr. 2.
— Conseil permanent international pour l'exploration de la mer:
— — Publications de circonstance, No. 71.
— Gesellschaft für nordische Altertumskunde:
— — Mémoires N. S. 1914—15, 1916—17.
— — Nordiske fortidsminder, Bind 2, Heft 2.
— Observatorium:
— — Publikationer og mindre meddelelser frä No. 27, 29.
— Dänische biologische Station:
— — Report No. 25, 1918.

Krakau. Historische Gesellschaft:
— — Biblioteka, No. 52, 53.
— — Rocznik, tom. 17.
— Numismatische Gesellschaft:
— — Wiadomosci 1918, No. 1. 2, 4—10.

Laibach. Musealverein für Krain:
— — Carniola, Bd. 9, No. 1, 2.

Landshut. Historischer Verein:
— — Verhandlungen, Bd. 54, 1.

Lausanne. Société Vaudoise des sciences naturelles:
— — Bulletin, No. 193.

Leiden. s'Rijks Herbarium:
— — Mededeelingen, No. 31—36.

Leiden. Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde:
— — Handlingen en Mededeelingen 1915/16.
— — Levensberichten 1916/17.
— — Tijdschrift, deel 36, afl. 1—4.
— Redaktion des „Museum":
— — Museum, maandblad voor philologie en geschiedenis, Jahrg. 25, No. 5—12; Jahrg. 26, No. 1—4.
— Redaktion der „Mnemosyne":
— — Mnemosyne, N. S., Bd. 46, No. 2—4.
— Physikalisches Laboratorium der Universität:
— — Commentationes, No. 140—151, vol. 13 = 133—144.
— — Supplement, No. 1—35, 37—40.

Leipzig. Redaktion der Beiblätter zu den Annalen der Physik:
— — Beiblätter, 1917, Bd. 41, Nr. 22—24; 1918, Bd. 42, Nr. 1—23.
— Gesellschaft der Wissenschaften:
— — Abhandlungen der philol.-hist. Klasse, Bd. 34, Nr. 4; Bd. 35, Nr. 1; Bd. 36, Nr. 1.
— — Abhandlungen der math.-phys. Klasse, Bd. 35, Nr. 4 5.
— — Berichte über die Verhandlungen der philol.-hist. Klasse, Bd. 69, Nr. 1—8; Bd. 70, Nr. 2—3.
— — Berichte über die Verhandlungen der math.-phys. Klasse, Bd. 69, Nr. 3—4; Bd. 70, Nr. 1.
— Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft:
— — Preisschriften, Bd. 1918.
— Börsenverein der deutschen Buchhändler:
— — 5. Bericht über die Verwaltung der deutschen Bücherei i. J. 1917.

Lemberg. Verein für Volkskunde:
— — Lud, tom. 19, 1—4, tom. 20, 1—4.

Linz. Museum Francisco-Carolinum:
— — 76. Jahresbericht.

Ludwigshafen a. Rh. Oberrealschule:
— — Jahresbericht 1917/18.

Lund. Redaktion von „Botaniska Notiser":
— — Notiser, 1918, No. 1.
— Universität:
— — Bibelforskaren 1917, 1—4.
— — Arskrift, Kyrkohistorisk, Jahrg. 18, 1917.

Luxemburg. Institut Grand-ducal:
— — Archives trimestr. (de la section des sciences naturelles), vol. 6, fasc. 1—4; vol. 7, 1912—13.

Luzern. Naturforschende Gesellschaft:
— — Mitteilungen, Heft 7, 1917.

Mainz. Altertumsverein:
— — Mainzer Zeitschrift, Jahrg. 11, 1916.

Mannheim. Altertumsverein:
— — Mannheimer Geschichtsblätter, 19. Jahrg., 1918, Nr. 1—10.

Marbach. Schwäbischer Schillerverein:
— — Rechenschaftsbericht 22, 1917/18.

Marburg. Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaft:
— — Schriften, Bd. 14, 1, 2.

Marnheim (Pfalz). Realanstalt am Donnersberg:
— — Jahresbericht 1917/18.

Meissen. Fürsten- und Landesschule St. Afra:
— — Jahresbericht für das Jahr 1916—18.

Metz. Gesellschaft für lothringische Geschichte:
— — Jahrbuch, 26—28. Jahrg. 1914—1916.

Middelburg. Seeländische Gesellschaft der Wissenschaften:
— — Archief 1915—1917.

München. Statistisches Amt:
— — Tauflut, Februar 1909.
— — Hygiene und soziale Fürsorge in München (Einzelschriften Nr. 12).
— Landesanstalt für Gewässerkunde:
— — Jahrbuch 1916, Heft 2—4.
— Ornithologische Gesellschaft:
— — Verhandlungen, Bd. 13, Heft 3 und 4.
— Realgymnasium:
— — Jahresbericht, 1917/18.
— Technische Hochschule:
— — Programm für das Studienjahr 1918, 1918/19.
— — Personalstand 1918.
— Kadettenkorps:
— — Bericht 1917/18.
— Landeswetterwarte:
— — Übersicht der Witterungsverhältnisse, 1917, 12; 1918, 1—10.
— Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie:
— — Jahrbuch, 1916—18.
— Metropolitan-Kapitel München-Freising:
— — Schematismus der Geistlichkeit für das Jahr 1918.
— — Amtsblatt der Erzdiözese München-Freising 1918 mit Register.
— Deutsches Museum:
— — Verwaltungsbericht über das 14. Geschäftsjahr 1916—17.

München. Universität:
— — Personalstand, S.-S. 1918.
— — Schriften aus dem Jahre 1918 in 4⁰ und 8⁰.
— — Verzeichnis der Vorlesungen, S.-S. 1918 und W.-S. 1918/19.
— — Vorlesungsverzeichnis für das Kriegsnothalbjahr, 15. Januar bis 15. April 1919.
— Historischer Verein von Oberbayern in München:
— — Altbayerische Monatschrift, Bd. 14, Heft 3.
Münster. Westfäl. Provinzialverein für Wissenschaft u. Kunst:
— — Jahresbericht 45, 1916/17.
— Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens:
— — Zeitschrift für vaterländische Geschichte, Bd. 75, 1.

Neuchâtel. Société Neuchâteloise de géographie:
— — Bulletin, tom. 27, 1918.
— Société des sciences naturelles:
— — Bulletin, tom. 41, 42.
— Bibliothèque de l'Université:
— — Recueil de travaux, fasc. 6.
Nördlingen. Historischer Verein:
— — Jahrbuch 6, 1917.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft:
— — Abhandlungen, Bd. 19, 5; Bd. 21, 2.
— — Jahresbericht 1917.
— Germanisches Nationalmuseum:
— — Anzeiger 1916, 1—4; 1917, 1—4.
— — Mitteilungen 1915 und 1916.
— Verein für Geschichte der Stadt:
— — 38., 39. und 40. Jahresbericht (1915—1917).
— — Mitteilungen, Heft 22.

Osnabrück. Verein für Geschichte und Landeskunde:
— — Mitteilungen, Bd. 41, 1918.

Paderborn. Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens:
— — Zeitschrift, Bd. 75, 2.
Passau. K. Lyzeum:
— — Jahresbericht 1917/18.
Plauen. Altertumsverein:
— — Mitteilungen, 28. Jahresschrift, 1918.
Pola. Hydrographisches Amt der Kriegsmarine:
— — Veröffentlichungen, Nr. 38, 39.

Posen. Historische Gesellschaft:
— — Historische Monatsblätter, Jahrg. 17, 18.
Potsdam. Geodätisches Institut:
— — Veröffentlichungen, N. F., Nr. 75.
— Zentralbureau der internationalen Erdmessung:
— — Veröffentlichungen, Nr. 32.
Prag. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften:
— — Jahresbericht 1917.
— — Sitzungsberichte der philos.-hist. Klasse, 1917; der math.-naturwiss. Klasse, 1917.
— Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen „Lotos":
— — Lotos, Naturwissenschaftliche Zeitschrift, Bd. 65, Nr. 1—8.
— Čechoslavisches Museum:
— — Narodpisný Věstník Českoslovanský, Bd. 13, Nr. 1.
— Knopfmuseum:
— — Berichte, Jahrg. 2, Nr. 2—4; Jahrg. 3, Nr. 1/2.
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen:
— — Mitteilungen, Jahrg. 56, Nr. 1—4.
— Deutsche Karl Ferdinands-Universität:
— — Ordnung der Vorlesungen, S.-S. 1918; W.-S. 1918/19.
— — Inauguration des Rektors 1917/18.

Regensburg. Naturwissenschaftlicher Verein:
— — Abhandlungen, Heft 12.

Salzburg. Gesellschaft für Salzburgische Landeskunde:
— — Mitteilungen 58, 1918.
Sarajevo. Institut für Balkanforschung:
— — I. Reisen und Beobachtungen, Heft 19 und 20.
— Landesmuseum:
— — Glasnik 28, 1916, 1—4; 29, 1917.
Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte:
— — Jahrbücher und Jahresberichte, Jahrg. 81, 1, 2; Jahrg. 82.
Stade. Verein für Geschichte und Altertümer etc.:
— — Stader Archiv, N. F., Heft 8.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde:
— — Baltische Studien, N. F., Bd. 21, 1918.
Stockholm. K. Akademie der Wissenschaften:
— — Handlingar, Bd. 56, No. 1—6.
— — Arkiv för Zoologie, Bd. 11, No. 1, 2.
— — Arkiv för Kemi, Bd. 6, No. 4, 5.

Stockholm. K. Akademie der Wissenschaften:
— — Arkiv för Botanik, Bd. 14, No. 4, Register 1826—1917.
— — Arkiv för Matematik, Bd. 11, No. 4; Bd. 12, Nr. 1-4.
— — Årsbok for år 1917.
— — Meteorologiska Jakttagelser i Sverige, vol. 58.
— — Astronomiska Jakttagelser i Sverige, Bd. 10, No. 5, 6.
— K. Landtbruks-Akademie:
— — Handlingar och tidskrift, Bd. 57, 1918, No. 1—6.
— Geologiska Föreningens:
— — Förhandlingar, Bd. 40, No. 1—6.
— Nationalekonomiska föreningen:
— — Förhandlingar 1917.
— Schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Geographie:
— — Ymer, Jahrg. 37, Heft 3, 4; Jahrg. 38 (1918), Heft 1—3.
— Svenska Literatursälskapet:
— — Skrifter 10, No. 1; Samlaren 38.
— Nordiska Museet:
— — Fataburen 1917, Heft 1-4.
— Reichsarchiv:
— — Meddelanden, N. F., 42—44.
— Sveriges geologiska Undersöckning:
— — Årsbok 1917.
— — Afhandlingar och uppsatser, Ser. C, No. 204-280; Ser. Ca, No. 12-16.
— — Serie B, Öfversiktskartor No. 9 (mit Karte).
— Forstliche Versuchsanstalt:
— — Meddelanden, Heft 13, 14, I, II, 1916-17.
— — Flygblad 7—9.

Strassburg. Wissenschaftliche Gesellschaft:
— — Schriften 32—35.
— Internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt:
— — 1913, Heft 5.
— Universitätsbibliothek:
— — Schriften 1918.

Straubing. Historischer Verein:
— — Jahresbericht 20, 1917.
— — Heimatkundliche Geschichte von Straubing.
— — Urkundenbuch der Stadt Straubing, 1. Bd.

Stuttgart. Landesbibliothek:
— — Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Lief. 55, 56.

Stuttgart. Württemberg. Kommission für Landesgeschichte:
— — Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F., Jahrg. 26, 3/4.

Troppau. Kaiser Franz Joseph-Museum für Kunst und Gewerbe:
— — Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens, Jahrg. 11, 1916, Heft 1—4.
Tübingen. Universität:
— — Universitäts-Schriften 15, 16.

Ulm. Verein für Kunst und Altertum:
— — Mitteilungen, Heft 21.
Upsala. K. Universität:
— — Schriften aus dem Jahre 1916/17 in 4⁰ und 8⁰.
— — Årskrift 1914.
— — Arbeten, No. 21; 22, 1, 2; 23.
— — Zoologiska Bidrag, Bd. 6, 1918.
— Meteorologisches Observatorium der Universität:
— — Bulletin mensol., vol. 49, 1917.
Utrecht. Historisch Genootschap:
— — Bijdragen en mededeelingen, Ser. III, No. 37, 38; Deel 38.
— — Verslag 1917.
— Institut Royal Météorologique des Pays-Bas:
— — Overzicht, Jahrg. 14, No. 1—12; Jahrg. 15, No. 1, 4—11.
— Observatoire astronomique:
— — Recherches astronomiques, Jahrg. 7, 1917.
— Physiol. Laborat. d. Hoogeschool:
— — Onderzoekingen V, No. 19.

Vaduz. Histor. Verein für das Fürstentum Lichtenstein:
— — Jahrbuch, Bd. 17.

Weihenstephan. Akademie für Landwirtschaft und Brauerei:
— — Bericht 1917/18.
Weimar. Thüring. botanischer Verein:
— — Mitteilungen, N. F., Heft 34.
Wernigerode. Harzverein für Geschichte:
— — Zeitschrift, Jahrg. 50, Heft 1, 2 und Jahrg. 51.
Wien. Akademie der Wissenschaften:
— — Sitzungsberichte: a) der philos.-histor. Klasse, Bd. 181, Abh. 6; Bd. 185, Abh. 3—5; Bd. 186, Abh. 1—3; Bd. 187, Abh. 1 und 2; Bd. 188, Abh. 4; b) der math.-naturwiss. Klasse, Abt. I, Bd. 126, Heft 4—9 und Register zu Bd. 121—125; Abt. IIa, Bd. 126, Heft 3—9; Abt. IIb, Bd. 126, Heft 3—10; Abt. III, Bd. 127 Heft 1, 2; Abt. III, Bd. 126 (1. Heft).

Wien. Akademie der Wissenschaften:
— — Denkschriften der philos.-histor. Klasse, Bd. 60, 1, 3; Bd. 61, 1; Bd. 62, 1; math.-naturw. Klasse, Bd. 93.
— — Anzeiger (math.-naturwiss. Klasse) 1917, Nr. 23—27; 1918, Nr. 1—17.
— — Mitteilungen der Erdbebenkommission, Nr. 49, 50.
— — Almanach, 67. Jahrg., 1917.
— — Fontes rerum austriacarum, 2. Abt. Diplomataria et acta. 68. Bd.
— — Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, III. Abt., 1. Bd.
— Gesellschaft der Ärzte:
— — Wiener Klinische Wochenschrift 1918, Nr. 1—52.
— Zoologisch-botanische Gesellschaft:
— — Verhandlungen, Bd. 67, Nr. 7—10.
— — Abhandlungen, Bd. 9, Nr. 4.
— Österreichische Kommission für internationale Erdmessung:
— — Verhandlungen 1916 und 1917.
— Naturhistorisches Hofmuseum:
— — Annalen, Bd. 31, Nr. 1—4.
— Israelitisch-theologische Lehranstalt:
— — Jahresbericht 24 und 25.
— Mechitaristen-Kongregation:
— — Handes Amsorya 1914, Nr. 12; 1915, Nr. 1—12.
— Geologische Reichsanstalt:
— — Verhandlungen 1917, Nr. 9—17.
— — Jahrbuch, Bd. 66, Heft 2—4; Bd. 67, Heft 1.
— Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik:
— — Klimatographie von Österreich 7 und 8.
— — Jahrbücher, Bd. 51.
— — Windmessungen 1915 und 1916.

Wiesbaden. Verein für Naturkunde:
— — Jahrbücher, Jahrg. 70.

Würzburg. Altes Gymnasium:
— — Jahresbericht 1917/18.
— Neues Gymnasium:
— — Jahresbericht 1917/18.
— Universität:
— — Verzeichnis der Vorlesungen, W.-S. 1917—1918/19.
— — Personalstand 1918.
— Historischer Verein:
— — Archiv, Bd. 59.
— — Jahresbericht für 1916.

Zürich. Antiquarische Gesellschaft:
— — Mitteilungen, Bd. 27, Heft 4 und Nr. 82.
— Naturforschende Gesellschaft:
— — Neujahrsblatt 120.
— — Vierteljahresschrift, Jahrg. 62, Heft 3/4; Jahrg. 63, Heft 1/2.
— Schweizerische Geologische Kommission:
— — Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, N. F., Lief. 50 u. 76. Karte 1 : 100000, Bl. 8.
— Schweizerisches Landesmuseum:
— — Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N. F., Bd. 19, Nr. 4; Bd. 20, Nr. 1, 2.
— — 26. Jahresbericht, 1917.
— Bibliothek des Eidgenössischen Polytechnikums:
— — Programm, S.-S. 1918; W.-S. 1918/19.
— Sternwarte:
— — Astronomische Mitteilungen, Nr. 107.
— Schweizerische meteorologische Zentralanstalt:
— — Annalen, 53. Jahrg., 1916.

Zweibrücken. K. Humanistisches Gymnasium:
— — Jahresbericht 1917/18.

Geschenke von Privatpersonen, Geschäftsfirmen und Redaktionen:

Dr. Adamkiewicz in Wien:
— Zum Wesen der Schlaflosigkeit (S.-A.) und 5 weitere Sonderabdrücke.

Bechold H. in Frankfurt a. M.:
— Das Institut für Kolloidforschung der Neubürgerstiftung.

Berndt G. in Berlin:
— Druckfestigkeit von Glas und Quarz. (S.-A.)

v. Fischer Hermann in Tübingen:
— Schwäbisches Wörterbuch. Liefg. 56.

Dr. Fricke Hermann in Berlin:
— Die neue und einfache Deutung der Schwerkraft.

Dr. Kayser Emanuel in München:
— Lehrbuch der Geologie. 1. Teil. Allgemeine Geologie. 5. Aufl.

Kazem-Zadeh H. in Charlottenburg:
— Rahe Nau.

Keune in Metz:
— Museum der Stadt Metz. (5 S.-A. aus Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.)

Kuhlmann Fritz in München:
— Flugschriften des Münchner Bundes, Heft 3.
— Schreiben in neuem Geiste, I und II.

Kull J. V. in München:
— Die Grafen von Königsegg.
— Deutsche Halbbrakteaten durch Umschrift.
— Die Welfen als Herzoge von Bayern.

Dr. Lenz Max in Hamburg:
— Für die Hamburgische Universität. Zugleich eine Kritik ihrer Gegner.

Dr. Liebermann Felix in Berlin:
— Geiger zum 70. Geburtstag.
— Shakespeares Anschauung von Staat, Gesellschaft und Kirche.

Dr. Luschin v. Ebengreuth A. in Gratz:
— Grundriß der Österreichischen Reichsgeschichte. 2. verb. Aufl.

Dr. Mehlis C. in Neustadt a. H.:
— Denkmäler aus dem Gebiete der Haingeraiden. (S.-A.)
— Des Claudius Ptolemäus:
„Geographia“ und die Rhein-Weserlandschaft. (S.-A.)

Dr. Patsch Carl in Sarajevo:
— Die Volkspoesie der Albaner (v. Dr. M. Lambertz).

Dr. Reichert J. in Berlin:
— Aus Deutschlands Waffenschmiede. 2. Aufl.

Reininghaus Fritz in Zürich:
— Neue Theorie der Biegungs-Spannungen.

Dr. Scherman Lucian in München:
— Orientalische Bibliographie. Bd. 20–24 und Bd. 25, Heft 1.

Dr. Sven v. Hedin in Stockholm:
— Southern Tibet. Vol. I, II, III und V mit Atlas tibetanischer Panoramen und erste Folge von Karten.

Teubner B. G. in Leipzig:
— Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Bd. III, Heft 6.

Trübner J., Verlagsbuchhandlung in Straßburg:
— Zeitschrift für Assyriologie. Bd. 31, Heft 3/4; Bd. 32, Heft 1.

Dr. Walte Wilhelm in Hamburg:
— Eine neue Erklärung der osmotischen u. elektrischen Erscheinungen.
— Beiträge zur Energielehre.

Dr. Willstätter und Stoll in München:
— Untersuchungen über die Assimilation der Kohlensäure.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 1. Abhandlung

Kurlands deutsche Vergangenheit

von

Hans Prutz



Vorgelegt am 12. Januar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 1. Abhandlung

Kurlands deutsche Vergangenheit

von

Hans Prutz

Vorgelegt am 12. Januar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Schon bei einem ersten flüchtigen Blick auf eine Karte der baltischen Lande wird einem jeden angesichts der absonderlichen, durch irgendwelche zwingenden natürlichen Verhältnisse nicht notwendig gemachten Gestalt, in welcher er Kurland zwischen Livland, Ostpreußen und dem russischen Polen hingelagert findet, der Gedanke überkommen, dieses beinahe phantastische Gebilde könne seine Entstehung und lange Erhaltung nur dem Zusammenwirken ganz besonderer Ereignisse und außerordentlicher Umstände danken.

Einem gleichschenkligem Dreieck vergleichbar, dessen Grundlinie an der Ostsee gelagert ist und von dem Vorgebirge Domesnäs am Ausgang des Rigaischen Meerbusens nach Süden bis zur preußischen Grenze reicht, erstreckt sich Kurland mit dem ihm von altersher zugehörigen Semgallen, immer schmaler werdend, zwischen Livland im Norden und Ostpreußen und dem Gouvernement Kowno im Süden nach Südosten wie ein scharf zugespitzter Keil bis tief in das Gouvernement Witebsk, wo seine beiden Seiten schließlich nur noch wenige Werst voneinander entfernt sind. So konnte sich doch nur ein Territorium gestalten, welches im Grenzgebiet einander dauernd bekämpfender Völkerschaften und Kulturen zu deren Abwehr oder Niederkämpfung bestimmt, aber dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Zum Teil mag dieses Mißlingen veranlaßt sein durch die Schwierigkeiten, die der Entlegenheit und der Natur des Landes selbst entsprangen. Ohne belebende mannigfachere Gliederung, wie sie schon der stärkere Wechsel von Hebung und Senkung, von Hochebenen und tiefer eingeschnittenen Tälern hervorbringt, bildet Kurland eine nur hier und da leichtgewellte Ebene, die sich in ihrem mittleren Teil in eine Land und Wasser fast unnatürlich mischende Seenplatte

auflöst, während von Süden her unzählige Rinnsale die den Höhen Litauens entspringenden Gewässer der Düna zuführen, der Lebensader Livlands, die freilich für Kurland für gewöhnlich nur eine hemmende Grenzsperre gewesen ist. Entfallen doch von den 27 286 Quadratkilometern, welche dieses enthält, nicht weniger als 2615, also nahezu ein Zehntel, auf jene Landseen, deren man über 300 zählt. Zu dieser Einförmigkeit der Bodenformation stimmt der Mangel eines ausgesprochen historischen Gepräges, das von den über das Land dahingegangenen Schicksalen Zeugnis ablegte. Auch hat Kurland, obgleich im Westen vom Meer bespült, lebhaftere überseeische Beziehungen eigentlich niemals unterhalten: die weitausgreifenden, kostspieligen und schließlich ergebnislosen Versuche zur Gewinnung kolonialen Besitzes und transatlantischer Verbindungen, in denen Herzog Jakob (1642—81) sich gefiel, lassen nur erkennen, wie wenig man damals eine Ahnung hatte von den Bedingungen, ohne welche derartige Unternehmungen notwendig scheitern müssen.

Aber nicht bloß der Bodenbeschaffenheit nach, sondern auch nach dem Klima, das wesentlich milder ist als das Livlands und Estlands, ist Kurland wie kaum ein anderes Gebiet des nördlichen Europa zum Ackerbau bestimmt. Das haben die ältesten Bewohner so gut wie die nachmals erobernd eindringenden Kolonisten und deren Nachfolger bis auf den heutigen Tag erkannt und benutzt: ausnahmslos sind sie Ackerbauer gewesen und dabei wirtschaftlich gediehen. Dem entsprießt denn auch — so möchte man fast sagen — durchaus der agrarische Charakter der kurischen Landschaft: ihr fehlen die weite Flächen bedeckenden malerischen Nadelholzwälder Livlands, nur hier und da finden sich sorgsam eingehegte Forsten. Sonst ist alles, soweit das Auge reicht, ein einziges, nur gelegentlich von fetten Wiesen unterbrochenes wogendes Kornfeld. Dem entsprach wohl von jeher und entspricht noch heute die Art der Besiedelung. Kurland war nicht bloß ungewöhnlich lange ein städteloses Land, sondern ist noch heute ein städtearmes, kennt auch nicht die geschlossenen, um Kirche

und Pfarrhaus gesammelten Dörfer, in denen der deutsche Bauer auch in der Fremde das Bild der Heimat so gern erneute. Von solchen finden sich dort nur wenige, die ihre Entstehung besonderen Umständen verdanken. Nicht bloß die oft schloßartigen Sitze der adligen Gutsherren, auch die Gehöfte der Bauern liegen vereinzelnt, oft weit voneinander entfernt und abseits der den dürftigen Verkehr vermittelnden Straßen. Daher führt auch der livländische Landmann für gewöhnlich ein einsames Leben und kommt nur selten und bei besonderen Gelegenheiten mit seinesgleichen zusammen, wobei es dann allerdings recht ausgelassen und unmäßig herzugehen pflegt.

Trotz den großen Veränderungen, die im Laufe von sieben Jahrhunderten über Land und Leute hinweggegangen sind, ist die innere Entwicklung Kurlands in eine gewisse Stagnation geraten und bis heute darin geblieben, weil die sie zu leiten und anregend auf sie zu wirken berufenen Kreise sich ihr nicht entziehen konnten, ja, nicht entziehen wollten, sich ihr vielmehr mit einem gewissen Behagen gefangen gaben. Das bequeme Wohlleben in den von den Vorfahren überkommenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen, deren im wesentlichen unveränderte Erhaltung im Gegensatz zu den das Land sonst treffenden Wechselfällen als besonderes Glück empfunden wurde, stellte sich im wesentlichen dar als das Ergebnis einer durch Jahrhunderte sich gleichbleibenden eigenartigen und deshalb als natürlich und notwendig betrachteten Zusammensetzung der Bevölkerung und des sich ebenfalls gleich gebliebenen Verhältnisses der einzelnen Teile derselben zueinander und zur Gesamtheit. Gerade hier aber liegt der Punkt, von dem aus nicht bloß die von ihnen selbst gewöhnlich so hoch eingeschätzte Kulturarbeit der deutschen Eroberer und Kolonisten Kurlands doch in einem wesentlich anderen Lichte erscheint, als man sie auch in weiteren Kreisen zu sehen pflegt und als die auf ihre Ahnen stolzen Enkel sie darzustellen lieben. Denn im Gegensatz zu der weit verbreiteten Ansicht, Kurland sei ein deutsches, d. h. von deutscher Kultur durchdrungenes Land, muß dasselbe vielmehr als ein solches be-

zeichnet werden, das, von Deutschen erschlossen, erobert, kolonisiert und bis an die Schwelle der neuesten Zeit beherrscht, länger und enger mit Deutschland verbunden war als die anderen baltischen Lande, dennoch nicht germanisiert ist, und zwar nicht, weil es der deutschen Kultur zu gewinnen unmöglich gewesen wäre, sondern weil der früh eingetretene Zustand der Zweischlächtigkeit, so unnatürlich und in sich widerspruchsvoll er war, den Zuzüglern nicht bloß bequem war, sondern auch Vorteile gewährte, auf die sie nicht verzichten mochten. Wie sehr die erobernden und einwandernden Deutschen es in dieser Hinsicht an sich haben fehlen lassen, lehren schon die Zahlen der Bevölkerungsstatistik.[1])

Von den 503010 Einwohnern, die Kurland nach der „8. allgemeinen Seelenrevision“ von 1834 aufwies, waren Deutsche nur 37654, d. h. diese machten nur 7,5 % der Gesamtbevölkerung aus. Vergleicht man mit diesen Zahlen die entsprechenden letzten Angaben von vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, so ergibt sich für die inzwischen verflossenen achtzig Jahre zwar ein Anwachsen der Gesamtbevölkerung auf 675000, die Deutschen aber zählen noch immer nur 51200, betragen also auch dermalen nur 7,6 %, während die Zahl der Letten auf 512000 gestiegen ist, also 76 % ausmacht. Dazu kommen 37800 Juden gegen 11154 im Jahr 1834, d. h. 5,6 %, und 24080, d. h. 3,8 % Russen, während die übrigen 50000 auf Litauer, Polen usw. entfallen. Diese Zahlen, die von der Entwicklung des Deutschtums in Kurland wahrlich kein günstiges Zeugnis ablegen, den Russifizierungsmaßregeln des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts zuzuschreiben, geht schon deshalb nicht an, weil, wie gezeigt, die Verhältnisse achtzig Jahre früher nicht wesentlich andere gewesen sind. Das anzunehmen, hieße sich einer Selbsttäuschung schuldig machen,

[1]) Vgl. Neue geographisch-statistische Beschreibung des kaiserlich-russischen Gouvernements Kurland, oder der ehemaligen Herzogtümer Kurland und Semgallen mit dem Stifte Pilten, von H. von Bienenstamm. Durchgesehen von E. A. Pfingsten. Mitau und Leipzig, Verlag von G. A. Reyher, 1841.

welche heutzutage leicht gefährlich werden könnte. Hieße das doch vor der klar zutage liegenden geschichtlichen Wahrheit die Augen schließen. Als solche wird sich bei unbefangener Prüfung immer von neuem ergeben, daß in den Mißverhältnissen, welche die heutige Statistik in der Zusammensetzung der Bevölkerung Kurlands nachweist, die Nachkommen der deutschen Eroberer und Kolonisten nur die Fehler büßen, die ihre Vorfahren begingen, indem sie im Genuß des durch die Waffen ihrer Ahnen geschaffenen wirtschaftlichen Behagens es den Unterworfenen gegenüber an ernster und selbstloser Kulturarbeit fehlen ließen, obgleich sie dadurch nicht bloß der neuen Heimat, sondern auch ihrem Vaterland gegenüber eine nicht leicht zu tilgende Schuld auf sich luden. Diese nicht selten geflissentlich verhüllte Tatsache fällt um so schwerer ins Gewicht und enthält eine um so dringlichere Lehre und Mahnung, als gerade den deutschen Herren Kurlands für die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe besonders günstige Bedingungen geboten waren und dann durch die lange Erhaltung der Herrschaft eines deutschen Fürstenhauses auch noch eine Frist gewährt wurde, um das früher Versäumte nachzuholen und weitere Schädigungen abzuwehren.

Im Hinblick darauf sowohl wie angesichts der Fragen, zu deren Erörterung in weiteren Kreisen der Fortgang des gegenwärtigen Weltkrieges wohl den Anlaß bieten wird, dürfte es von Interesse sein, die eigenartige und mannigfach verschlungene Entwicklung dieser Dinge in dem uns unmittelbar benachbarten Kurland in den Hauptmomenten zu verfolgen, um auf Grund klarerer Erkenntnis der Vergangenheit auch gegenüber den Problemen der Gegenwart und den möglichen Aufgaben der Zukunft ein richtiges Urteil zu gewinnen. Was hat — so lautet die zu beantwortende Frage — die deutsche Kultur in Kurland geleistet und was versäumt? Was hat ihre Leistungen begünstigt und erleichtert und was das Mißlingen verschuldet? Inwiefern darf man von einer deutschen Vergangenheit Kurlands sprechen und vielleicht eine deutsche Zukunft dafür hoffen?

I.

Die Eröffnung Kurlands für die deutsche Kultur.

Bestimmend für die Art, wie die Anfänge der christlichen und der deutschen Kultur in Kurland gepflanzt wurden, und für den Gang, den ihre Entwicklung zunächst einschlug, ist der Umstand geworden, daß Kurland eigentlich nicht von deutschem Gebiet aus kolonisiert wurde, sondern zunächst als Grenzmark eines mit dem Mutterlande selbst nicht zusammenhängenden, erst neuerdings gewonnenen oder zu gewinnenden Koloniallandes. Bestimmt, das erst deutsch werdende Livland gegen Litauen und Samaiten zu decken und nach Süden und Südosten zu sichern, erlangte es erst später die Möglichkeit sich bis zur Ostgrenze Preußens auszudehnen und so die Verbindung mit Deutschland herzustellen. Heute erscheint es, wie die Dinge dort im Nordosten sich gestaltet haben, entgegen seiner ursprünglichen Bestimmung, wie durch Natur und Geschichte zur Grenzmark Deutschlands gegen Rußland bestimmt.

Abgesehen von dieser Tatsache, welche, seiner Lage und seinem dadurch bestimmten Verhältnis zu Livland entspringend, für seine Entwicklung maßgebend geblieben ist, bietet die Geschichte der Christianisierung Kurlands keinen besonderen, als gerade ihr eigen hervorzuhebenden Zug. Vielmehr wiederholen sich darin die, welche von ähnlichen Vorgängen früherer und späterer Zeit überliefert sind, im einzelnen meist nicht sicher beglaubigt und in der Tradition nach der kirchlichen Schablone früh legendarisch gestaltet und daher mehr oder minder unbestimmt und verschwommen. Glaubenseifrige Missionare treibt unruhiger Tatendrang in die Ferne, um einem ihnen meist nur von Hörensagen bekannt gewordenen Volk die Segnungen des Christentums zu vermitteln. Bei dessen Unbekanntschaft mit dem, um was es sich dabei handelte, nicht selten auch gefördert durch die bei denselben herrschenden, auf eine Änderung hindrängenden wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Zustände, haben diese Glaubensboten zunächst meist leichte Erfolge. Es wird getauft und gepredigt, Kapellen

erstehen, Kirchen wachsen aus dem Boden und Klöster werden errichtet; all das aber geht doch nicht ab, ohne daß den neuen Christen ihnen bisher unbekannte Lasten aufgelegt werden. Das läßt diesen die Heilslehre bald in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen: das christliche Sittengesetz, auf dessen äußerlich strenge Einhaltung die nun zahlreicher ins Land gekommenen Priester und Mönche besonders eifrig ausgehen, bringt sie mit alten hochgehaltenen Bräuchen in Konflikt und läßt sie den Verlust der alten Glaubensfreiheit um so schwerer empfinden, als diesem nicht selten auch der der politischen und schließlich sogar der persönlichen Freiheit folgt. Dann erst werden die Parteiungen und Feindschaften vergessen, die bisher geteilten oder gar miteinander streitenden Stämme schließen sich zusammen, greifen nach geheimer Verabredung zu den Waffen und überfallen die Niederlassungen der Fremden, töten die Priester, zerstören Kirchen und Klöster und verjagen die im Lande ansässig gewordenen fremden Ansiedler, um mit dem alten Glauben zugleich die alte Freiheit herzustellen. Nun erst kommt es zum Glaubens- und Volkskrieg, der nach mehr oder minder jähen Wechselfällen mit der Niederkämpfung der aufständischen Heiden endet, welche der überlegenen Kriegskunst der nun massenhafter zuströmenden Glaubenskämpfer erliegen und ihr Unternehmen nicht selten mit fast vollständiger Ausrottung büßen. Dann erst können die Wurzeln des Christentums tiefer in den blutgetränkten Boden gesenkt und die Saatkörner sich allmählich festigender christlicher Kultur ausgestreut werden.

Das ist der Verlauf auch in Kurland gewesen. Wann aber und wo und in welchem Umfang das Christentum dort zuerst eingebürgert schien, ehe es der heidnischen Reaktion vorübergehend erlag, vermögen wir bei der Dürftigkeit der auf uns gekommenen Nachrichten, die sich zum Teil als spätere Kombinationen erweisen, nicht mit Sicherheit zu sagen.[1]) Doch

---

[1]) Zu dem Folgenden vgl. E. und A. Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Eine populäre Darstellung Bd. I (Reval 1895) und

scheinen schon um die Wende des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts Mitarbeiter und Schüler Bischof Alberts (1199—1229) von Livland her über die Düna auch nach Kurland gekommen und dort tätig gewesen zu sein. Bestimmte Zeugnisse dafür aber liegen nicht vor, und wenn Graf Bernhard von Lippe, in jungen Jahren einer der streitbarsten Genossen Heinrichs des Löwen und militärisch wie politisch gleich vielseitig und bedeutend tätig, nachmals in der Kutte des Mönchs in dem neu erschlossenen baltischen Land durch die Predigt sowohl wie durch das Schwert dem Christentum eine Stätte zu bereiten bemüht und als Abt des Klosters Dünamünde einer der verdientesten Förderer der Kolonie, gelegentlich als Bischof von Selonien (1218—24), d. h. Semgallen, bezeichnet wird, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß bereits damals in dieser den östlichen Teil des späteren Kurland bildenden Landschaft das Christentum geherrscht und ein organisiertes Bistum bestanden habe. Solche Würden waren damals oft nur Titulaturen, bestimmt für die Zukunft Ansprüche zu begründen. Wenn aber das Christentum über die Grenzen des eigentlichen Livland hinaus zunächst nur geringe Fortschritte machte, so erklärt sich das aus der leidigen Uneinigkeit zwischen den Instanzen, welche das Missionswerk in einmütigem Zusammenwirken zu fördern berufen gewesen wären. Bereits damals sind dort Zustände erkennbar, wie sie dem Lande später verderblich geworden sind, machte sich namentlich der Einfluß ehrgeiziger Hierarchie störend geltend. Den Eingeborenen entging nicht die daraus entspringende Schwäche der Eindringlinge, und sie eilten sie auszunutzen. So wurde die Pflanzung Bischof Alberts bald nach seinem Tod (er starb am 17. Januar 1229 in Riga) einer Krisis ausgesetzt, in der sie unterzugehen drohte.

Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, 3. Auflage (Riga 1908), vor allem aber die eindringenden und scharfsinnigen Untersuchungen von Philipp Schwartz, Kurland im 13. Jahrhundert (Dissertation, Leipzig 1875), in denen freilich Kombinationen und Vermutungen ein allzu großer Raum gewährt ist, von denen hier deshalb abgesehen wurde.

Während nämlich das Rigaer Domkapitel eines seiner Glieder, den aus Magdeburg stammenden Nikolaus, zum Nachfolger Alberts wählte, beanspruchte der Erzbischof von Bremen, dessen Kirche Albert als Domherr angehört hatte, Metropolitanrechte über die junge livländische Kirche und ernannte den Kölner Domherren Albert Suerbeer zum Bischof derselben. Die Spaltung mußte um so schädlicher wirken, als der vom Papst mit ihrer Schlichtung beauftragte flandrische Mönch Balduin nicht nur für die Bremer Ansprüche eintrat, sondern auch ehrgeizige Pläne verfolgte. Denn als sich Ende des Jahres 1230 Boten der Kuren bei ihm in Riga einfanden, die im Namen ihrer Stammesgenossen Annahme des Christentums und Unterwerfung anboten und über die daraufhin im Lande einzuführende neue Ordnung nähere Vereinbarungen treffen wollten, benutzte er die Gelegenheit, um der aufstrebenden Rigaer Kirche den Weg nach Kurland zu verlegen, der nun auch für die deutsche Kultur geöffnet schien. Denn wie nötig es war, jenseits der Düna festen Fuß zu fassen und über Kurland und Semgallen Verbindung mit dem Ordensland Preußen und so mit Deutschland zu gewinnen, hatten namentlich die in Riga heimisch gewordenen deutschen Kaufleute erkannt. Ein erster Schritt dazu war bereits getan, indem Bischof Nikolaus (1229—53) Bürgern von Riga den dritten Teil von Semgallen und von Oesel und dann noch ein Sechstel von Kurland selbst zu eigen gab. Offenbar sollte damit die Erwerbung dieser Landschaften für Riga angebahnt werden; daraufhin belehnte dann der Rat der Stadt seinerseits siebzig Kaufleute, d. h. zugezogene Fremde mit Ländereien in Kurland und Semgallen und dann noch einmal sechsundfünfzig in Kurland. Ohne Rücksicht darauf schloß Balduin mit den Kuren ab, als ob er über noch herrenloses Land zu verfügen gehabt hätte.

Zunächst scheinen diese Maßnahmen Erfolg gehabt zu haben. Das Christentum fand in Kurland so weit Eingang, daß der päpstliche Legat Wilhelm von Modena, der sich maßvoll und klug bemühte, die durch den Übereifer Balduins veranlaßten Streitigkeiten zu begleichen, zur Einsetzung eines

Bischofs schreiten konnte. Als solcher kommt seit 1236 und 1237 Engelbert vor; doch umfaßt seine Diözese vermutlich nur das Land zwischen den Flüssen Windau und Memel und das Gebiet südlich der Abau bis nach Semgallen, während das südöstliche Kurland von dem Legaten schon früher der Rigaer Kirche zugeteilt war. Nicht lange danach aber wurde alles wieder in Frage gestellt infolge der vernichtenden Niederlage, welche der Schwertbrüderorden am 22. September 1236 durch die aufständischen Letten und Esten erlitt. Nun ergriff der Aufstand Kurland und Semgallen und war bald auch in Oesel siegreich. Um jene Zeit erlitt Bischof Engelbert den Märtyrertod und die in Kurland gemachten bescheidenen Anfänge deutscher Kultur verfielen dem Untergang.

Als Retter in dieser Bedrängnis wurde der Deutsche Orden aus Preußen herbeigerufen. Doch vergingen natürlich einige Jahre, ehe er sich mit der ihm hier gestellten Aufgabe so weit vertraut gemacht hatte, daß er mit Aussicht auf Erfolg an ihre Lösung gehen konnte. Auch waren seine Leiter zu scharfblickend, als daß sie nicht hätten erkennen sollen, daß die Verhältnisse für ihn hier wesentlich anders und zwar lange nicht so günstig lagen wie in Preußen, und zu gute Staatsmänner und zu sehr auf die Stellung und die Ehre ihrer Genossenschaft bedacht, um nicht von Anfang an planmäßig darauf hin zu arbeiten, daß diese auf dem neuen Schauplatz ganz dieselbe günstige, nicht bloß unabhängige, sondern gebietende Stellung erlangte wie in Preußen. Schon dadurch trat der Deutsche Orden alsbald in einen gewissen Gegensatz zu den in Liv- und Kurland bestehenden Verhältnissen und zu den an deren Erhaltung interessierten Mächten, namentlich also zu dem Erzbischof von Riga und den übrigen Bischöfen, welche ihre landesherrlichen Rechte zu behaupten strebten. Es wurde also wiederum ein Keim der Zwietracht in die neue Ordnung der Dinge gelegt, dessen Entwicklung deren Ausgestaltung gefährdete und schließlich nur gewaltsam aufgehalten werden konnte.

Zunächst zwar gelang es der vermittelnden Tätigkeit

Wilhelms von Modena, der als päpstlicher Legat lange Jahre zwischen Rom und den baltischen Landen hin und her ging, die Gegensätze zu mildern und ein gemeinsames Vorgehen der bisher konkurrierenden Mächte zu ermöglichen.

Als der Deutsche Orden nach Livland kam, war dieses infolge der Katastrophe der Schwertbrüder schwer bedroht, Kurland zum Teil und Semgallen fast ganz verloren; das nur noch dem Namen nach bestehende Bistum Kurland war vakant; das Kapitel hatte sich nach Riga geflüchtet und wurde von der dortigen Kirche unterhalten. Sich daher zunächst auf die Defensive beschränkend ging der Orden erst 1242 zur Offensive gegen die in das Heidentum zurückgefallenen Kuren über. Damals wies ihm Wilhelm von Modena an der Windau einen Platz an zum Bau einer Burg: in Gemeinschaft mit dem neuen Bischof — sein Namen ist nicht überliefert — führte der Orden, dessen livländischem Zweig damals Meister Dietrich von Groningen (1242—45) vorstand, die Burg Goldingen auf, welche, ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, zum Ausgangspunkt für die endgültige Unterwerfung desselben gemacht und nachmals als Haupthaus Sitz des livländischen Landmeisters wurde. Nicht lange danach entstand weiter im Innern des Landes Amboten, von dem aus die deutsche Herrschaft sich dann rasch ausbreitete. Schon stieß sie im Süden und Osten mit den Litauern zusammen, deren Fürst Mindowe die Gefahr erkannte, die von Kurland her drohte: die damals dort ausgefochtenen Kämpfe erscheinen als Einleitung und Vorspiel zu dem späteren erbitterten Ringen zwischen Deutschen und Litauern. Außerdem aber hatten die Ereignisse der letzten Jahre gelehrt, wie wichtig es war, daß der Orden mit Preußen eine Verbindung über Land gewann. Sie herzustellen, wurde 1252 im äußersten Südwesten des Landes der Bau der Memelburg begonnen. Auch bei ihm wirkten der Orden und der Bischof von Kurland zusammen. Als solcher war seit dem Frühjahr 1231 Heinrich von Lützelburg, bisher Titularbischof von Semgallen, an die Spitze der erst zu organisierenden kurländischen Kirche gestellt, der er bis 1263 vorstand, um sich

gegenüber den steigenden Schwierigkeiten, welche ihm das rücksichtslose Auftreten des Ordens bereitete, schließlich zurückzuziehen.

Denn sobald die Gefahr, welche die junge Pflanzung bedroht hatte, beseitigt war, lebten die alten Gegensätze wieder auf und veranlaßten Streitigkeiten, die zu begleichen Wilhelm von Modena vollauf zu tun hatte. Es handelte sich dabei einmal um das Bemühen des Rigaer Erzbischofs, nicht bloß seinen Vorrang dem Bistum Kurland gegenüber zu behaupten, sondern auch um die Regelung des Verhältnisses zwischen dem letzteren und dem Orden. Begreiflicherweise suchte der päpstliche Legat den Gegensatz zwischen Erzbistum und Bistum abzuschwächen und ersteres nicht bloß vor jeder Schädigung seiner Autorität, sondern auch vor Minderung seines Besitzes zu bewahren. Anders stellte er sich zu dem Orden. Hatte dieser doch zu dem glücklichen Ausgang des Kampfes um Kurland entscheidend beigetragen; die Eroberung des Landes war sein Werk, und auch die Behauptung desselben ließ sich nur von ihm mit Sicherheit erwarten. Dessen war sich vor allem der Orden selbst bewußt und daher weit davon entfernt, sich hier mit der bescheidenen Stellung zu begnügen, die ihm in Livland zunächst angewiesen war. Dort nämlich galten die ihm für Preußen zugestandenen weitgehenden Rechte und Freiheiten nicht, sondern war er nur als Rechtsnachfolger des Schwertbrüderordens, dessen Überreste 1237 mit ihm verschmolzen waren, in die diesem einst von Bischof Albert eingeräumte Stellung eingerückt, wie ihm denn dort zunächst auch nur ein Drittel des Landes, und zwar als Lehen des Erzbischofs von Riga zuerkannt war. Da Abhilfe zu schaffen, sind die Leiter des Ordens eifrig bemüht gewesen, und früher und vollständiger als in den übrigen Teilen der neuen Provinz ist ihnen das in Kurland gelungen, welches dadurch eine wichtige Stütze der Ordensherrschaft überhaupt wurde. Die stolze Selbstherrlichkeit gegenüber der Kirche und die Gewinnung voller landesherrlicher Macht, die ihm zuerst in Kurland gelang, hat dem Orden erst die Möglichkeit gegeben, in Livland das gleiche zu erreichen.

Das streitige Verhältnis zum Erzbischof von Riga war durch einen Schiedsspruch Wilhelms von Modena vom 24. Februar 1251 befriedigend geregelt. Darin wurde Kurland zwar nicht mehr als ein Teil Preußens in Anspruch genommen, in dem die dem Orden dort verliehenen Rechte ohne weiteres zu gelten hätten, sondern als ein Teil Livlands anerkannt, der jedoch nach den in Preußen geltenden staatsrechtlichen Normen zu behandeln war. Das ermöglichte die volle Befriedigung der vom Orden erhobenen landesherrlichen Ansprüche, ohne den Metropolitanrechten des Erzbischofs zu nahe zu treten. Zugleich wurden Bestimmungen getroffen, um das Zusammenwirken beider zur Förderung des Christentums und der christlichen Kultur zu ermöglichen. Der Orden verpflichtete sich, außerhalb Preußens und Livlands die dem Erzbischof vom Papst verliehenen Rechte zu achten, erkannte auch dessen geistliche Gerichtsbarkeit in diesen beiden Gebieten ausdrücklich an. Viel größer waren die Zugeständnisse, zu denen der kurländische Bischof Heinrich von Lützelburg sich bequemen mußte, namentlich in Betreff des Landbesitzes. Die Verhandlungen darüber führten schließlich dahin, daß, abweichend von dem in Livland sonst geltenden Prinzip, der Bischof nur ein Drittel, der Orden dagegen zwei Drittel des Grund und Bodens erhielt, entsprechend dem in Preußen von Anfang an beobachtenden Brauch. Aber noch konnten Streitigkeiten über solche Gebiete entstehen, welche während des Kampfes gegen die aufständischen Kuren von beiden Teilen gemeinsam gehalten worden waren, wie die Memelburg und auch Goldingen. Auch da scheint der Orden schließlich mit seinen Ansprüchen im wesentlichen durchgedrungen zu sein. Denn nach einem Vergleich, den Bischof Heinrich von Oesel (1234—60) vermittelte, verzichtete der Bischof von Kurland gegen eine Geldentschädigung auf seinen Anteil an Goldingen. Auch auf das ihm anfangs zugesprochene Recht, wenn bei der Burg dereinst eine Stadt erstehen sollte, in dieser seine Residenz zu nehmen und einen Platz zum Bau derselben zu erhalten, hat er verzichtet, so daß er auch dort nur die einem Bischof als solchem

zustehenden geistlichen Rechte behielt. Ähnlich erging es ihm in Betreff der Memelburg. Die Absicht scheint gewesen zu sein, unter dem Schutz derselben eine erste Stadt in Kurland zu gründen. Ordensmeister und Bischof hatten nämlich den Rat von Dortmund um Mitteilung des dort geltenden Rechts gebeten, um dieselbe damit zu bewidmen.[1] Ferner wurde festgestellt, wie es hinfort mit der Erbauung und Ausstattung von Kirchen im Lande und mit der Übung des Patronatsrechtes über sie gehalten werden sollte. Danach erst ging man an die Teilung des Landes, welches in drei Teile zerlegt wurde, von denen einer an den Bischof und zwei an den Orden kamen. Dieses sicherlich schwierige Geschäft wurde zu Beginn des Jahres 1253 in Gegenwart des Deutschmeisters Eberhard, der dazu also nach Livland gekommen war, und des Bischofs von Oesel mit Heinrich von Lützelburg zu Riga zum Abschluß gebracht und das Ergebnis auf das genaueste urkundlich festgelegt. Dem verdanken wir, da all die in Betracht kommenden Landschaften aufgezählt und ihrer Lage nach bestimmt wurden, eine erschöpfende Kenntnis der Topographie des damaligen Kurland. Einige Gebiete blieben aus besonderen Gründen ungeteilt, wie denn im allgemeinen Seen und Flußläufe als gemeinsamer Besitz gelten und beide Teile zu ihrer Benützung berechtigt sein sollten. Diese Zweiteilung des Landes hat, obgleich sie infolge der Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem Orden und dem Bistum praktische Bedeutung kaum erlangt hat, auf die Bevölkerung offenbar besonderen Eindruck gemacht, und die Erinnerung daran ist bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Sprachgebrauch festgehalten worden, der auch da noch zwischen dem bischöflichen Land oder Stift und dem Ordensgebiet unterschied. Wie sehr aber aller Vorteil auf der Seite des Ordens war, zeigen weiter die Festsetzungen über die Pflichten beider Parteien in bezug auf die Landesverteidigung. Zu Heereszügen in Feindesland hatten beide Landesherren ihre Dienstmannen

[1] Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch II n. 3025 (S. 426).

von sich aus aufzubieten, bei feindlichen Einfällen dagegen sollte jeder befugt sein, auch die des anderen anzubieten, so daß, da die Leitung der militärischen Angelegenheiten selbstverständlich in der Hand des Ordens lag, dieser über die Wehrkraft des ganzen Landes verfügte.

Natürlich blieb der Orden auf dem mit so viel Erfolg beschrittenen Weg nicht stehen, sondern ging nun erst recht auf die Erweiterung der gewonnenen Stellung aus. Immer enger wurden die Schranken, die Bischof Heinrich von Lützelburg seiner fürstlichen Gewalt gesetzt sah; dabei wurde er auch in seinem Besitz geschädigt. Das mußte ihn schließlich auch in der Erfüllung seiner kirchlichen Obliegenheiten behindern. Zudem zeigte sich bald, daß die Zukunft der christlichen und der deutschen Kultur hier allein durch die Gewalt der Waffen sichergestellt werden konnte. Denn 1259 brach in dem benachbarten Semgallen ein Aufstand aus, der nicht bloß Livland, sondern auch das dänische Estland gefährdete. Auch der streitbare Litauerfürst Mindowe benutzte ihn zu einem verwüstenden Einfall: ihm entgegeneilend erlitt der Ordensmeister Burkhard von Hornhausen (1256 – 60) am 13. Juni 1260 noch in Kurland bei Durben eine schwere Niederlage, bei der er selbst mit 150 Ordensbrüdern und zahlreichen gemeinen Kriegern fiel. Aber auch diesen Schlag überwand der Orden, dem Papst Alexander IV. am 25. Januar 1260 in Livland endlich die gleiche Stellung eingeräumt hatte wie in Preußen, indem er ihm zwei Drittel des Landes zusprach, die Bischöfe aber auf eines beschränkte. Dank der von Preußen her gewährten Hilfe, dem Zuzug kampflustiger Scharen aus dem Reiche und der Unterstützung durch die dänischen Lehnsleute in Estland schlug er den Aufruhr während der nächsten Jahre nieder. Auch entledigte ihn Mindowes Tod 1263 des gefährlichsten auswärtigen Gegners, zumal zwischen dessen Söhnen ausbrechende Streitigkeiten den Aufrührern die litauische Hilfe entzogen. In diesen Kämpfen scheint sich nun aber für den Orden die Notwendigkeit ergeben zu haben, in Kurland, der Mark gegen Semgallen und Litauen, völlig freie Hand zu haben und bei

ihrer Wiederaufrichtung und Sicherung durch keine Rücksicht irgendwelcher Art gebunden zu sein, auch nicht durch kirchliche. Konnten solche doch dem straffen militärischen Regiment, das dort not tat, leicht hinderlich werden. Daher hatte Heinrich von Lützelburg hinfort nur noch die weitere Verkürzung seines Besitzes und seiner Rechte zu gegenwärtigen. Daß ersterer schon schwer geschädigt war, geht daraus hervor, daß der Bischof, der eine Zeitlang in Memel Zuflucht gefunden, sich dann aber nach Riga zurückgezogen hatte, in finanzielle Verlegenheiten geriet, denen er durch eine beim Orden aufgenommene Anleihe abzuhelfen suchte. Nach alledem konnte der Orden sich von ihm der Mitarbeit nicht versehen, deren er für die Organisation der Mark Kurland bedurfte, und wird wohl in diesem Sinne bei der römischen Kurie vorstellig geworden sein. So erklärt es sich, daß der Papst zu anderweitiger Besetzung des kurländischen Bistums die Hand bot. Im Frühjahr 1263 wurde Heinrich von Lützelburg seines Amtes enthoben, um durch ein anderes Bistum entschädigt zu werden: er ist 1273 als Bischof von Chiemsee gestorben. Die Bedeutung dieser Maßregel geht daraus hervor, daß Papst Urban IV. der kurländischen Diözese nun einen Priesterbruder des Ordens vorsetzte, Edmund von Werd, um durch Erfüllung eines ihm ausgesprochenen Wunsches dem Ordensmeister Anno von Sangerhausen (1256—74) eine besondere Ehre zu erweisen. Mit einem an die Regel gebundenen und dem Meister unterstellten Ordensbruder als Bischof neben sich erlangte der Orden in Kurland durch die so begründete Einheitlichkeit des weltlichen und des geistlichen Regiments eine Machtstellung, wie er sie noch in keinem Teile seines Staates inne hatte. Kurland wurde zum Ausgangspunkt für eine Neuordnung seiner Stellung zur Kirche und den Ausbau seiner Landesherrschaft, entsprechend seiner Wichtigkeit für die Verbindung zwischen dem südlichen und dem nördlichen Ordensland und als Bollwerk für die Abwehr der Litauer.

Unter günstigeren Verhältnissen als bisher begann der Orden nach 1263 die Niederwerfung der aufrührerischen Kuren,

wobei ihm das feste Goldingen als Stützpunkt diente. Einen zweiten schuf der Ordensmeister Konrad von Mandern (1263—66), indem er nahe der Grenze gegen Semgallen die Burg Mitau aufführte. Bald konnte der Orden zum Angriff auch auf Semgallen vorgehen und den Kuren die von dort bezogene Hilfe abschneiden. So wurde die Ruhe hergestellt und die Unterwerfung Kurlands bis zum Jahr 1267 durch Meister Otto von Lutterberg (1266—70) vollendet. Dagegen beschäftigte die Bekämpfung Semgallens den Orden beinahe noch zwei Jahrzehnte: sie kam erst 1287 zum Abschluß, indem die im Heidentum beharrende und hartnäckig Widerstand leistende Bevölkerung, nachdem alle ihre festen Plätze gebrochen waren, sich nach Litauen zurückzog und das Land als eine Wüste in der Hand der Sieger ließ.

Neben dieser nur durch Anspannung aller Kräfte ermöglichten unausgesetzten kriegerischen Tätigkeit hat es der Orden damals aber auch an friedlicher Arbeit für die Einbürgerung christlicher und deutscher Kultur nicht fehlen lassen. Die dazu ergriffenen Maßregeln, von denen die zeitgenössischen Chronisten und deren spätere Benutzer nicht zu berichten pflegen, kennen wir im einzelnen leider nicht: es werden aber diejenigen gewesen sein, die zu dem gleichen Zweck unter ähnlichen Umständen anderwärts durchgeführt zu werden pflegten. Bedingt waren sie durch die besonderen Verhältnisse des Landes. Denn im Gegensatz zu Semgallen, dessen eingeborene Bevölkerung auswanderte, und zu Preußen, das ebenfalls in der Hauptsache entvölkert in die Hand des Ordens gefallen war, muß in Kurland die große Masse der Eingeborenen, welche durch die Natur des Landes mit ihrem Unterhalt von jeher auf den Ackerbau angewiesen und daher mit dem Grund und Boden untrennbar verwachsen waren, sich in das Unvermeidliche gefügt haben und in den alten Wohnsitzen geblieben sein. Daraus ergab sich einmal, daß die neuen Herren mit dem Grund und Boden auch die auf demselben sitzenden und ihn bebauenden Kuren an die anzusiedelnden deutschen Zuzügler vergeben mußten,

und weiter, daß für Zuzügler wenigstens in größerer Menge nicht Raum war. Nimmt man dazu noch die Schwierigkeiten, welche sich damals der Wanderung nach Kurland, sei es von Preußen her oder aus einem der livländischen Hafenorte, entgegenstellten, so begreift man, daß die Zahl der Kolonisten klein blieb und die Germanisierung hier mit geringen, zu durchschlagendem Erfolg unzureichenden Kräften einsetzte. Den Absichten des Ordens hat das nicht entsprochen, erklärt aber den Gang, den die Entwickelung gerade dieser baltischen Kolonie einschlug.

Noch in der Zeit der höchsten Bedrängnis durch den Aufstand hatte sich nach einem auf uns gekommenen Schreiben[1]) Georg — sein Familienname ist nicht überliefert —, Komtur von Segewold, welcher als solcher, dem Herkommen gemäß, nachdem Meister Burkhard von Hornhausen bei Durben gefallen war, die schwere Last der Stellvertretung des Ordenshauptes hatte auf sich nehmen müssen, mit der Bitte um Hilfe auch an die Stadt Lübeck gewandt, die ja an den Anfängen der baltischen Kolonie besonders beteiligt gewesen war. Um seiner Bitte größeren Nachdruck zu geben, verkündigte er zugleich, wie diejenigen deutschen Edelleute, Waffenknechte, Stadtbürger und Bauern belohnt und versorgt werden sollten, die Leib und Leben an die Bekämpfung der Ungläubigen wagen würden. Daß er sich nicht bloß an den Adel wandte, und zwar zunächst den niedersächsischen und namentlich den westfälischen, sondern auch an dessen Dienstmannen sowie an die Bürger und Bauern, läßt erkennen, daß es auf eine gründliche Germanisierung der Grenzlandschaft abgesehen war, deren besondere Wichtigkeit die jüngsten Ereignisse erwiesen hatten. Dazu sollen zunächst in den Landstrichen, welche die Kuren geräumt hatten, deutsche Adlige gegen die Verpflichtung dem Orden als schwergepanzerte Reiter Kriegsdienste zu leisten, 60 „sächsische“ Hufen Land zu eigen erhalten, „rechtschaffene“ Waffenknechte auf dieselbe Bedingung deren 40, unfreie Leute

[1]) Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch I Abt. I n. 362 S. 460.

aber, die im Notfall ebenfalls zu Pferd und mit dem Plattenharnisch sich aufbieten ließen, 10. Weiter verspricht der Komtur allen Bauern, die seinem Rufe folgen würden, so viel Land, als sie bebauen könnten, unter Gewährung von Abgabenfreiheit auf sechs Jahre, nach deren Ablauf sie der Kirche den Zehnten entrichten sollten. Da aber schleunige Hilfe not tut, werden alle zu kommen Geneigten gebeten, ihren Aufbruch zu beschleunigen und sich noch vor Weihnachten in Memel einzufinden. Den Erfolg dieser Einladung kennen wir nicht, doch läßt, was über die Kämpfe der nächsten Jahre berichtet wird, erkennen, daß der deutsche Adel es nicht hat an sich fehlen lassen, mag auch unter den damaligen Umständen die Zahl derer noch gering gewesen sein, welche auf die angebotenen Bedingungen hin im Lande blieben. Immerhin mag von den später dort altangesessenen Familien die eine oder die andere damals in dem Lande festen Fuß gefaßt haben.

Von einer stärkeren Zuwanderung der Bürger deutscher Städte hören wir nichts. Soweit solche im Osten ihr Glück versuchen wollten, wandten sie sich nach den in raschem Aufblühen begriffenen Zentren des wirtschaftlichen Lebens, von denen namentlich Riga starke Anziehungskraft besaß. Was hätte auch damals der Kaufmann und der Gewerbetreibende in dem städtelosen Kurland gewinnen können, auch wenn er sich unter den Mauern einer der nun in größerer Zahl erstehenden Ordensburgen ansiedelte? Daß aber auch die deutschen Bauern dem Rufe des Ordens nicht Folge leisteten oder nur in so geringer Zahl, daß sie weder für die Bevölkerung noch für die Bebauung des Landes etwas bedeuteten, lehren die Maßregeln, welche der Orden bald danach für nötig hielt.

Als nämlich der Aufstand niedergekämpft war und es galt, eine dauernde friedliche Ordnung einzuführen, traf im August 1267 der damalige livländische Ordensmeister Otto von Lutterberg (1266—70) genaue Bestimmungen über die Rechte und die Pflichten der Kuren. Weit davon entfernt, eine wohldurchdachte, sozusagen systematische Regelung der Verhältnisse der-

selben zu geben, ist dieser Erlaß nicht bloß insofern lehrreich, als einzelne darin gegebene Vorschriften gewisse üble Eigenschaften der kurischen Bauern, sondern auch den milden Geist erkennen lassen, der die deutschen Eroberer damals beseelte und für das Gedeihen ihrer Untertanen sorgen ließ.[1]) An die Spitze stellte Otto von Lutterberg die Erklärung, er vergebe den Kuren alles gegen den Orden begangene Unrecht, d. h. er gewährte den Teilnehmern an der letzten Empörung volle Straflosigkeit. Zugleich fordert er sie auf, die gestohlenen Pferde zurückzugeben; doch sollte, geschah das nicht, in einzelnen Fällen ein gütlicher Ausgleich erfolgen, welcher den Dieben dann wohl ebenfalls Straflosigkeit gewährt haben wird. Andere Bestimmungen betrafen das Strandrecht und schrieben vor, wie es mit angespültem Gut und der geretteten Habe von Schiffbrüchigen gehalten werden sollte. Die Hauptsache aber war, daß jedem kurischen Bauern freigegeben wurde, sich anzusiedeln, wo er wollte, mit Ausnahme natürlich der schon besetzten Grundstücke, und daß das von ihm in Bebauung genommene Land unter Vorbehalt der Rechte des Gutsherrn ihm erblich verbleiben sollte. Dem Orden sollte er von jedem bebauten Haken zwei Lof Getreide zinsen, sowie von jedem zum Eggen gebrauchten Pferd an den Ordensvogt seines Bezirks vom vierten Jahre ab ein Lof entrichten, wie er diesem auch im Sommer und im Winter je zwei Tage zu dienen, d. h. bei der Feldarbeit oder sonst Hilfe zu leisten hat. Zu solcher ist er auch verpflichtet, und zwar bis zur Dauer eines Monats und sich selbst beköstigend, wenn der Orden ein Haus aufführt. Wie sehr aber der Orden bestrebt war, die berechtigten Gefühle seiner neuen Untertanen zu schonen, lehrt die Beschränkung dieser Vorschrift auf die bekehrten Kuren: den Ungetauften mutete man nicht zu bei der Bekämpfung ihrer Glaubensgenossen mitzuwirken. So milde diese Bestimmungen im Vergleich mit den später geltenden waren, so hat es doch, wie der Erlaß des Meisters weiterhin lehrt, auch damals nicht

[1]) Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch I n. 405 (S. 508—9).

an dem „Verstreichen“ der Bauern gefehlt. Ist ein solcher Flüchtling, so wird verfügt, über die Düna entwichen, so soll er seinem Herrn, sobald dieser sein Recht auf ihn nachweist, noch drei Monate lang im Betretungsfall ausgeliefert werden; ist er aber über See entflohen, so erlischt des Herrn Recht erst nach Ablauf eines vollen Jahres. Nimmt man zu alledem noch die Bestimmung, daß die Bauern unter dem livländischen Rechte stehen, d. h. ihre privaten und Familienangelegenheiten nach diesem geregelt und etwaige Streitigkeiten danach entschieden werden sollen, so wird man dem Meister Otto von Lutterberg die Anerkennung nicht versagen, daß er versöhnlich und wohlmeinend die Kuren unter sorgsamer Schonung ihrer Eigenart in die neue Ordnung hinüber zu leiten und ihnen durch Gewährung einer menschenwürdigen und wirtschaftlich befriedigenden Lage das allmähliche Einleben in dieselbe zu erleichtern strebte.

Die Frage blieb nur, ob die Verhältnisse in Livland überhaupt und in Kurland im besonderen sich so gestalteten, daß dieser Weg weiter verfolgt werden konnte. Das aber hing davon ab, ob Kurland im Laufe der nächsten Menschenalter nun auch wirklich germanisiert und das deutsche Element hinreichend gestärkt wurde, um das ihm der Zahl nach noch weit überlegene kurische Lettentum allmählich zu durchdringen und gewissermaßen aufzusaugen, d. h. ob Kurland, was es durch die Kämpfe der letzten Jahre geworden war, eine deutsche Militärkolonie auch fernerhin bleiben oder ob es der Sitz wirklich deutschen Lebens werden würde.

II.

Kurland im Verbande des Deutsch-Ordensstaates.

Nahezu drei Jahrhunderte, von der Niederwerfung des letzten Aufstands der Kuren und Semgaller bis zur Auflösung des livländischen Bundesstaates 1561, bei der ihm der ebenso verschlagene wie eigennützige letzte Ordensmeister noch eine gewisse Selbständigkeit rettete, hat Kurland dem Staat des

Deutschen Ordens angehört und erst dessen herrliches Erblühen und dann seinen Verfall geteilt. Wenn es dabei niemals eine hervorragende oder gar leitende Rolle gespielt, weder der Schauplatz für die Gesamtheit epochemachender Ereignisse, noch das Opfer besonders schwerer Heimsuchungen wurde, so hatte das seinen Grund einmal wieder in seiner ganz eigenartigen Lage und seinen dieser entsprechenden besonderen inneren Verhältnissen. Ursprünglich als Grenzmark gegen Litauer und Semgaller eingerichtet und daher gewissermaßen als Militärkolonie organisiert, hatte es diese Bedeutung allmählich eingebüßt, um als Verbindungsglied zwischen Livland und Preußen erhöhte Wichtigkeit zu erlangen. Doch blieb es ein Durchgangsterritorium, welches in sich selbst schöpferische Kraft zu erzeugen und auf die Nachbargebiete entscheidend einzuwirken nicht berufen war und nicht beanspruchte. Aber auch Anregungen von außen aufzunehmen und für sich nutzbar zu machen war es wenig befähigt und daher je länger je weniger geneigt. Durch seine Entlegenheit von den Wegen, die Handel und Verkehr verfolgten, aber mit ungewöhnlich fruchtbarem Boden, war Kurland auch in der Ordenszeit nicht bloß mit dem Unterhalt, sondern auch mit der Vermehrung des Wohlstands seiner Bewohner auf den Ackerbau angewiesen. Agrarisch nach dem üblichen Wirtschaftsbetrieb, der sich von altersher im wesentlichen in denselben Formen vollzog, wurden die deutschen Eroberer in bezug auf ihre gesellschaftliche Organisation Aristokraten und in Bezug auf ihre politische Betätigung Feudale — und das sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben. Das hat auf die Gestaltung aller Verhältnisse im Lande entscheidend eingewirkt, indem es diese allzu früh und auf allzu lange Zeit in einen zwar bequemen, aber auch jede freudige Tatenlust ausschließenden Stillstand versetzte und namentlich gerade die Kreise, die beim Fortschreiten voranzugehen berufen gewesen wären, zur Untätigkeit verleitete. Hier sind die Züge entsprungen, welche nach dem Zeugnis mit Land und Leuten vertrauter Berichterstatter den Kurländer deutscher Abkunft noch heute kennzeichnen, obgleich sie zu

seinem sonst so beweglichen, geweckten und liebenswürdigen Wesen nicht passen wollen, namentlich der einer sachlich oft nicht gerechtfertigten selbstgefälligen Vornehmheit. Daraus aber ergaben und ergeben sich gewisse auffallende Widersprüche und sind so befremdliche, fast grotesk wirkende Erscheinungen hervorgegangen, wie die noch für den Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeugten „Krippenreiter“, heruntergekommene Edelleute oder verarmte Gutsbesitzer, die, hoch zu Roß und von einem Diener gefolgt, von einem Edelhof zum andern zogen, überall aufgenommen zu werden erwarteten und auch aufgenommen wurden, um die altberühmte kurländische Gastfreundschaft zu genießen, bis sie weiterzogen oder in höflicher, aber nicht mißverständlicher Form gebeten wurden, sich eine andere gastliche Stätte zu suchen.[1])

Wie hätte ein solcher Mann, bei dem ihn und seinesgleichen erfüllenden Standesvorurteil, versuchen sollen, sein bescheidenes Dasein auf Arbeit zu gründen in einem Lande, wo Arbeit eigentlich von altersher allein von Unfreien verlangt werden durfte und geleistet wurde — wo namentlich die gesellschaftliche Zwischenstufe so gut wie ganz fehlte, welche veraltete und absterbende soziale Verhältnisse durch wirtschaftliche Umgestaltung aufzulösen, in Bewegung zu bringen und durch neue und gesundere zu ersetzen berufen und fähig ist — das aufstrebende, entwickelungsfähige und die ihm neben- oder übergeordneten Stände zum Mitstreben nötigende Bürgertum? — War es damit in Livland trotz der Bedeutung, welche einzelne Städte erlangt hatten, doch allezeit übel bestellt, da die von jenen Zentren städtischer deutscher Kultur ausgehenden Einflüsse das flache Land nicht durchdringen konnten, so lagen die Dinge in dieser Hinsicht in Kurland vollends ungünstig. Den vom Orden in Preußen bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts gegründeten 93 Städten stehen in ganz Livland nur 21 gegenüber und etwa zwei Dutzend „Weichbilder“, d. h. etwa Marktflecken, und größere „Haekel-

[1]) Cruse, Kurland unter den Herzögen (Mitau 1833) I S. 321.

werke", d. h. mit Kramläden für die ländliche Nachbarschaft versehene Krüge oder Schankstätten,[1]) von denen einige im Laufe der Zeit sich zu Städten auswuchsen. Von allen diesen aber entfiel eigentlich keine irgend nennenswerte auf Kurland. Denn die bei der Memelburg entstandene Stadt wurde so stark von Preußen angezogen, daß sie aus einem Bollwerk Kurlands zu einem solchen Preußens wurde: erst dem Komtur zu Goldingen unterstellt und dessen Haus mit Fischen zu versehen verpflichtet, scheint sie die benachbarten Kuren angelockt zu haben, in ihre Mauern zu flüchten und so frei zu werden.[2]) 1328 wurde Memel förmlich an Preußen überlassen. Man begreift es wohl, daß der Orden in einer Grenzmark, die noch jeden Tag einem Einfall ausgesetzt blieb, Städtegründungen nicht vornahm: aber auch wo er später zu solchen schritt, ist das Ergebnis dürftig gewesen und Kurland eigentlich ein städteloses Land geblieben; denn die in ihm errichteten Städte blieben künstliche Pflanzungen, und erst sehr viel später, in der herzoglichen Zeit, haben sich einige von ihnen, dank fürstlicher Fürsorge, zu einer gewissen provinziellen Bedeutung erhoben.

Von den Städten Kurlands ist Goldingen die älteste. Das Ordenshaus, unter dessen Schutz sie entstand, ist 1242 angelegt: auf steiler Höhe über der Windau aufragend lassen noch seine Trümmer erkennen, daß es einst ein stattlicher Bau gewesen sein muß. Die Einkünfte, auf die es angewiesen war, sind durch den livländischen Ordensmeister Halt 1290 festgestellt zugleich mit denen des zu der gleichen Zeit erbauten Windau.[3]) Wann aber der Ort darunter Stadtrecht erhielt, steht nicht fest, doch erwähnt schon am 6. November 1368 Meister Wilhelm von Vriemersheim (1364—85), indem er ihm die Erhebung eines neuen Schosses erlaubt, Goldingen als Stadt.[4]) Doch hat es sich möglicherweise um eine ergänzende

[1]) Vgl. Sattler in v. Sybel, Historische Zeitschrift Bd. 49 S. 237 ff.

[2]) Vgl. Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch I Bd. 3 n. 1317, Bd. 4 n. 1782, Bd. 9 n. 489.

[3]) Urkundenbuch I n. 536 (S. 666—68).

[4]) Ebd. III n. 1056 (Reg. 1249).

Neugründung oder die Verlegung der an einem ungünstigen Platz gebauten Stadt nach einem günstigeren gehandelt, wenn schon 1361 Meister Arnold von Vietinghof (1360—64) ausdrücklich der „neuen" Stadt Goldingen erweiterte Gerichtsbarkeit über ihre Einsassen verliehen hatte.[1]) Eine neue Erweiterung der städtischen Rechte erfolgte am 20. Oktober 1386 durch Meister Robin von Eltzen (1385—89).[2]) Die Anfänge der Stadt als einer organisierten bürgerlichen Gemeinde dürften wohl bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückreichen, da bereits Goswin von Herike 1355 von „den ehrsamen, vorsichtigen Männern, Bürgermeister und Ratmannen und der Gemeine" von Goldingen spricht. Die betreffenden Urkunden mußten bereits 1434 wegen Schadhaftigkeit der Originale neu beglaubigt werden.[3]) Jüngeren Ursprungs ist Hasenpot: ebenfalls als Ordensburg entstanden — 1249 von Meister Dietrich von Groningen angelegt — wurde es später der Sitz des Bischofs und erhielt von diesem erst 1378 Stadtrecht, und zwar das von Riga.[4]) Windau ist, mochte es als Hafen für den lokalen Verkehr schon früher eine gewisse Bedeutung erlangt haben, zur Stadt ebenfalls erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts erhoben. Libau aber, dessen Entstehung vielleicht bis in das Ende des 13. Jahrhunderts zurückreicht, hat unter dem Orden überhaupt keine Bedeutung erlangt, sondern ist erst im 17. Jahrhundert zur Hafenstadt ausgebaut worden. Mitau, die spätere Hauptstadt, kommt früher nur als ein Haekelwerk vor. Viel mehr wird auch Bauske nicht gewesen sein. Doch hielt die Unbedeutendheit dieser Städtchen ihre Einwohner nicht ab, ihre größeren Vorbilder in gewissen Stücken zu kopieren. So gut wie Riga, Reval und Dorpat hatte z. B. auch Goldingen seine Gilde der Schwarzhäupter, d. h. jener aus dem Mutterlande in das baltische Kolonialgebiet verpflanzten Schutzmannschaft, welche Sankt Mauritius, den

---

[1]) Urkundenbuch II n. 984 (S. 693).

[2]) Ebd. III n. 1236 (S. 469).

[3]) Ebd. VIII n. 820 (S. 479).

[4]) Ebd. III n. 1131 (S. 335).

Mohren unter den heiligen drei Königen, als Patron verehrte und durch allerlei eigenartige Festlichkeiten feierte.[1])

Von Städtewesen und Bürgertum hat demnach auch die seiner deutschen Vergangenheit nachgehende Geschichte Kurlands zunächst wenig zu berichten, hat es vielmehr nur mit dem zu tun, was der Orden als Landesherr namentlich in der Verwaltung und der Pflege der Landeskultur erstrebt und geleistet hat, dann mit der Darlegung des Einflusses, den sein Verhältnis zur kurländischen Kirche und deren Bischöfen darauf hat, und weiter der des Ganges, den die Agrarverhältnisse und die von ihnen abhängige Stellung der eingeborenen bäuerlichen Bevölkerung genommen haben.

1. Der Orden als Landesherr und Träger der deutschen Kultur.

Abgesehen von dem großen Estenaufstand des Jahres 1343, der die deutsche Herrschaft in den baltischen Landen noch einmal in Frage stellte, ist Kurland in der Blütezeit des Ordens nicht mehr ernstlich bedroht worden. Durch eine Reihe neu erstandener Burgen geschützt, erfüllte die kurische Mark damals durchaus ihre Bestimmung, indem von ihr aus zunächst Semgallen erobert und so das deutsche Gebiet wie ein Keil nach Litauen hinein erweitert wurde. Auch dabei bewährte sich die in Preußen ausgebildete Organisation des Ordens zur Erfüllung seiner militärischen und kulturellen Aufgaben; doch scheinen die besonderen kurländischen Verhältnisse einzelne Abweichungen von dem in Preußen Üblichen veranlaßt zu haben. Hinfort zerfiel Kurland in die vier Komtureien Goldingen, Doblen, Windau und Mitau und vier Vogteien Kandau, Grobien, Durben und Bauske. Beraten gewöhnlich von zwölf, unter Umständen auch weniger Ordensbrüdern stand dem jeder der ersteren zugewiesenen Gebiet der betreffende Komtur als „Gebietiger" vor. Er hat neben sich als

[1]) Vgl. die Aufzeichnungen aus der Schra der gemeinen Schwarzhäupter zu Goldingen Urkundenbuch IV n. 1520 (S. 301).

Vertreter den Hauskomtur und als Vorsteher der verschiedenen, in seiner Hand zusammenlaufenden Verwaltungszweige den Marschall, Schäffer usw. und nötigenfalls den Fisch-, Korn-, Mühlenmeister usw. In wichtigeren Dingen, namentlich wo es sich um die Verfügung über den Besitz des Ordens handelte, bedurfte der Komtur der Zustimmung des Konventes, woraus sich im Laufe der Zeit ein Recht der Kontrolle für diesen ergab.

Die Bedingungen aber für die Wirksamkeit des Ordens waren hier doch andere als jenseits des Memelflusses, namentlich in bezug auf die auswärtigen Verhältnisse. Während in Preußen für den Orden die Abwehr der litauischen Macht seit dem Ende des 14. Jahrhunderts militärisch und politisch die Hauptaufgabe wurde, hatte er in Livland die nicht minder schwere Last des Kampfes gegen den Ansturm der Russen zu tragen. Daher hat er hier an dem Genuß der herrlichen Blüte geringeren Anteil gehabt, zu der sich die deutsche Herrschaft in Preußen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts entfaltete. Dafür blieb er aber auch zunächst frei von der Verweichlichung, die dort einriß, und nahm es mit den Pflichten strenger. Die „Reisen“ gegen die Ungläubigen, welche für die preußischen Ordensbrüder und deren deutsche Gäste ein Sport wurden, den man mitmachte, um der Regel zu genügen, blieben hier eine sehr ernste Angelegenheit und erhielten den kriegerischen Geist und die kriegerische Tüchtigkeit.

Auch mit ihrer inneren Entwickelung gingen die beiden Zweige des Ordens allmählich verschiedene Wege und gerieten dadurch sogar in einen gewissen Gegensatz, der auch die Einheitlichkeit der Ordenspolitik beeinträchtigte. In Livland überwogen die Niederdeutschen, insbesondere die Westfalen, in Preußen die übrigen deutschen Stämme, unter dem Namen der besonders stark vertretenen Rheinländer zusammengefaßt. Das machte sich auch in den einzelnen Konventen geltend und veranlaßte bei den Wahlen zu den Ämtern Parteikämpfe. Auch in Kurland müssen diese Mißstände sich geltend gemacht haben, da zu ihrer Beseitigung erlassene Bestimmungen insbesondere auf dieses berechnet waren. Von einer so strengen Unter-

ordnung der Ordensbeamten unter die Oberen, wie sie ehemals gegolten hatte, ist später überhaupt nicht mehr die Rede gewesen. Vielmehr war genau so, wie der Hochmeister zu Marienburg in wichtigeren Fragen an die Zustimmung seines engeren oder gar des großen Rates gebunden war, jeder Gebietiger an die Zustimmung seines Konvents gebunden, wie das auch für die unter ihm den einzelnen Bezirken vorgesetzten Vögte galt. Daher wird namentlich bei Belehnungen oder Schenkungen in den Urkunden in älterer Zeit ausdrücklich die Zustimmung dieser Instanzen als erfolgt bemerkt, und erst später ist auch darin eine Lockerung der alten Zucht erkennbar, die nicht ohne üble Folgen blieb.

Übrigens waren die Anforderungen an die Begabung und die Leistungsfähigkeit der Ordensbeamten nicht gering: ihnen zu genügen bedurfte es der Schulung schon auf den niederen Stufen der Verwaltung, da nur dort die Vertrautheit mit Dingen erworben werden konnte, welche den Rittern zunächst fern lagen. Der als befähigt erkannte und in den niederen Ämtern bewährte Ordensbruder machte, allmählich aufsteigend, eine förmliche Schule durch, in der er planmäßig zum Beamten ausgebildet wurde. Worin ein solcher Bescheid wissen sollte, lehrt ein Aktenstück, das zugleich einen Einblick in Kurlands damalige wirtschaftliche Zustände gestattet. Es ist ein vom 18. April 1341 datierter Bericht, den Hermann Gudacker, Komtur zu Goldingen, nach des Meisters Weisung über den Zustand seines Gebiets erstattet hat.[1]) Er gibt in der Form eines Inventars der in dem Hause vorhandenen Vorräte und der ihm sonst zur Verfügung stehenden Hilfsquellen ein Bild von diesem, welches eine hohe Blüte der wirtschaftlichen Kultur erkennen läßt.

Auch in Goldingen standen neben und unter dem Komtur die üblichen Ordensbeamten, obenan der Marschall als Leiter des Kriegswesens. Galt es doch, alles das jederzeit bereit zu halten, dessen man zu einem Zug in das benachbarte Heidenland

[1]) Urkundenbuch II n. 803 (S. 338–40).

sowie zur Abwehr eines Einfalls bedurfte. Die erforderlichen Vorräte mußten rechtzeitig ergänzt und im Notfall rasch vermehrt werden können. So zählt denn der Komtur von Goldingen im Frühjahr 1341 als seinem Marschall zur Verfügung stehend 18 Pflugpferde, 38 Ochsen und 5 Kühe und als für den Ackerbau bestimmt 37 Ochsen. Auf einem benachbarten Gutshof befinden sich 49 Stück Großvieh und 100 Schafe, während der Gärtner noch drei Pferde zur Verfügung hat. Auf einem anderen Gut, wo noch 70 Stück Vieh stehen, befindet sich ein Gestüt, das zurzeit 37 Stuten und 31 Fohlen aufweist, während im Stall des Komturs 30 Reitpferde stehen. Wie eifrig der Orden auch für die ländliche Bevölkerung sorgt, lehrt die Bezugnahme auf ein Buch, worin verzeichnet war, was den einzelnen Bauern an Saatgetreide aus den Ordensspeichern vorgeschossen war. Die da angegebenen Zahlen lassen auf einen hohen Stand des Getreidebaus schließen, zumal auch den im Goldinger Gebiet sitzenden Leuten des Bischofs ebenso geholfen worden war. Außerdem lagen in den Speichern des Hauses 18 Last, während in Windau, Oesel und Gotland noch größere Mengen zum Transport dahin bereit waren. Auf eine eigentümliche Förderung der Viehzucht weist die Notiz hin, es seien bei den „Neugetauften“ zur Zeit nicht weniger als 308 Kühe auf die Weide gegeben. Ferner bezieht sich das Inventar auf ein Buch, worin die von den Pächtern zu zahlenden Beträge verzeichnet stünden, gesondert nach bereits eingegangenen und noch ausstehenden. Zur Verproviantierung der Häuser für den Fall der Not lagen in Dorsten 100 Schweine und 36 Rinder sowie Fische in Menge gedörrt bereit, und als im Gewahrsam des Schenken befindlich werden beträchtliche Vorräte an Hopfen, Honig usw. sowie an Getränken verschiedener Art aufgeführt. Der Kämmerer aber, der die Kasse führt, hat die recht ansehnliche Summe von 100 Mark Rigaisch zu Einkäufen bereit, abgesehen von den ausstehenden Forderungen an verschiedene Kaufleute in Gotland. Endlich findet sich in der Obhut des Vogtes von Kandau ein Posten Bernstein, der demnächst in den Handel gebracht werden soll.

Denn auch hier war der Orden selbst zu kaufmännischer Tätigkeit übergegangen, nicht eben zur Freude der Städte. Als der Komturei gehörig werden ein größeres und sechs kleinere Schiffe angeführt, welche doch wohl kaum bloß dazu gedient haben werden, noch auswärts lagernde Vorräte heranzuholen.

War nach dem Inventar Hermann Gudackers Kurland um die Mitte des 14. Jahrhunderts wirtschaftlich in bestem Gedeihen begriffen, so ist darin etwa zwei Menschenalter später ein Wandel unverkennbar, mögen auch die Anzeichen des beginnenden Verfalls sich zunächst weniger bemerkbar gemacht haben als in Preußen. Zu der steigenden Russennot nämlich kamen allmählich verschärfte innere Gegensätze, wie namentlich der Streit der Landsmannschaften um die Ämter. Der dadurch geförderten Entfremdung der beiden Zweige des Ordens folgte schließlich eine förmliche Trennung als Ergebnis der Verschiedenheit ihrer Politik. Doch empfängt man dabei den Eindruck, als seien in der Zeit des Verfalls, die nach dem ersten Thorner Frieden (1411) hereinbrach, die Traditionen der großen Vergangenheit in Livland bewußter und wirksamer festgehalten. Der Zersetzungsprozeß, der in Preußen reißend schnell verlief und durch die fast allgemeine Empörung der Stände und ihren Bund mit dem Landesfeind zu der Katastrophe des Ordens führte, erfolgte in Livland weniger schnell und weniger gründlich und kam in einer Form zum Abschluß, die für einen Teil des Landes zunächst die Erhaltung desjenigen ermöglichte, was die deutsche Kultur dort geleistet hatte.

Man hatte in Livland nicht bloß eine Ungerechtigkeit, sondern eine schwere Bedrohung für die Zukunft darin gesehen, daß die obersten Leiter des Ordens in dem Frieden vom Melnosee, der im September 1422 den neuen Krieg mit Litauen und Polen beendigte, die Landschaften Samaiten und Sudauen abgetreten hatten, obgleich dadurch Livland und insbesondere Kurland jedem Angriff des ländergierigen Nachbars schutzlos ausgesetzt wurde. Schärfer und weiter blickend als der schwache Hochmeister Paul von Rußdorf hatte schon damals der livländische Meister Siegfried Lander von Spanheim (1415—24)

diesen Schritt als den Anfang vom Ende des Ordensstaates bezeichnet. Doch hatte er in einem Schreiben an den Hochmeister aber auch gleich den Weg gewiesen, auf dem wenigstens der Verlust des mit deutschem Blut für die deutsche Kultur erkauften Landes abgewandt werden könnte. Das Ordensland, schrieb er, sei von Grafen, Fürsten und von einer werten Ritterschaft zur Beschirmung des Christenglaubens erobert, müsse also auch wenigstens für diese gerettet werden: daher möge ein jeder mit aller Macht verteidigen, was ihm dort zuteil geworden, wobei ihm der Orden mit Blut, Leib und Leben Hilfe zu leisten habe. Denn es sei immer noch besser, das Ordensland gehe in deutsche Hände über, als daß es den Polen, Litauen und Heiden zufalle.[1]) Tatsächlich ist die durch die Abtretung Samaitens vollzogene räumliche Trennung Preußens von Livland, zwischen die sich nun die polnisch-litauische Macht, beide mit einem Stoß ins Herz bedrohend, einschob, das Verhängnis beider geworden. Dazu stieg infolge der immer schwereren Belastung — im Jahr 1456 wurde von jedem Haken eine Kriegssteuer von 1 Mark erhoben[2]) — unter den Bauern die Gärung so bedenklich, daß der Orden bereits 1423 den Rat von Lübeck ersuchte, bei strenger Strafe jedem den Verkauf von Waffen im Lande zu verbieten: denn schon suchten in einzelnen Landschaften die „Undeutschen“ sich mit solchen zu versehen. Auch in den Städten scheint die Stimmung gegen den Orden recht bedenklich gewesen zu sein und sich in allerhand Spöttereien Luft gemacht zu haben. Fand es doch der Meister von Livland für nötig, am 12. August 1444 an den Rat von Reval die Mahnung zu richten, er möge dafür sorgen, daß die Ritterschaft von Harrien und Wierland nicht wegen gewisser Vorgänge im Krieg gegen Nowgorod mit Spottliedern verfolgt werde, da er sonst strenge Strafen werde verhängen müssen.[3])

Offenbar forderten die Zustände innerhalb des Ordens die

---

[1]) Seraphim I, S. 200.

[2]) Urkundenbuch XI n. 507. [3]) Ebd. X n. 72 (S. 49).

Kritik vielfach heraus. Es war noch das wenigste, daß die Brüder, der Meister obenan, der ihnen durch die Regel verbotenen Jagd oblagen — im November 1446 dankt Meister Ludwig von Erlichshausen dem livländischen Meister für ein Geschenk an Jagdhunden und Habichten[1]) —, manche Brüder wohl noch durch Schlimmeres Anstoß gaben, wie denn die Strafversetzung der „Unbändigen“ aus den deutschen Konventen nach Livland nichts Ungewöhnliches war und man überhaupt die jüngeren Herren den Versuchungen der Städte fern zu halten suchte: vielmehr scheint nach einzelnen Vorgängen und durch diese veranlaßten Weisungen auch in der Verwaltung nicht mehr die alte Zuverlässigkeit geherrscht zu haben. Sonst hätte Ludwig von Erlichshausen (1441—49) nicht Grund gehabt, in der Instruktion für den neuen Meister von Livland 1441 das Verfügungsrecht der Ordensbeamten wesentlich zu beschränken: hinfort sollte keiner von ihnen mehr als drei Haken Land vergeben oder verkaufen, Dienste nicht mehr zusammenschlagen und kein bäuerliches Erbe zu Dienstland machen, Vergabungen zu Magdeburgischem Recht aber überhaupt nicht mehr vornehmen.[2]) Daß in bezug auf die Disziplin eine bedenkliche Lockerung eingerissen war, läßt eine andere Verfügung desselben Meisters erkennen.[3]) Dürfte doch die damals öfter als sonst vorkommende Verleihung der „Mitbrüderschaft“, d. h. der Abzeichen und gewisser Ehrenvorrechte der Ordensglieder ohne Übernahme der entsprechenden Pflichten,[4]) dem Orden manche bedenklichen Elemente zugeführt haben. Wie leicht es die Leiter des Ordens unter dem Druck innerer Mißstände und äußerer Bedrängnisse mit ihren Pflichten bereits nahmen und wie ihnen selbst der Sinn für die Erhaltung der Staatseinheit und der Stolz auf ihre Unabhängigkeit verloren gegangen war, das lehrt die Art, wie sie im Werben um Hilfe gegen Russen und Polen die Stellung des Ordens selbst untergruben. Überließ doch 1459 Ludwig

---

1) Urkundenbuch X n. 276 (S. 184). 2) Ebd. IX n. 794 (S. 347).
3) Ebd. IX n. 716 (S. 601). 4) Ebd. II Abt. I n. 74.

von Erlichshausen dem livländischen Ordenszweig zum Dank für die geleistete Hilfe die Landschaften Harrien und Wierland und entband deren Ritterschaft von dem Eide, durch den sie ihm bisher ausdrücklich verpflichtet war.[1]) In seiner landesherrlichen Stellung wurde der livländische Orden dadurch sicherlich nicht befestigt, da jene Gebiete auf Grund der bei der Überlassung durch Dänemark ihnen eingeräumten Rechte und Freiheiten von jeher für unzuverlässig galten. Mittelbar wirkte das natürlich auch auf die Verhältnisse des benachbarten Kurland nachteilig ein, indem es die landesherrliche Autorität auch dort minderte. Doch führten die schon damals angeknüpften Verhandlungen wegen Stellung Livlands unter dänischen Schutz nicht zum Ziele, weil die vom Dänenkönig gestellten Bedingungen als ungenügend befunden wurden:[2]) mit Livland blieb auch Kurland zunächst noch deutsch. Ob das aber für lange sein würde, durfte bezweifelt werden: nicht sowohl die von außen drohenden Gefahren stellten die Selbständigkeit des livländischen Bundesstaates bereits ernstlich in Frage als vielmehr der Zersetzungsprozeß, der ihn innerlich ergriffen hatte und dessen Fortgang durch die Reformation noch beschleunigt wurde.

2. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zum Bistum Kurland.

Seit der Bischof von Kurland aus seinen Priesterbrüdern genommen zu werden pflegte, war der Deutsche Orden tatsächlich Herr der kurländischen Kirche. Das hatte auch für deren Stellung zu ihm als Landesherrn wichtige Folgen. Eine Opposition der höchsten kirchlichen Autorität im Lande gegen ihn war unmöglich. Waren doch auch die Lehensleute des Bischofs mittelbar dessen Verfügung entzogen und vom Orden abhängig. Sie konnten niemals sich so nach beiden Seiten unentbehrlich machen und dadurch ihren Besitz und ihren Einfluß vermehren, wie das den Lehnsleuten des Rigaer Erzstiftes möglich wurde. Ein Geschichtschreiber des 17. Jahr-

[1]) Urkundenbuch I Abt. XI n. 823. [2]) Ebd. XI n. 630 u. 702.

hunderts hat recht, wenn er von dem Bistum Kurland nicht ohne Ironie als dem „gehorsamsten“ spricht. Seine Auffassung wird durch das bestätigt, was wir über die Entwickelung des Verhältnisses zwischen dem Orden und den Inhabern der bischöflichen Würde wissen.

Nicht einmal besonders reiche Mittel, welche sie durch einen gewissen Glanz für ihre Abhängigkeit entschädigt hätten, standen letzteren zur Verfügung: von weltlich fürstlichem Walten, wie bei den übrigen livländischen Bischöfen, war für die Kurlands nicht die Rede, und politischer Einfluß ist hier von der Kirche kaum je erstrebt worden. Insbesondere haben die Nachfolger Emunds von Werd (1263—99) sich in die auswärtige Politik niemals eingemischt, und als Emund selbst, vielleicht aus Glaubenseifer, etwas Ähnliches versuchte, indem er den Handel mit dem irrgläubigen Rußland verbieten wollte, führte das alsbald zu Beschwerden des Rates von Lübeck bei dem Ordensmeister.[1]) Im übrigen vollendete Emund den Ausbau des Bistums, indem er 1291 ein Domkapitel schuf, für das er mit Zustimmung der Ordensoberen und des Rigaer Metropoliten sechs Ordenspriester ernannte. Auch wies er zu deren Versorgung den dritten Teil des Bistums und aller seiner Einkünfte an.[2]) Durch einen solchen Beirat, an dessen Zustimmung er in allen wichtigeren Angelegenheiten gebunden blieb, war die Fügsamkeit des Bischofs dem Orden gegenüber vollends gewährleistet. Dafür aber sorgte dieser nun auch für das Gedeihen der neuen Stiftung: diese erhielt die Hälfte der Johanneskirche zu Memel[3]) und durfte 1298 die Pfarrkirche in der Hafenstadt Windau in Besitz nehmen.[4]) Aber von Zugeständnissen des Ordens an den Bischof in bezug auf die landesherrlichen Rechte findet sich keine Spur: wie streng diese vielmehr gewahrt wurden, geht daraus hervor, daß z. B.

---

[1]) Urkundenbuch IV n. 289 (S. 227) und 2894 (S. 236).

[2]) Ebd. I n. 530 (S. 658—60.

[3]) Ebd. I n. 531 (S. 660) und n. 539 (S. 571).

[4]) Ebd. n. 575 (S. 720).

bei einer Landschenkung in Memel das Recht des Ordens auf eine in den Grenzen derselben gelegene Mühle ausdrücklich gewahrt wird.[1]) Die Mühlen nämlich und die Mahlgerechtigkeit waren Regal und dem Kuchenmeister unterstellt. Dagegen trat der Bischof, im Mai 1290, dem Orden das Schloß Amboten nebst zwei Dritteln der Einkünfte ab,[2]) das Orden und Bischof gemeinsam errichtet und unterhalten hatten.

Eine solche Abhängigkeit war nicht jedes Bischofs Sache und geeignet, höher strebenden Männern diese Stellung zu verleiden. Kam es dann zu Konflikten, so drangen auch diese mit ihren Ansprüchen nicht durch. Derartiges muß sich zwischen dem Orden und Emunds Nachfolger, Bischof Bernhard (1300—1311), abgespielt haben. Überließ letzterer doch Ende des Jahres 1309 dem Orden sein Bistum auf Lebenszeit mitsamt dem festen Hause Pilten, der bischöflichen Residenz, gegen Anweisung der Kirche zu Kilgunde und einer Jahresrente von 25 Mark Rigaisch.[3]) Wieder also bemächtigte sich der Orden eines wichtigen festen Platzes, und der Bischof, der erst 1311 starb, hat sich offenbar auf die Ausübung allein seiner geistlichen Funktionen beschränkt.

Unter diesen Umständen ist auch der tätige Anteil nur gering gewesen, den die kurländische Kirche als solche an der Einbürgerung der deutschen Kultur genommen hat. Erst von Bischof Johannes (1332—53) liegt aus dem Jahr 1350 eine Urkunde vor über die Vergebung von Gütern zu Gunsten seiner Kirche.[4]) Dann haben wir solche von Bischof Otto (1371—98) vom Jahr 1386, zum Teil in bezug auf dieselben Güter,[5]) und weiter von Johann III. Thiergart (1425—56)[6]) und schließlich von Bischof Martin (1473—1500) von 1497 und 1498.[7]) Übrigens gehörte den kurländischen Bischöfen auch die Insel Runöe, die aber mit schwedischen Bauern besetzt war, deren

---

1) Urkundenbuch I n. 533 (S. 662). 2) Ebd. I n. 532 (S. 661).
3) Ebd. II n. 628 (S. 45). 4) Ebd. II Reg. 1003 (S. 135).
5) Ebd. III n. 1232 (S. 464). 6) Ebd. XI n. 362.
7) Ebd. Abt. II, I n. 479 u. n. 652.

Dienste und Leistungen daher auch nach schwedischem Recht geregelt waren.[1])

Danach scheinen die kurländischen Bischöfe eben wenig zu vergeben gehabt zu haben. Auch tritt die Uneinigkeit der Träger der deutschen Kultur hier wiederum deutlich zutage. Die Mehrzahl der auf uns gekommenen Urkunden betrifft Streitigkeiten zwischen Würdenträgern und Körperschaften, deren Zusammenwirken zum Gedeihen der Kolonie unentbehrlich war. Auch handelte es sich dabei nicht bloß um Konflikte, wie sie in einem neu erworbenen Lande, wo noch alles im Werden ist und Rechte und Besitz der daran Beteiligten nicht scharf abgegrenzt sind, so leicht entstehen, sondern oft um solche, in denen es eine prinzipielle und daher weiterhin folgenreiche Entscheidung galt. Wenn sich z. B. 1409 der Komtur von Memel bei dem Meister beschwert, weil einer seiner Boten in Windau verhaftet worden ist,[2]) oder 1425 der von Mitau den Rat von Riga wegen Verletzung der dem Orden zustehenden Fischereigerechtigkeit zur Rede stellt[3]) oder 1430 das kurländische Domkapitel bei dem Hochmeister sein angebliches Recht auf den Strand bei Libau zur Anerkennung bringen will[4]) oder 1443 Bischof Johann sich in einer ähnlichen Sache an den Komtur von Windau wendet[5]) und endlich 1445 der letztere Klage darüber führt, daß des Bischofs Leute in dem den Ordensbauern vorbehaltenen Gebiet Hopfen pflücken,[6]) so wollte das nicht viel sagen: schlimmer waren die nie abreißenden Händel zwischen den Bistümern, mit der Stadt Riga und sogar mit dem Landesherrn selbst. Sie konnten das Ansehen der Deutschen bei den Eingeborenen nur vermindern. Auch die kurländischen Bischöfe trugen das Ihre dazu bei. Obgleich noch Emund und sein Kapitel am 10. Mai 1290 sich mit dem Rigaer Domkapitel über ein zwischen ihnen streitiges Gebiet verglichen hatten,[7]) lagen beide doch bereits 1310 wegen desselben

---

[1]) Urkundenbuch III n. 508 (S. 138), vgl. n. 1004 (S. 299).
[2]) Ebd. IV n. 1795 (S. 662). [3]) Ebd. VII n. 394 (S. 276).
[4]) Ebd. VIII n. 149 (S. 93). [5]) Ebd. IX n. 978 (S. 647).
[6]) Ebd. X n. 164 (S. 103). [7]) Ebd. I n. 534 (S. 664).

wieder in Streit, den zu begleichen man mit Hilfe ortskundiger alter Kuren eine Beschreitung und Neumarkierung der Grenze vornahm.[1]) Aber noch im März 1384 muß Papst Urban VI. die Bischöfe von Ratzeburg und von Havelberg beauftragen, zwischen dem kurländischen Bischof und dem Rigaer Kapitel zu vermitteln. Da ersterer die rigaischen Geistlichen, die in dem streitigen Gebiet den Zehnten einzusammeln kamen, verjagt hatte, dürfte er wohl im Einverständnis mit dem Orden gehandelt haben und des Schutzes durch diesen sicher gewesen sein.[2]) Doch scheint das Verhältnis zwischen dem Rigaer Stift und dem Bistum Kurland auch weiterhin nicht gerade das beste gewesen zu sein, zumal auch der Orden mit ersterem immer von neuem in Händel geriet. So bittet der Hochmeister 1413 den Bischof zugleich mit seinen Amtsbrüdern von Dorpat und Oesel, doch ja den Verhandlungen beizuwohnen, die zur Herstellung des Friedens zwischen dem Erzstift und dem Meister von Livland stattfinden sollen, und dabei des letzteren Sache zu vertreten.[3]) Im Jahr 1422 aber sehen wir den Bischof selbst im Streit mit der Rigaer Kirche,[4]) bei welcher 1494 der Orden seinerseits wegen eines Grenzstreites Beschwerde führt.[5]) Auch zwischen diesem und dem „gehorsamsten“ Bistum galt es nicht selten den Frieden herzustellen. So ersucht am 12. Juni 1392 Bischof Otto von Kurland den Ordensmeister um Ansetzung eines Tages zur Beilegung zwischen ihnen schwebender Gebietsstreitigkeiten,[6]) und mit dem gleichen Anliegen wendet sich 1440 Bischof Johann an den Komtur von Goldingen.[7]) Endlich aber hat das kurländische Domkapitel auch mit seinem eigenen Bischof keineswegs immer in Frieden gelebt: im März 1427 z. B. verwendet sich der Bischof von Oesel bei dem Hochmeister, damit dieser das Kapitel vor weiterer Vergewaltigung durch jenen schütze. Die Sache scheint sogar nach Rom gebracht

---

[1]) Urkundenbuch II n. 629 (S. 46). [2]) Ebd. III n. 1207 (S. 429).
[3]) Ebd. VI n. 2996 (S. 383). [4]) Ebd. V n. 2575 (S. 788).
[5]) Ebd. VII n. 16 (S. 9). [6]) Ebd. III n. 1316 (S. 663).
[7]) Ebd. X n. 522 (S. 391).

zu sein und das Eingreifen des Papstes nötig gemacht zu haben.[1])

Auch auf das Verhältnis zwischen dem Orden und den Bischöfen von Kurland wird der Wandel nachteilig eingewirkt haben, der sich seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts in bezug auf die Macht und das Ansehen des ersteren sowohl den Nachbarstaaten als auch den Landeseingesessenen gegenüber vollzog. Dazu kam die fortschreitende Zerrüttung der Kirche und die Verweltlichung des geistlichen Fürstentums. Wie die übrigen Bischöfe Livlands immer stärker die weltliche Seite ihrer Doppelstellung geltend machten, so taten das auch die Kurlands. Die Vorgänge auf dem Konstanzer Konzil leisteten dieser Entwickelung noch Vorschub, und auch die Inhaber des „gehorsamsten“ Bistums waren nicht ohne Erfolg bemüht die Schranken zu durchbrechen, welche der Orden ihnen zur Zeit seiner Macht gesetzt hatte. Bereits 1424 mußte Kaiser Sigismund die Bischöfe des Ordenslandes vor unberechtigtem Widerstand gegen den Orden und vor Eingriffen in dessen Privilegien warnen.[2]) Dennoch verständigte sich der Bischof von Kurland mit denen von Dorpat und Oesel in wichtigen wirtschaftlichen Fragen auf eigene Hand und setzte ohne Rücksicht auf den Landesherrn für die betreffenden Gebiete neues Recht.[3]) Von der kritischen Stimmung des Episkopates zeugen auch die Beschlüsse des Provinzialkonzils, das 1428 in Riga tagte: da sprachen die Herren sich vertraulich aus über die zahlreichen Beschwerden, die sie gegen den Orden auf dem Herzen hatten, und vereinbarten die heimliche Abordnung einer Gesandtschaft nach Rom, um über die Unterdrückung der Kirche durch den Orden Klage zu erheben. Daß der Vogt von Grobien, also ein kurländischer Gebietiger, diese an der Abreise hinderte, konnte die schon herrschende Erbitterung nur noch steigern und den sich bereits vielfach regenden Wunsch nach einem Wechsel der Herrschaft verstärken.

---

[1]) Urkundenbuch VII n. 588 (S. 405), n. 660 (S. 447) und VIII n. 130 (S. 80).

[2]) Ebd. VII n. 125 (S. 94). [3]) Ebd. VII n. 206 (S. 143).

So drängte schon damals alles einer Krisis zu. Nur war die Frage, wer an die Stelle des Ordens treten sollte. Wohl waren die Bischöfe bereit, in ihren Gebieten die volle landesherrliche Gewalt zu übernehmen. Daß sie aber dazu befähigt gewesen wären, würde doch wohl niemand zu behaupten gewagt haben. War doch auch von der stolzen Unabhängigkeit kaum noch etwas übrig geblieben, die sie, eines starken Rückhalts sicher, der römischen Kurie gegenüber ehemals behauptet hatten. Dem Zug der Zeit folgend mußte auch der Orden, wollte er in Rom seine Wünsche durchsetzen, durch seinen Prokurator mit den bedenklichen Mitteln arbeiten lassen, die sich dort nun einmal immer wieder als die wirksamsten erwiesen, durch reiche Geldzahlungen, glänzende Geschenke und dunkle Schleichwege gehende Intriguen, namentlich wenn es galt, zum Vorteil des Ordens bestimmte Persönlichkeiten, die man belohnt oder versorgt sehen wollte, an die Spitze des kurländischen Bistums zu bringen. Auch dadurch sank dessen Bedeutung, und sein Wirken für die deutsche Kultur erlosch allmählich.

3. Lehnsleute und freie Untertanen des Ordens.

Die Stellung des Ordens dem Bistum gegenüber war so stark, daß auch seine Lehnsleute bei diesem vergeblich einen Rückhalt gesucht hätten, wenn sie sich auf Kosten des Landesherrn an Besitz oder Rechten hätten bereichern wollen, wie das namentlich im Erzstifte Riga geschah. Erst später setzt auch in Kurland eine ähnliche Entwickelung ein, schreitet aber langsamer fort und geht in dem schließlichen Ergebnis nicht so weit wie anderwärts. Hier hat die anfängliche straffere staatliche Zentralisation noch später nachgewirkt. Daher mag es kommen, daß uns auf diese Dinge bezügliches urkundliches Material aus Kurland weniger reichlich vorliegt als aus dem eigentlichen Livland und aus Estland. Hier scheinen dem Orden von den weniger zahlreichen und mächtigen, daher auch weniger anspruchsvollen adligen Lehnsleuten weniger Zugeständnisse abgenötigt zu sein.

Doch ist auch in Kurland die Erblichkeit der Lehen früh

anerkannt worden: am 4. Mai 1349 verleiht der livländische Meister Goswin von Herlike (1345—59) einem Adligen ein Grundstück ausdrücklich zu „erblichem Besitz“.[1]) Wie fest dieser Grundsatz Wurzel geschlagen hat, lehrt ein Lehenbrief vom 3. Juli 1495, nach dem Meister Wolter von Plettenberg (1494—1535) einem Adligen ein Gut übergibt, damit er und seine Nachkommen es besitzen, „solange ihr Namen fortdauert“.[2]) Im Laufe der zwischen diesen beiden Stücken liegenden anderthalb Jahrhunderte war eben in dem im Ordensland geltenden Lehnrecht insofern eine für den Landesherrn ungünstige Änderung eingetreten, als einmal das Erbrecht zur sogenannten „gesameten Hand“ Geltung gewonnen hatte und infolgedessen das Erbrecht auch der Töchter und der weiblichen Linie allgemein anerkannt worden war.

Zuerst in Estland nämlich war noch unter dänischer Herrschaft das in Deutschland schon früher zur Geltung gekommene Recht der „samenden“ Hand oder der „Gesamthand“ durchgeführt worden, wonach, wenn ein Lehnsmann starb, sein Besitz nicht auf einen einzelnen Verwandten als Erben überging, sondern als gemeinsamer Besitz des ganzen Geschlechts betrachtet und behandelt wurde. Als Vertreter der ganzen Sippe wurde dann auch nur ein Familienangehöriger durch den Lehnsherrn mit dem betreffenden Gut belehnt und ging ihm gegenüber für die Gesamtheit des Geschlechts die entsprechenden Verpflichtungen ein. Das Erbrecht der Töchter und ihrer Nachkommen war damit eigentlich bereits anerkannt, ist aber noch ausdrücklich proklamiert worden. Diese neuen lehnsrechtlichen Satzungen, die ursprünglich nur in den estländischen Landschaften Harrien und Wierland galten, deren Ritterschaft sie ihrem dänischen Herrn abgedrungen hatte, waren vom Orden in einer Zeit der Bedrängnis bestätigt worden. Natürlich erstrebte der Adel der übrigen Landschaften die Gewährung des gleichen Rechts. Das gelang ihm um so leichter, als bald selbst der Erzbischof von Riga seinen Lehnsleuten das gleiche

[1]) Urkundenbuch III n. 891 (S. 156). [2]) Ebd. Abt. I n. 696.

Zugeständnis machen mußte. Unter Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) kam diese Entwickelung durch ausdrückliche Bestätigung vom Jahr 1397 zum Abschluß. Wie sehr sie den Interessen des Landesherrn widersprach, ging schon daraus hervor, daß sie kurzweg als das „Gnadenrecht" bezeichnet wurde. Besonders nachteilig mußte sie auf die Wehrkraft wirken, da die weibliche Nachfolge die Erfüllung der dem Lehnsinhaber obliegenden militärischen Pflichten oft, wenn nicht ganz illusorisch machte, so doch wesentlich beeinträchtigte. Sicherlich hat das neue Recht auch für die Lehen gegolten, die Meister Wolter von Plettenberg 1495 in dem Gebiet von Goldingen und Windau vergab.[1]) Selbstverständlich griff es auch Platz bei der Vergebung von Lehen durch den Bischof von Kurland.[2]) Wohl mag es den einen oder anderen deutschen Edelmann veranlaßt haben, sich in Kurland niederzulassen, zumal wenn er dort bereits Verwandte oder Landsleute gut versorgt wußte, wie z. B. Plettenberg nach einer Urkunde vom 29. Januar 1501 einen rheinischen Edelmann Johann von Hoiningen genannt von Huene mit einem Gut im Kirchspiel Mitau begabte.[3])

Andere Bestimmungen galten für Besitzrechte und Pflichten der Nichtadligen, Nichtritterbürtigen, d. h. der schlechtweg freien Leute, deren Zahl freilich gering gewesen sein dürfte. Von ihrem Inhalt, ihrer Anwendung und Wirkung auf den betreffenden Kreis rücksichtlich seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung können wir uns bei der Dürftigkeit des vorliegenden urkundlichen Materials kein rechtes Bild machen. Es vergibt z. B. am 12. Oktober 1436 Meister Heinrich von Bockenvorde (1435–37) zwanzig Haken „bastgemetenen" Landes[4]) schlechtweg nach „Lehnrecht", ohne

---

[1]) Urkundenbuch Abt. II, I n. 265 und n. 271.

[2]) Ebd. XI n. 38. [3]) Ebd. Abt. II, II n. 21, n. 556 und 562.

[4]) Über die verschiedenen Arten von Haken, die für die Bodenmessung in Betracht kommen — den sog. hochmeisterlichen Verlehnungshaken, dessen Umfang in älterer Zeit mit Bast bemessen wurde, und den Bauernhaken —, vgl. F. von Koppmann, Kurländische Güterchroniken nach urkundlichen Quellen (Mitau 1855), S. 216 ff.

Auferlegung irgendwelcher Dienstpflicht.[1] Es dürfte sich da wohl um einen der sog. „Landfreien“ gehandelt haben, wie solche auch in Preußen vorkommen, vereinzelte freie Ansiedler deutscher Abstammung bürgerlichen Standes. Häufiger finden sich Belehnungen nach kurischem Recht. Am 1. Dezember 1439 verleiht der livländische Meister Heidenreich Vincke von Overbeck (1438—50) einem solchen Landfreien drei Haken, in deren Besitz derselbe sich bereits befand, „erblich nach kurischem Recht“.[2] Eine entsprechende Urkunde desselben liegt vor vom 9. Januar 1444 über die Vergebung von Land „zu zinsfreiem erblichen Besitz nach kurischem Recht“,[3] und am 30. September 1494 bezeugt der Komtur von Windau den Verkauf eines Grundstücks an einen Mann mit deutschem Namen, welcher die „Gerechtigkeit“ dafür ebenfalls nach kurischem Recht zu leisten verpflichtet wird.[4] Es scheint sich danach in diesem und ähnlichen Fällen, die aus dem eigentlichen Livland und Estland zahlreicher bezeugt sind, um eine Kombination des deutschen Lehnrechts mit kurischen Gebräuchen zu handeln, indem der Besitztitel für den mit einem Gut begabten und seine Erben in ersterem wurzelte, die ihnen auferlegten Verpflichtungen aber nach kurischem Recht bemessen wurden. Die so Versorgten werden demnach im vollen Besitz der Freiheit befindliche Nichtadlige deutscher Abkunft gewesen sein: sie hatten in der ritterlichen Rangordnung keinen Platz, was in der Art zum Ausdruck gekommen sein dürfte, wie sie den Kriegsdienst zu leisten hatten. Ganz ausgeschlossen aber von der Teilnahme an den Landesangelegenheiten werden sie nicht gewesen sein, wenn sie auch nicht besonderen Einfluß erlangten.

Denn auch in Kurland ist der Lehnsadel früh in den Besitz voller Landstandschaft gelangt und hat in deren gesteigerter Geltendmachung der landesherrlichen Autorität immer engere Schranken gesetzt. Dazu trug auch bei die Weiterentwickelung der Organisation der Verwaltung, welche der Orden durch-

---

1) Urkundenbuch IX n. 108 (S. 68). 2) Ebd. IX n. 535 (S. 386).
3) Ebd. X n. 4 (S. 2). 4) Ebd. Abt. II, I n. 63.

geführt hatte.[1]) Mußten doch in den verschiedenen Gebieten, in die das Land für die Verwaltung geteilt war — hier also den vier Komtureien Goldingen, Windau, Mitau und Doblen, sowie den Vogteien — die Lehnsleute gelegentlich und bald wohl zu bestimmten Zeiten zur Verhandlung sowohl ständischer als auch gewisser Landesangelegenheiten zusammentreten, wobei die Gebietiger und die Vögte die Leitung hatten und die Interessen der Regierung vertraten. Eine korporative Geschlossenheit der Lehnsleute aber braucht man für die ältere Zeit darum noch nicht anzunehmen. Andererseits liegt die Vermutung nahe, daß diesen Versammlungen gelegentlich auch Vertreter der kleineren Städte, der Weichbilder und der Hakelwerke beiwohnten, so wie solche der deutschen Diener des Ordens, von denen manche auf Lebenszeit belehnt wurden. Die Zeit für die Abhaltung solcher Versammlungen wurde teils durch die wiederkehrenden Anforderungen der Regierung für Landeszwecke, teils durch Ereignisse bestimmt, welche außerordentliche Leistungen nötig machten. Es wird sich meist um fernere Übernahme bisher getragener oder durch die Umstände gebotener neuer Lasten gehandelt haben, dann um Erledigung anderer Angelegenheiten der Landschaft oder einzelner ihrer Teile. Die einen werden alsbald erledigt, über andere wird von dem betreffenden Gebietiger an den Meister berichtet sein. Auch Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Körperschaften wurden verhandelt. Doch boten diese Zusammenkünfte den Lehnsleuten auch Gelegenheit Wünsche und Beschwerden vorzubringen und unter Umständen von deren Berücksichtigung die Bewilligung der Forderungen abhängig zu machen, die Gebietiger oder Vögte an sie stellten. In einzelnen Fällen werden sie sich nicht damit begnügt haben, ihre abweichende Ansicht durch die Ordensbeamten an die oberste Stelle gelangen zu lassen, sondern sich brieflich oder durch gewählte Vertreter an diese gewendet haben. Davon drohte

---

[1]) Vgl. Stavenhagen, Akten und Rezesse der livländischen Ständetage I S. 122 ff.

der Autorität des Ordens so lange keine Gefahr, als die einzelnen Gebiete streng voneinander gesondert und die Korporationen, zu denen die Lehnsleute der einzelnen sich zusammenschlossen, allein auf sich angewiesen blieben und nicht gemeinsame Sache machten. Sobald dies geschah, trat auch hier für den Landesherrn eine Gefahr ein, welche unter dem Druck der sonst noch von innen und außen auf ihn eindringenden Schwierigkeiten seine Macht ernstlich bedrohte. Es scheint, als ob der Orden eben deshalb die ursprüngliche Trennung der einzelnen Verwaltungsbezirke gerade in Kurland möglichst lange aufrecht zu erhalten bemüht war. Schließlich aber hat er auch hier der zuversichtlicher auftretenden Opposition weichen müssen, für welche die Erfolge ihrer Standesgenossen in den Nachbarprovinzen ein lockendes Vorbild waren: auch in Kurland hat sich im Laufe des 15. Jahrhunderts eine ständische Mit- oder Nebenregierung gebildet. Wie gründlich dadurch die Stellung des Ordens gewandelt war, lehren die Vorgänge auf den Landtagen dieser späteren Zeit: solche scheinen gelegentlich sogar ohne Berufung durch den zuständigen Gebietiger aus eigener Machtvollkommenheit zusammengetreten zu sein, um ihre Klagen zu formulieren. Von den unerquicklichen Zuständen, die sich daraus ergaben, entwirft der Prediger Christian Kelch (1657—1710) in seiner „Liefländischen Historia", die in Reval 1695 erschien, ein anschauliches Bild, das aber doch nur die trostlose Wirklichkeit getreu wiedergespiegelt haben dürfte, selbst wenn man im Hinblick auf des Verfassers Kummer und Verbitterung über des Landes Elend, in dem er nach der Art eines Bußpredigers eine Strafe des Himmels erblickt, einiges davon wird abziehen müssen. Er geht aber auf Urkunden und Akten zurück, die zum Teil heute nicht mehr vorliegen, und darf für seine so begründeten Angaben Glauben beanspruchen. Er berichtet,[1] im Jahr 1482 seien die Stände im Memel aus eigener Machtvollkommenheit zusammengetreten und hätten ihre „Gravamina" formuliert.

[1]) S. 146 ff.

Sie rügten besonders die Härte, mit der die Geistlichkeit den Bauern den Zehnten abpresse, die Rechte des Ordens aber verletze: überhaupt sei sie mehr auf Küche und Keller als auf den Gottesdienst bedacht. Im Orden aber, so wurde im Landtagsabschied ausgeführt, herrschen Selbstsucht und Günstlingswesen, in deren Interesse ungeheure Summen an die römische Kurie gezahlt würden. Ferner wurde auf die Uneinigkeit hingewiesen, die bei der Vergebung der Ämter herrsche, sowie auf das anstößige Wohlleben, dem sich die Brüder ergeben, während die Lage der Bauern immer trostloser werde. Mit ernsten Worten wurde der Orden ermahnt da Abhilfe zu schaffen.

Nach alledem begreift man, daß auch in Kurland die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände anerkannt und keine Neigung vorhanden war, für deren Fortdauer einzutreten oder Opfer zu bringen. Auch in den Augen des kurländischen Adels hatten der Orden und die von ihm abhängige Kirche abgewirtschaftet. Beider Beseitigung wurde schon damals von manchen gewünscht, wobei allerdings die Wortführer und Vorkämpfer der Umgestaltung, für die ein bestimmtes Programm noch fehlte, ihrerseits nichts verlieren, sondern Besitz und Rechte erweitern wollten. Insbesondere hatten die Beschwerden über die Bedrückung der Bauern durch Geistliche und Ordensleute nicht sowohl die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung im Auge als vielmehr die Abstellung derjenigen Mißbräuche, durch welche die mit ihrem Wohlstand von der wirtschaftlichen Lage ihrer Bauern abhängigen Gutsherrn ihrerseits geschädigt wurden. Das hat die Haltung dieser Kreise erwiesen, als die Reformation auch in Kurland ihren Einzug hielt und die Möglichkeit bot zu einer wirtschaftlichen und sozialen Neugestaltung, durch welche der eingeborene Bauernstand wenigstens vor dem Versinken in noch größeres Elend bewahrt worden wäre.

4. Die Entwickelung der bäuerlichen Verhältnisse während der Ordensherrschaft.

Anders als in Preußen, wo die eingeborene Bevölkerung so gut wie aufgerieben war, und als in Semgallen, dessen Einwohner sich der Unterwerfung durch Auswanderung entzogen hatten, galt es in Kurland nicht, weite so gut wie leere Landstrecken durch Ansiedelung aus Deutschland herangezogener Bauernschaften neu zu besetzen und wieder zu wirtschaftlichem Leben zu erwecken, sondern die Verwertung der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes zum Besten seiner neuen Herrn durch die bisherigen Besitzer und Bebauer in einer Form zu sichern, welche zugleich den letzteren ein menschenwürdiges Dasein und wirtschaftliche Sicherheit gewährte, zumal diesen von der Kirche die Belassung persönlicher Freiheit ausdrücklich zugesagt war.

Das hat offenbar auch Meister Otto von Lutterberg durch die Bestimmungen erstrebt, welche er im August 1267 „mit gemeinem Rat der ganzen Lande zu Kurland" über die dem kurischen Bauern aufzuerlegenden Pflichten getroffen hatte.[1]) Dieselben zeichneten sich aus durch Milde und Weitherzigkeit und waren, wenn sie in Kraft traten und in Geltung blieben, wohl geeignet die Unterworfenen mit ihrem Schicksal zu versöhnen. Auch sonst ging der Orden ehrlich darauf aus, die Eingeborenen zu gewinnen und der deutschen Kultur zugänglicher zu machen. Er hat sich auch bemüht besonders einflußreiche Kuren durch Gunst und Gnade und Gewährung einer bevorzugten Stellung an sich zu ziehen und zur Vertretung der deutschen Interessen zu gewinnen. Auch wurden von ihm manche Kuren im Besitz der Freiheit sowohl wie ihrer Ländereien belassen, natürlich nur solche, die in dem Kampf gegen ihn nicht eine Rolle gespielt oder gar an späteren Aufständen teilgenommen hatten. Von besonderem Erfolge aber scheint das Werben um die Anhänglichkeit der Kuren nicht gewesen zu sein. Setzte sich doch, wer ihm nachgab, dem Verdachte

[1]) Vgl. oben S. 21 ff.

aus, um der ihm gewährten Vorteile willen von der Sache seines Volks abgefallen zu sein. Das wird man nicht übersehen dürfen, will man von der eigentümlichen Erscheinung der sog. „kurischen Könige“ sich ein richtiges Bild machen.

Wenn wohl die Vermutung ausgesprochen ist, die Bezeichnung „kurische Könige“ sei eigentlich ironisch gemeint gewesen als Spottnamen für diejenigen Kuren, die sich dem Christentum und der Ordensherrschaft gebeugt hatten und dafür durch eine bevorzugte Stellung belohnt waren, so widerspricht dem, was wir von ihren Trägern wissen; auch bestätigen urkundliche Zeugnisse eine bis in die neueste Zeit fortlebende Tradition und lassen deren geschichtliche Grundlage erkennen. Zudem hat dieses kurische Königtum Seitenstücke sowohl bei den Esten, wie bei den alten Preußen. Es handelt sich um eine Einrichtung, welche den Völkern lettisch-estnischen Stammes überhaupt eigen war und solchen an die Seite gesetzt werden kann, die wir von den Germanen her kennen. Ohne dauernd durch eine größere staatliche Einigung zusammengehalten zu werden, stellten die Letten für den Krieg Häuptlinge an die Spitze der einzelnen Stämme, doch wohl Männer aus angesehenem Geschlecht: sie heißen „Könige“ und werden auch im Frieden eine ähnliche bevorzugte Stellung eingenommen haben, wie bei unseren Vorfahren die Fürsten. Bei den Esten ist ihr Vorkommen durch die älteste estnische Landrolle bezeugt, welche, noch unter dänischer Herrschaft entstanden und lateinisch geschrieben, jedenfalls noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen ist:[1]) sie führt unter den Zinszahlern mehrfach „Könige“ auf, Großgrundbesitzer — sie haben 250, 700 und 900 Haken inne —, von denen manche einen Teil ihrer Ländereien wieder an andere ausgetan hatten. Auch wird berichtet, daß die Esten zur Zeit des letzten Aufstands (1341) Könige aufgestellt hatten, mit denen auch der Orden zeitweise über die Bedingungen unterhandelte, auf die hin sie die Waffen niederzulegen bereit waren. Demnach wird man in den ku-

[1]) Vgl. v. Bunge und v. Toll, Estnisch-livländische Brieflade (Reval 1836) I S. 1 ff.

rischen Königen Stammfürsten oder Geschlechtshäupter zu sehen haben, denen auch unter der deutschen Herrschaft die teilweise Erhaltung ihrer Stellung ermöglicht wurde. Der Orden belohnte wohl diejenigen, die sich irgendwie besondere Verdienste um ihn erworben hatten, durch Belassung nicht bloß ihres Besitzes, sondern auch ihrer Vorrechte. Dafür spricht auch, daß die Niederlassungen dieser Leute sich bei Goldingen befinden, sieben Dörfer um das Dorf „Kurische Könige“ gruppiert. Ging doch von Goldingen die Eroberung Kurlands aus, so daß gerade diese Gegend am frühesten fester deutscher Besitz wurde und daher den Anhängern der neuen Herrschaft Sicherheit gewährte. Auch saßen diese Leute noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht nach lettischer Art in vereinzelten Gehöften, sondern in Dörfern, die geschlossen waren, wie die deutschen, und deren Feldmark ein einheitliches Gebiet bildete. Ferner standen sie, wie einst unter dem Komtur, so noch in der herzoglichen Zeit unter dem Oberhauptmann von Goldingen, der die Gerichtsbarkeit über sie übte, wählten aus sich einen als Bürgermeister bezeichneten Vorsteher und hielten sich in einer gewissen vornehmen Abgeschlossenheit, heirateten z. B. nicht in die Familien von Privatleuten gehörigen Bauern. Auch sollen sie sich durch hohe Gestalt, breite Schultern und blondes Haar ausgezeichnet haben. Dazu stimmt, was die wenigen erhaltenen Urkunden aus dem 14. Jahrhundert von Landverleihungen an einzelne Einsassen jener Dörfer bezeugen. Das Wesentliche in der Stellung der „kurischen Könige“ war und blieb auch im 15. und 16. Jahrhundert die volle persönliche Freiheit, die Erblichkeit des Besitzes und die Mäßigkeit der ihnen nach kurischem Recht obliegenden Pflichten, sowie eine gewisse Vertrauensstellung zu dem Orden. Im Frieden, wie es scheint, besonders mit der Aufsicht über die Wälder und die Jägerei betraut, scheinen sie im Kriege zu wichtigen Hilfsdiensten, wie namentlich zum Kundschaften und zu Botenritten, verwendet worden zu sein.[1])

---

[1]) Am ausführlichsten handelte von den kurischen Königen K. W. Cruse, Kurland unter den Herzögen I S. 133 ff., wo auch die in Betracht

Nach alledem wird man in den sog. „kurischen Königen“ eine Art von einheimischem Bauernadel zu sehen haben, Nachkommen der kurischen Stammfürsten, welche von den Deutschen in ihrer bevorzugten Stellung belassen waren, weil sie sich gefügt hatten, die so gewonnene Ausnahmestellung aber auch gern festhielten und stolz auf sie waren. Das Gegenstück dazu bildeten die sog. „Drellen“, d. h. Eingeborene, die, wegen hartnäckigen Widerstandes gewissermaßen als Kriegsgefangene behandelt, der persönlichen Freiheit verlustig gegangen waren. Ihre Zahl dürfte in Kurland in älterer Zeit gering gewesen sein. Auch werden wohl die später geltenden Bestimmungen über die Auslieferung entwichener Unfreier ursprünglich für die Drellen gegeben und erst auf die der Unfreiheit verfallenen Bauern angewandt worden sein. Nach einem Landtagsrezeß vom Oktober 1424, durch den die Bischöfe von Kurland, Dorpat und Oesel gemeinsam mit dem Adel dieser Gebiete gewisse Angelegenheiten einheitlich regelten, wird dieser Punkt, der nachmals besondere Bedeutung erlangte, noch allein für die Drellen geordnet.[1])

Denn man darf nicht meinen, bereits der Orden habe die große Masse der Kuren zur Unfreiheit verurteilt. Vielmehr hat auch für diese gelegentlich das Lehnrecht gegolten, so gut wie für die in das Land gekommenen deutschen Bauern. Die beide Gruppen in sich vereinigende Klasse der sog. „Freibauern“ hatte volles Eigentum an dem ihnen zugewiesenen Land, welches in ihrer Familie forterbte. Sie waren von Zins und Frohnden frei, konnten aber ihrerseits von ihrem Besitz nichts an andere vergeben und diese so von sich abhängig machen, wie das den „kurischen Königen“ zustand. Weniger günstig stand die große Masse der Kuren, die auf ihren Grund-

---

kommenden Urkunden angeführt und besprochen sind. Interessantes Material brachte bei Besprechung der preußischen Könige bereits vor Kotzebue, Ältere preußische Geschichte (Riga 1819) II S. 318 ff., sowie Voigt, Geschichte Preußens III S. 443. Vgl. auch v. Schlippenbach, Malerische Wanderungen durch Kurland (Leipzig 1809), S. 303 ff.

[1]) Urkundenbuch VII n. 206 (S. 143).

stücken geblieben und mit diesen an die vom Orden belehnten Edelleute vergeben waren. Ihre Lage war sowohl vom rein menschlichen als auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus durchaus erträglich und nicht ungünstiger als die der Bauern in irgend einem Kulturland jener Zeit. Wie in Livland überhaupt, so ist der Bauer auch in Kurland zunächst persönlich frei gewesen, nur daß der Gebrauch der Freiheit infolge der ihm obliegenden Verpflichtungen gegen den Grundherrn in gewissen Hinsichten beschränkt war. Aber wenn er dem Herrn auch Zins zahlen mußte, so hatte er doch an dem ihm zugewiesenen Grundstück ein anerkanntes Eigentumsrecht und dieses erbte in seiner Familie fort. In Kurland insbesondere scheinen diese Verhältnisse sich für den Bauer dadurch noch günstiger gestaltet zu haben, daß die adligen Gutsherrn, mochten sie nun Vasallen des Ordens oder des Bischofs sein, infolge der dem Landesherrn hier zunächst noch verbliebenen größeren Autorität an einem Mißbrauch ihrer Rechte gehindert wurden. Noch im 14. Jahrhundert scheinen diese Dinge in Kurland in einer beide Teile befriedigenden Weise geordnet gewesen zu sein, da Klagen uns in der Überlieferung nicht begegnen. Eine Änderung ist auch da wohl erst eingetreten, als der Orden dem sich körperschaftlich organisierenden Vasallentum auf Kosten seiner landesherrlichen Rechte größere Zugeständnisse machen und gestatten mußte, sich für die übernommenen größeren Lasten an seinen Bauern schadlos zu halten. Nicht die Organisation der bäuerlichen Verhältnisse an sich muß für den unheilvollen Verlauf verantwortlich gemacht werden, den die Entwickelung auch Kurlands in dieser Hinsicht während des 15. Jahrhunderts nahm, sondern die Art, wie die von ihr gebotenen Handhaben von seiten der Grundherren benutzt wurden, um die Rechte immer weiter auszudehnen, die ihnen auf das Land sowohl wie auf die Arbeitskraft ihrer Bauern zustanden. Als unentbehrlich für die Bebauung des Landes wurden die Bauern schließlich als mit demselben zusammengehörig betrachtet und behandelt. Auch hier hat die Schwäche des Landesherrn, der den planmäßig gesteigerten Übergriffen seiner Lehnsleute nicht Einhalt

tun konnte, das Unheil verschuldet, welches für die Zukunft des Landes verhängnisvoll wurde, weil auch nach dem Zusammenbruch des Ordensstaates diese Verhältnisse unverändert blieben, ja sich noch verschlimmerten: denn auch damals gab es noch keine Macht, die sich des Bauernstandes angenommen und ihm zu einer Besserung seiner Lage verholfen hätte. Innerhalb des Ordens freilich hat es nicht ganz an Männern gefehlt, welche das Übel erkannten und zu heben versucht haben würden, wenn ein Zwang von oben hätte ausgeübt werden können. Die Möglichkeit dazu aber schwand schließlich völlig, weil an der Stelle, welche die Gewalt in der Hand hatte, gerade das Gegenteil von dem geschah, was hätte getan werden müssen, um die bereits im Gang befindliche Entwickelung aufzuhalten. Denn noch war im 15. Jahrhundert auch der kurländische Bauer nicht leibeigen, besaß vielmehr noch in bezug auf den Acker, den er bebaute, und die Hütte, die er bewohnte, ein beschränktes Erbrecht, und noch verlangte das Herkommen von dem Gutsherren in Fällen, wo nicht bloß die Strafgewalt des Hausherrn in Betracht kam, sondern er als Gerichtsherr fungierte und auf Grund einer Untersuchung ein Urteil zu fällen hatte, die Zuziehung bäuerlicher Beisitzer. Aber unter dem wachsenden Druck der Kriegsnot, deren steigenden Ansprüchen die Lehnsleute nur durch entsprechend härtere Heranziehung ihrer Bauern genügen konnten, wuchs deren Belastung immer mehr über das alte, rechtlich allein begründete Maß. Der so gesteigerten wirtschaftlichen Bedrängnis der Bauern entsprach das Sinken ihrer Lebenshaltung und ihr moralisches Verkommen. Daraus ergaben sich weitere üble Folgen. Hatte der Bauer sich bisher unter gewissen Bedingungen durch Verzicht auf seine dürftigen Rechte von den Pflichten gegen den Gutsherrn gütlich lösen, sein Grundstück verlassen und sich anderwärts ansiedeln können, so kam nun allmählich die Anschauung zur Herrschaft, er gehöre mit dem Acker, den er bebaute, so untrennbar zusammen, daß er ihn überhaupt nicht verlassen, vielmehr mit ihm verschenkt, verpfändet oder verkauft werden könne. Damit wurde auch die beschränkte persönliche Freiheit,

die ihm noch geblieben war, in Frage gestellt: noch war er zwar nicht leibeigen, aber in der Schollenpflicht oder Schollenhörigkeit lag die Leibeigenschaft für die Zukunft vorbereitet.

Wenn aber nachmals von menschenfreundlichen Vorkämpfern der Aufklärung, welche zuerst die Blicke der gebildeten Welt auf diesen Jammer lenkten, dafür der Orden verantwortlich gemacht und vor der Nachwelt an den Pranger gestellt wurde, wie das namentlich Garlieb Helwig Merkel (1769—1850) in seinem 1797 veröffentlichten und wahrhaft sensationell wirkenden Buche „Die Letten, vornehmlich in Livland zu Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde“ getan hat, so war das doch nicht berechtigt. Nur leidenschaftliche Voreingenommenheit und Unkenntnis der Geschichte Livlands machen es begreiflich, daß Merkel noch in seinem 1798 veröffentlichten Werk „Die Vorzeit Lieflands“ die dort zur Blütezeit des Ordens bestehenden Zustände kurzweg als „ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes“ brandmarkte. Gerade in jener Übergangszeit, wo die Anerkennung der Schollenhörigkeit des Bauern der Leibeigenschaft den Weg bahnte, hat es im Orden nachweislich nicht an Männern gefehlt, welche diese Entwickelung aufhalten und den Bauernstand vor weiterem Niedergang schützen wollten. So machte z. B. in einem Schreiben vom 3. November 1439 der livländische Ordensmeister Heidenreich Vincke von Overberg (1438—50) den Rat von Reval auf die üblen Folgen aufmerksam, welche die von den dortigen Kaufleuten betriebene übermäßige Ausfuhr von Salz nach Rußland, die im Lande bereits Salzmangel und dadurch in einzelnen Städten Krankheiten erzeugt habe, insbesondere für den Bauer haben müßte: sei doch, so sagte er, der Bauer des Landes wirklicher Ernährer, von dem auch für alle anderen Bewohner die Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes gegen die auswärtigen Feinde abhänge.[1]) Hochmeister Konrad von Erlichshausen (1441—49) aber dringt in der vom 28. April 1441 datierten Instruktion

[1]) Urkundenbuch IX n. 523 (S. 375).

für den neuen Meister von Livland darauf, daß dieser die Ordensbeamten zu schonender Behandlung der Bauern anhalte, und weist dabei auf die üblen Folgen hin, welche die Mißachtung dieser Mahnung haben müsse, ja sogar auf die Sünde, deren die ungehorsamen sich schuldig machen würden und die vom Himmel nicht ungestraft bleiben würde.[1]) Großen Eindruck freilich haben derartige Vorschriften nicht gemacht. Bei der Lockerung der Zucht im Orden wurden durch das böse Beispiel, welches die adligen Lehnsleute gaben, die Ordensbeamten verleitet, ebenso zu handeln. Noch zu Beginn des Jahres 1497 verlangt Wolter von Plettenberg bei der Anlegung einer Mühle, daß dabei kein Bauer in seinem Besitz gestört werde.[2]) Aber selbst Spuren noch weitergehender Bauernfreundlichkeit sind erkennbar: wird doch von dem Rigaer Erzbischof Michael (1484—1509) berichtet, er habe, wenn er zur Einhebung des Zehnten sein Gebiet durchzog, die zur Erlegung ihrer Schuldigkeit erschienenen Bauern durch die Vögte prüfen lassen und diejenigen, die etwas gelernt hatten, mit Speise und Trank bewirten, die anderen aber mit Ruten streichen lassen.[3])

Damit dürfte dieser geistliche Herr allerdings allein gestanden haben. Wenigstens ist uns von ähnlichen Bestrebungen zur Hebung des Bauernstandes nichts bekannt, im Gegenteil lassen die immer häufigeren Klagen über das „Verstreichen", d. h. die Flucht der Erbbauern erkennen, wie deren Lage sich verschlechterte. Sie haben auf den Landtagen eine hervorragende Rolle gespielt, und der Orden sah sich durch den Druck, den die Lehnsleute auf ihn ausübten, mehrfach genötigt einzuschreiten und namentlich die Städte, die solche Flüchtlinge gern aufsuchten, an deren Aufnahme zu hindern

[1]) Urkundenbuch IX n. 716 (S. 601). [2]) Ebd. Abt. II, I n. 480.

[3]) Diese Notiz findet sich nebst manchen anderen lehrreichen Angaben in dem bereits 1786 — also bereits vor der Arbeit Merkels — erschienenen Buch „Geschichte der Sklaverey und Charakter der Bauern in Lief- und Estland. Ein Beytrag zur Verbesserung der Leibeigenschaft. Nebst genauester Berechnung des lieflandischen Hakens", S. 37, 38.

oder zur Auslieferung an die Herren anzuhalten.[1]) Daß sie dabei kein besonderes Entgegenkommen fanden, ist begreiflich: die aus solchen Konflikten entspringenden Streitigkeiten trugen nicht dazu bei, das Verhältnis zwischen den Städten auf der einen und dem Orden und dem Adel auf der anderen Seite zu verbessern, verschärften vielmehr die schon vorhandenen Gegensätze und ließen beide Parteien auch in diesem Punkt eine Änderung des bisherigen Zustandes herbeiwünschen und nach Möglichkeit betreiben.

III.

Die Reformation und die Errichtung des Herzogtums Kurland.

Kaum noch in einem anderen Gebiet deutscher Zunge dürften an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der dermaligen staatlichen und kirchlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände und das Verlangen nach deren gründlicher Änderung so allgemein geherrscht haben wie in den baltischen Landen, die in dem livländischen Bundesstaat mehr scheinbar als wirklich zusammengefaßt waren. Aber auch nirgends sonst dürften die Meinungen über die Wege, die dazu einzuschlagen waren, soweit wie dort auseinandergegangen sein.

Die wenigen Glieder des Ordens, welche noch etwas bewahrt hatten von dem mit selbstloser Pflichttreue gepaarten idealen Sinn, dem dessen Erfolge dereinst entsprungen waren, meinten resigniert genug zu tun, wenn sie die dürftigen Überbleibsel der ehemaligen Herrlichkeit vor dem völligen Zusammenbruch bewahrten oder wenigstens die Ergebnisse der geleisteten Kulturarbeit für Deutschland retteten. Darum hatte sich in mehr als vierzigjähriger unermüdlicher und selbstloser Arbeit Meister Wolter von Plettenberg (1494—1535) bemüht, nicht entmutigt durch die Hindernisse, die böser Wille, Gleich-

---

[1]) Vgl. das Schreiben des Ordensmeisters an Reval mit dem Hinweis auf einen die Aufnahme flüchtiger Bauern den Städten verbietenden Landtagsbeschluß, Urkundenbuch II, I n. 330.

gültigkeit und Schwäche ihm bereiteten, und durch die Gefahren, die das Land von außen bedrohten. Ein rechter Erfolg war ihm nicht beschieden gewesen, und das, was er erreicht hatte, sah er gleich wieder gefährdet, während die von ihm angewandten Hilfsmittel sich der inzwischen heraufgekommenen neuen Zeit gegenüber als unwirksam erwiesen. War doch schon an ihn die Versuchung herangetreten, rasch zugreifend den nachgerade unentwirrbaren Knoten zu durchhauen, indem er den lebensunfähigen Ordensstaat preisgab, um sich selbst an die Spitze der weltlichen Herrschaft zu stellen, zu welcher derselbe auf dem durch die Reformation gelegten Grund, ähnlich wie das in Preußen geschehen war, allein noch umgebildet werden zu können schien. Im Orden würde er damit kaum auf Widerstand gestoßen sein, wenn er nur dessen Gliedern einen Anteil an der Beute gewährte. Denn längst war der Orden für die, welche ihn aufsuchten, nur noch eine Versorgungsanstalt, von der jeder möglichst viel Vorteil zu ziehen trachtete. Unter den Gebietigern und den Bischöfen fehlte es nicht an solchen, welche das am leichtesten zu erreichen meinten, wenn sie mit dem Ausland Verbindungen anknüpften und um den Preis entsprechender Gegendienste dem einen oder dem anderen der fremden Prinzen zur Gewinnung einer Teilherrschaft verhalfen, welche damals aus dem der alten Kirche abgenommenen Besitz neue Fürstentümer zu bilden strebten. Dieses fürstliche Abenteurertum, eine besonders für die deutsche Reformation charakteristische Erscheinung, hat gerade die baltischen Lande heimgesucht, wo leichte Befriedigung seiner Ländergier zu winken schien. Daß diese Leute und die als ihre Agenten tätigen Abenteurer, gelegentlich recht dunkle Ehrenmänner, bei dem grundbesitzenden Adel, der bei dem in Aussicht gestellten Wandel nur gewinnen konnte, offene Ohren fanden, kann nicht überraschen. Aber auch die Kirche hat keinen ernstlichen Versuch gemacht ihren bedrohten Besitzstand zu verteidigen. Die Bischöfe waren hier zu tief in weltliche Interessen verstrickt, als daß sie in dem sich vorbereitenden Konflikt nicht einfach die Stellung hätten wählen sollen,

in der sie ihren persönlichen Vorteil am wirksamsten vertreten zu können sicher waren.

Das alles erklärt das fast kampflose Eindringen und den leichten Sieg der von Wittenberg ausgehenden neuen Lehre in den baltischen Provinzen: die Reformation vollzog sich dort friedlich, ohne die geistigen Kämpfe und ohne die politischen Erschütterungen, die sie anderwärts begleiteten. Daher fehlen hier aber auch fast ganz die Begeisterung und der hohe Schwung, von denen die Reformation sonst getragen wurde.

Alles das gilt in besonderem Maße gerade von Kurland. Fehlte dort doch nach wie vor noch fast ganz gerade das Element, welches anderwärts recht eigentlich der Träger der Reformation wurde, das Stadtbürgertum, nicht minder aber auch die leichtbewegliche große Masse des niederen Volkes. Wohl haben die großen Städte Livlands auch im späteren Mittelalter mit dem geistigen Leben der deutschen Heimat enge Fühlung bewahrt. Auch sicherte ihnen ihre zu republikanischer Freiheit ausgebaute Selbstverwaltung, welche sie als selbständige Mächte zwischen den Orden, die Bischöfe und den Adel stellte, ein Sonderdasein, das sie in den allgemeinen Verfall weniger hineingezogen werden ließ und sie befähigte, sich ohne besondere innere Erschütterung auf den Boden der neuen Zeit zu stellen. Anders lagen die Dinge für die eingeborene Bevölkerung, den Bauernstand. Es kann nach den vorliegenden Zeugnissen, die erkennen lassen, welch schwere Versäumnisse später gerade auf diesem Gebiet gut zu machen waren, als erwiesen gelten, daß die Geistlichkeit, der die Versorgung der Pfarreien oblag, es in erschreckender Weise hat an sich fehlen lassen und daß da auch von den geistlichen und weltlichen Oberen nichts zur Abhilfe getan wurde. Die Pfarreien waren verkommen oder lagen verödet, und die Kirchen auf dem Lande sanken vielfach in Trümmer. Nichts war von seiten der Geistlichkeit, die nach dem Wort eines jüngeren Zeitgenossen mehr an Küche und Keller dachte als an den Gottesdienst, geschehen, um den Bauernstand vor einem geistigen und sittlichen Verfall zu bewahren, der seinem wirt-

schaftlichen Verkommen entsprach. Diesen hat auch die Reformation nicht aufgehalten, ja sie hat den Bauer nicht einmal zu lebhafterem Empfinden seiner menschenunwürdigen Lage erweckt. Wohl hören wir von einer Gärung unter den Bauern in Harrien und Wierland, wohin die zwölf Artikel der deutschen Bauernschaft gedrungen waren: nirgends aber erfolgte ein Ausbruch der Volksleidenschaft, wie 1524 und 25 in einem Teil des südwestlichen Deutschland. Was hätte es den Bauern auch genützt, wenn sie ihre Lage gewaltsam zu verbessern versucht hätten? Die Verkündiger des Evangeliums, allen voran Luther, waren bei ihrer Scheu vor der Vermischung geistlicher und weltlicher, himmlischer und irdischer Dinge nicht geneigt, aus der Lehre von der Freiheit des Christenmenschen praktische Folgerungen zu ziehen. Offenbar machte die reformatorische Bewegung, die selbst in den Städten nur hier und da höher gehende Wellen hervorrief, auf die ländliche Bevölkerung zunächst nur geringen Eindruck, schon weil sie mehr von oben und bloß äußerlich in Gang gebracht und in Gang erhalten wurde, ohne verstanden oder mit dem Herzen erfaßt zu sein.

Noch ein anderes darf nicht übersehen werden. Bei dem Zustand der Zersetzung, in dem sich der Ordensstaat bereits befand, hatten die darin herrschenden Stände, die Bischöfe und Ordensritter und der grundbesitzende Adel und die Bürgerschaften der größeren Städte, ein Interesse daran, die Konsequenzen, die sich aus der Reformation ergaben, vor allem praktisch werden zu lassen, wo sie dadurch von den Fesseln vollends befreit wurden, die sie bisher besonders lästig empfunden hatten. Für den Bekenner von Luthers Lehre wurde ein Ritter- und Mönchsstaat, wie er hier noch bestand, unhaltbar, es mußte ihm als eine Pflicht erscheinen, ihn möglichst bald zu Fall zu bringen. Viel weniger in religiöser Hinsicht als in politischer bedeutete hier der Anschluß an die Reformation ein Verlangen nach Freiheit, forderte einen Bruch mit längst als unhaltbar erkannten Formen, zumal man ihn vollziehen zu können glaubte, ohne an den überkommenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen etwas zu

ändern. Das erklärt die eigentümliche Stellung der beiden Religionsparteien und die vorsichtige, sozusagen tastende Führung des Kampfes. Den Verfechtern des alten Kirchentums war es weniger um dessen Erhaltung zu tun als um die der auf Grund desselben im Lande durchgeführten Ordnung, und deren Gegnern kam es nicht auf die Lehre und die Verfassung der Kirche an, sondern auf die Durchsetzung längst gehegter politischer Absichten, für deren Verwirklichung die alte Kirche keinen Raum gewährte. Hierin tritt der überwiegend politische Charakter der kirchlichen Neugestaltung Livlands besonders deutlich zutage, wie denn auch die Folgen derselben zunächst vornehmlich, ja in gewissen Stücken allein in politischem Gebiet durchgeführt wurden.

Zu diesem allgemeinen Bild von dem Verlaufe der Reformation in Livland stimmen auch die wenigen Einzelheiten, welche uns von der Einführung der Reformation in Kurland überliefert sind. Daß die entscheidende Anregung dazu von Riga, dem geistigen und wirtschaftlichen Zentrum des Landes, gekommen sein wird, darf wohl angenommen werden, bestimmte Persönlichkeiten als ihre Trägerinnen werden uns jedoch nicht genannt. Ebensowenig hören wir etwas von planmäßigem und energischem Widerstand gegen dieselbe. Versucht hat solchen, wie es scheint, höchstens der Metropolit der livländischen Kirche, der Rigaer Erzbischof Johann Blankenfeld (1524—27), der auch Bischof von Oesel und Dorpat war, jedoch dabei mehr von persönlichen Beweggründen als von Glaubenseifer geleitet worden zu sein scheint. Von der Stellung, welche die kurländischen Bischöfe Heinrich III. (1501—23) und Hermann (1524—40) einnahmen, haben wir keine Kenntnis. Dem Fehlen energischer Gegnerschaft wird der friedliche Verlauf der kirchlichen Umwälzung auch in Kurland zuzuschreiben sein: nur in Hasenpot, der dem bischöflichen Schloß Pilten benachbarten Stadt, soll es 1523 zu Unruhen gekommen und das Franziskanerkloster gestürmt worden sein. Seit dem Jahr 1530 ist mehrfach die Anstellung evangelischer Prediger nachweisbar. Auch blieb die Bewegung nicht beschränkt auf das Bürgertum

der wenigen und unbedeutenden Städte und die ohne weiteres deren Beispiel folgende Landbevölkerung, sondern griff auch in die höheren Kreise und in den Orden hinüber. Ja, es scheint, als ob das hier früher und entschiedener geschehen sei als in den übrigen Landschaften, vielleicht weil bei der Eigenart der hier bestehenden inneren Ordnung einmal die Verknüpfung der kirchlichen Frage mit den einer Krisis zudrängenden politischen Verhältnissen sich besonders geltend machte und dann von dem benachbarten Preußen her ein stärkerer Einfluß geübt, für den Fall der Not sogar Hilfe in Aussicht gestellt wurde. Jedenfalls ist der erste entschiedene Schritt innerhalb des Ordens von einem der kurländischen Gebietiger getan, und zwar, wenn nicht im Einverständnis mit dem einheimischen deutschen Adel, so doch unter nachträglicher Zustimmung desselben. Am 29. Januar 1532 nämlich schloß der Komtur von Windau, Wilhelm von Balm gen. Fleck, mit Riga, das der neuen Lehre beigetreten war, ein Bündnis zu deren Schutz. Er berief sich dabei auf das Beispiel der evangelischen Fürsten Deutschlands, welche sich gegen den Abschied des Augsburger Reichstags als ein Werk des Teufels erklärt und vereinigt hätten, und verpflichtete sich die Sache des Evangeliums zu schützen.[1]) Wenige Tage später, am 6. Februar 1532, trat ein großer Teil des kurländischen Adels diesem Bündnis bei, voran die Träger der vornehmsten Namen, wie die Sacken, Butlar, Franke, Grothusen, Freitag, Brinken, Korf u. a. Dabei hielten sie allen den Anschluß offen, „welche noch weiterhin dem heiligen göttlichen Wort zufallen würden“. Gesteigert wurde die Bedeutung dieses Bündnisses dadurch, daß Riga bereits seit Ende des Jahres 1531 mit Herzog Albrecht von Preußen in dem gleichen Schutzverhältnis stand. So nahm die Reformation in Kurland auch weiterhin einen friedlichen Fortgang, und ungefähr ein Jahrzehnt später klagt der kurländische Bischof Johann von Münchhausen (1540—60), der seit 1541 auch das Bistum Oesel administrierte, selbst in seinem Schloß zu Hasenpot sei er rings

[1]) Seraphim a. a. O. 1 S. 319.

von der Ketzerei umgeben: Adel und Bürger seien von ihm abgefallen, seine Gerichtsbarkeit, die weltliche so gut wie die geistliche, sei vernichtet, und in Goldingen, Windau und Frauenburg hege alles den Wunsch, die katholische Religion auszurotten und den Sieg der Ketzerei zu vollenden. Aber auch er beschränkte sich auf wirkungslose Klagen und wagte nicht dem Fortgang der Bewegung mit Zwangsmaßregeln entgegenzutreten: er sah, daß er dabei nur noch größeren Schaden erleiden und auch das noch verlieren könnte, was er aus dem drohenden Schiffbruch für sich zu retten dachte.

Auch der greise Ordensmeister Wolter von Plettenberg hat der kirchlichen Umwälzung gegenüber seine duldsam zuwartende und gewissermaßen neutrale Stellung bis an sein Lebensende festgehalten. Hat man darin einen Beweis mit den Jahren zunehmender Schwäche sehen wollen, so kann man es ihm doch ebensogut als Verdienst anrechnen: denn er hat so den drohenden Zusammenstoß abgewandt und die Katastrophe des Ordensstaats hinausgeschoben, die unabwendbar wurde, als er am 28. Februar 1535 starb. Was hatte er bereits in dem Orden an Undankbarkeit, Selbstsucht, Zuchtlosigkeit und Verräterei zu erfahren gehabt! Durch keine ähnlich bedeutende Persönlichkeit mehr aufgehalten, nahm das Verhängnis nun seinen Lauf.

Zunächst wurden die religiösen Gegensätze durch des neuen Meisters Hermann von Bruggenei (1535—49) Parteinahme für die alte Kirche verschärft, während derselbe die Umtriebe gewähren ließ, durch welche fremde Fürstenhäuser ihre jüngeren Söhne auf Kosten des Ordens zu versorgen trachteten. Besonders war darauf Herzog Albrecht von Preußen aus, dessen begehrliche Blicke sich begreiflicherweise namentlich auf Kurland richteten. Bereits 1529 hatte er seinen jüngeren Bruder, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, dem Rigaer Domkapitel als Koadjutor des Erzbischofs Thomas (1528—39) aufgeredet. Damit nicht zufrieden, benutzte der junge Herr die Wirren, welche in dem Bistum Oesel die Mißregierung des verweltlichten Reinhold von Buxhövden (1530—41) veranlaßt

hatte, um sich auch dort einzudrängen. Dabei traten seine Anhänger, deren er namentlich in Kurland zahlreiche hatte, sogar mit Waffengewalt für ihn ein. Einer von ihnen, Dietrich Butlar, der auf Tukkum saß, wurde dafür von dem Meister zur Rechenschaft gezogen und erlag den Folgen der Folterung. Als aber 1541 Bischof Reinhold abdankte, konnte Johann von Münchhausen dem kurländischen Bistum das von Oesel hinzufügen.

Ähnliches wiederholte sich mehrfach. Denn auch der Orden suchte die Bistümer, wenn auch nicht an Priesterbrüder, so doch an ihn ergebene Männer zu bringen. Daß er aber in deren Wahl immer glücklich gewesen sei, läßt sich nicht behaupten, angesichts der Rolle, die einzelne dieser Herren gespielt haben. Übler noch war es, daß im Orden selbst die höchsten Ämter nicht mehr nach Bewährung und Würdigkeit vergeben, sondern zum Gegenstand von Intriguen und Parteikämpfen gemacht wurden, denen ein Ende zu machen beide Teile sich wohl schließlich zu Kompromissen herbeiließen, indem sie sich auf Männer einigten, welche, ohne Selbständigkeit und Energie, niemandem unbequem werden konnten oder deren hohes Alter eine baldige Neuwahl in Aussicht stellte. So war 1551 der hochbetagte Landmarschall Heinrich von Galen zum Meister erhoben, dem bereits 1556 der wohlmeinende, aber schwache Wilhelm von Fürstenberg als Koadjutor beigesellt wurde. Eine solche Doppelregierung lähmte namentlich die auswärtige Politik, welche bei dem bevorstehenden Ablauf des mit dem Moskauer Zaren geschlossenen mehrjährigen Stillstands von höchster Wichtigkeit wurde. Gerade in den mit Rußland geführten Verhandlungen offenbarte sich der Mangel an Einigkeit unter den Gliedern des Bundesstaates und verriet dem Gegner nur allzufrüh dessen Schwäche. Den letzten Anlaß aber zum Hereinbrechen der Katastrophe gaben doch fürstliche Ländergier und Herrschsucht.

Obgleich er seine Anerkennung als Nachfolger des Erzbischofs Thomas bei der Stadt Riga nur mühsam durchgesetzt hatte, gab Markgraf Wilhelm von Brandenburg die Pläne zur

Gewinnung eines Teils von Livland nicht auf, setzte vielmehr entgegen ausdrücklich eingegangenen Verpflichtungen 1555 bei dem Domkapitel die Ernennung des von ihm in das Land gerufenen, erst siebzehnjährigen Herzogs Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor durch. Wohin das zielte, konnte bei dem unruhigen Treiben seines Anhangs, namentlich in Kurland, nicht zweifelhaft sein. Auch unterhielt er bedrohliche Verbindungen mit König Sigismund III. August von Polen, während sein Bruder in Preußen offen zum Einfall rüstete. Doch kam Meister Galen hinter den sauberen Plan und konnte noch rechtzeitig einschreiten, so daß der Markgraf seine Sache aufgab. Dennoch scheint der Meister unter dem Eindruck dieser Vorgänge nun auch seinerseits dem Gedanken an eine Säkularisation des Ordens näher getreten zu sein. Anders ist es doch kaum zu deuten, wenn Galen damals seinem Titel das „von Gottes Gnaden“ beifügte, welches nach seinem im Frühjahr 1557 erfolgten Tod auch Wilhelm von Fürstenberg beibehielt. Dennoch endete dieser sog. Koadjutorkrieg im September 1557 mit einem Frieden, der einen Sieg des Markgrafen bedeutete: dieser blieb Erzbischof von Riga und der mecklenburgische Jüngling wurde als Koadjutor anerkannt. Das war die Folge der bedrohlichen Wendung, die in den Beziehungen zu Rußland eintrat. Die Verhandlungen wegen Verlängerung des Stillstands scheiterten und ein Einfall des barbarischen Feindes stand unmittelbar bevor. Deshalb schloß der Orden jetzt auch mit Polen, das ihm eben noch als Beschützer des Markgrafen im Felde gegenübergestanden hatte, ein Schutz- und Trutzbündnis, das freilich erst wirksam werden konnte, wenn der noch bestehende Stillstand zwischen Polen und Rußland nach einigen Jahren abgelaufen war.

Zum Glück wurde der innere Friede wenigstens nicht auch noch durch religiöse Kämpfe gestört: der Mangel an kirchlichem Eifer bei Episkopat und Klerus und an tatenlustiger Begeisterung bei den Anhängern der neuen Lehre ermöglichte den friedlichen Fortgang der kirchlichen Umgestaltung. Eben deshalb blieb diese aber auch ohne tiefergehende Wirkung auf

die gesellschaftlichen Zustände. Den Bauern insbesondere hat sie keine Erleichterung gebracht, vielmehr sind die ihnen angelegten Fesseln eher noch straffer angezogen worden, da der Orden dem Adel vollends freie Hand lassen mußte. Von welchem Geiste diese Herren erfüllt waren, lehren damals getroffene Bestimmungen. Die Bauern am Erwerb größerer Mittel zu hindern, wurde ihnen 1537 jede Art von Handel verboten. Ihnen das „Verstreichen" zu erschweren, sollte kein Bauer sich zu Pferde mehr als zehn Meilen von der Grenze seines Gutsbezirks entfernen dürfen. Seitdem 1543 ein Edelmann, der einen seiner Bauern in bestialischer Weise zu Tode gequält hatte, in Reval prozessiert und hingerichtet worden war, sollten die Gebietiger die Verhinderung ähnlicher Übergriffe sich besonders angelegen sein lassen. Das zeigt nur allzu deutlich, wer im Lande der Herr war: der Orden hatte bereits zu Gunsten des Adels abgedankt, der ihm allerdings insofern vorausgeeilt war, als er sich der evangelischen Lehre anschloß und dadurch mit dem Mutterlande eine Verbindung herstellte, die sich als inniger und wirksamer erwies als die bisher durch Handel und Verkehr vermittelte. Welch ein Segen das für die baltischen Lande und insbesondere für Kurland war, hat sich gezeigt, als das evangelische Bekenntnis eines der wirksamsten Bollwerke wurde für die Erhaltung auch des Deutschtums gegenüber dem Andringen des katholischen Polentums.

Noch war allerdings die Frage, ob im Orden jemand den Mut haben und den Weg finden würde, was von ihm noch lebensfähig war, d. h. das Ergebnis der in mehr als vier Jahrhunderten geleisteten Kulturarbeit, durch einen Schritt, wie er in Preußen getan war, für die Zukunft zu retten, mochte auch der Orden darüber zu Grunde gehen. Dieser Mann fand sich in Gotthard Kettler, der — man möchte fast sagen: zum Glück — Eigennutz und Rücksichtslosigkeit, Verschlagenheit und Anpassungsfähigkeit genug besaß, um sich, das erstrebte Ziel unentwegt im Auge haltend, durch alle Hindernisse hindurchzuwinden, indem er den Umtrieben einheimischer Widersacher und den Drohungen auswärtiger Feinde erfindungsreich

mit den gleichen Mitteln begegnete. Gewiß ist er danach auch noch bei rein historischer Betrachtung keine sympathische Persönlichkeit, wie er solche auch den Zeitgenossen nicht war: man wird ihm aber die Achtung nicht versagen, die einem Manne gebührt, welcher die Unhaltbarkeit der öffentlichen Zustände seines Landes erkennt und aus dem drohenden Zusammenbruch, was noch gerettet werden kann, zunächst für sich selbst rettet, dadurch aber auch von anderen weiteres Unheil abwendet. Doch entsprang sein Eintreten für die evangelische Lehre nicht aus politischer Berechnung und sollte nicht bloß nur der Förderung seiner eigennützigen Absichten dienen: vielmehr läßt seine spätere Haltung keinen Zweifel darüber, daß er darin aus tiefinnerlicher Überzeugung handelte, der ein ihn über sich selbst erhebendes und sozusagen veredelndes Pflichtgefühl entsprang. Jedenfalls hat er, indem er den neuen Staat auf die neue Kirche gründete, demselben eine kostbare Mitgift verliehen, deren Segen erst spätere Generationen ganz begriffen haben.

Als Sprößling einer kinderreichen westfälischen Adelsfamilie geboren um die Zeit etwa von Luthers Auftreten, war Gotthard Kettler, ein standesgemäßes Unterkommen suchend, zur Zeit des Meisters Brüggenei (1535—49) nach Livland gekommen und im Orden rasch aufgestiegen. Einige Jahre als Schaffner, d. h. Leiter der Finanzen vorzugsweise in Deutschland tätig, erscheint er später als Komtur von Dünaburg und seit 1557 von Fellin, der wichtigsten livländischen Ordensburg, wo der Ordensschatz lag und deren Gebietiger den Landmeister zu vertreten hatte. Schon damals wird er sich der Lehre Luthers angeschlossen haben, die er vermutlich in Wittenberg selbst kennen gelernt hatte. So wenig wie sonst eine von den leitenden Persönlichkeiten im Orden wird er dessen unverändertes Fortbestehen noch für möglich gehalten haben, scheint aber im Gegensatz zu anderen durch früh gewonnene nahe Beziehungen zu litauischen Magnaten das Heil in dem Anschluß an dieses und Polen gesehen zu haben, was ihm von dort durch tatkräftige, aber ebensowenig selbstlose wie ehrlich gemeinte

Förderung vergolten wurde. Ein Sieg der polnischen Partei war es daher, als er im Sommer 1558 dem schwachen Meister Fürstenberg als Koadjutor aufgenötigt und damit zur Regierung berufen wurde. Inzwischen war der Bruch mit Rußland erfolgt, die russischen Horden überfluteten das Land, Dorpat fiel, Reval und Riga waren schwer bedroht, während das Land weithin in eine Einöde verwandelt und viele Tausende in trostlose Gefangenschaft weggeschleppt wurden. Wiederholt hat Kettler versucht dem furchtbaren Feind Einhalt zu tun, doch schloß die Geringheit seiner Kräfte einen Erfolg von vornherein aus. Zudem war wie im Orden, so auch in der Bevölkerung der Glaube an die Möglichkeit einer Rettung aus eigener Kraft bereits geschwunden: nur noch durch fremde Hilfe meinte man den Untergang abwehren zu können. Nicht bloß bei dem Deutschen Reiche, das etwas zu tun außerstande war, sondern auch bei Philipp II. von Spanien und bei England wurde darum gebeten. Gleiche Bemühungen in Dänemark und in Schweden zeigten nur, daß diese, wenn sie halfen, bloß selbstsüchtige Pläne verfolgten. Man begreift es, daß Kettler und seine vertrauten Berater sich daher lieber mit dem nahen Polen-Litauen verständigen wollten, zumal so auch einige Sicherung gegen die Entwürfe zu gewinnen war, auf die in Preußen noch immer nicht verzichtet war. Namentlich der kurländische Adel scheint diese Politik Kettlers unterstützt zu haben, ja entschlossen gewesen zu sein, sie unter Umständen auf eigene Hand durchzuführen. Völlige Klarheit wird in das Dunkel dieser politischen Umtriebe wohl nie gebracht werden, doch läßt, was wir davon wissen, darüber keinen Zweifel, daß Kettler zunächst darauf ausging, das livländische Ordensland seinem ganzen Umfang nach in ähnlicher Weise als weltliches Fürstentum an sich zu bringen, wie das Albrecht von Brandenburg in Preußen gelungen war, daß er die Zustimmung der Mehrheit der Gebietiger durch Zusicherung persönlicher Vorteile, also einer Teilung der Beute erkaufte und auch sonst jedes Mittel für erlaubt hielt, das Erfolg versprach, jedoch bei der Überlegenheit der skrupellosen polnischen Diplomatie, die eine schlag-

fertige Macht hinter sich wußte, und bei dem Sonderstreben einzelner livländischer Stände seine Wünsche immer mehr einschränken und sich endlich mit einem kleinen Teil von dem begnügen mußte, was er zu erlangen gedacht hatte. Je nach Bedarf täuschend, lügend und vergewaltigend, ist auch er von verschlagenen Gegnern sowohl wie von falschen Freunden betrogen, belogen und vergewaltigt worden und mußte schließlich durch rasches Zugreifen sich des Wenigen, das man ihm noch bot, versichern, wollte er nicht ganz leer ausgehen.

Mehrere Jahre dauerte der Todeskampf des Ordens: konnte er nicht leben, so konnte er doch auch nicht sterben, weil berufene und unberufene Testamentsvollstrecker und habgierige Erben sich über die Teilung des Nachlasses nicht einigen konnten. Daraus erklärt sich das Zögern aller an der Liquidation des Erbes Beteiligten. Darüber aber blieb das unglückliche Land ohne jede Hilfe und sah sich durch die erneuten Russeneinfälle beispiellosem Elend überliefert. Man braucht in der zuwartenden Haltung, die Kettler annahm, nicht, wie entrüstete Zeitgenossen getan, Eigennutz oder gar Verrat zu sehen: gegenüber der Übermacht, die es abzuwehren galt, fehlten ihm die Mittel, die auch nur einen notdürftigen Erfolg verbürgt hätten. Mußte der Krieg doch fast ganz mit Söldnern geführt werden: sie bei der Fahne zu halten, war vor allem rechtzeitige Zahlung der Löhnung nötig, diese aber machte drückender Geldmangel unmöglich. Ihm abzuhelfen hatte der Meister bereits 1559 von den kurländischen Burgen Grobien an den preußischen Herzog, Goldingen und Windau an den König von Polen verpfändet. Nun wurde gar das Ordensheer am 2. August 1560 von den Russen vernichtend geschlagen und die Mehrzahl der Gebietiger sowie der noch zum Orden haltenden Lehnsleute fand den Tod. Bald standen die Russen vor Fellin, dessen Verteidigung Fürstenberg leitete. Ein Entsatzversuch Kettlers mißlang, der Polenkönig aber, obgleich er die ihm übergebenen Burgen alsbald stark besetzt hatte, blieb untätig. Eine Meuterei der Söldner nötigte Fürstenberg zur Übergabe: mit zahlreichen Leidensgefährten wanderte er

in russische Gefangenschaft, in der er sein Leben beschließen sollte, Trost suchend in dem evangelischen Glauben, zu dem er sich in stimmungsvollen geistlichen Liedern bekannte. Brennend, raubend und mordend hausten die Russen monatelang im Lande.

Auch Kettler begann an der polnischen Hilfe zu verzweifeln. Unabhängig von ihm und wohl um seine Absichten zu durchkreuzen, war inzwischen bereits von anderer Seite mit Dänemark angeknüpft. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Christoph von Münchhausen, dem Komtur von Dünaburg, unterhandelte dort Bischof Johann von Oesel und Kurland, und König Friedrich II. war bereit Geld und Mannschaften daran zu wagen, um seinem jüngeren Bruder, Herzog Magnus von Holstein, eine Herrschaft zu gründen. Als Kettler dabei nicht mittun wollte, eilte der saubere Bischof in Sicherheit zu bringen, was dabei für ihn zu gewinnen war, indem er seine angeblichen Rechte auf die beiden Bistümer dem Dänenkönig verkaufte. Mit seiner Werbung um Schweden kam Kettler zu spät: voll Mißtrauen gegen seine polenfreundlichen Absichten hatten die Ritterschaft Estlands und die Stadt Reval bereits in Stockholm angeknüpft, sagten ihm förmlich den Gehorsam auf und unterwarfen sich noch im Sommer 1561 dem Schwedenkönig gegen Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten.

Nun erst kamen die Verhandlungen zwischen Kettler und Polen in rascheren Gang, da beide fürchten mußten, leer auszugehen. Dem Meister aber stand noch mehr als eine Enttäuschung bevor. Mit dem polnischen Adel gespannt, fürchtete König Sigismund III. August von diesem Widerstand gegen die Einverleibung des Ordenslandes in den polnischen Staatsverband und wollte dasselbe daher Litauen überweisen, das mit Polen nur durch Personalunion verbunden war. Bei der alten Verfeindung der Litauer und des Ordens wollten die livländischen Deutschen davon jedoch nichts wissen. Kettler aber hatte schon keine andere Wahl mehr und schloß am 31. August 1561 zu Wilna mit dem König ein Bündnis, durch das er den Orden förmlich unter den Schutz Polens stellte und diesem

wiederum etliche Burgen verpfändete, darunter das kurländische Bauske. Damit hatte ihn Polen in seiner Gewalt, und es wurde dem vom König mit der Vollziehung des Schlußaktes betrauten Fürsten Radziwill bei den in Wilna geführten Verhandlungen leicht, ihn zur Annahme noch viel weniger günstiger Bedingungen zu nötigen. Gelang es ihm doch, dem Meister selbst den kurländischen Adel und die Vertreter von Windau abwendig zu machen. Als Kettler die Vereinbarungen, die man mit Mühe und Not zustande gebracht hatte, anzunehmen im letzten Augenblick wieder Bedenken trug, drohten diese Kurländer ihm mit Aufkündigung des Gehorsams und nötigten ihn sich zu fügen.

So erfolgte am 28. November 1561 der Abschluß. Livland ergab sich Sigismund III. August, dem König von Polen und Großfürsten von Litauen — eine Formel, welche zur Schonung der Empfindlichkeit und wohl auch des Schamgefühls der Livländer die „Einverleibung" verhüllte —, und zwar so, daß, lehnte die Republik Polen die Erwerbung ab, sie durch Litauen erfolgen sollte. Kurland erhielt Kettler als von Polen lehnsabhängiges Herzogtum, während alles Land jenseits der Düna dem König zufiel, der sich verpflichtete dafür zu sorgen, daß die Livländer deshalb vom Deutschen Reiche, als dessen Glieder sie noch immer galten, nicht zur Rechenschaft gezogen und irgendwie geschädigt würden. Weiter wurde dem Lande die uneingeschränkte Freiheit des Augsburgischen Bekenntnisses zugesichert und die Respektierung aller ihm zustehenden Rechte und Privilegien verbrieft, so daß namentlich sein Deutschtum unangetastet bleiben und für alle Zukunft in Sprache und Verwaltung herrschen sollte. Es ist bekannt, welch schwere Enttäuschungen dem an Polen fallenden Teil Livlands durch den Bruch gerade dieser feierlichen Versicherung bereitet worden sind. Freilich hat auch Kettler das Scheitern seiner auf viel Größeres gerichteten Entwürfe nicht so bald verschmerzt, sondern ist lange in der Stille darauf aus gewesen, das Versäumte nachzuholen: die Gelegenheit dazu hat sich ihm aber nicht geboten.

Die Wege Kurlands schienen sich nun von denen Livlands endgültig zu trennen. Aus dem Orden ausscheidend und in den weltlichen Stand übertretend, leistete Kettler am 5. März 1562 in Riga in die Hände Radziwills dem König von Polen als seinem Lehnsherrn den Eid der Treue und bestätigte am 7. März den Ständen Kurlands alle ihre Rechte und Freiheiten. Damit nahm Kurland von den Ergebnissen der bisherigen deutschen Herrschaft vielleicht gerade das Übelste mit in die neue Zeit hinüber. Denn in den Boden des jungen Staates wurde ein Keim gelegt, der rasch entwickelt dessen Gedeihen bald ernstlich schädigen und ihm schließlich verhängnisvoll werden sollte.

IV.

Kurland unter den ersten Herzogen und die Vollendung der Adelsherrschaft.

Daß Gotthard Kettler, der letzte Meister des Deutschen Ordens in Livland und erste Herzog von Kurland und Semgallen — ein Titel, der ihm eigentlich erst seit dem 4. August 1579 gebührte, dem Tage, an welchem, nachdem die geflissentlich hinausgezögerte Inkorporation Livlands in Polen-Litauen erfolgt war, seine feierliche Belehnung stattgefunden hatte — nicht bloß von den Zeitgenossen, sondern auch von den Nachlebenden sehr verschieden beurteilt worden ist, wird jeder begreiflich finden, der die vielverschlungenen und dunkeln Wege kennen gelernt hat, auf denen er seinen Zielen zustrebte. Von den Lobrednern der vermeintlichen altlivländischen Herrlichkeit als Verräter an den höchsten Gütern ihres Volks gebrandmarkt, wurde und wird er von der anderen Seite gefeiert als glücklicher Vorkämpfer der deutschen Kultur und als Retter ihrer schwer bedrohten Zukunft in den baltischen Landen. Das Eine ist so unberechtigt und übertrieben wie das Andere, und man kann dabei nicht einmal sagen, die Wahrheit liege in der Mitte. Will man Kettlers Bedeutung richtig einschätzen, so muß man vor allem festhalten, daß er von dem, was er eigent-

lich gewollt, nichts erreicht und sich mit einem Teilerfolg begnügt hat, den er selbst als solchen zunächst kaum würde haben gelten lassen. Seine Geschichte lehrt besonders eindringlich, wie wenig der einzelne Mensch, auch der kraftvollste und rücksichtsloseste, der Wucht gegenüber vermag, womit die nach einer inneren Notwendigkeit ihren Gang verfolgende geschichtliche Entwickelung, welche er meistern möchte, ihm entgegentritt und ihn auf ihren Weg nötigt. In diesem Sinn ist Kettler recht eigentlich ein Werkzeug der Geschichte gewesen. Aber auch das zu sein ist unter Umständen ein Verdienst und nicht möglich ohne schwere innere Kämpfe und den Verzicht auf kühne Hoffnungen und hinter diesen stehende Ideale. Diese Selbstüberwindung hat Kettler vollauf üben müssen. Hier entsprang in dem ehrgeizigen Streber die selbstlose, landesväterlich treue Hingebung, mit der er seine Regentenpflichten erfüllt, um aus dem schlecht begrenzten, durch mitteninneliegende fremde Gebiete unterbrochenen Land einen lebens- und entwickelungsfähigen Staat zu machen, welcher trotz schweren inneren Stürmen und dauernder Gefährdung von außen nicht bloß zwei Jahrhunderte seine Selbständigkeit behauptete, sondern zeitweise eine geachtete Stellung einnahm und bereits unter seinem Enkel zu viel verheißender und viel beneideter wirtschaftlicher Blüte gedieh.

Allerdings hatte Kurland, von einigen Grenzbezirken abgesehen, unter dem letzten Krieg verhältnismäßig wenig gelitten und befand sich wirtschaftlich in günstigerer Lage als das von den Russen ausgeraubte Livland. Noch aber waren wichtige Plätze in fremdem Pfandbesitz und mußten erst ausgelöst werden. Indem er durch kluge Sparsamkeit die Mittel dazu aufbrachte, entzog Kettler fremden Umtrieben die Stützpunkte. Dagegen setzte der livländische Adel es durch, daß Kettler der ihm zunächst belassenen Stellung als Administrator auch des Landes jenseits der Düna nach einigen Jahren enthoben wurde. Hatte er als solcher doch in Riga residiert, dort wiederholt den kurländischen Landtag versammelt und das herzogliche Hofgericht installiert — was das Verhältnis

Livlands und Kurlands in einem den Polen nicht genehmen Licht erscheinen ließ. Vielleicht hatte man auch Kunde davon, daß der Moskauer Zar Kettler durch die Aussicht auf die livländische Königswürde zum Abfall zu verlocken versucht hatte. Nicht besser stand es mit dem kurländischen Adel. Auf eigene Hand hatte der Komtur von Doblen, Thieß von der Recke, sich mit Polen verständigt und mit seinem Gebiet vom König belehnen lassen. Schließlich nötigte er dem Herzog einen Vergleich ab, nach dem er durch die Herrschaft Neuburg entschädigt wurde, die sogar erst nach seinem Tod in den Lehnsverband eintreten sollte. Überhaupt wachte der Adel eifersüchtig über die weitreichenden Freiheiten, die Kettler ihm unter dem Druck Polens hatte gewähren müssen: sie stellten den Preis dar, um den er ihm die Stellung des Ersten unter seinesgleichen eingeräumt hatte. Jeder Versuch, sich wirklich zum Herrn zu machen, hätte Kettlers Stellung gefährdet. Denn es handelte sich dabei für die Adligen auch um materielle Interessen, insofern ihnen als Großgrundbesitzern die Rechte verbürgt waren, welche ihnen gegenüber ihren Bauern dem Herkommen nach zustanden, so daß Kettler gerade an diesen Dingen, so reformbedürftig sie waren, nicht rühren durfte. Was sich da etwa tun ließ, konnte nur sozusagen auf einem Umwege erreicht werden. Der von Kettler gewählte aber hebt sein Wirken auf diesem Gebiete gewissermaßen in eine höhere Sphäre, welche, dem Denken jener Zeit noch fremd, erst von späteren Generationen begriffen werden sollte.

Eigentlich entbehrte dieser Staat des Volks. Denn in ihm stand dem Landesherrn, dessen Autorität schon durch die Art, wie er sie erworben hatte, bedenklich beschränkt war, ein anspruchsvoller, auf die Erhaltung nicht bloß, sondern auf die Erweiterung seiner Rechte bedachter Adel gegenüber, die einstigen Glieder des Ordens und die von diesen ins Land gezogenen und mit Gütern belehnten Edelleute, während das Bürgertum der wenigen unbedeutenden Städte ohne Einfluß war, die der Zahl nach die überwältigende Mehrheit bildende

ländliche Bevölkerung aber für das öffentliche Leben überhaupt nicht in Betracht kam. Ihrer wirtschaftlichen Verkommenheit und sittlichen Stumpfheit entsprach die geistige Versumpfung, in der sie dahinbrütete. Um sie dereinst für die deutsche Kultur zu gewinnen, mußte sie überhaupt erst geistig und sittlich geweckt und für ein menschenwürdiges Dasein empfänglich gemacht werden. Dazu galt es zunächst, alte Gegensätze zu überwinden. Deshalb wollte Kettler den lettischen Bauern die Einheit zum Bewußtsein bringen, zu der sie die Gemeinschaft des Glaubens mit ihren deutschen Herren verband. Er wandte sich also an ihr Herz und ihr Gemüt und suchte die bisher rein äußerlich angenommene evangelische Lehre zu einem Bestandteil ihres Volkstums zu machen. Auch politische Erwägungen spielten dabei mit: schied doch das evangelische Bekenntnis diese Masse am wirksamsten von dem katholischen Polentum und verhieß sie gegen dessen Werben widerstandsfähiger zu machen. Ob Kettler darüber hinaus in der auf dem festen Grund der evangelischen Lehre zu errichtenden Schule das Organ zu schaffen dachte, welches die Letten allmählich der deutschen Kultur zuführen sollte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls lag hier der Punkt, in dem er, sonst so wandelungsfähig und zu Zugeständnissen bereit, unerschütterlich war. Hier handelte es sich für ihn nicht um Erreichung politischer oder persönlicher Vorteile, sondern um eine Herzenssache durch Betätigung einer unerschütterlichen Überzeugung. So hat denn auch, was er für die Kirche seines Landes geleistet, seiner Regierung erst ihr historisches Gepräge gegeben. Selbst als eifriger Protestant schien er sich nicht ganz von den Anschauungen freimachen zu können, die den Ordensritter beherrscht hatten. Kaum noch in einem anderen Staat jener Zeit hat die Religion und die auf ihrem Grund und zu ihrem Dienst organisierte Kirche eine so ausschlaggebende Rolle gespielt wie in Kurland. Selbst ferner stehenden Zeitgenossen scheint dieser Zug sich als besonders charakteristisch aufgedrängt zu haben. So wird das zunächst wohl ironisch gemeinte Wort des Zaren Iwan des Schrecklichen

verständlich, der bei den Verhandlungen zur Abwendung eines drohenden Bruchs mit einer Art von wohlwollendem Humor erklärte, diesmal wolle er Kettlers „Gottesländchen“ noch verschonen. Es ist mit Stolz aufgenommen und festgehalten worden: „Gottesländchen“ ist bis auf den heutigen Tag eine beliebte volkstümliche Bezeichnung Kurlands geblieben, obgleich sie nur das eigentümlich kirchenstaatliche Gepräge betrifft, das ihm damals anhaftete.

Gleich im Jahr 1562 ging der Herzog an den kirchlichen Ausbau seines Landes, zu dem er wohl bereits den Plan entworfen und geeignete Mitarbeiter geworben hatte. Schon vor zehn Jahren hatte er den Mitauer Prediger Stephan Bülow mit einer Visitation der Kirchen beauftragt. Das Ergebnis war trostlos gewesen: größere Kirchen hatte Bülow nur in Mitau, Bauske und Doblen vorgefunden, aber selbst in Goldingen, Windau und Kandau nur hölzerne Kapellen. Entmutigt war er aus dem Lande gegangen. Um so energischer setzte Kettler hier ein: bereits 1563 erkannte der Landtag die Notwendigkeit der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln an, doch wurden erst im Februar 1567 auf einem Landtag in Riga die ihre Ausführung sichernden Beschlüsse gefaßt. Es sollten nicht weniger als siebzig Kirchen aufgeführt werden: daß ihre Zahl achtundfünfzig erreichte, darf als eine glänzende Leistung bezeichnet werden. Alle zugehörigen Pfarreien wurden reichlich ausgestattet unter genauer Bestimmung dessen, was die zugeteilten Bauern zu leisten hatten. Den Fortgang des Werkes, an dem er in rastloser Arbeit persönlich teilnahm, sicherte Kettler durch Anordnung regelmäßiger Visitationen und Errichtung einer Behörde, in deren Händen alle Fäden der kirchlichen Verwaltung zusammenliefen. Auch da begegnet man jener Mischung religiöser und politischer, kirchlicher und staatlicher Gesichtspunkte, die seine Tätigkeit auf diesem Gebiete kennzeichnet. War doch auch da sein Hauptgehilfe der hochverdiente Salomon Hennig (1528—89), ein Weimaraner von Geburt, ein Mann von vielseitiger und gründlicher Bildung, — er hatte in Wittenberg, Leipzig, Erfurt und

Jena studiert und war nach einer zufälligen Begegnung in Lübeck in Kettlers Dienst getreten, um als dessen Bevollmächtigter, Rat und schließlich Kanzler sich die größten Verdienste zu erwerben —, dann der Kanzler Michael Brunow und neben beiden der Theologe Alexander Einhorn, seit 1556 Hofprediger und Pastor zu Mitau und seit 1570 kurländischer Superintendent (gest. 1575). Des letzteren Werk war im wesentlichen die 1572 erschienene „Kirchenreformation", der in demselben Jahr die „Kirchenordnung" folgte, welche Verfassung und Verwaltung der kurländischen Kirche feststellte. Den Abschluß bezeichnet eine Reihe von Übersetzungen in das Lettische, durch welche die wichtigsten biblischen Bücher, der Luthersche Katechismus und ausgewählte Kirchenlieder dem gemeinen Mann zugänglich gemacht wurden. Daß diese auch benutzt werden konnten und ihren Zweck je länger je mehr erfüllten, dafür zu sorgen blieb die Aufgabe der unter Obhut der Geistlichkeit von Staats wegen sorgsam gepflegten Volksschule.

Es lag doch wohl nicht bloß an der damals herrschenden Überschätzung der kirchlichen Interessen, wenn bei Kettler das weltlich-fürstliche Walten nur in einzelnen Ansätzen hervortritt. Für derartige Aufgaben fehlte ihm das rechte Verständnis. Er erscheint da immer wieder als Emporkömmling, den das Bewußtsein eines angestammten Rechtes fehlte und der, wie erst zur Gewinnung der Herrschaft, so zu deren Behauptung nur die kleinen und unscheinbaren Mittel anwandte. Mußte er doch bei jedem Schritt mit dem Widerstand der Männer rechnen, die einst seinesgleichen gewesen waren und ihn jetzt nur ungern als ihnen übergeordnet gelten ließen. Die adlige Libertät, die das Verhängnis des livländischen Bundesstaates geworden war, blieb maßgebend auch für das kurländische Herzogtum, wo es Rechte und Pflichten zu bemessen galt. Daher ist die staatliche Organisation des Herzogtums unter Kettler wenig gefördert worden, weil die dazu gemachten Anfänge auf den Widerstand des Adels stießen und deshalb fallen gelassen wurden, wie das 1572 mit der von dem Kanzler Michael Brunow entworfenen Prozeßordnung geschah.

Insbesondere wurde Kettler dadurch die Herstellung einer geordneten Finanzverwaltung unmöglich gemacht. Seinen ständigen Geldverlegenheiten abzuhelfen, sah er sich immer wieder genötigt, Güter zu verpfänden, was nicht bloß zu fortschreitender Verminderung der Einnahmen, sondern auch zur Kürzung seiner Rechte führte. Ohnedies aber wäre es um die schon so dürftige Wehrkraft vollends schlecht bestellt gewesen: das Halten von Söldnertruppen war unvermeidlich, wo nach der Landrolle erst zwanzig Besitzer von je einem halben Haken zusammen einen schwergerüsteten Reiter aufzubringen hatten. Das alles nötigte dem Herzog immer neue Zugeständnisse an den Adel ab, so daß dieser durch das 1570 ergangene „Privilegium Gotthardianum“ seine Rechte wesentlich erweitert sah.

Auch in den Kreis der deutschen Fürsten aufgenommen und da als vollberechtigt anerkannt zu werden, ist Kettler erst nach manchen Schwierigkeiten gelungen, dank seiner im Frühjahr 1566 erfolgten Vermählung mit Anna, der Tochter Herzog Albrecht VII. von Mecklenburg. Von polnischer Seite begünstigt, verband sie ihn namentlich mit den Hohenzollern sowohl von Preußen wie von Brandenburg und beseitigte den Gegensatz, in dem Herzog Albrecht zu ihm gestanden hatte. Andere Hoffnungen freilich, die Kettler auf diese Ehe setzte, gingen nicht in Erfüllung. Ein Bruder der Herzogin war jener Magnus von Holstein, der selbst einst in den baltischen Landen fürstliche Herrschaft zu gewinnen gesucht hatte, um sich als Schützling Polens auf erkaufte Ansprüche hin im kurländischen Stift Pilten festzusetzen. Endlich adoptierte er Kettlers ältesten Sohn und versprach ihn zum Erben einzusetzen, hielt aber, wie sich bei seinem Tod im Frühjahr 1583 zeigte, nicht Wort. Obgleich nun ein Teil der Piltenschen Ritterschaft dennoch den Anschluß an Kurland betrieb, ergriff Polen die Partei der Gegner, so daß es zu einem lokalen Kriege kam, der größere Dimensionen anzunehmen drohte, da auch Dänemark Ansprüche erhob. Diese wurden schließlich durch die Vermittlung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Ansbach, des Regenten Preußens für den geistesschwachen Herzog Albrecht Friedrich,

abgekauft, welcher durch Erlegung der vereinbarten Summe in den Pfandbesitz von Pilten gelangte. Zudem wurde auch die künftige Beseitigung dieses äußerst unbequemen Zustands noch erschwert durch die Art, wie der Rest des einstigen bischöflichen Landes von den dort gebietenden adligen Herren zu einer kleinen Adelsrepublik ausgebildet wurde.

Gerade diese Erfahrung hätte Kettler überzeugen müssen, daß für das Gedeihen seines Staates vor allem die Stärkung der landesherrlichen Gewalt nötig war. Wie wenig er aber fürstlich oder auch nur staatsmännisch dachte und wie er Kurland nur als ein Gut zur Versorgung seiner Söhne ansah, lehrt die Bestimmung, die er vor seinem am 17. Mai 1587 erfolgten Tod über eine Zweiteilung des Landes und der Regierung traf: sie stellte alle seine Erfolge in Frage und hat den schnellen Verfall seines Werkes verschuldet.

Einander widersprechend und sich gegenseitig aufhebend waren diese Verfügungen. Das Herzogtum sollte unter seine beiden Söhne Friedrich (geb. 1569) und Wilhelm (geb. 1571) geteilt, aber von ihnen gemeinsam regiert werden, bis zur Mündigkeit des Jüngeren jedoch allein dem Älteren unterstellt sein. Zunächst aber reisten die beiden jungen Herren der Sitte der Zeit gemäß zur Vollendung ihrer Ausbildung, besuchten Universitäten und fremde Höfe und überließen die Sorge für Land und Leute ihrer Mutter und den herzoglichen Räten, was den Einfluß des Adels befestigte. Dieser stieg noch, als 1596 die Teilung erfolgte: das eigentliche Kurland mit Goldingen als Residenz kam an Wilhelm, Semgallen mit der Hauptstadt Mitau an Friedrich. Die zwei Hofhaltungen, neben denen auch die Herzogin-Mutter eine solche beibehielt, die kostspieligen Reisen und die Teilnahme an dem neuen Krieg Polens gegen Schweden steigerten die Ansprüche auch an die adligen Lehnsleute, welche den Herzögen bald geschlossen entgegentraten. Die Art, wie diese, namentlich der leichtlebige und heißblütige, meist auf Reisen abwesende Wilhelm, dem zu wehren suchten, verschärfte die Gegensätze und führte zu erbitterten Kämpfen. An die Spitze der Opposition kamen dabei

die Gebrüder Gotthard und Magnus Nolde. Gegen sie ließ Wilhelm in verletzenden Formen ein peinliches Verfahren einleiten, gegen welches sie auf Grund der dem kurländischen Adel von Sigismund III. August verbrieften Freiheiten den Schutz Polens anriefen. Da wurden beide 1615 in Mitau von herzoglichen Dienern getötet. Die Mitschuld Wilhelms war zweifellos, während Friedrich sich von dem gleichen Verdachte reinigen konnte, als die polnische Krone auf Klage des Adels die Sache durch eine Kommission untersuchen ließ. Daß er sich dieser stellte und ihren Spruch anerkannte, bedeutete eine tiefe Demütigung der landesherrlichen Autorität. Doch wurde Friedrich nun von dem polnischen Lehnsherrn wie aus Gnade mit der Regierung der beiden Teilgebiete beauftragt. Wilhelm dagegen, geächtet und mit Absetzung bedroht, verließ das Land: in ohnmächtigen Zorn hat er sein Leben in vergeblichen Umtrieben zur Wiedergewinnung des Verlorenen verbracht und sich sogar mit auswärtigen Mächten eingelassen und sein Leben unter dem Schutz Herzog Bogislav XIV. von Pommern-Stettin 1640 beschlossen.

Der kurländische Adel aber eilte im Bunde mit Polen die Gunst der Umstände auszunutzen. Im Jahr 1617 erging die von Beauftragten des polnischen Königs im Einverständnis mit dem Adel festgesetzte, berüchtigte „Formula regiminis“, an welche die Regenten Kurlands hinfort als an ein unantastbares Grundgesetz gebunden sein sollten.[1]) Sie entsprang einer bewußten Verleugnung der deutschen Vergangenheit Kurlands. Denn eine solche war es, wenn die Formula regiminis zunächst alle seit Errichtung des Herzogtums ergangenen Landtagsbeschlüsse einfach aufhob. Damit kassierte sie die Ergebnisse einer mehr als fünfzigjährigen, auf der Basis des überkommenen Deutschtums vollzogenen Entwickelung und verwies die künftige auf den in Polen verfolgten Weg. Erhielt doch der Herzog in den ihm beigeordneten vier Oberräten aus dem „eingeborenen“, d. h. alteingesessenen Adel von diesem bestellte Aufseher, die

[1]) Gedruckt bei Ziegenhorn, Staatsrecht der Herzogtümer Curland und Semgallen (Königsberg 1772), Beilage Nr. 904.

bei seiner Verhinderung ohne weiteres an seine Stelle traten. Sie bildeten zugleich das Hofgericht, das in allen Kriminalsachen als Berufungsinstanz urteilte und, durch die den vier Verwaltungsdistrikten vorgesetzten Oberhauptleute verstärkt, über Rechtshändel, an denen Edelleute beteiligt waren, in erster Instanz entschied. Von seinen Sprüchen stand den Adligen die Berufung an das polnische Hofgericht frei. Daß dem Herzog daneben die Bestellung einiger gelehrter, rechtskundiger Räte gestattet blieb, die jedoch auch von Adel sein mußten, wollte wenig besagen, zumal Streitigkeiten des Herzogs mit den Ständen dem Spruch des polnischen Lehnsherrn vorbehalten blieben. Eng war der Kreis begrenzt, aus dem der Herzog die übrigen Beamten nehmen durfte: wurden doch später alle diejenigen, die ohne dem alten Adel anzugehören, in höhere Ämter gekommen waren, vom weiteren Aufrücken ausgeschlossen. Das alles bedeutete eine unerhörte Steigerung des ständischen Einflusses und machte den Herzog völlig von den Landtagen abhängig: selbst die Ritterschaft zum Roßdienst aufzubieten, stand ihm hinfort nur im Fall plötzlicher Gefährdung des Landes zu, sonst bedurfte er dazu königlicher Vollmacht. Eifersüchtig suchte der Adel den Genuß dieser Rechte auf den engen Kreis der „Indigenen“ zu beschränken, d. h. der Familien, die von altersher im Lande saßen und denen allein das Prädikat „edel“ zukam. Welche da in Betracht kamen, wurde der Entscheidung einer „Ritterbank“ vorbehalten. Das vollendete die Abschließung des kurländischen Adels zu einer eng begrenzten Kaste. Dafür erschien es den Herren jedoch als kein zu hoher Preis, daß trotzdem polnische und litauische Adlige in Kurland ohne weiteres als „Indigene“ anerkannt und zum Mitgenuß der entsprechenden Vorrechte zugelassen werden sollten. Dieses Zugeständnis bedeutete einen Verrat an der deutschen Sache und gefährdete mittelbar auch den Bestand der evangelischen Kirche, von der die Erhaltung der deutschen Kultur im Lande abhing und die bisher nicht bloß berufen schien, sondern auch bestrebt gewesen war, das eingeborene Lettentum allmählich der deutschen Kultur zuzuführen.

V.

Kurlands Erblühen unter Herzog Jakob.

Noch fünfundzwanzig Jahre (1617—42) hat Herzog Friedrich seines fürstlichen Berufes in den unwürdigen Schranken gewaltet, welche ihm die Regimentsformel gesetzt hatte. Zu den inneren Schwierigkeiten kamen äußere Bedrängnisse, als auch Kurland in den Kampf Polens und Schwedens um die baltische Beute gezogen wurde. Der Adel aber blieb vor allem auf den Ausbau seiner Stellung bedacht, die um so wertvoller wurde, je kleiner die Zahl derer war, die daran teil hatten. Durch die 1620 gefaßten und 1634 ergänzten Beschlüsse der „Ritterbank" wurden im ganzen 110 Familien als „Indigene" anerkannt, 87 als erwiesenermaßen seit Generationen im Lande begütert — darunter die Sacken, Vietinghoff, Manteuffel, von der Reck, Treyden, Brincken, Puttkamer u. a. m. — und dann einige, von denen die einen ihren alten Adel durch Siegel und Briefe, die anderen durch kaiserliche und königliche Privilegien erwiesen hatten. Sie wurden in das „Ritterbuch" eingetragen, sorgsam aber auch diejenigen verzeichnet, deren „Probation" ungenügend befunden war. Obenein wurde 1642 noch bestimmt, Hauptleute und Beamte von Adel, welche nicht „Indigene" wären, sollten nicht weiter aufsteigen.[1]) Von diesen haben sich allerdings etliche in der Folge die Zulassung zu der Kaste erkämpft. Dann galt auch für sie die Erblichkeit der Güter in weiblicher Linie, Freiheit von allen Steuern und ordentlichen Abgaben, auch die unbeschränkte Dienstpflicht der Erbuntertanen und das Recht der Gesetzgebung für diese, nur daß dieselbe den Staatsgesetzen nicht zuwiderlaufen durfte. Letzteres wurde später sogar auch auf die Leute ausgedehnt, die den Adligen nur durch irgend ein Vertragsverhältnis verpflichtet waren. Wie die Herren die Gewalt über die bäuerliche Bevölkerung ausnutzten, lehrt die Anerkennung der hundertjährigen Fortdauer der Rechte des adligen Gutsherren auf ver-

[1]) Ziegenhorn, a. a. O. Beilage Nr. 148 (S. 189).

strichene und in eine Stadt geflohene Erbuntertanen. Erst allmählich setzten die Städte durch, daß von ihnen aufgenommene Bauern bereits nach dreißig Jahren als frei gelten sollten. War schon zur Zeit der Errichtung des Herzogtums der Bauernstand fast zusammengebrochen unter den ihm aufgebürdeten Lasten, um sich gelegentlich in wüster Völlerei für kurze Zeit über sein Elend hinwegzutäuschen oder hier und da mit Raub und Mord an seinen Peinigern zu rächen, so wurde er jetzt von dem allgebietenden Adel geradezu einem Schreckensregiment unterstellt. Beschloß doch der Landtag 1635, wiederholt verstrichenen Bauern solle die Flucht durch Abhauen eines Fußes endgültig unmöglich gemacht werden! Solchen Scheußlichkeiten gegenüber war der Herzog machtlos. Auch gab es in Kurland noch immer keinen Bürgerstand, der ihm einen Rückhalt gewährt hätte. Die Städte waren unbedeutend, dünn bevölkert und ohne wirtschaftliches Leben. Doch suchte Herzog Friedrich sie zu heben, indem er ihnen durch Verleihung sog. Polizeiordnungen eine gewisse Selbstverwaltung gab, wie das 1606 mit Mitau, 1625 mit dem neuentstandenen Libau und 1635 mit Bauske geschah. Doch wirkten gerade da die kriegerischen Ereignisse nachteilig ein, zumal sie die militärische Ohnmacht des Landes und seines Fürsten erwiesen. Betrug doch nach einer Feststellung vom Jahr 1605 die gesamte Streitmacht, die auf Grund der Verpflichtung der Grundbesitzer zum Roßdienst aufgebracht werden konnte, nicht mehr als 353 Reiter, so daß die Werbung von Söldnern nötig war. So kam Kurland hart ins Gedränge, als 1621 der Krieg zwischen Polen und Schweden ausbrach. Treu zu seinem Lehnsherrn stehend sah sich Herzog Friedrich im eigenen Lande von Gustav Adolf heimgesucht, der im Oktober siegreich in Mitau einzog. Auch Bauske kam in die Hände der Schweden, und erst der Stillstand vom Jahr 1629 brachte den Herzog wieder in den Besitz seines Landes, freilich nur um den Preis einer Gebietsabtretung an das schwedisch gewordene Livland. Nach diesem mochten die kurländischen Bauern damals sehnsüchtig hinüberblicken: eine tatkräftige Regierung ging dort daran,

der Willkür des zuchtlosen Adels Einhalt zu tun und ließ auch die Bauern bessere Zeiten hoffen. Die in Kurland gebietenden Herren wurden durch eine solche Nachbarschaft vollends zu starrem Festhalten der gewonnenen Macht veranlaßt und brachten diese nach unten sowohl wie nach oben erst recht planmäßig zur Geltung. Herzog Friedrich aber wurde durch die Sorge um die Zukunft seines Hauses bestimmt, ihnen dabei die Hand zu bieten, damit sie ihm dafür zur Erfüllung seiner Wünsche halfen.

Seine Ehe mit Elisabeth Magdalene, einer Tochter Herzog Ernst Ludwigs von Pommern-Stettin, war kinderlos geblieben. Früh galt daher Jakob, der Sohn Herzog Wilhelms aus seiner Ehe mit Sophie, der Tochter Albrecht Friedrichs von Preußen, als künftiger Nachfolger. Am 28. Oktober 1610 in Goldingen geboren und erst wenige Wochen alt durch den Tod der Mutter beraubt, war der Knabe früh den hohenzollernschen Verwandten in Königsberg und Berlin übergeben, also, dem weltentrückten „Gottesländchen“ und seinem beschränkten Gesichtskreis fern, in eine Umgebung verpflanzt worden, die eine Fülle der Anregung bot und ihn die Aufgaben erkennen ließ, welche die heraufsteigende neue Zeit den Fürsten stellte, und ihm einen Blick eröffnete in die Art, wie dieselben gelöst werden konnten. Auch wurde er durch die dort empfangenen Eindrücke dem Banne des buchstabengläubigen Luthertums entzogen, welches die Kirche Kurlands beherrschte. Nach des Vaters Ausschluß von der Regierung ließ man sich auch die Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf besonders angelegen sein, gewährte ihm der Oheim früh auch Einblick in die Geschäfte und Teilnahme daran. Auch den Krieg lernte Jakob jung kennen, indem er 1634 an einem vergeblichen polnischen Versuch zum Entsatz des von den Russen belagerten Smolensk teilnahm. Nachdem er dann längere Zeit gereist war — auch Paris und Amsterdam hat er besucht —, wurde er im Sommer 1638 von dem alterndem Oheim förmlich zum Regenten bestellt. Von seiten der Stände erfolgte kein Widerspruch: wußte man doch, daß die Machthaber in Polen ihn gern von der Nachfolge

ausgeschlossen und einen polnischen Prinzen zum Herzog erhoben hätten. Das abzuwenden mußte Jakob sich bereits 1639 verpflichten, in Mitau und Goldingen den Katholiken Kirchen zu bauen und Gottesdienst zu gestatten. Ernster als bisher sah sich das kurländische Deutschtum durch das Bündnis des Katholizismus mit dem Polentum bedroht. Von um so größerer Bedeutung war die Ehe, welche Jakob, nach des Oheims im August 1642 erfolgtem Tod als Herzog waltend, im Herbst 1645 mit Elisabeth Charlotte, der Schwester Friedrich Wilhelms von Brandenburg, einging.

Sein Regierungsantritt bezeichnete für Kurland den verheißungsvollen Anfang einer neuen Zeit: alle die in der Jugend gebotenen Anregungen hatte er empfänglich in sich aufgenommen, gründlich durchgearbeitet und sich zu eigen gemacht und ging voll jugendlicher Kraft und hoffnungsfreudiger Unternehmungslust an ihre Verwertung, freilich auch mit einer durch anfängliche leichte Erfolge veranlaßten Überschätzung seiner Kräfte und einer entsprechenden Unterschätzung der zu überwindenden Schwierigkeiten. Man irrt wohl nicht mit der Annahme, daß das Vorbild seines Schwagers von Brandenburg für ihn besonders maßgebend war.

Ein kühnes Unterfangen, ein Land, dessen Wirtschaftsleben von jeher im Ackerbau wurzelte, mit einem Male zum Sitz mannigfacher industrieller Tätigkeit zu machen und durch die Ausfuhr von deren Erzeugnissen zur Teilnahme an dem Welthandel zu befähigen! Was sich seinem Boden an bisher unbenutzten Naturprodukten abgewinnen ließ, wurde ihm durch Anlagen aller Art abgerungen: Eisen-, Kupfer- und Stahlhämmer entstanden, denen in großer Zahl gebaute Schiffe auch aus Norwegen und Schweden Rohmaterial zuführten, so daß in den sonst so toten Häfen von Libau und Windau reges Leben herrschte. Dazu kamen Glashütten, Salpeter- und Seifensiedereien, Papiermühlen und Tuchfabriken, zu deren Betrieb ein Stamm tüchtiger Arbeiter aus der Fremde berufen wurde. Bald schweiften Jakobs Pläne noch weiter: mit Frankreich schloß er einen Handelsvertrag und eröffnete durch ein Ab-

kommen mit Dänemark den kurländischen Seefahrern den Verkehr mit Island. Durch Vermittelung Venedigs und Papst Innozenz X. suchte er sogar Anknüpfung jenseits des Ozeans, erwarb Land an der Mündung des Gambia und gründete auf der benachbarten Insel St. Andreas eine Faktorei, die mit den Eingeborenen gewinnreichen Handel trieb. Das gleiche geschah auf der Antilleninsel Tabago. Überall folgten den kurländischen Seeleuten und Händlern Missionare. Natürlich sind alle diese Unternehmungen nach kurzer, mehr oder minder trügerischer Blüte wieder aufgegeben worden, zumal sie die Eifersucht der Engländer und Holländer erregten. Auch waren es nicht gerade die zuverlässigsten und reinsten Hände, denen der Herzog die Vertretung seiner Interessen in so weiter Ferne anvertrauen mußte. Was auf diesem Gebiete zu einem dauernden Erfolge vor allem nötig war, hat auch er wohl erkannt: neben mehr als sechzig größeren Handelsschiffen hat er im Laufe der Zeit sogar eine Kriegsflotte von vierundvierzig Schiffen aufgebracht, von denen einzelne bis zu siebzig Kanonen führten.

Von allen diesen Schöpfungen aber hat kaum eine die Stürme überlebt, die mit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts über das „Gottesländchen“ hereinbrachen. Um so dankbarer wurden andere Werke des Herzogs in den folgenden schweren Zeiten als Segen empfunden. Das galt nicht bloß von dem Schulwesen, wo er auf dem von seinem Großvater gelegten Grunde weiterbaute, sondern auch von einer Reihe gemeinnütziger Anstalten, deren Errichtung er entweder veranlaßte oder förderte, wie dem Kranken- und Siechenhaus und der Anstalt für Geisteskranke in Mitau. Auch nahm das alte Hakelwerk Mitau allmählich das Aussehen einer Residenz an, während Libau als Stützpunkt seiner maritimen und kolonialen Unternehmungen besonders gefördert wurde.

Alledem machte der Ausbruch des neuen nordischen Krieges ein Ende, den der Angriff Karls X. Gustav auf Polen veranlaßte. Der Entscheidungskampf zwischen den beiden nordischen Mächten, der zugleich ein Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus um die Herrschaft in den baltischen Landen

werden mußte, hatte schon lange gedroht, und ihn abzuwenden war namentlich Herzog Jakob bemüht gewesen. Doch hatte der Lübecker Kongreß, auf dem kurländische Gesandte als Friedensvermittler wirkten, nicht zum Ziel geführt. Um nicht zwischen den streitenden Großmächten zermalmt zu werden, hatte sich Jakob bei beiden um Anerkennung seiner Neutralität bemüht. Aber ihm fehlte die Macht, diese aufrecht zu erhalten oder ihre Verletzung von der einen Seite durch offene Parteinahme für die andere zu vergelten und zur Besserung seiner Stellung zu benutzen, wie das sein brandenburgischer Schwager tat. Dazu nützte es nichts, daß er am Wiener Hofe endlich seine Anerkennung als Reichsfürst durchsetzte, bei der ihm freilich das Prädikat „durchlauchtigst“ noch versagt blieb. Seit aber gar Rußland auf Seite Schwedens trat und zur Belagerung Rigas ein Heer entsandte, das schon die nötige Zufuhr nur durch Kurland erhalten konnte, wurde der Herzog von beiden Teilen des Bruchs der Neutralität beschuldigt, blieb aber bei der bisherigen Haltung, während sein lebhafter Verkehr mit dem Königsberger Hofe ihn vollends verdächtig erscheinen ließ. Da griff Schweden durch: in der Nacht vom 28.—29. September 1658 bemächtigte sich General Douglas von Pilten aus Mitaus, nahm den Herzog mit seiner Familie gefangen, zwang ihn zur Übergabe auch von Doblen und Bauske und ließ ihn nach Riga abführen. Von dort wurde die herzogliche Familie nach Iwangorod gebracht, wo sie nahezu ein Jahr in entbehrungsreicher Haft blieb, da Jakob es verschmähte, durch Anerkennung der schwedischen Oberhoheit über Kurland die Freiheit zu erkaufen.

Alle Schrecken des Krieges brachen nun über das „Gottesländchen“ herein. Während die Schweden dasselbe vollends in ihre Gewalt brachten und greulich darin hausten — Goldingen wurde geplündert —, so daß die Bauern sich vielfach zum Widerstand erhoben, kamen polnische und brandenburgische Truppen heran und drängten die Schweden allmählich zurück, so daß diese 1660 nur noch Bauske behaupteten. Da bewirkte der Tod Karls X. Gustav plötzlich eine Wendung zum Frieden,

und auch für Jakob und die Seinen schlug die Stunde der Befreiung: im Juli 1660 kehrte er in sein Herzogtum zurück, von Adel und Bauernschaft festlich empfangen.

Die Zustände freilich, die er vorfand, waren trostlos. Mitau mit dem Schloß lag zum großen Teil in Trümmern, so daß Jakob zunächst in dem ebenfalls schwer heimgesuchten Grobien notdürftige Unterkunft suchen mußte. Wie verheerend der Krieg gewirkt hatte, läßt sich aus der Angabe entnehmen, daß Herzogin Luise Charlotte von den ihr verschriebenen Gütern statt der früheren 6000 Gulden jetzt nur noch 60 an Ertrag bezog. Die Mehrzahl der Gutsherrn wird sich in ähnlicher Lage befunden haben. Die Bauern verzweifelten an der Möglichkeit, den Ackerbau wieder aufzunehmen und wanderten in Scharen nach Litauen, Livland und Preußen aus. Auch Jakobs Kraft war gebrochen: mit vor Kummer gebleichten Haaren war er heimgekehrt. Sein Lebenswerk war vernichtet. Die Fabriken lagen zerstört oder standen still, da die Arbeiter geflohen oder niedergemacht waren; der Handel hatte aufgehört, da es nichts mehr auszuführen gab, und die unerreichbar gewordenen Kolonien fielen in fremde Hand. Aber es war doch wohl nicht bloß die trostlose Erkenntnis von der Unmöglichkeit einer wirtschaftlichen Wiederaufrichtung des Landes, was Jakob fast zusammenbrechen ließ: schwerer dürfte auf ihm die Einsicht gelastet haben, daß diese Katastrophe doch eigentlich von ihm selbst verschuldet war durch den Versuch neutral zu bleiben, wo es Farbe zu bekennen und Partei zu nehmen galt, da inmitten so jäher Wandelungen nur für den Sicherheit zu erlangen oder gar etwas zu gewinnen war, der auch die Partei rechtzeitig zu wechseln kein Bedenken trug. Kurlands Schicksal hätte sich vielleicht anders gestaltet, hätte Jakob ähnlich scheinbar widerspruchsvoll, aber zielbewußt gehandelt wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg einer solchen Politik war in den hundert Jahren, die das Herzogtum Kurland nun bestand, doch geschaffen worden durch das festere Zusammenwachsen der anfangs getrennten Gruppen der deutschen Bevölkerung.

Diese hatten gelernt, nicht mehr allein in dem Luthertum das sie einigende geistige Band zu sehen, sondern etwas wie ein Staatsbewußtsein in sich aufsteigen gefühlt, das sie auch zu betätigen bereit waren. Hatte doch im November 1656, als der Krieg auszubrechen drohte, der Landtag beschlossen, es sollten im Fall der Not nicht bloß die bisher zum Kriegsdienst Verpflichteten aufgeboten, sondern ausnahmslos alle Männer von 18 bis 60 Jahr. Es war, soweit wir sehen, das erste Mal, daß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht klar erfaßt und mit der Absicht konsequenter Durchführung ausgesprochen wurde. Herzog Jakob scheint dafür kein Verständnis gehabt und die sich ihm hier bietenden Möglichkeiten nicht begriffen oder sie unterschätzt zu haben. Hier liegt sein Verschulden, für das er und mit ihm sein Land schwer gebüßt hat. Ja, man kann wohl sagen, über die Zukunft Kurlands war damit bereits die Entscheidung gefallen, indem auf die Verteidigung seines Deutschtums durch seine gesamte deutsche Bevölkerung kleinmütig verzichtet wurde.

Ob Herzog Jakob selbst bereits eine Ahnung davon aufgegangen ist? Pflichttreu und eifrig wie bisher, aber freudlos und ohne Erfolg zu sehen — kaum daß die Städte sich wieder etwas hoben — hat er seines fürstlichen Amtes gewaltet, die letzten Jahre tief gebeugt durch den 1676 erfolgten Tod seiner Gemahlin, und ist erst am 31. Dezember 1681 (10. Januar 1682) in Mitau gestorben.

VI.

Des deutschen Kurlands Ende.

Wenn es jemals einen Zeitpunkt gab, wo das Herzogtum Kurland seine Daseinsberechtigung erweisen und sich einen Platz unter den baltischen Staaten sichern konnte, um auf die Gestaltung der nordischen Verhältnisse Einfluß zu üben und nicht mehr bloß bei eigennützigen Spekulationen anderer in Rechnung gezogen zu werden, so war dieser 1656 beim Ausbruch des ersten großen nordischen Krieges gegeben. Er ist

ungenutzt geblieben, obgleich die Lage nicht bloß dringend ihn zu benutzen einlud, sondern auch günstige Aussichten eröffnete. Damit war das Schicksal der Schöpfung Gotthard Kettlers entschieden. Niemals ist eine ähnlich günstige Gelegenheit wiedergekehrt, und selbst wenn sie wiedergekehrt wäre, würde ihre Ausnutzung durch den Wandel unmöglich gemacht worden sein, der im Lande selbst eingetreten war. Damals hatte Kurland dank der Tätigkeit Herzog Jakobs über reichere finanzielle Mittel verfügt als je zuvor, und wie mit dem Selbstbewußtsein und dem Kraftgefühl auch der Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe der herrschenden Deutschen gewachsen war, hatte damals der Beschluß gelehrt, der für den Fall der Not die allgemeine Wehrpflicht proklamierte. Herzog Jakob hatte sich dem großen Moment nicht gewachsen gezeigt: in wirtschaftlichen Dingen unternehmend und erfolgreich, entbehrte er doch des eigentlich politischen Zuges ins Große und des diesem entsprechenden hohen, wahrhaft fürstlichen Strebens. Auch er sah in Kurland nur einen Familienbesitz, den zusammenzuhalten, zu verbessern und ertragreicher zu machen er sich im Hinblick auf die Zukunft seines Geschlechts redlich bemühte. Für die höheren Rechte, die sein Haus mit der Herzogskrone gewonnen hatte, fehlte ihm das Verständnis und daher auch das für die Pflichten, die sich daraus in so sturmbewegten Zeiten ergaben. Mehr noch war das bei seinen Nachfolgern der Fall: in den Brennpunkt der wechselvollen Kämpfe gestellt, die das Schicksal der deutschen Kolonie in den baltischen Landen entscheiden sollten, haben diese immer nur ihren augenblicklichen Vorteil im Auge gehabt und durch Sicherstellung des „Gottesländchens“ zu fördern gesucht. Nichts spiegelt daher die Geschichte Kurlands während der hundert Jahre, die es noch als Staat bestand, wieder von dem die Zukunft Europas entscheidenden Ereignissen, die sich in seiner Nachbarschaft und zum Teil in ihm vollzogen: nur kleinliche, rein persönliche und noch dazu meist finanzielle Dinge betreffende Fragen sind es, die Regierung und Stände beschäftigten und der Sorge für die Wohlfahrt des Ganzen unzu-

gänglich machen. Verblendet arbeiten so beide erst den Polen, dann den Russen in die Hände und helfen dem Deutschtum, dem die große Masse der Bevölkerung nach wie vor fremd blieb, ein sicheres Grab graben. Schon an der Regierung von Herzog Jakobs nächstem Nachfolger treten diese Züge des Hauses Kettler immer stärker hervor.

Friedrich Kasimir (geb. 1650) hatte einen Teil seiner Jugend in Berlin am Hofe des kurfürstlichen Oheims verlebt, ohne daß er daraus Gewinn gezogen hätte. Dann folgten die üblichen Reisen und in deren Verlauf ein längerer Aufenthalt in Frankreich. Dort sog er vor allem Bewunderung ein für das glänzende Hofleben Ludwigs XIV., in dem er hinfort sein Vorbild sah. Bedenklicher noch war die Neigung zum Katholizismus, die ihm dort eingepflanzt wurde und nach manchen Anzeichen sogar zu einem heimlichen Wechsel der Konfession führte. Deswegen heimgerufen, focht er 1672 im Dienst der Vereinigten Niederlande, mußte diesen aber wegen der von Frankreich deshalb erhobenen Beschwerden verlassen. Auch die Ehe mit einer Oranierin, Sophie Amelie von Nassau-Siegen, die er 1678 einging, änderte ihn nicht. Zu Beginn des Jahres 1682 zur Regierung gekommen, geriet er infolge seiner Verschwendung bald in Geldverlegenheiten, zu deren Beseitigung er immer bedenklichere Mittel anwandte. Die vom Vater wieder hergestellten Fabriken wurden dem staatlichen Betrieb entzogen und gewinnsüchtigen Unternehmern überlassen, die Domänen verpfändet und schließlich sogar Landeskinder zum Kriegsdienst an fremde Fürsten verhandelt. Die Folge waren erbitterte Streitigkeiten mit den Ständen, die für ihre Beschwerden am polnischen Hof stets ein offenes Ohr fanden. Selbst das evangelische Bekenntnis schien der Herzog bereit preiszugeben, wenn ihn Polen gewähren ließ: die katholische Propaganda wuchs, seit die Jesuiten in Mitau Aufnahme gefunden hatten, und der polnische Bischof von Livland betrieb in Warschau und Rom seine Anerkennung auch als Bischof von Kurland.

Im Jahr 1688 verwitwet — von den Kindern, die ihm

Sophie Amelie geboren hatte, waren nur drei Töchter am Leben geblieben — verbrachte Friedrich Kasimir nahezu drei Jahre auf Reisen. Während des Aufenthalts in Wien setzte er es durch, daß ihm und seinen Nachfolgern nun auch das den Reichsfürsten gebührende Prädikat „durchlauchtigst“ zuerkannt wurde, wofür er sein Land kaiserlichen Werbern öffnete. Dazu paßte die neue Ehe, die er 1690 mit Elisabeth Sophie einging, einer Tochter des Großen Kurfürsten aus seiner zweiten Ehe und Halbschwester des nachmaligen ersten Königs von Preußen. Auch sie war eine Freundin fürstlichen Prunkes. So stieg die Zerrüttung der Finanzen, zumal die Herzogin in fast anstößiger Weise auf ihre eigene Versorgung durch immer neue Verschreibungen für ihr Witwentum bedacht war. Ihr Ehrgeiz und der Einfluß ihres brandenburgischen Bruders zeitigten zudem schon damals den unseligen Plan, den Erben des Herzogtums einer russischen Prinzessin zu vermählen: er ist bereits bei dem Besuche erörtert worden, den Peter der Große im Frühjahr 1697 in Mitau machte. So gab der Tod Friedrich Kasimirs im Januar 1698 das Signal zum Hereinbrechen von Zuständen, welche den Bestand des Herzogtums bereits als schwer gefährdet erscheinen ließen.

Da der Nachfolger Friedrich Wilhelm (geb. 1692) erst sechs Jahre alt war, gebührte nach der Formula regiminis die Regentschaft den Oberräten. Doch gelang es seinem Oheim, dem jüngeren Bruder des verstorbenen Herzogs, Ferdinand, mittels der Verbindungen, die ihm als polnischem General zur Verfügung standen, bei König August II. seine Bestellung zum Vormund und Regenten auszuwirken. Das hinderte freilich nicht, daß einige Monate später das gleiche Zugeständnis an die Herzogin-Witwe gemacht und ihr auch die Obhut über den jungen Herzog anvertraut wurde. Wohl protestierten Ritterschaft und Stände, doch blieb es bis zum künftigen Austrag der Sache bei der widersinnigen Zweiteilung der Regentschaft. Diese traf das Land um so schwerer, als der große nordische Krieg seine Notlage noch steigerte. Als Befehlshaber eines Teils des sächsisch-polnischen Heeres von Karl XII.

im Sommer 1700 bei Riga geschlagen, verließ Herzog Ferdinand das Land, das nun erst in die Gewalt der Schweden und nach deren Niederlage bei Pultawa in die der Russen fiel. Auch Elisabeth Sophie hatte es verlassen, um sich seiner hinfort nur noch zu erinnern, wenn es die Befriedigung ihrer finanziellen Ansprüche galt. So wuchs der junge Herzog fern von Kurland auf, erst infolge der Wiedervermählung seiner Mutter mit dem Markgrafen von Ansbach in Bayreuth und Erlangen und dann am Berliner Hofe, der um des eigenen politischen Vorteils willen die russischen Heiratspläne weiter verfolgte. Persönlich vereinbarte im Herbst 1709 Friedrich I. von Preußen mit dem Zaren die Vermählung seines Neffen mit einer Nichte des letzteren. Die ehrgeizige Mutter stimmte zu und auch die Oberräte fügten sich, in der Hoffnung, endlich normale Zustände hergestellt zu sehen und in dem Zaren einen mächtigen Beschützer zu gewinnen. Dieser aber machte die Erfüllung seiner Zusagen hinterher von neuen, zum Teil recht demütigenden Bedingungen abhängig. Von den Oberräten mündig gesprochen mußte Friedrich Wilhelm, der im Mai 1710 in Libau endlich wieder kurländischen Boden betreten hatte, sich zur Reise nach Petersburg bequemen, wo im November die Hochzeit mit Anna Iwanowna, der Nichte des Zaren, stattfand. Im Januar 1711 mit der jungen Gattin von dort aufbrechend, erkrankte er bereits am 11. an einem heftigen Fieber, dem er am 21. Januar in Königshof erlag. Mit seiner Leiche hielt die junge Witwe ihren Einzug in Kurland, nun auch ihrerseits vor allem bemüht, sich der ihr verschriebenen Einkünfte zu bemächtigen. Das Herzogtum Kurland bestand nun schon eigentlich nicht mehr, sondern es war nur noch die Frage, wann und wie es von Rußland verschlungen würde. Die Mitlebenden freilich, so scheint es, sind sich über die Situation nicht klar gewesen, haben jedenfalls die Katastrophe nicht so nahe geglaubt. Lastete doch gerade damals mit wahrhaft niederschmetternder Schwere auch auf Kurland eine Heimsuchung, die jeden anderen Gedanken zurückdrängte. Auch dort wütete die Pest, die 1710 die baltischen Lande heim-

suchte und weithin entvölkerte. Ohnmächtig stand die vor Schrecken starre Bevölkerung dem furchtbaren Feind gegenüber, von dessen grauenvollem Hausen schon die Tatsache einen Begriff gibt, daß in Goldingen nur fünf Bürger am Leben blieben. Auch die Ergebnisse der deutschen Kulturarbeit schienen rettungslos dem Untergang verfallen.

Für Deutschland hatte Kurland hinfort kaum noch Interesse: sein Schicksal schwankte höchstens zwischen Rußland und Polen, obgleich auch in den nächsten Jahrzehnten noch mehr als ein deutscher Fürst die Hand nach seinem Herzogshut ausstreckte und die Parteiung im Lande vervielfältigte. Rußland behielt schon dadurch einen Fuß im Lande, daß die Herzogin-Witwe Anna in Mitau blieb und ihren Einfluß in seinen Dienst stellte. Ohne Einwirkung von seiner Seite war es des schließlichen Ausgangs sicher. Denn nicht politische und überhaupt nicht sachliche Gesichtspunkte bestimmten das Handeln der Persönlichkeiten, die in den folgenden Jahrzehnten in Kurland eine Rolle spielten: das Land war, mochte es auch darüber einem dem Bürgerkrieg ähnlichen Zustand verfallen, der Gegenstand rein persönlicher Spekulationen, welche den schließlichen Ausgang höchstens verzögern konnten. Nur die wichtigsten Momente aus dieser Tragikomödie, die auch der historischen Betrachtung kaum Interesse bietet, mögen hier kurz in Erinnerung gebracht werden.

Es legt gerade kein günstiges Zeugnis ab von dem nationalen Bewußtsein und der politischen Einsicht der Kurländer, daß sie, durch Peters des Großen Tod von einem gefürchteten Nachbarn befreit, 1726 den Grafen Moritz von Sachsen, den Sohn August des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, den Marschall von Frankreich, einstimmig zum Herzog wählten und dabei trotz dem Widerstand sowohl von russischer wie von polnischer Seite beharrten. Der Versuch des Grafen aber, im Lande festen Fuß zu fassen, mißglückte nach allerlei militärischen Abenteuern, wurde aber dennoch, als die Erhebung Annas auf den russischen Thron Unterstützung von dieser hoffen ließ, wiederholt. Dagegen trat nun Polen für die Ansprüche

ein, welche der in Danzig lebende Herzog Ferdinand als Erbe des Hauses Kettler erhob. Erst als dieser hochbetagt starb, gewann eine neue Kandidatur Aussicht auf Erfolg, in der sich Rußland und Polen zusammenfanden, um inzwischen aufgetauchte andere Bewerber zu beseitigen. Im Sommer 1737 wurde der allmächtige Günstling der Kaiserin Anna, Graf Ernst Johann von Biron, zum Herzog gewählt.

Wie die Kettler aus Westfalen stammend waren die Bühren bereits im 16. Jahrhundert in Kurland heimisch geworden, ohne eine Rolle zu spielen. Erst Ernst Johann (geb. 1690), dessen Vater den Familiennamen in Biron umgewandelt hatte, war im Dienst der Herzogin Anna in die Höhe gekommen und nach ihrer Thronbesteigung der mächtigste Mann Rußlands geworden, um auch vom kurländischen Adel durch Erteilung des Indigenates liebedienerisch umworben zu werden. Ihm lagen die russischen Interessen mehr am Herzen als die Kurlands, um das er sich, in Petersburg bleibend, wenig kümmerte: nur großartige Schloßbauten und Parkanlagen nahm er in Angriff. Sein Sturz und seine Verbannung nach Sibirien nach Annas Tod machten alledem ein Ende, und Kurland war während der nächsten nahezu zwanzig Jahre (1740—58) wieder herrenlos und Gegenstand des Streites fürstlicher Abenteurer, wie des jüngeren Sohns August III. von Sachsen und Polen, des Herzogs Karl, dem man aber als Katholiken im Lande mit Mißtrauen begegnete. Auch er mußte weichen, als nach dem Tod der Kaiserin Elisabeth Biron, aus der Verbannung heimgekehrt, seine Rechte geltend machte und mit Hilfe Polens durchsetzte, um dann Ende des Jahres 1769 zu Gunsten seines Sohnes Peter abzudanken und sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Die Zustände Kurlands waren durch diese Verwickelungen nicht gebessert, und auch Peter, der erst nach Überwindung aller möglichen Schwierigkeiten im Sommer 1770 die Huldigung empfing, hatte dauernd mit der Opposition der Stände zu kämpfen. Diese galt, wie gewöhnlich, der schlechten Finanzwirtschaft, denn der Herzog führte einen verschwenderischen Hofhalt, spielte den sachverständigen und freigebigen Gönner

von Kunst und Wissenschaft und verwendete ungeheure Summen auf prunkvoll ausgestattete Reisen. Dazu kamen die Forderungen der Erbinnen des letzten Kettler. Das Land ging rasch dem wirtschaftlichen Ruin entgegen, dem Peter, um für den Augenblick zu helfen, noch durch Maßregeln beschleunigte, wie den 1783 mit Rußland geschlossenen Vertrag, wonach die zum Vorteil der herzoglichen Kasse mit einem Zoll belegte Ausfuhr Kurlands nicht mehr über Windau und Libau das Land verlassen durfte, sondern nach Riga geleitet werden mußte. Die Erbitterung im Lande stieg und kam auf den Landtagen stürmisch zum Ausdruck, hier und da sogar in Tumulten, die offenem Aufruhr bedenklich ähnlich sahen. Es war begreiflich, daß unter den im öffentlichen Leben leitenden Persönlichkeiten die Zahl derer wuchs, welche dem Elend ein Ende zu machen hofften durch den förmlichen Anschluß an Rußland. Die Wertlosigkeit der längst nur nominellen Verbindung mit Polen war durch dessen Teilungen von 1772 und 1793 vollends erwiesen. Als im Januar 1795 eine dritte erfolgte, da sagte sich am 17. März die kurländische Ritterschaft offen von der polnischen Lehnshoheit los, indem sie die Bestimmung über Kurlands künftige Stellung vertrauensvoll der Kaiserin Katharina II. überließ. Daß dieser Schritt unvermeidlich geworden sei, erkannten selbst die wenigen Oberräte, welche ihn ihm wegen der Verpflichtungen, die sie gegen Herzog Peter durch den Treueid eingegangen waren, nicht mittun zu können erklärten. Entsprechend der Sonderstellung, welche sie innerhalb des Herzogtums als besondere Adelsrepublik noch immer inne hatte, gab dann auch die Ritterschaft des Stiftes Pilten den gleichen Entschluß kund und trat freiwillig unter russische Hoheit.

Herzog Peter erhob keinen Widerspruch: er verließ das Land. Am 20. April leisteten die Vertreter Kurlands der neuen Herrin den Eid der Treue: Kurland war russische Provinz.

Rückblick.

Sechs Jahrhunderte deutscher Kolonialgeschichte, wie sie sich in dem engbegrenzten Gebiet Kurlands abgespielt hat, sind an uns vorübergegangen — zur Gewinnung einer lebendigeren kulturgeschichtlichen Anschauung mit tieferem Eingehen auf Einzelheiten, als manchem Leser genehm gewesen sein mag. Auf den durchmessenen Weg zurückblickend fragt man unter dem Eindruck seiner Eintönigkeit nach dem Ergebnis dieser Entwickelung und nach ihrem Wert für Mit- und Nachwelt, und möchte festgestellt sehen, was davon endgültig abgetan war und abgetan bleiben mußte und was als noch lebens- und entwickelungsfähig und daher Nutzen zu stiften geeignet der Erhaltung wert war. Die Antwort mußte sehr verschieden ausfallen, je nach dem Standpunkt, von dem man dabei ausging. In einem Punkt aber hätten alle Unbefangenen übereinstimmen können, darin nämlich, daß kein Grund vorlag, gerade dieses Stück deutscher Kolonialgeschichte als so besonders rühmenswert anzusehen und als nationale Großtat zu preisen, wie das die von gewisser Seite sorgsam gepflegte baltische Legende bis auf den heutigen Tag zu tun liebt. Daß man in Kurland selbst nur allzu geneigt war, die Geschichte der Heimat in einem Lichte zu sehen, das auch noch auf die Gegenwart einen verklärenden Schimmer warf, und Störungen der dadurch erzeugten angenehmen Illusion nicht eben freundlich aufnahm, ist nicht zu verwundern. Je enger begrenzt und gegen anregende und aufklärende Einwirkungen von außen her abgeschlossener das Gebiet ist, in dem eine solche einseitige Auffassung einmal die Herrschaft gewann, um so zäher wird sie festgehalten und als unantastbar verteidigt. Mehr als anderwärts lag in den Verhältnissen gerade Kurlands der Anreiz dazu, und seine Wirkung wurde noch gesteigert durch den ausgesprochen konservativen Zug, der in dem gesamten Leben des Gottesländchens früh die Herrschaft gewann und dasselbe für Generationen in einen selbstgefälligen Stillstand gebracht hat.

Ist denn Kurland — so darf man fragen — im Laufe der

sechs Jahrhunderte wirklich ein deutsches Land geworden? Doch wohl — will man nicht die Augen gewaltsam vor handgreiflichen Tatsachen schließen — nur insofern, als es von Deutschen erobert worden war und weiterhin beherrscht wurde. Wohl war infolgedessen eine dünne Schicht deutscher Kultur über das Land gebreitet: die große Masse der Bevölkerung aber war und blieb lettisch und hatte an dem Deutschtum ihrer Herren kaum einen Anteil, ja, ihr einen solchen zu erschließen und sie dafür zu gewinnen, ist von jenen nie ernstlich der Versuch gemacht oder auch nur als besonders wünschenswert bezeichnet worden. Von dem grundbesitzenden Adel, der für die staatliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwickelung allein in Betracht kam, führte jede neue Generation im wesentlichen dasselbe behagliche, ruhige und altem Herkommen gemäß sich in bestimmten Formen abspielende Leben wie die vorangegangene, abgesehen von den äußerlichen Änderungen, welche der Wandel der Sitten mit sich brachte. Gegen das Schwergewicht dieses Beharrungsmomentes kamen die bewegenden Kräfte überhaupt nicht auf, welche anderwärts — namentlich auch in der Schwesterprovinz Livland — das städtische Bürgertum erfolgreich vertrat. Damit hängt es zusammen, daß der kurländische Adel, so empfänglich er für die Bildung der Zeit war und so sehr er sich dieselbe durch den Besuch deutscher Universitäten und durch Reisen zu eigen machte, die Pflege und den Genuß derselben stets auf seinen engen Kreis beschränkt und niemals darüber hinauszutragen gesucht hat. Wenn einer der besten Kenner der kurländischen Geschichte den kurländischen Adel überhaupt dahin charakterisiert hat, er sei von aristokratischer Exklusivität beherrscht und ohne rechten Gemeinsinn gewesen,[1]) so trifft das dessen Haltung auch auf diesem Gebiete.

Bis an das Ende seiner deutschen Zeit ist Kurland das gelobte Land der „Hofmeister" gewesen, d. h. der wanderlustigen

[1]) Cruse, Kurland unter den Herzögen I S. 312 ff. Nicht viel anders urteilt für spätere Zeit v. Eckardt, Die baltischen Provinzen Rußlands, S. 28 ff.

deutschen Predigt- und Schulamtskandidaten, die dort als Lehrer und Erzieher junger Adliger eine angenehme Tätigkeit und gesellschaftliche Stellung fanden und danach nicht selten als Prediger oder Beamte in der ständischen Landesverwaltung versorgt wurden. Eine auf diese Weise vermittelte Verbindung mit dem Geistesleben des Mutterlandes konnte besonders reiche Früchte nicht zeitigen, sondern hatte nur gewisse äußerliche Wirkungen. Der Versuch des letzten Herzogs, durch Errichtung einer Akademie und Universität Kurland zum Sitz eigenen, im Lande wurzelnden geistigen Lebens zu machen, hat keinen Erfolg gehabt, denn er war nur bestimmt, einen gewissen fürstlichen Glanz zu erzeugen. Gerade auf diesem Gebiet tritt der Unterschied deutlich zutage, der zwischen der Entwickelung Livlands und der Kurlands sehr zum Nachteil des letzteren bestanden hat. Welche Fülle von bedeutenden, um die geistige Entwickelung ihrer Heimat hochverdienten Männern hat ersteres hervorgebracht und wie viele von diesen sind auch in dem deutschen Mutterland zu höchster Anerkennung gekommen! Dagegen ist Kurland dem letzteren gegenüber stets der empfangende Teil gewesen. So groß die Zahl der ihm entstammenden ehrenwerten Geistlichen und Lehrer gewesen sein mag — über die Grenzen des Gottesländchens hinaus hat keiner dessen Ruhm getragen, mit einziger Ausnahme des aus Frauenburg gebürtigen Johann von Besser (1654—1729), welcher durch ein fast abenteuerliches Schicksal dank ungewöhnlicher persönlicher Gewandtheit zum Hofdichter und Zeremonienmeister König Friedrichs I. von Preußen aufgestiegen ist: ohne dies würden seine von der Nachwelt längst vergessenen schwülstigen Gedichte auch von den Zeitgenossen kaum beachtet worden sein. Von den Männern aber, die man sonst als Vertreter kurländischer Geisteskultur anführt, war der seinerzeit gefeierte Jurist Reinking (1590—1664) als Sproß einer eben ins Land gekommenen westfälischen Familie zwar dort geboren, hat Kurland aber jung wieder verlassen und ist nie dorthin zurückgekehrt, und K. L. Tetsch (1708—71), der Geschichtschreiber der kurländischen Kirche, ein Königsberger

Kind und ganz in Deutschland gebildet, hat zwar in Libau lange Jahre als Geistlicher gewirkt, kann daher doch auch nur für einen Vermittler deutscher Bildungselemente gelten. Von den Männern aber, welche neben den im öffentlichen Leben Kurlands allein eine Rolle zu spielen berechtigten Adligen in der Geschichte Kurlands besonders hervorgetreten sind, ist die Mehrzahl — wie gleich Kettlers staatskluger Kanzler Salomon Henning — aus Deutschland zugewandert und hat trotzdem Gelegenheit zu einer Betätigung gefunden, zu der das heimische Bürgertum berufen gewesen wäre, wenn es dieses gegeben hätte. Für ein solches aber ist in dem deutschen Kurland kein Platz gewesen. Gerade das ist es, was die Entwickelung Kurlands in die verhängnisvollen Bahnen gedrängt hat, in denen seine Geschichte es befangen zeigt und die, soll sich seine Zukunft günstiger gestalten und es vielleicht gar wieder zu Deutschland zurückführen, als gefährlich erkannt und mit einem tapferen Entschluß verlassen werden müssen.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 2. Abhandlung

Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn

von

Karl Vossler



Vorgetragen am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

C3

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 2. Abhandlung

Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn

von

Karl Vossler

Vorgetragen am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

I. Allgemeines.

„Der provenzalischen Poesie ist es ergangen, wie es jeder ganz subjektiven Poesie ergehen muß, die bloß unmittelbar vom Leben lebt und ihre Nahrungsquellen nicht weiter zurückliegen hat, als in der allgemein ansprechenden Sitte und den persönlichen Leidenschaften der Sänger. Wenn der Kreis der Gefühle durchlaufen, die Mannigfaltigkeit von Individualitäten, welche in diesem Stil der Bildung stattfindet, ausgesprochen ist, so wiederholt sie sich oder artet aus. Wie eine durch eigene Fruchtbarkeit erschöpfte Mutter konnte die provenzalische Poesie nur in Kindern fortblühen, die in anderen Ländern ihr Glück suchten. Sollte etwas neues und größeres zustande kommen, so mußten noch unbekannte Anschauungen die Geister befruchten, und dies war in Italien der Fall.“ — Man könnte heute, nach mehr als hundert Jahren provenzalischer Philologie, die Bedeutung der südfranzösischen Trobadors für die Geschichte der abendländischen Dichtung nicht bündiger abgrenzen, als mit den obigen Worten August Wilhelm Schlegel im dritten Teil seiner „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst“ (1803—1804) getan hat.

Eine Poesie, die unmittelbar vom Leben, d. h. vom Augenblick gelebt hat, war in der Tat die altprovenzalische Lyrik. Gelehrte Forschung hat zwar auch für sie einige Quellen in der Vergangenheit entdeckt: vor allem die „Liebeskunst“ des Ovid und was etwa sonst noch an lateinischer Literatur in den Florilegien gestanden haben mag, deren die mittelalter-

lichen Schulen sich bedienten.[1]) Doch handelt es sich dabei meist nur um Lesefrüchte und Einzelerinnerungen, höchstens noch um angelernte formale Fertigkeiten und sprachliche Schulung, nicht um tiefere seelische Eindrücke und Antriebe, nicht um sogenannte Bildungserlebnisse, die aus inniger Fühlung mit dem Altertum emporgestiegen wären. Von einer Wiedergeburt und „Vita nuova", wie Virgil sie in Dante, Ovid in Boccaccio, Cicero und Augustin in Petrarca gefunden haben, kaum eine Spur. Die Trobadors sind im Bannkreis mittelalterlicher Bildungsformen befangen. Mag man sie noch so hoffnungsvoll als Vorläufer der Renaissance betrachten und schätzen, so werden sie dadurch noch lange nicht zu deren Genossen oder Teilhabern.

Nicht einmal Vorläufer im strengen Sinn des Wortes möchte ich sie nennen. Denn gerade was den Menschen zum Vorläufer und Bahnbrecher macht, bleibt ihnen fremd: die Unzufriedenheit mit sich selbst, die Ehrfurcht für die Vergangenheit, die Sehnsucht nach Zukunft, das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, die Mühseligkeit und das Ringen im eigenen Schaffen. Ausnahmen gibt es wohl, wie Marcabru und Peire von Auvergne, die ihre Künstlerarbeit bitter ernst genommen haben. Die meisten und gerade die gefeiertsten Trobadors aber tragen ein tändelndes und selbstgefälliges Virtuosentum zur Schau, und selbst die Anstrengung, die sie sich's kosten lassen, will nichts als ein Spiel sein. Zwar ist der Wille, über die Kunst des Tages und den Augenblickserfolg hinauszukommen vorhanden, aber meist nur als Neuerungssucht, nicht als schöpferischer Drang. Es ist weniger der Mut des Bahnbrechers zum „Unzeitgemäßen" als die Furcht des Modekünstlers vor dem Veralteten und Alltäglichen. Kurzatmig sind die seelischen Antriebe in der Kunst der Trobadors.

---

[1]) Über die Bedeutung der gelehrten Quellen für die Kunst der Trobadors herrschen noch starke Meinungsverschiedenheiten. Vgl. meine Besprechungen von Willibald Schrötter, Ovid und die Troub. (Halle 1908) und Ed. Wechssler, Das Kulturproblem des Minnesangs (Halle 1909) im Literaturblatt für germ. und rom. Philol. 1909 und 1911.

Was diese Dichtung als Lyrik ausdrückt und umspannt, sind eigentlich noch gar keine Stimmungen, sondern Anläufe dazu, Launen und Anwandlungen. Echte Stimmungen kommen von weit her, greifen über den Augenblick hinaus und schwingen noch lange fort, nachdem sie uns erfaßt und wieder verlassen haben. Die Lyra des Trobadors aber ist auf tiefe, breite, mit Widerhall beschwingte Töne noch kaum eingestellt. Statt zu klingen und zu schwingen, hat sein Kunstgesang noch etwas Geklimpertes und Flatterndes.

Diese Schwachheit aber wandelt sich, wenn eine Meisterhand wie die des Bernhard von Ventadorn die Saiten schlägt, in Zartheit um, in unverwüstliche Frische und Lieblichkeit. Auch die Kunst des Augenblicks kann Unsterblichkeit oder wenigstens geschichtliche Bedeutung haben. Sofern in einem Stil der Mode der Genius gedeiht, ist Bernhard wirklich ein Genie und gewiß das echteste des südfranzösischen Minnesangs gewesen. Er hat auch, wie wir sehen werden, zur Antike in einem tieferen und innigeren Verhältnis gestanden, als der Durchschnitt seiner Kunstgenossen.

Nachdem uns Carl Appel eine vorzügliche kritische Ausgabe von Bernhards Liedern geschenkt hat,[1]) ist die Würdigung dieser Kunst wesentlich erleichtert, andererseits freilich auch erschwert. Denn jede Hoffnung, hinter den Gedichten die Gelegenheiten und Anlässe, aus denen sie hervorgingen, oder gar die Menschen, denen sie galten, herauszufinden, muß nunmehr begraben werden. Zwar gereinigt, aber auch einsam wie zeitlose Gebilde, stehen nun die Lieder vor uns. Was an geschichtlicher Einordnung etwa noch erreicht werden kann, mag man aus Appels Liste (S. LI) ersehen und aus einem Vergleich derselben mit der reicheren aber auch zweifelhafteren Gruppierung, die Zingarelli vorgeschlagen hat.[2])

---

[1]) C. Appel, Bernart von Ventadorn, seine Lieder mit Einleitung und Glossar herausgegeben. Halle 1915.

[2]) N. Zingarelli, Ricerche sulla vita e le rime di B. de V. in den Studi medievali, Bd. I, Turin 1905, S. 378 ff.

Drei Liederkreise hat Appel mit Vorsicht herausgeschält:

1. Die Ventadorn-Lieder: Nr. 30, 28, 13, 12.
2. Die Aziman-Lieder: Nr. 26, 17?, 15?, 44?, 21, 33, 36.
3. Die Conort- und Vienne-Lieder: Nr. 5, 43, 45, 14, 22, 20, 16, 27?.

Die ersten beziehen sich auf das Schloß, wo zwischen 1120 und 30 der Dichter geboren wurde; die zweiten auf den Hof des Königs Heinrich II. in England, wo Bernhard in den Jahren 1154 und 55 geweilt haben dürfte; die letzten auf einen wohl späteren Aufenthalt in Vienne. — Innerhalb dieser Liederkreise, in denen sich von den 45 überlieferten Stücken nur etwa ein Drittel unterbringen läßt, während die übrigen in der Luft hängen, wiederholen sich, wo nicht dieselben, doch sehr ähnliche und verwandte Gefühle und Gedanken; und schon in der ersten Gruppe, in Nr. 12 z. B., ist die volle Meisterschaft erreicht. Der Kunst dieses Dichters, auf den blassen Spuren seiner Lebensgeschichte tastend, näher zu kommen, dürfen wir uns kaum versprechen. Es empfiehlt sich, die lückenhafte biographische Ordnung durch eine psychologische zu ergänzen.

Von den bedeutenden Trobadors hat keiner sich so streng wie Bernhard auf den Minnesang beschränkt und hat alles gemieden, was nicht zum Frauendienst gehörte. Das Dichten und Trachten seiner ganzen Kunst bewegt sich auf diesem engen Gebiete in einem Kreislauf, der so natürlich in sich selbst zurückkehrt, daß dieselben Gefühle und Gedanken im Wechsel der Liebesverhältnisse immer wieder anklingen und wie in einer Fuge abgewandelt werden. An welchem Punkte man in den Kreislauf eintreten, in welcher Richtung ihm folgen will, ist gleichgültig: von jeder Stelle aus schwingt eine Bewegung nach dem einen wie nach dem anderen Pole des Kreises. Jedes Lied vollbringt in sich selbst wieder einen kleinen Kreislauf oder Wirbel und dreht sich, auf gemeinsamer Bahn mit den Schwesterliedern, um die eigene Achse. Bernhards Lyrik gleicht einem Planetensystem, wo um die Sonne

der Minne die Lieder als Wandelsterne kreisen: getragen und getrieben von dem beschaulichen und von dem wunschhaften Pol dieser Sonne. Aus dem Wechsel vom beschaulichen zum wunschhaften Verhalten lassen sich viererlei seelische Phasen oder Minnezeiten ableiten, in denen Bernhards merkwürdig geschlossene Kunst sich vollendet und erschöpft:

1. der meditative Zustand mit seinem lehrhaften Nachdenken über Minne und Frauendienst,

2. das Liebeswerben mit all seinen Künsten, Listen und neckischen Schelmereien,

3. das selbstgenügende Beharren, Ruhen, Schwelgen und Schaukeln im Gefühl und seinen Kontrasten, und

4. schließlich die Absage, Entzweiung, Feindschaft, Trennung, das Mißverständnis und der Wechsel des Dienstes mit Übergang in ein neues Minneverhältnis, das alsbald mit dem meditativen Zustand wieder beginnen kann. — Der ersten und dritten Phase entsprechen vorwiegend monologische Lieder, während die der zweiten und vierten sich unmittelbar oder mittelbar an die Dame richten. Hier setzt der Dichter sich mit seiner Partnerin auseinander, während er dort in sich selbst zurückkehrt. Das stimmt nun freilich nicht immer im buchstäblichen Sinne, denn Bernhard bringt es fertig, aus dem Traum heraus zu diskurieren und mitten im Gespräche einzudämmern. Bei einem so verschlagenen Künstler und schelmischen Menschen darf man sich nicht an die äußeren Formen halten, man muß ihm seine seelische Meinung ablauschen.

Aber selbst ihrem psychologisch erfaßten Sinne nach lassen nicht alle die einzelnen Lieder sich reinlich und zwanglos unter die vier genannten Minnezeiten aufteilen. Es kann vorkommen, daß ein und dasselbe Gedicht durch zwei und drei dieser seelischen Zustände, wo nicht durch alle vier hin, verläuft: so rasch, so leise vollziehen sich, ohne Stoß und Ruck, die Übergänge. Eine Verschiebung der Strophenfolge, veranlaßt durch irgend einen Zufall in der handschriftlichen Überlieferung, kann den Schwerpunkt eines Liedes entscheidend

verlegen: so locker und leicht wohnen die Wünsche und Gedanken neben einander. Die metrische und musikalische Technik der Trobadors bringt es mit sich, daß die gedankliche Einheit eines Liedes in Einzelstrophen zerfallen und in die Brüche gehen kann. Man muß damit rechnen, daß auch Bernhard sich diese innere Ungebundenheit bei äußerlichem Reimzwang zunutze macht und daß er, kraft der seelischen Beweglichkeit und Launenhaftigkeit seiner Lyrik, mit jeder Strophe in einen andern seiner vier Zustände hinübergleitet. Er gleicht dem Aprilwetter, das oft in einem einzigen Tage Frühling, Sommer, Herbst und Winter durcheinandermengt. Nicht er, nur wir haben zwischen diesen Zuständen die Grenzen gezogen, die nicht als Schwellen oder Schranken wirken wollen, sondern lediglich als Wegweiser gedacht sind. Unter diesem Vorbehalte, glaube ich, können sie uns dienlich werden.

II. Bernhards Dichtung.

I. Die Minnelehre.

Bernhard war kein beschaulicher, nachdenklicher oder lehrhafter Kopf. „Die Lebhaftigkeit seines Empfindens“, sagt Appel, „schützte ihn davor. Stets findet er schnell den Weg vom Allgemeinen zum Persönlichen zurück“. Ja, er sucht das Allgemeine nie um des Allgemeinen willen, sondern hat, so oft er sich dazu versteigt, die Angelegenheiten des eigenen Herzens im Sinne. Jene Lehrhaftigkeit, von der das späte Mittelalter erfüllt und überschwemmt war und die bei Marcabru schon in die Lyrik einbrach, ist bei Bernhard zwar nicht abgedämmt, aber, was mehr heißen will, aufgesogen und als befruchtendes Wasser dem Wachstum des Gefühlslebens dienstbar gemacht. Dieses schöne Verhältnis zeigt sich wohl am klarsten in dem berühmten seelenvollen Liede *Chantars no pot gaire valer* (Nr. 15), das dem Gegenstande nach eine Kunst- und Minnelehre, der Ausführung nach ein rein persönliches Bekenntnis ist.

Chantars no pot gaire valer,
si d'ins dal cor no mou lo chans;
ni chans no pot dal cor mover,
si no i es fin' amors coraus.
per so es mos chantars cabaus
qu'en joi d'amor ai et enten
la boch' e·ls olhs e·l cor e·l sen.

Ja Deus no·m don aquel poder
que d'amor no·m prenda talans.
si ja re no·n sabi' aver,
mas chascun jorn m'en vengues maus,
totz tems n'aurai bo cor sivaus;
e n'ai mout mais de jauzimen,
car n'ai bo cor, e m'i aten.

Amor blasmen per no-saber,
fola gens; mas leis no·n es dans,
c'amors no·n pot ges dechazer,
si non es amors comunaus.
aisso non es amors: aitaus
no·n a mas lo nom e·l parven,
que re non ama si no pren!

S'eu en volgues dire lo ver,
eu sai be de cui mou l'enjans:
d'aquelas c'amon per aver.
e son merchadandas venaus!
messongers en fos eu e faus!
vertat en dic vilanamen;
e peza me car eu no·n men!

En agradar et en voler
es l'amors de dos fis amans.
nula res no i pot pro tener,
si·lh voluntatz non es egaus.
e cel es be fols naturaus
que de so que vol, la repren
e·lh lauza so que no·lh es gen.

Mout ai be mes mo bon esper,
cant cela·m mostre bels semblans
qu'eu plus dezir e volh vezer,
francha, doussa, fin'e leiaus,
en cui lo reis seria saus.
bel'e conhd', ab cors covinen,
m'a faih ric ome de nien.

Re mais no·n am ni sai temer;
ni ja res no·m seri' afans,
sol midons vengues a plazer;
c'aicel jorns me sembla nadaus
c'ab sos bels olhs espiritaus
m'esgarda; mas so fai tan len
c'us sols dias me dura cen!

Lo vers es fis e naturaus
e bos celui qui be l'enten;
e melher es, qui·l joi aten.

Bernartz de Ventadorn l'enten,
e·l di, e·l fai, e·l joi n'aten.

Ein Singen nur, das wenig frommt,
ist Sang, der nicht von Herzen quillt!
Doch aus dem Herz kein Singen kommt,
wenn Herzens-Lieb' nicht drinnen lebt.
Mein Sang darum sich herrlich hebt,
denn Mund und Aug und Sinn und Brust
erfüll' ich mir mit Liebeslust.

Verhüt' es Gott, daß er mich feit
gegen der Liebe süße Sucht!
Und wüßt' ich gleich, daß nichts als Leid
sie täglich brächt' und kein' Gewinn,
so blieb' mir doch der hohe Sinn
von ihr, und dieser gilt mir mehr,
denn hohen Sinn's ist mein Begehr.

Ein töricht Volk, das Liebe schmäht!
Doch Liebe leidet kein Gefahr,
und nimmer, daß sie untergeht
weil ihr's an Lohn und Gunst gebricht.[1])
Das ist die echte Liebe nicht,
das hat nur ihres Namens Schein,
was liebt, nur um beschenkt zu sein.

Woher die falsche Lehre kam?
Soll ich es sagen? Weiß ich's doch.
Von Buhlerinnen ohne Scham,
denen die Liebe käuflich gilt!
Ach, daß mich niemand Lügner schilt!
Es ist die Wahrheit schlecht und nackt,
und mir ist leid, daß ich's gesagt.

Im Wünschen und Gefälligsein
vereinet sich ein liebend Paar,
und alle Regung muß gedeihn
aus Willens Einigkeit hervor.
Doch jener ist ein echter Tor,
der Liebeslust zur Rede stellt
und von ihr will, was ihr mißfällt.

Der guten Hoffnung darf ich traun,
wenn mir die Einzige sich neigt,
zu der mich's treibt empor zu schaun,
die edel, frei und hold und wahr,
beglücken könnt' den König gar.
Schön ist sie, wohlgestalt und licht
und hat erhöht mich armen Wicht.

Nun wünsch' und fürchte ich nichts mehr
und keine Mühsal wird mir schwer,
nur daß ich ihr gefällig wär'!

---

[1]) *amors comunaus* kann sowohl erwiderte und belohnte als anerkannte und begünstigte Liebe bedeuten.

Mir wird so weihnachtlich zu Mut,
wenn mich ihr Aug mit Geistesglut
bestrahlt — und ach! so langsam schleicht,
daß mich ein Tag wie hundert deucht.

Das Lied ist echt und klinget gut
für den, der seinen Sinn erreicht,
noch besser, wem's zur Lust gereicht.

Herr Bernhard hat den Sinn erreicht,
wo Sang und Tat und Lust sich gleicht.

Die Liebe, wie Bernhard von sich sie bekennt, soll freilich auch als allgemeines Ideal gelten, und jede andere Auffassung soll Irrtum und Torheit sein, erdacht und geübt von käuflichen Buhlerinnen. Dies könnte verstiegen und unduldsam scheinen, wenn es nicht so still und wehmütig gesagt wäre:

e peza me car eu no'n men.

Nur mit dem Herzen, nicht mit Beweisgründen, mißbilligt er die Andersdenkenden. Sie kommen ihm, der den Glauben hat, eher unglücklich und verblendet (*per no saber*), als hassenswert oder böse vor. Das Ideal können sie nicht beflecken. An diese reine Minne ist Bernhand so willen- und wunschlos hingegeben wie etwa Spinoza an die reine Wahrheit. Er läßt sie in seinem Liede ganz für sich selbst zeugen, tritt nicht als ihr Vorkämpfer und Rechthaber, nicht einmal als ihr alleiniger Inhaber auf — trotz des stolzen, schwer zu übersetzenden Schlußworts:

Bernartz de Ventadorn l'enten
e'l di, e'l fai, e'l joi n'aten.

Wenigstens stellt er sich damit ebensosehr als Bekenner und Besessener, wie als Auserwählter und Seliger dar. Dank einer Hingegebenheit, deren religiöser Gefühlston nicht wohl überhört werden kann, vermag er es, das überkommene Minne-Dogma zum innigen Bekenntnis und das Lehrhafte und Konventionelle daran zu Lyrik umzugestalten und die stolze und

freudige Stimmung seines Glaubens durch bescheidene und wehmütige Töne zu dämpfen und zu erwärmen.

Neben solchem Schmelz des Gefühles hat Bernhard noch andere Mittel, um der Lehrhaftigkeit zu entgehen: vor allem eine merkwürdige Beweglichkeit und Flatterhaftigkeit zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Zweifel und Zuversicht. Er ist weder leidenschaftlich noch nervös, weder dämonisch noch hysterisch, hat aber alle Launen und Anwandlungen, alle Stimmungswechsel und Einfälle einer sanguinischen und weiblichen Natur. Dem deutschen Blutgemisch ist etwas derartiges im Leben wie in der Dichtung fremd. Die Lieder, in denen sich gerade diese Seite von Bernhards Kunst hervorkehrt, sind daher in unsere Sprache kaum zu übersetzen. Ein solches Stück ist Nr. 18. Die erste Strophe mag genügen, um von dem Quecksilber des kleinen Kunstwerks eine Vorstellung zu geben.

E mainh genh se volv e·s vira
mos talans, e ven e vai,
lai on mos volers s'atrai.
lo cors no·n pauza ni fina:
si·m te cohnd' e gai
fin' amors, ab cui m'apai:
no sai com me contenha!

Hin und wieder kehrt und wendet
meine Laune, kommt und geht,
und der Drang im Herz nicht endet!
Munter immer zu,
in der Liebe find' ich Ruh
und weiß nicht, wie ich's halte.

Es ist ein Sturm im Wasserglas, erregt aus Ungeduld und Neckerei. Die Geliebte hat dem Sänger, so scheint es, Unrecht getan; vielleicht ist das Mißverständnis auch eingebildet und erfunden. Jedenfalls kräuselt es nur die Oberfläche seines Gemütes, das auf dem Grund der Zuversicht, der Hingabe und des liebenden Einverständnisses ruht.

Ges amors no's franh per ira
ni se fenh per dih savai,
can es de bo pretz verai.
qui la te en dissiplina,
    re no sap que's fai,
que no cove ni s'eschai
  que nuls om la destrenha.

Diese lehrhafte Strophe mit dem Grundsatz, daß Liebe ihr eigenes Gesetz hat und durch Eingriffe sich weder zerstören noch bändigen läßt, bildet in der Beweglichkeit des Liedchens den ruhenden Punkt. Sie erfüllt hier eher eine ästhetische Funktion als einen selbständigen Lehrzweck und teilt dem aufgeregten Gebaren des Ganzen von ihrer Ruhe, Klarheit und Zuversicht gerade so viel mit als nötig ist, um ihm die harmonische Rundung zu sichern. Das Liedchen bleibt, trotz des lehrhaften Einschlags, so leicht und schwebend wie der Seufzer eines ungeduldigen Liebesglücks.

Im ersten Beispiel war es Innigkeit, im zweiten war es Laune, was den starren Lehrbegriff der Minne belebt hat. Das Konventionelle und Dogmatische ist dabei fast ganz verhüllt worden. In andern Liedern tritt es zutage, aber auch da nicht als nackte Forderung und Regel, sondern in einem lyrischen Gewande von Feierlichkeit und Festlichkeit. Freilich, die prunkhafte und schroffe Höhe, zu der Arnaut Daniel das modische Liebesideal gesteigert hat, ist Bernhards Sache noch nicht. Von Gegensätzen zwischen Natur und Gesellschaft, Gefühl und Konvention wird seine Kinderseele noch wenig geplagt. Immerhin besitzen wir eine Kanzone von ihm: *Ges de chantar no'm pren talans* (Nr. 21), deren repräsentative Absicht sich nicht verkennen läßt. Sie gehört zu den Aziman-Liedern, also zum zweiten Liederkreis in Appels Anordnung, und wird von dem Dichter für würdig gehalten, an der Cort del Poi, d. h. vor einer Versammlung von Kunstverständigen des Minnesangs in Le Puy vorgetragen zu werden. Außerdem war sie für König Heinrich II. von England bestimmt und

gehört der Glanzzeit unseres Meisters an. Offenbar stellt dieser nun die eigenen Herzensverhältnisse als einen vorbildlichen Fall des Minnedienstes in die Öffentlichkeit. Gedankengang und Strophenfolge, wie Zingarelli und Appel sie gewiß mit Recht geordnet haben, bewegen sich von der allgemeinen Klage über den Verfall des höfischen Wesens zum Tadel gegen die Großen, die daran schuld sind, und weiterhin zur Verherrlichung der Minne als einer veredelnden Macht, um in einem Bekenntnis der eigenen Liebesfreudigkeit, einem Preis der eigenen Dame und ihrer Sittsamkeit und in der Huldigung an sie zu gipfeln. An all dem ist wenig Persönliches. Und doch muß bei näherem Zusehen die Ruhe und Selbstverständlichkeit bewundert werden, mit der ohne eine Spur von Ziererei oder Keckheit ein inniges Gemüt an die Öffentlichkeit heraustritt. In einem Atem rühmt und entschuldigt sich das Herz, enthüllt und verschleiert sich und gibt, indem es sich bescheidet, eine hohe Lehre, indem es lehrhaft auftritt, ein anmutiges Geständnis. In der Mischung von Anmut und Würde liegt das Geheimnis der dichterischen, d. h. der empfundenen Lehrhaftigkeit. Diese will nicht beweisen, tadeln, überzeugen, sie will gefallen. Die Werbekraft des verkündeten Ideals beruht nur darin noch, daß es seinem Träger die selbstgenügende Vollendung bringt. Es ist ein ähnliches Verhältnis wie das eines wohlgebauten Mädchens, das, im Dienste eines großen Schneiders mit einem vorzüglich stehenden Musterkleide angetan, zur Modeschau auftritt. Der Absicht nach, d. h. dem Publikum gegenüber, ist es Belehrung und Reklame, der Wirkung nach ein anmutendes Bild, an dem vielleicht diejenigen, die gar nicht auf das Kleid „reflektieren“, die größere Freude haben. Etwa dasselbe, was Bernhard in der Zentralstrophe dieser Kanzone von seiner Minne sagt, könnte mutatis mutandis die Mannequin-Dame von ihrem Musterkleide meinen:

De tal amor sui fis amans
don duc ni comte non envei;
e non es reis ni amirans
el mon, que, s'el n'avi' aitau,
ne s'en fezes rics com eu fau;
e si lauzar la volia,
ges tan dire no·n poiria
de be que mais no·n sia ver.

„Ich bin der treue Träger einer Minne, bzw. Toilette, solcher Art, daß ich keinen Herzog noch Grafen zu beneiden brauche; und keinen König gibt es, keinen Emir auf der ganzen Welt, der, wenn er etwas Ähnliches besäße, nicht damit Staat machte, wie ich. Wenn ich dieses Ideal aber loben wollte, so könnte ich doch nicht so viel Gutes davon sagen, daß nicht die wahre Wirklichkeit [scilicet wie die Herrschaften sie in mir verkörpert sehen] alle Worte überträfe.“ — So belehrt man uns, indem man für die ideale Sache wie für sich selbst Reklame macht. Es ist keine amerikanische, sondern empfindsame und lyrische Reklame, wobei Bescheidenheit und Stolz unterschiedslos in einander aufgehen zu einer Art wollüstigen Selbstgenusses coram publico. Ein seelisches Verhalten, das in Frankreich erfunden oder gewachsen ist, woselbst es noch heute in Blüte steht. Für Bernhards Kunst ist es grundlegend, keine zeitweilige Pose, sondern die natürliche und dauernde Lage, innerhalb deren zwar allerlei Bewegungen und Stellungen möglich sind, die aber gar nicht verlassen werden kann. Das seelische Natur- und Sittengesetz unseres Meisters bringt es mit sich und will, daß er sich als den mustergiltigen, rechtgläubigen und auserwählten Sohn der höfischen Minne empfindet und darstellt, daß er nicht einmal in seinen Launen, Schwächen und Extravaganzen anders sein kann als vorbildlich, und daß es für sein Herz kein Privatleben gibt, wo es etwa nur sich gehörte und nicht zugleich der ganzen Gemeinde des höfischen Minnedienstes als eine Art Monstranz voranschwebte. Immer, auch wo er es nicht ausspricht, fühlt

und weiß sich Bernhard als der Gesalbte der Minne, gekrönt mit einem rosendurchflochtenen Dornenkranz. Stets wie ein Heiligenbild leidend und lächelnd, standhaft und milde, innig und offiziell stellt er sich dar und erscheint uns sogar im Négligé noch als vollendeter Liebhaber und in seinen spontansten Wallungen des Augenblicks noch als ein Standbild von monumentaler Dauerhaftigkeit. So trachtet die Dichtung der Mode nach Ewigkeit und nimmt, wie nichtig und flüchtig sie sein mag, etwas Kultisches an. Zwar ist es nur tändelnder Kult des Vergnügens und der Lust —

doch alle Lust will Ewigkeit —
will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Woher aber sollten dem Triebleben der Minnelust die vorbildliche Geltung und der Ewigkeitswert kommen, wenn nicht aus einer Theorie der Minne? Hier öffnet sich uns der Einblick in die wichtigste Bestimmung, die der theoretische Einschlag in dieser Kunst zu erfüllen hat: Abspiegelung, Veredlung und Verklärung von natürlichen Regungen, die ohne solche Reflexion, im Dumpfen und Dunkeln bleiben oder in der Flucht des Augenblicks verrauschen müßten. Ohne Nachdenken und Beschaulichkeit müßte alles in dieser Lyrik verschwimmen und verdampfen. Die Nebel, die aus dem Herzen steigen, werden von der Sonne des Gedankens niedergehalten. Streng genommen läßt dieser Vorgang sich an jeder beliebigen Probe der Bernhardschen Dichtung beobachten; besonders handgreiflich aber wird er, wie mir scheint, in dem Lied *Ja mos chantars no m'er onors* (Nr. 22). Es gehört der Spätzeit an und wird von Appel dem Kreis der Conort- und Vienne-Gedichte zugewiesen. Obschon die Überlieferung des Textes und die Strophenfolge Schwierigkeiten bieten, läßt der Grundbau sich nicht verkennen.

Ja mos chantars no m'er onors
encontral gran joi qu'ai conques,
c'ades m'agr' ops, si tot s'es bos,
mos chans fos melher que non es.

aissi com es l'amors sobrana,
per que mos cors melhur' e sana,
deuri' esser sobras lo vers qu'eu fatz
sobre totz chans, e volgutz e chantatz.

Ai Deus, can bona for'amors
de dos amics, s'esser pogues
que ja us d'aquestz enveyos
lor amistat no conogues!
Cortezia, mout etz vilana
c'az aquesta fausa gen vana
fatz conoisser semblans ni amistatz,
c'ar' es cortes lo plus mal essenhatz!

Per merce prec als amadors,
chascus per se cossir e pes
del segle com es enoyos
e can pauc n'i a de cortes!
c'amors, pois om per tot s'en vana,
non es amors, mas es ufana,
et es enois, vilani' e foudatz,
qui no gara cui deu esser privatz.

Chauzit ai entre las melhors
la melhor qued anc Deus fezes;
mas tan a va cor e doptos
qu'er' ai leis, era no'n ai ges.
que val aitals amors aurana,
can ges no pot una setmana
us bos amics ab l'autr' estar en patz
ses grans eneis e ses enemistatz?

Tostems sec joi ir' e dolors
e tostems ira jois e bes
(et eu no cre, si jois no fos,
c'om ja saubes d'ira que's es);

qu'eu pert per falsa laus umana
tal joi de fin' amor certana
que, qui·m mezes tot lo mon ad un latz,
eu preira·l joi per cui sui enjanatz.

Bela domna, vostre socors
m'auria mester, se·us plagues,
que molt m'es mal' aquist preizos,
en c'Amors m'a lassat e pres.
a Deus! can malamen m'afana,
can so que·m träis e m'enjana
m'aven amar, si tot me pez' o·m platz!
era sai eu qu'eu sui apoderatz.

Wie soll mein Lied bestehn in Ehr'
bei all der Freude, die mir ward?
Und wenn es noch so trefflich wär',
ihm ziemte Schönheit höhrer Art.
Denn strahlend wie die Liebe pranget,
an der mein Herz sich labt und hanget,
müßt über alles, was an Sang geriet
und je versucht ward, ragen dieses Lied.

Mein Gott, wie glücklich könnte sein
in stiller Lieb' ein innig Paar,
drängte sich keiner neidisch drein,
der ihrer Freundschaft würd' gewahr.
Frau Höfischkeit, was bist du niedrig,
daß du an Schwätzer falsch und widrig
den Brauch verrätst, an dem man Minne kennt,
so daß der Gröbste nun sich höfisch nennt.

Bedenkt doch, die ihr wahrhaft liebt,
und seht mir, was in unsrer Zeit
so viel Verdrießliches es gibt,
so wenig wahre Höfischkeit.

Sich prahlend allerorten zeigen,
das ist der eiteln Minne eigen.
Verhaßt, gemein und töricht, wer vergißt,
wem er Vertraun und Schweigen schuldig ist.

Die Beste hab' ich mir erwählt
der besten Fraun aus Gottes Hand;
doch Laun' und Furcht das Herz ihr quält:
bald ist mir's zu-, bald abgewandt.
Was taugt so flatterhafte Minne,
wo sich in seiner Liebsten Sinne
der Freund ohne Verdruß und ohne Zank
versichern darf nicht sieben Tage lang?

Gewiß folgt immer Schmerz auf Lust
und allzeit Glück auf trüben Mut,
und, gäb's kein Glück, wer hätt' gewußt
noch je, wie ihm der Kummer tut?
Drum, wenn mir falsche Reden rauben
der echten Liebe frohen Glauben —
ich hätte doch das Glück, das mich betrogen,
den Schätzen aller Erde vorgezogen.

O schöne Frau, nun wär' es Zeit,
daß ihr mir helft — wenn's euch gefällt.
Die Fessel tut mir weh und leid,
in der mich Amor fing und hält.
Mein Gott, wie schwer das Herz sich füget,
gerade was mich täuscht und trüget
lieben zu müssen ohne eig'nen Sinn!
Nun weiß ich erst, daß ich im Joche bin.

Beim ersten Lesen erscheint der gedankliche Zusammenhang locker und beinahe unordentlich. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß ich eine ganze Strophe ausgeschaltet habe, die vierte, bzw. zweite: *Si tot m'es vergonh' e paors.* Sie fehlt in der Handschrift *C* und steht in den übrigen Hand-

schriften (*A D I K N T a R V*) an vierter Stelle, wo sie geradezu sinnlos wirkt. Appel sucht sie zu retten, indem er ihr die zweite Stelle zuweist, wodurch er zu weiteren Schiebungen, die der ganzen handschriftlichen Überlieferung widersprechen, gezwungen wird, ohne damit eine einwandfreie Gedankenfolge zu erreichen. Scheidet man aber die Strophe aus, die sich durch Wiederholung der Reimwörter *pes* und *umana* auch technisch verdächtig macht, so wird die handschriftliche Strophenordnung nicht nur glatt, sondern geradezu zwangsläufig: zwangsläufig weniger in der Folge der Gedanken als der Gefühle. Man sieht in der ersten Strophe den liebenden Dichter sich an der Vorstellung einer strahlenden und ragenden Minne berauschen und erheben. Indem er dieses Hochgefühl in einem Sang, der dessen würdig ist, zum Ausdruck bringen will, wird er gewahr, daß nur Er, aber nicht die Umwelt davon erfüllt ist. Und nun kommt, Schritt vor Schritt, die Ernüchterung: erst als Unmut gegen die Späher, die Prahler, die Schwätzer und schließlich gegen die Liebste gar, die sich von jenen Feinden der Minne läßt unsicher und wankelmütig machen. Doch aus dem Unmut wiederum quillt freudvoll trotzige Qual:

> Ich hätte doch das Glück, das mich betrogen,
> den Schätzen aller Erde vorgezogen —

bis auch dieser Trotz sich erweicht zur bescheidenen Bitte, und schließlich der Sänger nur noch tiefer im Netz einer trügerischen Minne sich verstrickt hat. All diese Wandlungen des Gefühles aber, vom Jubel bis zur Resignation, werden nur denkend, schauend und sinnend, nicht wollend und handelnd durchlaufen. Kein ganzer, nur ein träumender Mensch schlägt sich in ihnen herum. Der ganze Mensch ist längst und ein für alle Male gefangen, gebrochen in der Minne und hangt und bangt in ihr. Nachdenkend und hellsichtig durchlebt er — wer weiß zum wie vielten Male nun — sein fertiges Schicksal, das immer wieder mit demselben Zwang über ihn kommt, als ob er blind wäre und es in diesem Liede zum

ersten Male erführe. Seine dauernde Unfähigkeit zu Entschluß und Wille bringt es mit sich, daß sein Gefühlsleben in der Anschauung und im Sinnieren immer wieder aufblühen und frisch werden muß. Es ist der umgekehrte Fall des Hamlet: nicht einer „angebornen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt“, vielmehr erweckt und belebt der Gedanke die abgestorbene Entschließung zu einem bunten und scheinhaften, ewig blühenden Dasein im Reiche der Kunst. Es wird unserem Bernhard immer wieder gehen wie hier, er wird mit klaren Augen und bei hellem Verstande immer wieder ein Tor sein. Er weiß es nicht anders, weil er's nicht anders will. Das weichliche und qualenfrohe Irren in einem Labyrinth, das er so genau doch kennt, macht den Reiz dieses Liedes und gibt ihm, bei aller Dumpfheit und Schwere des Gefühls, die Klarheit, Leichtigkeit und Ruhe des Ausdrucks, die ästhetische Heiterkeit.

Mit Rücksicht auf die Schlußstrophe könnte man das eben besprochene Gedicht zur Not auch als ein Werbelied ansprechen. Wenigstens scheint es, daß der Sänger sich seine launische Dame versöhnen oder gewogen machen wollte. — Ob aber ein so willenloser Mensch wie Er viel werbende Kraft zu entfalten vermag? Je nachdem. In der Liebe kann ja gerade die Schwachheit des einen Teiles den andern zum Vorgehen herausfordern. Bernhard pflegt in der Tat durch Schwachheit zu werben, wie ein Weibchen. Er greift nicht zu, er lockt und verführt. Und daraus erwächst seinem beschaulichen Verhalten eine neue wichtige Rolle. Es dient ihm als Lockmittel. Seine theoretischen Betrachtungen sind oft nur eine Art Spiegel, vor dem er sich wie ein verliebtes Mädchen herrichtet, gefällig macht und alle weiblichen Künste der Herzensgewinnung erprobt. Seine Lehrhaftigkeit wird zu einer *Ars amandi*, deren wichtigstes Geheimnis darin besteht, daß sie das natürliche Verhältnis der Geschlechter umkehrt, der Dame die Rolle des Herrn zuschiebt und den Werber durch Leiden und „Dienen“ sich betätigen läßt.

Selbstverständlich hat nicht erst Bernhard diesen Kunst-

griff erfunden. Der ganze höfische Minnedienst des Mittelalters beruht auf dem umgekehrten Naturverhältnis der Geschlechter. Durch die künstliche Erhebung des Weibes über den Mann bekommt der Frauendienst jenen geistigen, übernatürlichen, religionsartigen, dogmatischen, spekulativen und subjektiven Charakter, durch den er sich von der antiken Auffassung des Liebeswesens so scharf unterscheidet und sich als etwas Mittelalterliches und Modernes kennzeichnet. — Ovidius Naso dagegen verdankt, wie er gleich zu Anfang seines Lehrgedichtes sagt, nicht dem Phoebus, nicht den Musen, sondern der Erfahrung seine Eingebung. Empiriker will er sein und kein Spekulant.

Usus opus movet hoc. Vati parete perito.

Vom Selbstvertrauen des Mannes und von der Geringschätzung des Weibes geht er aus.

Prima tuae menti veniat fiducia, cunctas
posse capi; capies: tu modo tende plagas.

Dem Trobador gilt als Voraussetzung seines Dienstes das gerade Gegenteil. Niemand aber ist von den Vorrechten seiner Dame und von der eigenen, ganz auf Gnade angewiesenen Macht- und Rechtlosigkeit so innig durchdrungen wie Bernhard. In diesem Punkt verkörpert er das Urbild des galanten Trobadors. Statt des männlichen Selbstbewußtseins und Vertrauens ist die Furcht bei ihm zur Grundlage des Verhältnisses geworden.

Mas greu veiretz fin' amansa
ses paor e ses doptansa,
c'ades tem om vas so c'ama, falhir,
per qu'eu no·m aus de parlar enardir.

Wahre Minne, laßt euch sagen,
gibt's nicht ohne Furcht und Zagen —
daß man nur ja nicht vor der Liebsten fehle!
Drum traut sich mir kein Wörtchen aus der Kehle.

Gerade das Lied, dem wir diese Verse entnehmen (Nr. 1. *Ab joi mou lo vers e·l comens*) ist ein gutes Beispiel für die Art, wie Bernhard die Lehren und Vorschriften der Minne in den Dienst seiner Huldigung und Werbung stellt. Zwar will er diesmal nicht eben viel: nur einen zweiten Kuß noch, nachdem er den ersten erhalten hat. Aber so bescheiden der Zweck, so groß und umständlich ist das Aufgebot der Mittel. Ja, die Masse der Mittel verdeckt geradezu den Zweck, der in der 6. Strophe nur leise angedeutet wird; während andererseits der verborgene Zweck wieder das ganze Heer der Mittel heiligen muß. Verstellung und Lüge sind in dieser Politik der Minne die Wächter der Glückseligkeit.

D'una re m'aonda mos sens:
c'anc nulhs om mo joi no·m enquis,
qu'eu volonters no l'en mentis;
car no·m par bos essenhamens,
ans es foli' et efansa,
qui d'amor a benanansa
ni·n vol so cor ad autre descobrir,
si no l'en pot o valer o servir.

In dem Punkt hilft mir mein Verstand,
daß keiner noch mein Glück erfragt,
dem ich nicht frisch 'ne Lüge sagt';
denn der ist, scheint mir, doch verrannt,
ja ein Narr von kind'schem Sinne,
der, begünstigt von der Minne,
nun gleich enthüllt sein Herz vor Jedermann,
der ihm doch dienen nicht noch helfen kann.

In dieser Diplomatenkunst der Gefühle fällt dem Manne die Rolle einer verschlagenen Kokette zu, während der Frau die männlichen Fähigkeiten der Tapferkeit, des Mutes und der Standhaftigkeit angesonnen werden.

Ben estai a domn' ardimens
entr' avols gens e mals vezis;
e s'arditz cors no l'afortis,
greu pot esser pros ni valens;
per qu'eu prec, n'aya membransa
la bel', en cui ai fiansa,
que no·s chamje per paraulas ni·s vir,
qu'enemics c'ai, fatz d'enveya morir.

Die Dame zieret Wagemut,
wenn rings das Volk gemein und arg,
und macht sie nicht ihr Herze stark,
so gilt und herrscht sie schwerlich gut.
Dessen sei die schöne Fraue
eingedenk, der ich vertraue:
daß keine Reden ihren Sinn verdrehn,
denn Feinde hab' ich, die vor Neid vergehn.

Es versteht sich, daß in Wirklichkeit weder der Mannesmut, wie er von der Frau gefordert wurde, noch die schüchterne, ergebene und keusche Zurückhaltung, wie der Mann sie beteuerte, im wünschenswerten Maße immer vorhanden waren. Kein Zweifel, daß jeder Tag des damaligen Lebens die Unnatur der höfischen Minnelehren Lügen strafte. Über den Konventionalismus und die Scheinhaftigkeit des Frauendienstes auch nur ein Wort zu verlieren, wäre nach dem Vielen was darüber geschrieben worden ist, müßig.

Eine andere Frage ist es, ob Bernhard selbst gehalten und geleistet hat, was er von dem idealen Liebhaber verlangte. Schwerlich! Denn, mag er noch so sanft geschmachtet und noch so geduldig gedient haben — er war ein Mensch und, wie es scheint, ein sehr beweglicher und schwacher. Drum hat er sich doch wohl für manche Entbehrung, die seine Dienstvorschrift ihm auferlegte, irgendwie schadlos gehalten. Er konnte dann, nach zeitweiligen Erholungen, um so frischer wieder seines Priesteramtes im Tempel strengster Minne walten. Gerade die Leichtigkeit, Zwanglosigkeit und Lebendigkeit, mit

der er, stets aufs Neue, sich als vollendeten Liebhaber gibt, läßt uns vermuten, daß er sich in dieser Rolle — denn eine Rolle war's auf jeden Fall — nicht überanstrengt hat. Hätte er sich nicht zuweilen ausgespannt, so wären gewiß auch in seiner Dichtung, wie in der seiner Nachahmer, die Zeichen der Abspannung, des Verdrusses, der Müdigkeit oder wenigstens der Mechanisierung und gedankenlosen, frostigen Wiederholung nicht ausgeblieben. Wer aber mit solcher Anmut wie er und beinahe ohne eine Spur von déformation professionelle das Joch so hochgetürmter Ideale trägt, von dem darf man sicher sein, daß er es nicht den ganzen Tag und die Nacht lang im Nacken hat. Weitere Vermutungen über Bernhards erotische Gewohnheiten und Erlebnisse verbieten sich von selbst.

Mag er's als Mensch getrieben haben wie er will, als Dichter hat er, so viel ist sicher, zwischen dem Ideal der Minne und ihrer Wirklichkeit zwar die Spannung lebendig empfunden, doch niemals einen unversöhnlichen Widerspruch gefühlt noch gesehen. Er glaubt an das Ideal und eben damit an die Möglichkeit seiner Verwirklichung. Nicht einmal ein Zwang ist es ihm, sondern ein inniges, sonntägliches Herzensbedürfnis. Auf Dienen ohne Lohn, auf Wünschen, Sehnen und Schmachten ohne Ende, kurzum auf Lieben um der Liebe willen geht all sein Dichten und Trachten — wenigstens im Bereiche der höfischen Gesellschaft und Kunst. Hier ist ihm wie dem Fisch im Wasser. Er braucht nur zu singen, und das ideale Minnewesen strömt ihm frei aus der Seele. Man höre das einfache Lied Nr. 31, dem ich die schlichte Übertragung von Friedrich Diez beigebe.[1]) Es ist eine Betrachtung des Dichters über seinen verliebten Zustand, aber wunschhaft gefärbt und ausklingend in Werbung. Jedoch bescheidet der Wunsch sich beim inneren Einverständnis der Herzen, bei der Seligkeit des Dienens ohne Lohn. Der galante Dienst wird mystischer Kult.

---

[1]) Die Strophenfolge habe ich nach Appels Text geändert, im übrigen nur an Vers 21 ff. eine kleine Korrektur vorgenommen.

Non es meravelha s'eu chan
melhs de nul autre chantador,
que plus me tra·l cors vas amor
e melhs sui faihz a so coman.
cor e cors e saber e sen
e fors' e poder i ai mes;
si·m tira vas amor lo fres
que vas autra part no·m aten.

Ben es mortz qui d'amor no sen
al cor cal que dousa sabor;
e que val viure ses valor
mas per enoi far a la gen?
ja Domnedeus no·m azir tan
qu'eu ja pois viva jorn ni mes,
pois que d'enoi serai mespres
ni d'amor non aurai talan.

Per bona fe e ses enjan
am la plus bel' e la melhor.
del cor sospir e dels olhs plor,
car tan l'am eu, per que i ai dan.
eu que·n posc mais, s'Amors me pren
e las charcers en que m'a mes,
no pot claus obrir mas merces,
e de merce no·i trop nien?

Aquest' amors me fer tan gen
al cor d'una doussa sabor:
cen vetz mor lo jorn de dolor
e reviu de joi autras cen.
ben es mos mals de bel semblan,
que mais val mos mals qu'autre bes;
e pois mos mals aitan bos m'es,
bos er lo bes apres l'afan.

Ai Deus! car se fosson trian
d'entrels faus li fin amador,

e·lh lauzenger e·lh trichador
portesson corns el fron denan!
tot l'aur del mon e tot l'argen
i volgr' aver dat, s'eu l'agues,
sol que ma domna conogues
aissi com eu l'am finamen.

Cant eu la vei, be m'es parven
als olhs, al vis, a la color,
car aissi tremble de paor
com fa la folha contra·l ven.
non ai de sen per un efan,
aissi sui d'amor entrepres;
e d'ome qu'es aissi conques,
pot domn' aver almorna gran.

Bona domna, re no·us deman
mas que·m prendatz per servidor,
qu'e·us servirai com bo senhor,
cossi que del gazardo m'an.
ve·us m'al vostre comandamen,
francs cors umils, gais e cortes!
ors ni leos non etz vos ges,
que·m aucizatz, s'a vos me ren.

Es ist kein Wunder, wenn mit mir
kein Sänger sich vergleichen kann:
denn Liebe zieht mich mächt'ger an
und weit ergeb'ner bin ich ihr,
und Leib und Geist, Herz und Verstand
und Mut und Kraft sind ihr geschenkt:
so ganz bin ich ihr zugelenkt,
daß mir kein andres Ziel bekannt.

Tot ist der Mensch, dem der Genuß
der Liebe nicht das Herz beseelt,
ein Leben, dem die Liebe fehlt,
gereicht der Welt nur zum Verdruß.

Nie sei ich Gott so sehr verhaßt,
daß er mir länger Frist verleiht,
wenn ich mit Liebe mich entzweit
und aller Welt nur bin zur Last!

Ich liebe sie, der Frauen Zier,
und hab' es redlich stets gemeint;
mein Busen seufzt, mein Auge weint,
denn ach, nur zu lieb ist sie mir!
Was kann ich wider Amors Kunst,
da er im Kerker mich schließt ein,
aus dem nur Gnade kann befrein,
und ich nicht find' die kleinste Gunst?

Gar sanft mit lauter Süßigkeit
wirkt diese Liebe auf mein Herz:
Tags sterb' ich hundertmal vor Schmerz
und lebe auf vor Fröhlichkeit.
Mein Weh ist eine süße Pein,
mit der kein fremdes Glück sich mißt;
und wenn mein Weh so süß schon ist,
wie süß muß dann das Glück erst sein!

O Himmel, schiede sich doch aus
Treulieb' von falscher Buhlerei:
wer Arglist übt und Schmeichelei,
dem wüchs' ein Horn zur Stirn heraus!
Das Silber und das Gold der Welt,
besäß' ich's, dafür gäb' ich's her,
damit es ihr recht deutlich wär',
daß mein Gemüt sich nicht verstellt.

Schau ich sie an, man merkt's geschwind
an Auge, Farb' und Angesicht,
ich fasse mich vor Schrecken nicht
und zittre wie das Blatt im Wind.
Ich bin nicht wie ein Kind so klug,
so sehr nahm mich die Liebe ein;

wohl sollte sie auch gnädig sein
dem Mann, den solche Liebe schlug.

Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
als daß Ihr duldet meinen Dienst;
ich werde, was auch mein Gewinnst,
Euch dienen mit Vasallenpflicht.
Seht her, ich steh' Euch zu Gebot
ergeben, willig, froh und treu:
Ihr seid ja doch kein Bär noch Leu,
daß Ihr mich tötet ohne Not.

Man darf sich von der Allgemeinheit der ausgesprochenen Gedanken nicht täuschen lassen: sie sprießen aus des Sängers Herzen und nicht aus seinem Hirn; daher ihre natürliche, rein psychologische Verkettung. Was konnte ihn anderes z. B. auf den Wunsch der fünften Strophe bringen, als sein eigenes Anliegen? was anderes ihn die Lieblosen in der zweiten Strophe beklagen lassen, als das eigene Seligkeitsgefühl? In dem ganzen Liede bleibt er derart in sein Eigenempfinden eingesponnen, daß der Hörerkreis ihm zu verschwinden scheint.

Und nicht nur hier, in seiner gesamten Lyrik verhält er sich egozentrisch. Gesänge eines Liebenden in der Einsamkeit möchte man sie nennen; und doch sind es wieder hervorragend gesellige Lieder, voll liebenswürdiger, mitteilsamer Plauderei. In einer Art prästabilierter Harmonie findet sich die Gesinnung der Gesellschaft mit dem Herzenstrieb des Dichters zusammen. Dafür geben diejenigen Lieder, in denen die Werbung vorherrscht, die besten Beispiele.

2. Huldigungen und Werbungen.

Wie gewunden immer Bernhard seine Wünsche sprechen läßt, wie diplomatisch er seine Werbung auch vorbringt, es klingt nicht falsch noch künstlich — trotz aller Kunst. An unschuldiger Verschlagenheit und taubenartiger Schlangenklugheit gleichen seine Werbelieder den verliebten Mädchen

in Molières Komödien. Wie jene Agnès in der École des femmes könnten sie von sich sagen:

Je n'entends point de mal dans tout ce que j'ai fait. Man kann nicht genug auf der Hut sein, will man sie recht verstehen. Bald mit Einfalt, bald mit List, mit Ernst und mit Schelmerei, mit inniger Schüchternheit und mit Keckheit wird hier um Minneglück und Herzensnot gespielt. Manches Lied, das eine stille Betrachtung zu sein scheint, schleicht auf den Wegen der Verführung. So Nr. 17 *En cossirer et en esmai.* Hier geht der Dichter über seine Liebe mit sich selbst zu Rate, wobei er sich völlig ratlos, hilflos und einsam stellt. Er tut als fühlte er sich unbelauscht, und weiß und will doch, daß hundert Ohren ihn anhören, und vor allem die Geliebte. Die Schelmerei einer intimen Meditation in voller Öffentlichkeit ist reizend durchgeführt. Sie gewinnt noch an Humor, wenn man die zweite Strophe anders interpungiert und deutet als Appel:

Ai las, chaitius! e que·m farai?
ni cal cosselh penrai de me?
qu'ela no sap lo mal qu'eu trai,
ni eu no·lh aus clamar merce. —
Fol nesci! ben as pauc de sen,
    qu'ela nonca t'amaria
    per nom! — Que per drudaria? —
C'ans no·t laisses levar al ven!

Was tu ich nur, ich armer Wicht?
Und weiß mir selber keinen Rat!
Sie kennt ja gar mein Herzleid nicht!
Wag' ich's und ruf' sie an um Gnad'? —
Du Narr, verstehst dich schlecht darauf;
    nimmer würd' sie Minne zeigen! —
    Würd' sie heimlich doch mein eigen? —
Daß dich der Wind nicht holt, paß auf!

Offenbar stehen *amar per nom* = offizielle, öffentliche, vielleicht auch scheinhafte Minne und *amar per drudaria* = heim-

liche und buhlerische Minne einander gegenüber. Beide Arten von Erfolg versagt sich der Dichter, klagend und scherzend. Jede Aussprache mit ihr, ja sogar die Vermittlung durch Vettern und Verwandte, verwehrt ihm seine Schüchternheit. Er verdammt sich zu schweigendem Schmachten und bettet sich qualenfroh in ungestillte Sehnsucht ein. Indeß man erwarten sollte, er werde nun ungehört in stummer Beklommenheit verlechzen, löst er durch den munteren Einfall, ihr ein Brieflein zu schreiben, die schwüle Spannung in Heiterkeit auf. In der Geleitstrophe, will mir scheinen, erlaubt er sich gar, seine gestrenge Dame zu necken.

E s'a leis autre dols no·n pren,
per Deu e per merce·lh sia
que·l bel solatz que m'avia
no·m tolha ni·l seu parlar gen.

autre dols kann nicht heißen: „eines Andern (d. h. mein) Schmerz". Auch die Deutung: „wenn nicht etwas Anderes, nämlich Schmerz, sie ergreift", die sich auf Tobler stützt,[1]) scheint mir geklügelt. *autre dols* ist einfach „neuer Schmerz", d. h. mehr Schmerz als bisher. Bernhard erbittet sich von seiner Dame auch fernerhin *bel solatz* und *parlar gen*, d. h. gute Unterhaltung und freundliche Mitteilsamkeit, wofern ihr das — und darin liegt der Scherz — nicht größere Ungelegenheiten und Schmerzen verursache als bisher. — Vielleicht ist sie ihm also gar nicht so unnahbar und spröde gewesen, wie es dem Liede nach scheinen könnte. Viel größer wohl als ihre Grausamkeit — das läßt uns die fünfte Strophe erraten — war seine Schüchternheit. Der Anspruch dieses Schüchternen, daß gerade seine Stummheit für ihn sprechen sollte, ist von leichter objektiver Komik. Kurzum, es ist mehr neckische Ziererei als leidenschaftliches Schmachten in dem Liede. Schüchternheit und Schamröte schminkt der Dichter sich als Lockmittel auf die Wange. — Wer weiß, ob er nicht

[1]) Ad. Tobler, Vermischte Beiträge zur französichen Grammatik, III, 2. Aufl. Leipzig 1908, S. 83.

längst im Einverständnis mit der Liebsten lebte und nur dem Publikum eine Minnewerbung vormacht, die an und für sich gar nicht mehr nötig war? Bei einer Natur wie Bernhard muß man damit rechnen, daß seine Liebeslieder nicht etwa mehr, sondern weniger aussprechen als er erlebt hat und daß das Kunstmäßige und Scheinhafte an ihnen nicht die Liebe, sondern die Ziererei darum herum ist.

Freilich kann auch die Liebesnot des Herzens nicht sonderlich tief sein, wenn gar zu viel geschmachtet, gesehnt und geziert wird. Bernhard hat die Gefahr, die von hier aus der inneren Wahrheit seiner Lyrik drohte, geahnt; daher er die sehnsüchtigen Töne immer wieder abkühlt.[1]) In dem Liede *Amors, enquera·us preyara* (Nr. 3) geht er mit seiner Empfindsamkeit bis an die Grenze der Übertreibung. Weinend, zerschmelzend, sterbend in Liebessehnsucht stellt er sich dar. Noch einige Beteuerungen mehr, und das Gedicht entartet in geistreichelnde Aufmachung eines Gefühlslebens, an das man nicht mehr glauben mag. Aber der Künstler entwaffnet den Zweifel des Hörers, indem er als zweifelnd und ungläubig seine Dame hinstellt. Jetzt ist durch den Zweck, diese Herrin zu überzeugen und zu erweichen, die gesteigerte Erregtheit seiner Ausdrucksweise gerechtfertigt. Wer möchte dem Bauernburschen, der den Schuhplattler tanzt und immer wilder mit Händen und Füßen tobt, seine Tollwut glauben, wenn nicht das hübsche Mädchen, das Ziel seiner Anstrengungen, sich abweisend und steif im Kreise drehend, gegenwärtig wäre? Einen ähnlichen Tanz führt Bernhard in seinen Werbeliedern auf. Sie sind nicht was die heutige Lyrik sein möchte: unmittelbarer und zweckfremder Ausfluß eines Gefühles, sondern Darstellung des Gefühles nach zwei Seiten hin: der Dame sowohl wie dem Publikum zugewendet. Der Dichter macht das Gefühl sozusagen vor, er spielt es, mimt es und führt

[1]) Übertreibungen wie die in dem Liede *Can lo dous temps comensa* (392, 27, besonders Vers 37 ff., Appel S. 288) sehen unserem Dichter so wenig gleich, daß man schon deshalb an seiner Verfasserschaft zweifeln darf.

es aus wie einen Tanz. Die Unmittelbarkeit seiner Kunst ist keine lyrische, sondern eine dramatische und gewissermaßen handelnde, wobei der Sänger derart dem Augenblick folgt, daß alles was er vorbringt, mag es noch so überlegt und abgezirkelt sein, sich wie improvisiert ausnimmt. Man hat den Eindruck, daß der Werbende beim Beginn seines Liedes noch selbst nicht weiß, wo er hinaus will, daß er sich auf einen Schlangenweg begibt, den er noch nicht übersehen kann. Er weiß nur, was er begehrt, nicht was er im einzelnen sagen wird. Am Schema des Reimes und der Melodie tastet seine Rede sich vorwärts, geleitet von den Augenblickswallungen des Herzens, ähnlich wie der erotische Tänzer zwar feste Regeln hat, aber den Wechsel seiner Gebärden und das Anschwellen oder Abflauen seiner leidenschaftlichen Bewegungen dem Augenblick, d. h. der Wirkung überläßt, wie er sie von seinem Echauffement an sich selbst, an den Mienen der Zuschauer, in den Augen der umtanzten Schönen verspürt, erlauscht, erhascht. Die besten und frischesten Lieder des provenzalischen Minnesangs haben diesen improvisierten und tanzartigen Charakter. Das Geheimnis jener prästabilierten Harmonie zwischen Gesellschaft und Sänger, von dem wir oben sprachen, liegt in der sinnlichen Ansteckungskraft, die dem Tanz und der Musik viel mehr als der Gedankendichtung eignet.

Gewiß ist die Kunst der Trobadors in hohem Grade schon Gedankendichtung; aber das Denken gibt nur Verzierungen und Rankenwerk dazu ab, während der Grundstock dieser Lyrik aus den weniger ernsten seelischen Zuständen eines Tänzers, eines Musikspielers und Improvisators hervorgeht, aus Wallungen, Anwandlungen und Impulsen psycho-physischer Art.

So gehört der dichterische Stoff, aus dem der Trobador seine kleinen Kunstwerke baut, zum Flüchtigsten und Gebrechlichsten, das man sich denken kann. Es ist Laune,

die aus so dünnem Stoff als Luft besteht
und flücht'ger wechselt als der Wind, der bald

um die erfrorne Brust des Nordens buhlt
und, schnell erzürnt, hinweg von dannen schnaubend,
die Stirn zum taubeträuften Süden kehrt.

Ja, die Träume, die Frau Mab erzeugt, sind von noch festerem Bestande als die Einzelmotive der Bernhard'schen Lieder. Denn jene haben, wenn auch losgelöst von der Wirklichkeit, doch als Träume ihr eigenes Lebensgesetz. Diese Motive dagegen sind im strengen Sinn des Wortes weder geträumt noch erlebt. Sie werden auf dem künstlich bereiteten Boden eines Zwischenreiches von Wahrheit und Dichtung erfunden und aufgeführt. Es steckt Erlebtes in ihnen, aber es wird arrangiert; und es steckt Fiktives darin, aber es wird nachgefühlt und im Nu einer Gefühlswallung erlebt. Diesem schillernden, kunst-natürlichen Verhalten unseres Trobadors ist durch die Schulmeisterei einer allgemeinen Theorie nicht beizukommen. Es läßt sich nur von Fall zu Fall und sozusagen in flagranti ertappen.

Eine gute Gelegenheit dazu bietet das Lied Nr. 6 *Era·m cosselhatz, senhor.* Die *razo*, d. h. die Umstände oder den Anlaß, aus dem es hervorging, glaubte schon der Redaktor der Handschrift *N 2* erfassen und bestimmen zu können. Er schreibt: „Bernhard von Ventadorn liebte eine edle und schöne Dame. Er diente ihr und tat ihr so viel Ehre an, daß sie ihm in Worten und Taten zu Willen war. Und lange Zeit dauerte ihr Glück in Treuen und Freuden. Dann aber änderte sich der Dame Sinn, daß sie einen andern Liebhaber begehrte. Und Bernhard erfuhr es und trauerte und klagte darob und dachte, sich von ihr zu trennen; denn gar verhaßt war ihm des Andern Gesellschaft. Dann aber, von Minne überwunden, besann er sich, daß ihm besser wäre, bei der Liebsten die Hälfte zu haben, statt sie ganz zu verlieren. Auch schien ihm nun, als er in Anwesenheit des Nebenbuhlers und anderer Leute vor sie trat, daß sie ihn vor allen andern beachtete. Und manchmal mißtraute er wieder diesem seinem Gedanken, wie es sich echten Liebenden geziemt, daß sie dem Anschein

nicht glauben dürfen, wenn ihrer Dame ein Vorwurf daraus entstehen kann. So dichtete Herr Bernhard das folgende Lied." — „Wir hätten uns", bemerkt Appel dazu, „diese *razo* auch selbst aus dem Liede machen können". Und doch decken sich *razo* und Lied keineswegs so „vollkommen" wie z. B. Zanders annimmt.[1]) Was dort zu einer kleinen Geschichte auseinandergelegt wird, ist hier in einen lyrischen Augenblick von ungemessen kurzer oder langer Dauer zusammengenommen und zeitlos gemacht. Dem Wortlaut des Liedes nach können wir schlechthin nicht entscheiden, zu welchem Entschluß denn eigentlich der Dichter gekommen ist. Denn, wie in der ersten Strophe, so bittet er auch im Geleite noch um Rat und stellt sich schwankend, ob er die Treulose verlassen oder als Dritter im Bunde bleiben soll. Mag das Geleit, wie Zingarelli und Appel wollen, nachträglich hinzugefügt, oder von Anfang an beabsichtigt sein: innerlich und tatsächlich hat der Dichter schon lange, schon von Anfang an, entschieden. Das geht aus der vierten, fünften und achten Strophe hervor und läßt sich aus der Tonart des Ganzen herausfühlen. Der Verfasser der *razo* hilft sich über den Widerspruch zwischen dem festgelegten Willen und der suchenden Frage höchst einfach hinweg, indem er den Dichter zu Anfang zaudern, schwanken und fragen, dann aber sich entscheiden und zum Schlusse doch wieder zweifeln läßt. Er zerlegt die schillernde Beweglichkeit des Liedchens in einzelne Momente, während der dichterische Sachverhalt doch wohl der ist, daß bei völlig gelähmtem Willen und gefangenem Herzen *il sì e il no nel capo gli tenzona*. Das verweichlichte Herz des Sängers beseligt sich im Evangelium einer Minne, die über alles geht, auch über Wahrheit und Reinlichkeit. Diese Besessenheit wird — subjektiv — mit völliger Unschuld und Selbstverständlichkeit vorgetragen. Bei bedingungsloser Hingabe zur Minne erlaubt sich der Dichter die Fiktion, noch schwankend zu sein und um Rat zu fragen. In Wahrheit kann er überhaupt

[1]) Joseph Zanders, Die altprovenzalische Prosanovelle, Halle 1913, S. 47. Diese ganze Arbeit ist schülerhaft.

nicht mehr wollen und fühlt sich als gehörnter Sklave seiner Leidenschaft ganz wohl. Der Konflikt zwischen Ehre und Liebe wird nur gezeigt, nicht empfunden, geschweige denn erlebt oder durchgekämpft. Die Entmannung wird durch den Scheinversuch einer Ermannung nur desto selbstgefälliger: eine Selbstgefälligkeit ohne Schatten von Zynismus. Man muß dem wehrlos verlorenen Kind der Minne gut sein. Den Tadel, den man ihm erheben könnte, nimmt er ja selbst vorweg, den Entschluß, den man ihm zumuten könnte, taut er in Rührungstränen auf, und läßt gegen das zärtliche Spiel, in das er versunken ist, keinen sittlichen Ernst aufkommen. Nur neckisch, nicht aus tiefer Ungewißheit heraus, fragt er und reizt uns, das Gegenteil von dem, was er erwählt hat, zu verteidigen. Er sieht wohl und gibt zu, daß man auch anders könnte. Er aber kann nicht anders. Gefesselter Wille bei beweglichem Geist, eine tenzonenartige Spiegelfechterei mit Worten bei dauernder Versunkenheit in einem einigen Gefühl, das ist, wie mir scheint, die wahre *razo* dieses Liedes. Auch hier ist wieder das Echte und Empfundene die Liebesstimmung, während die Ziererei darum herum, ja der ganze „Fall“ sehr wohl erfunden sein kann. „Se la situazione è inventata, bisognerebbe ammirarne la profonda verità psicologica“ sagt Zingarelli.

Ernste und wirkliche „Fälle“, „Erlebnisse“ gibt es bei Bernhard so wenig wie bei seinen Vorgängern und Nachahmern, so wenig wie in Salons und Hofgesellschaften sich „Schicksale“ zu ereignen pflegen. Ernst und wirklich ist nur die Liebesstimmung unseres Dichters im allgemeinen. Was ihn niemals verläßt, ist die Empfänglichkeit und Zärtlichkeit des Herzens. Was immer wechselt, sind die Fälle, die Situationen, die kleinen Motive. Diese weiß er einzustellen, anzubringen, wohl auch zu erdenken, oder aus der Flucht des Alltags zu erhaschen. Doch bleiben sie seinem erotischen Lebensgefühl gegenüber so leicht und oberflächlich, daß sie sich mit diesem niemals zu einem tieferen Erlebnis verbinden und zusammenballen. Daher entbehrt seine Dichtung der epischen und dramatischen Spannung. Sie ist diffus und ohne Zielstrebig-

keit, selbst in den Werbeliedern, selbst dort, wo das Ziel der Werbung so nahe liegt wie z. B. in dem Liede Nr. 13 *Be·m cuidei de chantar sofrir.*

Appel möchte die Strophe dieses Liedes, die nach dem Zeugnis sämtlicher Handschriften an zweiter Stelle steht, als Schlußstrophe ansetzen, weil sie mit plötzlicher Wendung sich an die Dame richtet und somit die vorausgehenden Betrachtungen, einem beliebten Brauche des Minnesangs zufolge, in einer unmittelbaren Werbung und Huldigung gipfeln läßt. Als notwendig kann ich diese Umstellung, so nahe sie liegt, nicht anerkennen. Sie gibt dem Gedicht eine dramatische Spitze, die man in Bernhards Stil vorauszusetzen nicht berechtigt ist. Appel sagt, sie „bilde den natürlichen Abschluß", was insofern wohl richtig ist, als sie das Ziel der Werbung bezeichnet:

e car vos plac que·m fezetz tan d'onor
lo jorn que·m detz en baizan vostr' amor,
del plus, si·us platz, prendetz esgardamen!

Da ihr die Ehre mir erwiesen habt
als Ihr im Kuß mir Eure Liebe gabt,
so sorgt nun, bitt' ich, für das Weit're noch!

Ebensogut aber bildet auch die Schlußstrophe der Handschriften einen natürlichen Abschluß, indem sie zu dem Gedanken der Anfangsstrophe zurückkehrt, sodaß ein Kreislauf von Betrachtungen, die unterwegs zur Werbung werden, sich vollendet. Die Werbung ist in der Betrachtung, wie das Ziel in den Mitteln, eingeschlossen. Zum Ziele selbst gelangt Bernhard überhaupt nicht.

c'al reduire·m torna·l jois en error.

Weil mir beim Schluß das Glück zum Wahne wird.

Gebannt zwischen Hoffnung und Furcht dreht er sich im Kreise. Der Zustand des Hangens und Bangens unmittelbar vor einem Glück, das er nicht zu fassen wagt, ist in dem Lied zur Darstellung gebracht und wird mit einem Hin- und Her von Er-

wägungen derart ausgeschöpft, daß gerade das Verweilen darin als Werbung wirken muß. Den Liebenden, der doch zugreifen sollte, derart gelähmt und von mutigen und zagenden Gedanken umlagert zu sehen, muß das Erbarmen und Verlangen des andern Teiles erwecken. Man hat eine Art zerebralen Balzens. Jedenfalls darf der von Adolf Tobler aufgestellte Grundsatz, daß in zweifelhaften Fällen die Strophe, mit der der Trobador sich anredend an die Dame wendet, an den Schluß zu setzen sei, für Bernhards Lyrik nicht ohne Weiteres gelten.[1] Denn eines ihrer wichtigsten Kennzeichen ist eben der Mangel an Zielstrebigkeit und Dynamik.

Daraus zieht sie andererseits eine vorteilhafte Freiheit zu plötzlichen, launischen, überraschenden und scherzhaften Sinnesänderungen und Rückläufen. Sie kann in einem Atem weinen und lachen, loben und schmähen, ohne stillos zu werden; denn durch alle neckischen Kunstgriffe hindurch zeigt sie die einfältige Natur eines ergebenen Herzens. So Nr. 23.

La dousa votz ai auzida
del rosinholet sauvatge,
et es m'ins el cor salhida
si que tot lo cosirer
e·ls mals traihz qu'amors me dona,
m'adousa e m'asazona;
et auria·m be mester
l'autrui jois al meu damnatge.

Ben es totz om d'avol vida
c'ab joi non a son estatge
e qui vas amor no guida
so cor e so dezirer;
car tot can es s'abandona
vas joi e refrim' e sona:

[1]) Übrigens hat auch Appel die Notwendigkeit, von Toblers Grundsatz abzuweichen, zugeben müssen für das Lied Nr. 26, Strophe 3 und 4. S. 154, Note zu Vers 23.

prat e deves e verger,
landas e pla e boschatge.

Eu las! cui Amors oblida,
que sui fors del dreih viatge,
agra de joi ma partida,
mas ira·m fai destorber;
e no sai on me repona
pus mo joi me desazona;
e no·m tenhatz per leuger
s'eu dic alcu vilanatge.

Una fausa deschauzida
traïritz de mal linhatge
m'a traït (et es traïda,
e colh lo ram ab que·s fer);
e can autre l'arazona,
d'eus lo seu tort l'ocbaizona;
et an ne mais li derrer
qu'eu, qui n'ai faih lonc badatge.

Mout l'avia gen servida
tro ac vas mi cor volatge;
e pus ilh no m'es cobida,
mout sui fols, si mais la ser.
servirs c'om no gazardona,
et esperansa bretona
fai de senhor escuder
per costum e per uzatge.

Pois tan es vas me falhida,
aisi lais so senhoratge,
e no volh que·m si' aizida
ni ja mais parlar no·n quer. —
Mas pero qui m'en razona,
la paraula m'en es bona,
e m'en esjau volonter
e·m n'alegre mo coratge.

Deus li do mal' escharida
qui porta mauvais mesatge,
qu'eu agra amor jauzida
si no foso lauzenger.
fols qui ab sidons tensona!
qu'e·lh perdo s'ela·m perdona,
e tuih cilh son mesonger
que·m n'an faih dire folatge!

Lo vers mi porta, Corona,
lai a midons a Narbona,
que tuih sei faih son enter,
c'om no·n pot dire folatge.

Sanfte Stimme hat geklungen
von der Nachtigall im Strauche,
ist mir bis ins Herz gedrungen,
daß mir all mein schwerer Mut
und die liebenden Beschwerden
sanfter und willkommen werden.
Fremde Freude wär' mir gut
gegen mein Leid zum Gebrauche.

Ist doch wertlos alles Leben,
das der Freude zu genießen
und zur Minne hin zu streben
nicht mit ganzer Macht sich sehnt:
dorthin alle Wesen drängen
jubelnd und mit Lustgesängen,
weit, so weit die Welt sich dehnt:
Gärten, Täler, Wälder, Wiesen.

Mich läßt Amor, ach, zurücke,
der ich irrend seitwärts gehe!
Hätte gern mein Teil am Glücke,
doch vergrämt ist meine Kraft.
Möcht' mich, weiß nicht wo verkriechen,
da die Freuden mir versiechen.

Nehmt es nicht für flatterhaft,
wenn ich drum ein wenig schmähe.

Eine falsche, schlecht berat'ne
Erzverrät'rin, schlimm geartet,
trog mich, eine Selbstverrat'ne,
die sich selbst die Rute brach;
und sie läßt, wollt ihr sie schelten,
ihre Schuld für eure gelten.
Jedem Neuling gibt sie nach
mehr als mir, der lang schon wartet.

Dienend hatt' ich mich bewähret,
bis ihr Herz mir war entflogen.
Da sie mir nun nichts gewähret,
bin ich klug und lasse ab.
Dienste, die sich nicht belohnen,
sind wie Hoffnung der Bretonen,[1])
und ein Rittersmann wird Knapp',
hat er solchen Dienst gepflogen.

Weil sie also mir entweichet,
will ich ihre Herrschaft meiden,
daß mich nichts von ihr erreichet.
Jetzt kein Wörtchen mehr von ihr! —
Dennoch will ich wohl dem Munde,
der mir bringt von ihr die Kunde,
und zum Willkomm' will ich mir
freudig gleich mein Herz bereiten.

Strafe Gott die bösen Leute,
Die als Boten Zwietracht säen!
Meine Lieb' wär' eitel Freude,
gäb' es die Verleumder nicht.

[1]) Von den Bretonen sagte man, sie erwarten noch immer die Wiederkunft des Königs Artus. Diese vergebliche Hoffnung wurde sprichwörtlich. Vgl. E. Cnyrim, Sprichwörter usw. bei den provenzal· Lyrikern, Marburger Ausg. und Abhdlg. LXXI, 1888, S. 53.

Tor, der mit der Liebsten grollte!
Ich verzeih' schon, wenn sie wollte,
denn ich glaub' ja keinem nicht,
der mich reizte, so zu schmähen.

Trag das Lied mir, mein Corona,
zu der Liebsten nach Narbona,
denn sie ist so echt und schlicht
und es darf sie Niemand schmähen.

An der Schlichtheit und Echtheit der Dame in Narbonne kann man zweifeln; ihr Dichter aber ist ein harmloser Schelm. Sein Schmähwort könnte nicht so heiter klingen, wenn er nicht von Herzensgrund aus sich als unwandelbarer Liebhaber fühlte. Bernhards Humor spielt an der Oberfläche. Wie sollte er in die Tiefe gehen, da es an einem Gegensatze fehlt, der auch nur halb so tief gegründet wäre, wie seine Liebe? Bernhard hat weder Kraft noch Wille noch Wunsch noch irgend eine innere Möglichkeit, sich von der Minne loszureißen. Seine ganze Dichtung, soweit wir sie kennen, ist in der Welt der Galanterie befangen. Abkehr ist ihm nur als Übergang in ein neues Dienstverhältnis denkbar, als Wechsel, nicht als Durchbruch. Jeder Befreiungsversuch bleibt scheinhaft und humoristisch oder — wird unwahr. Unwahr im künstlerischen Sinne des Wortes heißt unklar. Es gibt in der Tat unter Bernhards Liedern einige Stücke, über deren Sinn und Meinung man schwer ins Reine kommt. An dem berühmten Abschiedsliede Nr. 12 hat schon Raimon Vidal in seinen *Razos de trobar* Anstoß genommen. Er tadelt den Dichter, weil er in den vier ersten Strophen versichert, „seine Dame so sehr zu lieben, daß er um keinen Preis sich von ihr trennen könnte, noch wollte, in der fünften aber sagt: „„Nunmehr bin ich den Andern verfallen und Jede, die will, kann mich haben.““ [1]) Solche Zweideutigkeiten oder Brüche der Folgerichtigkeit seien

[1]) Edm. Stengel, Die beiden ältesten provenzalischen Grammatiken, Marburg 1878, S. 86 f.

nicht erlaubt (*paraulas biaisas* und *razos mal continuadas*). Der Sprung von der vierten zur fünften Strophe ist in der Tat überraschend und hart. Die handschriftliche Überlieferung des Textes wird man kaum dafür verantwortlich machen dürfen. Wenn man aber die launige, schelmische, lächelnd drohende und scherzhaft grimmige Tonart, wie sie von Strophe zu Strophe stärker wird, auf sich wirken läßt, so empfindet man den Rücklauf am Schluß nicht mehr so plötzlich und unvermittelt wie beim ersten Lesen. Die Personen, für die das Lied bestimmt war, konnten ihn als eine spaßhafte Drohung gewiß viel besser würdigen als wir:

Be m'an perdut lai enves Ventadorn
tuih mei amic, pois ma domna no m'ama;
et es be dreihz que ja mais lai no torn,
c'ades estai vas me salvatj' e grama.
ve·us per que·m fai semblan irat e morn:
car en s'amor me deleih e·m sojorn!
ni de ren als no·s rancura ni·s clama.

Aissi co·l peis qui s'eslaiss' el cadorn
e no·n sap mot, tro que s'es pres en l'ama,
m'eslaissei eu vas trop amar un jorn,
c'anc no·m gardei, tro fui en mei la flama,
que m'art plus fort, no·m feira focs de forn;
e ges per so no·m posc partir un dorn,
aissi·m te pres s'amors e m'aliama.

No·m meravilh si s'amors me te pres,
que genser cors no crei qu'el mon se mire:
bels e blancs es, e frescs e gais e les
e totz aitals com eu volh e dezire.
no posc dir mal de leis, que non i es;
qu'e·l n'agra dih de joi, s'eu li saubes;
mas no li sai, per so m'en lais de dire.

Totz tems volrai sa onor e sos bes
e·lh serai om et amics e servire,

e l'amarai, be li plass' o be·lh pes,
c'om no pot cor destrenher ses aucire.
no sai domna, volgues o no volgues,
si·m volia, c'amar no la pogues —
mas totas res pot om en mal escrire . . .

A las autras sui aissi eschazutz;
la cals se vol, me pot vas se atraire,
per tal cove que no·m sia vendutz
l'onors ni·l bes que m'a en cor a faire;
qu'enoyos es preyars, pos er perdutz;
per me·us o dic, que mals m'en es vengutz,
car traït m'a la bela de mal aire.

Nun haben alle Freunde mich verlorn!
Da meine Herrin mir die Liebe wehret,
darf ich nicht heimziehn mehr nach Ventadorn.
Gleich ist sie scheu und bös mir abgekehret.
Woher auf ihrem Antlitz dieser Zorn?
Daß ich zur Lust mir ihre Lieb' erkorn,
das ist's weshalb sie klagt und sich beschweret.

So schnellt das Fischlein auf den Köder los
und weiß kein Arg, bis es am Haken hänget,
wie eines Tags in allzuraschem Stoß
ich nach der Liebe flog und ward versenget.
In keinem Ofen ist die Glut so groß,
und dennoch komm' ich keine Handbreit los,
weil ihre Liebe mich so fest umfänget.

Kein Wunder, daß sie mich gefesselt hat,
ist keine doch so edel anzuschauen:
frische Gestalt, geschmeidig, weiß und glatt
und alles wie ich's liebe an den Frauen.
Hätte der kleinste Fehler bei ihr statt,
ich schmähte sie, nähm' vor den Mund kein Blatt —
doch find' ich nichts und darf mir's nicht getrauen.

So will ich ewig ihr zu Glück und Preis
als Knecht und Freund im Dienste mich bequemen,
ob gut, ob schlecht sie meine Minne heiß',
Herzens lebend'ger Trieb läßt sich nicht zähmen.
Nicht Eine von den Frauen, die ich weiß,
kann's wehren, will ich lieben sie mit Fleiß —
doch alles freilich kann man übel nehmen . . .

So bin ich nun den andern Frau'n geweiht,
und jede, wenn sie will, kann mich gewinnen,
wofern sie mir nicht gar zu teuer leiht
das Gut und Glück in ihrem Herzchen drinnen.
Vergeblich betteln müssen tut mir leid,
das sag' ich euch, weil's mir so schlecht gedeiht,
seit mich die Schönste trog mit falschen Sinnen.

Übrigens verwendet Bernhard den Kunstgriff des Rücklaufs nicht nur um seine Liebste zu necken, sondern, wie sich bei der doppelten Einstellung seiner Lyrik auf Dame und Gesellschaft erwarten läßt, auch dem Hörerkreise gegenüber. Man versteht ihn auch hier wieder am besten, wenn man an den erotischen Tänzer denkt, der vor Zuschauern sich um die Liebste bemüht, an irgend einem Höhepunkt des Tanzes seinen Wirbel unterbricht, zurückprallt und in entgegengesetzter Richtung seine Bewegungen abwickelt. Vielleicht entspricht es einem unbewußten rhythmischen Prinzip, daß solche Rückläufe sich am Schluß der Lieder als Überraschung und Lösung oder Pointe einfinden. Vielleicht darf der Tanz uns den Rücklauf nicht nur vergleichsweise veranschaulichen, vielleicht ist er gar die Anregung, das Vorbild und eine Art „Quelle" für Bernhard gewesen.

Daß von höfischen Kreisen schon im 12. Jahrhundert der Tanz gepflegt wurde, ist uns bezeugt. Zunächst war er ein Vorrecht der Damen allein. Gegen Ende des Jahrhunderts, in Südfrankreich wohl etwas früher schon, verschmähten es die Ritter nicht mehr mit den Damen zu tanzen.[1]) In der

[1]) Zeugnisse bei A. Jeanroy, Les origines de la poésie lyrique en

Hauptsache scheint es ein Tanz mit langsam schreitendem oder gleitendem Gang, die *Carole*, gewesen zu sein, etwa so, wie sie noch im 15. Jahrhundert am burgundischen Hofe üblich war und uns in dem Manuscript dit des basses danses de la bibliothèque de Bourgogne[1]) beschrieben wird. Hauptbestandteile dieser Tänze waren: *pas simple*, *pas double*, *branle*, *démarche* und *congé*. Uns interessiert besonders die *démarche*. Sie ist ein Schritt rückwärts, der am Anfang des Tanzes als Kompliment, im Verlauf und vorzugsweise gegen Schluß des Tanzes aber als ein Zurückweichen um einen, zwei und drei Schritte ausgeführt wird. „Une desmarche seule se doibt faire du pié dextre en reculant e sappelle demarche pour ce que on recule, et se doibt faire en eslevant son corps et reculer le pié dextre pres de laultre pié. La seconde demarche se doibt faire du pié senestre en eslevant son corps pareillement. La tierce se doibt faire au dit lieu là ou se fait la première."[2]) Später, in der Renaissance, hat die *démarche* ihren Formwert verloren. In der Orchésographie des Jean Tabourot (1589) gilt sie nur noch als Notbehelf des Tänzers bei beschränktem Raum.[3]) Im mittelalterlichen Tanze aber war sie eine sinnvolle und wichtige Ausdrucksform.

Neben dem höfischen Tanze mögen auch literarische Vorbilder unseren Meister zu solchen Rückläufen ermutigt haben. Doch davon später; denn zum psychologischen Verständnis seiner Koketterien bedarf es keinerlei Quellenforschung. Besseres als die gelehrtesten Philologen kann uns ein sechzehnjähriges Mädchen wie z. B. die Marianne des Marivaux da-

---

France au moyen âge, 2. Aufl., Paris 1904, S. 391. A. Czerwinski, Geschichte der Tanzkunst, Leipzig, 1862 u. f. De Ménil, Histoire de la danse, Paris 1907, schweigen sich über die Anfänge des höfischen Tanzes im Mittelalter aus.

[1]) Mit Einleitung und Transskription herausgegeben von Ernest Closson, Brüssel 1912 (Société des bibliophiles et iconophiles de Belgique).

[2]) a. a. O. S. 55. Vgl. auch S. 17 f.

[3]) Siehe Czerwinski, Die Tänze des 16. Jahrhunderts und die alte französische Tanzschule, Danzig 1878, S. 30 f. Man findet dort eine deutsche Übersetzung von Tabourots Dialog.

rüber sagen: „L'esprit qui peut se trouver dans les femmes les plus sottes . . . c'est l'esprit que la vanité de plaire nous donne, et qu'on appelle, autrement dit, la coquetterie. Oh! celui-là, il est fin, dès qu'il est venu, dans les choses de son ressort; il a toujours la théorie de ce qu'il voit mettre en pratique. C'est un enfant de l'orgueil, qui naît tout élevé, qui manque d'abord d'audace, mais qui n'en pense pas moins. Je crois qu'on peut lui enseigner des grâces et de l'aisance; mais il n'apprend que la forme, et jamais le fond." Aus diesem weiblichen Geiste koketten Stolzes heraus hat Bernhard sein Lied *Lo rossinhols s'esbaudeya* (Nr. 29) gedichtet. Der ganze Stolz, die ganze Auflehnung gegen Amor und Abkehr von der Liebsten enthüllen sich aber in der Schlußstrophe als eine Kriegslist des werbenden Liebhabers. Aufs Beste vorbereitet und doch überraschend stellt der Rücklauf sich ein. Und — Marianne hat Recht — der schelmische Dichter gibt uns sofort die Theorie der eigenen Praxis:

Mais a d'amor qui domneya
ab orgolh et ab enjan
que cel que tot jorn merceya
ni·s vai trop umilian;
c'a penas vol Amors celui
qu'es francs e fis, si com eu sui.
so m'a tout tot mon afaire
c'anc no fui faus ni trichaire.

Besser in der Minne stehet
wer mit Trug und Hoffart wirbt
als wer stets um Gnade flehet
und in Demut ganz erstirbt.
Nur schwer gewinnet Minne sich
wer offen ist und treu wie ich.
Daran ging mein Glück verloren
daß ich ehrlich bin geboren.

Und nun zeigt er, wie er selbst zu Trug und Hoffart, zu Täuschung und Stolz zu greifen versteht und im Gefechte der Galanterie diese Waffen zu schwingen weiß — freilich nur, um sie, nach neckischem Scheinangriff, treuherzig und anmutig wieder auszuliefern.

Zuweilen wird das humoristische Geplänkel Bernhards so fein und behende, daß wir Spätgeborenen ihm kaum mehr folgen können. Große Schwierigkeit macht uns z. B. das Lied Nr. 37 *Can la frej' aura venta*, besonders in seinen letzten Strophen. Man muß sich, wie mir scheint, den Gedankengang etwa folgendermaßen zurechtlegen.

I. Frohgemut im Winter selbst, habe ich von allen Fraun mich losgesagt, nur um der Einzigen willen; so sehr gefällt sie mir.

II. Ihr bloßer Anblick mußte mich gewinnen. Mag sie mir keinerlei Zusicherung gegeben haben, so lasse ich mich's doch nicht gereuen, in ihrem Dienste auszuharren; denn, wie sie selbst einmal gesagt hat, der Brave besteht, der Feige verzagt.

III. Schade freilich, daß die schlechten Liebhaber zumeist mehr Glück haben als die guten.

IV. Was habt Ihr also vor mit mir, geliebte Herrin? Ach, möchtet Ihr mich erhören!

V. In unbewachten Augenblicken ist sie mir hold, und, wenn ich Glück habe, wird sie mir im Verborgenen noch mehr gewähren. Ich weiß es — (ich glaub' es).

VI. „Ich gehöre nicht zu denen, die das Gute, das ihnen Gott erweist, verschmähen; und da sie in der Woche unseres Abschieds mir rund heraus gestanden hat, daß mein Gesang ihr angenehm ist, so habe ich mich darüber gefreut und freue mich noch so herzlich, wie ich's jeder Christenseele gönnen möchte. — Warum aber lobt sie nur dieses, nur meinen Gesang?“

VII. „Wenn sie darüber mir Gewißheit gibt, so will ich ihr das Andere auch glauben; wo nicht, keiner Christenseele mehr trauen.“

Um die Anmut zu würdigen, mit der er aus einem nichtssagenden Kompliment seiner Dame sich Hoffnungen baut, dann plötzlich stutzt, zweifelt, fordert und schmollt, muß man die letzten Strophen im Urtext lesen.

Cel sui que no soana
lo be que Deus li fai,
qu'en aquella setmana
can eu parti de lai,
me dis en razo plana
que mos chantars li plai.
tot arma crestiana
volgra, agues tal jai
com eu agui et ai! — — —
Car sol d'aitan se vana?[1])

Si d'aisso m'essertana,
d'autra vetz la·n creirai —
o si que no, ja mai
no creirai crestiana!

d'autra vetz la·n creirai kann nur heißen: „ich will ihr glauben, was das Andere betrifft“, „ich will ihr übrigens glauben“, und dieses „Andere“ oder „übrigens“ kann nur das sein, was er zu glauben bzw. zu wissen sich und uns in der fünften Strophe versichern wollte: *per qu'eu sai* (oder *cre*?) *c'a sotzmana n'aurai encara mai.* — Kurzum, windige Hoffnungen bauscht er sich scherzhaft auf zu einer Zuversicht, die doch keine ist. Die Berufung auf das Sprichwort

astrucs sojorn e jai
e malastrucs s'afana,

ein paar freundliche Mienen und Worte der Dame, das ist der ganze Stoff, aus dem seine schelmische Einbildung ein Netzchen spinnen möchte, um die Liebste darin zu fangen; und im Grunde lächelt er selbst über solche Diplomatenkünste;

[1]) Ich interpungiere und deute die letzten zwei Verse ganz anders als Appel.

und eben darum, weil er sie so leichthin spielen läßt, haben sie am Ende doch noch verfangen. — Freilich, mit unserer Deutung bewegen auch wir uns auf Glatteis; und den Textkritiker, der sicher wäre, hier nicht auszugleiten, möchte ich sehen.

Vor die schwierigsten Aufgaben stellt ihn das Lied *Lo gens tems de pascor* (Nr. 28). Zingarelli scheint es als eine Art Elegie deuten zu wollen: „il poeta è triste per l' ostinazione della sua donna.“[1]) Doch ist es gewiß als Neckerei der Liebsten und des schönen Geschlechtes gemeint, wobei der gutmütige Schelm sich selbst nicht weniger belächelt als seine Dame. Schon die Munterkeit des Rhythmus (lauter Sechssilbler) und die Kunstlosigkeit der gehäuften und billigen Reime (je zwei Strophen ausschließlich auf *-or*, auf *-an*, auf *-al*, auf *-os*) sprechen für humoristische Stimmung. Und wie soll man des Sängers Klage über sein Unglück und über die Grausamkeit der Dame ernst oder elegisch nehmen, wenn man hört, wie Er, der gar nichts erreicht, gleich alles haben will. Den ganzen hellen Tag lang (*a jornal*) möchte er nackend mit ihr im Bett liegen und unterm Fenster sich an ihr messen, doch wohl nicht anders, als indem er sich vor aller Augen langgestreckt auf ihren weißen Körper legt. Und aus keinem andern Grunde möchte er einen Kuß von ihr haben, als weil er einen will:

si ja per als no fos,
mas car sui enveyos.

Wohl eher scherzend als sophistisch fügt er hinzu:

c'us bes val d'autres dos
can per fors'es faitz dos

d. h. daß ein Geschenk noch einmal soviel wert ist, wenn es erpreßt wird. Man hat hier, glaube ich, die scherzhafte bäuerische Aufhebung der höfischen Lehre: *totz dos deu esser merceiatz o grazitz o guizerdonatz*[2]) oder: *cel don ten hom plus car quant*

[1]) Studj medievali I, S. 340.
[2]) Cnyrim, a. a. O. S. 28, Nr. 135 f.

es pres ses demandar.[1]) Und wenn der Dichter auf seine herzliche Liebe die Dame schnippisch erwidern läßt: *no m'en chal*, und sie ihn gerade deshalb haßt, weil er sie liebt, wie soll man all das anders als humoristisch nehmen? Auch der Widerspruch zwischen ihrer barschen Rede und ihrem holdseligen Aussehen in der achten Strophe ist komisch getönt. Schon mit der dritten Strophe:

qu'eu no·m vau ges chamjan
si com las domnas fan

beginnt die Neckerei. Die vierte scheint mir ganz und gar ironisch. Ich möchte sie auf Grund von Appels erster Fassung etwa so übersetzen:

Von unsrer Kinderzeit
umwerb ich sie bis heut,
und jeder Tag im Jahr
macht mich verliebter gar.
Doch, ist ihr ehedem
Geneigtheit nicht genehm,
so liebe sie mich halt
in Zukunft, wann sie alt.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns gerade die scherzhaften Stücke Bernhards in besonders zerzauster Textgestalt überliefert sind. Schwerfällige und gedankenlose Schreiber haben das Schmunzeln und flüchtige Lächeln, das durch solche Lieder geht, nicht verstehen können. Wie haben sie die schalkische Liebesnot in Nr. 4 *Amors, e que·us es vejaire* so vielfach mißdeutet. Der Scherz ist freilich nicht mit Händen zu greifen. Er liegt nicht etwa darin, daß der Sänger die eigenen Herzensnöte nicht glaubte, d. h. nicht empfände, vielmehr darin, daß er ihr Ende absieht und in heiterer Zuversicht das Vorgefühl des Sieges genießt.

[1]) Cnyrim, Nr. 200 und noch viele andere.

Eu sai be razon e chauza
que posc a midons mostrar:
que nuls om no pot ni auza
enves Amor contrastar;
car Amors vens tota chauza;
e forsa·m de leis amar;
atretal se pot leis far,
en una petita pauza!

Gute Gründe stell ich rechte
gegen meine Dam' in's Feld:
nämlich, daß sich im Gefechte
gegen Amor Niemand hält,
den er nicht zur Strecke brächte.
Wenn er mich zur Liebe zwingt,
daß er sie auch soweit bringt,
kann geschehn bevor sie's dächte.

Durch das ganze Lied hin wird den Klagen und Vorwürfen ihre Schärfe genommen durch gute Hoffnung, und im Schlußwort an die Dame vereinigt sich, wie mir scheint, die Bitte mit der Drohung zu schalkhafter Zweideutigkeit:

Non fatz mas gabar e rire,
domna, can eu re·us deman;
e si vos amassetz tan,
alres vos n'avengr' a dire.

Lachen habt Ihr nur und Fratze,
wenn ich eine Bitte wag;
liebtet Ihr wie ich Euch mag,
wär' ein ander Wort am Platze.

Der Doppelsinn kann sehr wohl beabsichtigt sein. *si vos amassetz tan* kann heißen: wenn Ihr mich nur so viel, nur ein Härchen liebtet, oder: wenn Ihr mich so sehr liebtet, wie ich Euch; und *alre·s vos n'avengr' a dire* kann heißen: so müßte man Euch, oder: so müßtet Ihr mir etwas anderes sagen.

Die Grenzen zwischen Scherz und Ernst kann man bei Bernhard sich kaum beweglich und fließend genug vorstellen, und stets muß man mit Hintergedanken bei ihm rechnen. Er ist ein Meister der Übergänge, Schattierungen und Mischungen flüchtiger Gefühle. Fast sollte man meinen, daß Verlaine an ihn gedacht hat als er in seinem Art poétique dem Lyriker riet:

Il faut aussi que tu n'ailles point
choisir tes mots sans quelque méprise:
rien de plus cher que la chanson grise
où l'Indécis au Précis se joint . .

Car nous voulons la Nuance encor,
pas la Couleur, rien que la nuance!
Oh! la nuance seule fiance
le rêve au rêve et la flûte au cor!

Dabei ist das Reizvolle, daß der mittelalterliche Dichter sich die Darstellung von Gefühlsnüancen gar nicht besonders vornimmt, sie nicht zum Selbstzweck macht, wie viele moderne Lyriker, die mit ihren Seelenergüssen uns nackt und aufgeblasen zu Leibe gehen. Bernhard weiß hübsch und schicklich einzukleiden und in verständiger, fast nüchterner Rede vorzubringen, was ihm am Herzen liegt. Das letzte seiner Conort-Lieder, Nr. 16, ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück. — Die Liebste hat lange nichts von sich hören lassen, und Er ist ihr lange fern geblieben. Beide beschuldigen sich zu Unrecht. Das gegenseitige Mißverständnis gilt es zu beheben. In der ersten Strophe klagt er, in der zweiten gibt er sich selbst Unrecht, in der dritten entschuldigt er sich mit seiner Schüchternheit, in der vierten mit seinem guten Glauben und seiner Verliebtheit, in der fünften nimmt er sich vor, sie durch langes Dienen zu erweichen, in der sechsten lobt er ihre Gestalt und Erscheinung, und zum Schluß wendet er sich an einen Vermittler, Frances, und bekennt sich guter Zuversicht. Das Ganze ein ungemein zarter Versuch, der Zürnenden goldene Brücken zur Versöhnung zu bauen. Er rechtet nicht mit ihr, sondern spricht mehr und mehr von ihr weg zum

Freunde hin, innerlich aber mehr und mehr in ihr Herz hinein. Und all das so leise, einfach und vernünftig, nicht als ein Anwalt, sondern als ein Reuiger. Wohl ist der Ausdruck eher klug als innig, aber diese Klugheit quillt doch nur aus der Innigkeit des Liebeswillens. Es ist Schmeichelrede des Herzens und angeborene Diplomatenkunst des Gefühls. Die Melodie des Liedchens ist, so viel ich sehen kann, einfach und beinahe blaß gehalten. Hier hat man wirklich eine chanson grise:

Conortz, era sai eu be
que ges de me no pensatz,
pois salutz ni amistatz
ni messatges no m'en ve.
trop cuit que fatz lonc aten,
et er be semblans oimai
qu'eu chasse so c'autre pren,
pois no m'en ven aventura.

Bels Conortz, can me sove
com gen fui per vos onratz
e can era m'oblidatz,
per un pauc no·n mor desse!
qu'eu eis m'o vauc enqueren,
qui·m met de foudat em plai,
can eu midons sobrepren
de la mia forfaitura.

Per ma colpa m'esdeve
que ja no·n sia privatz,
car vas leis no sui tornatz
per foudat que m'en rete.
tan n'ai estat lonjamen
que de vergonha qu'eu n'ai,
non aus aver l'ardimen
que i an, s'ans no m'asegura.

Ilh m'encolpet de tal re
don me degra venir gratz.

fe qu'eu dei a l'Alvernhatz,
tot o fi per bona fe.
e s'eu en amar mespren,
tort a qui colpa m'en fai,
car, qui en amor quer sen,
cel non a sen ni mezura.

Tan er gen servitz per me
sos fers cors durs et iratz,
tro del tot si' adoussatz
ab bels ditz et ab merce;
qu'eu ai be trobat legen
que gota d'aiga que chai,
fer en un loc tan soven,
tro chava la peira dura.

Qui be remira ni ve
olhs e gola, fron e faz,
aissi son finas beutatz
que mais ni menhs no i cove:
cors lonc, dreih e covinen,
gen afiblan, conhd' e gai.
om no·l pot lauzar tan gen
com la saup formar Natura.

Chansoneta, ar t'en vai
a Mo Frances, l'avinen,
cui pretz enans' e melhura;

E digas li que be·m vai,
car de Mo Conort aten
enquera bon' aventura.

Trost, mein Trost, nun sehe ich,
wie Ihr meiner nicht gedenkt,
mir kein freundlich Grüßlein schenkt;
Euer Bote meidet mich.
Warten wird mir gar zu lang,
und es dünkt mich nachgerad,

daß ein Andrer tut den Fang,
den das Glück mir vorenthalten.

Liebster Trost, und denk ich dran,
wie ich Euch so teuer war —
jetzt vergessen ganz und gar!
beinah möcht ich sterben dann.
Bin ich selber doch der Tor,
der sich müht zum eig'nen Schad;
meiner Herrin werf ich vor
was ich schlecht hab selbst gehalten.

So geschah durch meine Schuld,
daß ich nicht ihr Trauter bin.
Närrisch hielt der eig'ne Sinn
mich zurück von ihrer Huld.
Ferne blieb ich gar zu lang,
wage nun mich immer nicht —
so macht Schüchternheit mich bang —
hin zu ihr, uneingeladen.

Sie dagegen klagt mich an,
statt daß sie mir dankte nur,
denn in Treu'n, bei meinem Schwur
zum Auvergner! ward's getan.
Wo aus Liebe ich geirrt,
wenn man da mich schuldig spricht,
ist es maßlos; denn es wird
Liebe nie mit Maß beraten.

Dienen will ich unentwegt
ihrem spröden bösen Mut,
bis er, ganz mir hold und gut,
durch die Bitte wird bewegt;
denn geschrieben steht das Wort,
daß ein Wassertropfe leckt
immer an demselben Ort,
bis er doch den Felsen spaltet.

Wer sie anschaut und erblickt
Aug und Hals und Angesicht,
findet alles schön und licht,
nichts verfehlt und nichts geflickt:
ihren Körper schlank gebaut,
fein gekleidet, aufgeweckt.
Niemand lobt sie mir so traut
wie Natur sie hat gestaltet.

Nun, mein Liedchen, ziehe hin
zum französ'schen Freunde fein,
dessen Wert sich allzeit mehret,

Sag ihm, mir ist wohl zu Sinn,
weil ich hoff' vom Troste mein,
daß er mir noch Glück bescheeret.

Der äußeren Gelegenheit nach steht das Conort-Lied Nr. 20 *Gent estera que chantes* dem vorigen am nächsten. Die Sachlage ist ähnlich, nur daß er sich diesmal herzhafter äußert, sei es daß die Entfremdung noch nicht so weit gediehen war, sei es daß das Mißverständnis sich aufzuhellen beginnt. Jedenfalls braucht er hier weniger versöhnend als aufklärend vorzugehen. Nur eine Scheidewand, die zwischen ihm und ihr von den Spähern, besonders von einem verräterischen Freunde aufgerichtet worden ist, gilt es zu sprengen. Heimlich will er nun zu ihr schleichen; dann soll sie für überstandene Gefahr ihn entschädigen. Schon malt er sich das Glück in ihrer Kammer aus, wird aber gleich von seinen Zweifeln und seiner Schüchternheit wieder befallen. Schüchtern und keck zugleich das ist das Geheimnis dieses Liedchens. Es zeigt ihn keck, denn er will keine bequeme Liebe und fürchtet keinen Späher und sieht sich schon im *onrat paradis*; und schüchtern, denn nie wird er den Mut haben vor sie hinzutreten. Keck erinnert er sie an das einstige Pfand und schüchtern wagt er es nicht zu nennen. So lichtet sich der Sinn der Verse 42—44, um den sich Appel bemüht hat:

e car me detz per prezen
franchamen un cortes gatge —
ma no·us aus dire cal fo —.

dire heißt ja nicht: zu wissen tun, sondern einfach: aussprechen. Freilich kennt die Dame das Pfand; er aber wagt nicht es zu nennen. Die Sache ist offenbar heikel, denn er erwartet wohl nichts Geringeres als die letzte Gunst und fürchtet das Schlimmste: ihren Zorn. Die keck-schüchterne Art, wie er hier das Gelände erkundet, zeigt einen gewiegten Buhler. Es fällt schwer zu glauben, daß ein solches Lied nicht im Dienst eines wirklichen Abenteuers geschrieben sein soll. Als Gelegenheitsgedicht kennzeichnet es sich vielleicht auch dadurch, daß es uns nur in einer Handschrift erhalten ist, also schwerlich als künstlerisches Prunkstück geschätzt wurde oder gemeint war. Andererseits verliert es wieder an Kühnheit und unmittelbarer Wirklichkeit, wenn man bedenkt, daß es als Sendschreiben an eine räumlich entfernte Dame ging.

Je weiter nämlich die Liebste entfernt ist, desto sinnlicher pflegen Bernhards phantastische Wünsche zu werden: die zerebrale Wollust, die bei Jaufre Rudel am stärksten ist, fehlt auch bei ihm nicht. Wie der Magnet auf Eisen aus der Ferne wirkt, so zieht ihn die Liebste an, die er unter dem Decknamen Magnet (*Aziman*) besungen hat. Viel Land und gar das Meer liegt zwischen ihm und ihr; denn er ist nach England hinübergezogen. Der Dienst des dortigen Königs hält ihn fest. Mehr als zwei Jahre lang hat er geschwiegen. Aber die große Entfernung und das *lungo silenzio* haben die Stimme seines Sanges nur süßer und wärmer gemacht. *Lancan vei per mei la landa* (Nr. 26) gehört mit seinen weichen Reimen (*-anda*, *-olha*, *-ans*, *-enda*), mit seinem Gleichklang *-anda*, *-enda*, *-onda*, *-olha* und seinen anmutigen Rhythmen zum Klangvollsten, was man an provenzalischem Schmeichelgesang hören kann. Was im vorigen Liede keck und schüchtern klang, das ist nun hier, gleichsam in einem größeren Raume, seelisch und klanglich ausgeweitet zu einer Tonart von Kühn-

heit und Demut. Jetzt da die Erfüllung nicht möglich ist, wagt er in kühnem Wunsch zu schwelgen und sieht sich in demütiger Stellung, an ihrem Bettrand kniend, ihr die Schuhe lösen.

Mal o fara, si no·m manda
venir lai on se despolha,
qu'eu sia per sa comanda
pres del leih, josta l'esponda,
e·lh traga·ls sotlars be chaussans,
a genolhs et umilians —
si·lh platz que sos pes me tenda.

Mag sein, daß eine Erinnerung an Ovids Verführungskünste vorliegt:

Nec dubita tereti scamnum producere lecto:
Et tenero soleam deme, vel adde, pedi. (Ars am. II, 211 f.)

Aber Seele und Farbe hat erst Bernhard in das galante Bildchen gebracht. Was Ovid als abgefeimter Lehrer dem angehenden Liebhaber vorrechnet und zumutet, wird hier aus eigenem Herzen und inniger Not geträumt und erschmachtet. Auf den Erfolg der Werbung kommt es gar nicht mehr an, denn durch ihre Innigkeit selbst wird diese zu Hingabe und Entsagung.

Deus, que tot lo mon garanda,
li met'en cor que m'acolha,
c'a me no te pro vianda
ni negus bes no·m aonda.
tan sui vas la bela doptans,
per qu'e·m ren a leis merceyans:
si·lh platz, que·m don o que·m venda!

Gott, um den die Welten kreisen,
mög' ihr Herze mir erschließen!
Keine Nahrung will mich speisen,
keine Freude will mir sprießen.

In Furcht ich vor der Schönsten bin,
daß ich auf Gnad' mich ihr geb' hin,
zum Verschenken, zum Verschleißen!

Die Werbung, von Anfang an ohne Ernst und Zielstrebigkeit unternommen, endigt gerade dort, wo sie den Gipfel der Kühnheit, Innigkeit und Demut erreicht, in einem Bankrott, den man freilich nicht tragisch empfindet. Denn es liegt ebenso viel Humor und Ironie als Seligkeit, Wollust und Verzückung in dieser Selbstaufgabe.

Werbelieder mit dem Hintergedanken des Verzichtes haben von der Werbung nur noch den Schein. Ihre seelische Wirklichkeit muß anderwärts gesucht werden. Wir treten damit in die dritte Phase der Bernhard'schen Lyrik, in die des Beharrens, Schwelgens und Schaukelns der Gefühle.

3. Die Stimmung.

Natürlich ist auch hier der Übergang allmälich, die Grenze schwimmend. Das Ausruhen in einem Gefühl kann dadurch allein schon, daß es dargestellt wird, als Lockung und Werbung wirken, wie ja andererseits den Künsten des Flehens, Schmollens, Rechtens, Huldigens, nach unserer Beobachtung oft eine wesentlich beschauliche Stimmung zu Grunde lag. Dafür kann unter anderen noch das Lied *Lo tems vai e ven e vire* (Nr. 30) als Beispiel dienen. Bei Bernhard ist das Wollen mit Träumerei durchsetzt und oft der bloße Traum schon eine Art von Wollen und Handeln. Dieses unentschiedene Flattern und Schweben

sans rien en lui qui pèse ou qui pose

findet besonders in den Aziman-Liedern einen bemerkenswerten Ausdruck. Zu ihrer Gruppe gehört Nr. 36 *Pois preyaz me, senhor*, ein Lied voll beweglicher, keineswegs apathischer Passivität, wo der Sänger sich einem schweifenden, unruhigen, vagantenartigen Fatalismus hingibt. Er schließt mit dem Wunsch, als Landstreicher an der Seite seiner Liebsten und

in Gesellschaft des Freundes Escuder, der auch seine Herzenskönigin mit sich führen sollte, durch die Welt zu streifen. Es ist, wie Appel sagt, Vagantenstimmung in dem ganzen Liede. — Fast möchte ich glauben, daß diese Geleitstrophe dem Dichter der *Vita nuova* im Sinne lag, als er das berühmte Sonett an Cavalcanti: *Guido, vorrei che tu e Lapo ed io* verfaßte. — Da Bernhard fern von der Liebsten ist, so träumt er sie sich nahe, sehnt sich, klagt, fügt und beruhigt sich in Zuversicht und stimmt schließlich in Gelassenheit seine Seele auf Leid wie auf Lust.

Ges d'amar no·m recre
per mal ni per afan;
e can Deus mi fai be,
no·l refut ni·l soan;
e can bes no m'ave,
sai be sofrir lo dan,
c'a las oras cove
c'om s'an entrelonhan
per melhs salir enan.

In Mühsal oder Leid
die Lieb' nicht von mir weicht,
bin dankbar und bereit,
wenn Gott mir Gutes reicht,
und bleibt das Glück mir weit,
trag den Verlust ich leicht,
denn manchmal kommt die Zeit,
daß man zurückeweicht
und dann es erst erreicht.

Bald in der Ferne, bald in der Innigkeit sucht das liebende Herz sein Glück und findet es schließlich im Wandern mit der Liebsten am Arme. In der Bewegung gleichen die Gefühlskontraste sich aus, und der Zustand eines Glückes ohne Ruhe ist, wie mir scheint, in einer gleichförmigen pendelartigen Abfolge der Reime hörbar gemacht.

Ähnlich, aber einige Töne tiefer gegriffen, voller und schwerer ist das herbstliche Lied sehnsüchtiger Hoffnungslosigkeit *Lancan vei la folha* (Nr. 25). Das klangliche Element hat hier noch entschiedener die Führung. Fallender und steigender Rhythmus, weiblicher und männlicher Reim in regelmäßiger Alternation und einförmige Wiederholung der Melodie schaukeln und lullen die Wünsche des Sängers in Ergebenheit ein. Durch ihre Gleichförmigkeit wird die Bewegtheit zu einer Art Ruhe und das Liebesweh zu einem beinahe behaglichen Zustand, der sich mit spitzfindigen Reden zergliedern läßt. Wo die musikalischen Mittel so stark sind, vermögen selbst so frostige Klügeleien wie die der vierten Strophe den lyrischen Zauber nicht mehr zu brechen. Um so weniger als der Liebende sich in einem neutralen, keineswegs erregten Gemütszustande befindet: weder froh noch unfroh, sondern flügellahm und fatalistisch. Eine feminine, fast krankhafte Stimmung, die er selbst interessant findet. Zum Glück wie zum Tode bereit, zur Lust wie zum Schmerz, aber unfähig ein Ende zu machen und abzubrechen, so dämmert er, sich selbst beobachtend, mit wachen Augen dahin.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Herbstlied ist der Frühlingsgesang *Lancan folhon bosc e jarric* (Nr. 24). Auch hier wieder starke Klangwirkung mit Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, steigenden und fallenden Rhythmen, aber all das in einer ganz anderen Ordnung. Während in dem Herbstlied alles auf regelmäßigen Wechsel, auf gerade Zählung und paarige Struktur gestellt war, wird hier, soweit es der ältere strophische Baustil überhaupt gestattet, das Unpaarige angestrebt und die Alternierung vermieden oder verhüllt. In der Reimordnung (abcacddb), wo von vier Reimen der erste über zwei, der zweite über fünf, der dritte über einen Vers hinweg und der vierte unmittelbar gebunden wird, öffnen und schließen sich die Maschen derart, daß unmittelbar hinter der engsten die weiteste Bindung abschließt. Auch der Wechsel zwischen Acht- und Siebensilbern und, was sich mit diesem keineswegs deckt, der Wechsel

zwischen männlichen und weiblichen Ausgängen, verlaufen mit einer Unregelmäßigkeit, die sich erst am Schluß der Strophe schlichtet. Sogar die Singweise ist innerhalb der Strophe ungegliedert, also durchkomponiert *sine iteratione modulationis cuiusquam et sine diesi.*[1]) Was die Strophenzahl betrifft, so wird man sie mit Appel auf fünf beschränken dürfen. Kurz, mit allen äußeren Mitteln hat der Meister auf eine Art harmonischer Unordnung hingearbeitet; während doch dem Wortsinn und dem Stimmungsgehalte nach sein Lied die Gefühle der Standhaftigkeit, Unbeirrtheit, Zuversicht und der Ewigkeit des Glückes in befriedigter Liebe ausdrücken will. Offenbar hat er geahnt, daß die geistige Beharrlichkeit, wenn sie nicht eintönig wirken soll, der sinnlichen Belebung durch Rhythmus, Reim und Singweise bedarf. So kam es wohl, daß er den frohen Gleichmut seiner Seele mit naturhafter Freiheit, *segon ma natura*, „wie ein zwitscherndes Vöglein unter dem Laub, wie ein blühender und grünender Strauch", sich in munteren, überraschenden Formen ergehen ließ. Es sprudelt und spricht mit sanguinischer Laune ein getreues Herz. Selbst im Satzbau der dritten und vierten Strophe drückt sich eine gewisse Überhastung aus.

Hier wo die metrische und musikalische Kunst Bernhards ihre auffallendsten Triumphe feiert, darf man sich wohl die Frage stellen, ob und wie weit er Musik und Versbau in den Dienst der seelischen Stimmungsmalerei gestellt und durchgeistigt hat.

Selbstverständlich ist er, wie jeder Trobador, an das Herkömmliche gebunden. Die Gleichheit der Strophen innerhalb einer Kanzone gilt ihm als Grundgesetz, so daß seine schöpferische Kraft sich nur in einem freieren oder strengeren, einfacheren oder verschlungeneren Geflechte von Versarten und Reimen betätigen kann. Ähnlich verhält es sich mit der Singweise. Auch diese wiederholt sich von Strophe zu Strophe.

---

[1]) Siehe Appels Ausgabe S. CIII. Die Singweise ist in der Hs. *W* erhalten und war mir nicht zugänglich.

Die Auflösung des strophischen Einheitsgebäudes ist in der Lyrik, sofern sie mit Gesang und Musik verbunden war, erst durch die madrigalischen Kompositionen der Italiener im Zeitalter der Renaissance bewerkstelligt worden.[1])

Die Strophe hat nun aber selbst wieder ihre Entwicklungsgeschichte, deren Verlauf bis zu den Tagen Bernhards von Appel in einem übersichtlichen Kapitel seiner kritischen Ausgabe (S. LXXXIX ff.) dargestellt wird. Dort kann man sehen, wie die ältere und einfachere Kunst sich damit begnügt, die Strophe aus paarweisen oder geradzahligen Versgruppen zusammenzustellen, also sich wesentlich des Couplets bedient, und wie erst allmälich die Gruppierung zu drei Versen oder zu ungeradzahligen Bündeln sich geltend macht. Ähnlich verhält es sich mit der Singweise. Zunächst werden nur Verspaare komponiert, deren Singweise sich innerhalb derselben Strophe wiederholt, gegebenenfalls mit leichter Variierung. Das Übergreifen des musikalischen Satzes über das Verspaar hinaus oder gar die ungegliederte, durchkomponierte Strophe bedeuten einen technischen Fortschritt. So führt auch innerhalb der strophischen Kunst der Weg von der symmetrischen und gegliederten zu der freieren, verschlungenen und ungegliederten Einheit, von den architektonischen zu den organischen Formen.

Von den 18 uns erhaltenen Singweisen Bernhards setzen sich zehn aus mehr oder weniger kurzatmigen Wiederholungen zusammen, während nur acht die ungegliederte Singweise haben, von denen übrigens vier wenigstens vereinzelte Verse musikalisch wiederholen. So macht uns Bernhards Technik den Gesamteindruck eines vorwiegend konservativen, etwa noch gemäßigt liberalen, keineswegs aber revolutionären Verhaltens. Das zuletzt besprochene Frühlingslied (Nr. 24) gehört demnach zu den fortgeschrittensten und das Herbstlied

[1]) Vgl. meine Ausführungen über Stil, Rhythmus und Reim bei Petrarca und Leopardi in der Miscellanea di studi crit. edita in onore di A. Graf, Bergamo 1903, S. 474 ff. Der Descort ist eine humoristische Ausnahme zur Bestätigung der Regel.

(Nr. 25), dem wir es gegenüberstellten, zu den einfachsten Gebilden unseres Künstlers. Diese zwei Lieder darf man als Marksteine für Anfang und Ende von Bernhards technischem Wege setzen; aber nicht etwa in dem Sinne, daß das Herbstlied Nr. 25 in der Jugend und das Frühlingslied Nr. 24 im Alter gedichtet und komponiert wäre. Die technische Komplikation der Bernhardschen Lieder hat mit ihrer Entstehungszeit, so viel wir sehen können, nicht das geringste zu tun. Ist doch jene Chanson grise (Nr. 16), die wir oben besprochen und übersetzt haben, trotz ihrem schlichten Strophenbau und ihrer einfachen fast epischen Singweise, nachweislichermaßen eine der spätesten Früchte des Meisters. Sie gehört als das letzte Lied zum letzten Zyklus, nämlich zu den Conort-Liedern; und eben dahin, also in dieselbe Spätzeit, gehört die berühmte Abschiedsklage *Can vei la lauzeta mover* (Nr. 43), deren Reime so einfach und symmetrisch gegliedert sind (ababcdcd), während die Singweise ohne jede Gliederung und Wiederholung dahinströmt. Es scheint, daß Bernhard von Anfang an die metrischen und musikalischen Möglichkeiten, wie die zeitgenössische Hofkunst sie darbot, benützt hat, ohne sie im geringsten zu vergewaltigen oder zu dehnen. Er hat sie nicht einmal in ihrem ganzen Umfang ausgebeutet. So wenig bedrückte ihn ihre Beschränkung! Die Freiheit der *cobla singular*, z. B. hat er sich nur zweimal (Nr. 25 und 44) genommen. Der teilweise Reimwechsel ist bei ihm verhältnismäßig selten geworden und wird kaum mehr aus Bequemlichkeit, sondern einer reicheren Kunstwirkung zuliebe verwendet. Spielereien wie Binnenreim, grammatischer Reim, Refrainreim werden sparsam und ohne sichtbare Anstrengung angebracht.[1]) Ich kenne nur ein Lied, Nr. 27, von dem man sagen kann, daß es nachlässig reimt, indem es drei Reimwörter (*dolha*, *dire*, *chauzit*) mit unveränderter Bedeutung wiederholt. Es ist auch in dichterischer Hinsicht eine der schwächsten Leistungen Bernhards; wahrscheinlich auf Bestellung oder mit kaltem Vorsatz

[1]) Näheres bei Appel, S. LXXXIX ff.

nach einer bereits vorhandenen Singweise zusammengeschrieben. Dafür spricht Vers 6, dessen Lesart leider unsicher ist, und Vers 65: *ve·us me del chantar garnit*, mit dem der Dichter sich als zum Sange ausgerüstet vorstellt. Dies konnte er eben erst sein, nachdem er zu dem *so apedit* (oder *apartit?*) die *bos motz* gesetzt hatte.

Alles in allem ist Bernhard weder verkünstelt und peinlich noch nachlässig, weder geziert noch grobschlechtig, weder steif noch salopp, weder überladen noch nüchtern, weder virtuos noch volksmäßig in seiner Technik. Er ist höfisch und voll Adel. Adel in geistigen Dingen ist ein Geschenk der Natur und ein Ergebnis der Zucht. Wer erfahren will, was in der damaligen Liederkunst gute Sitte war, muß bei Bernhard anfragen. Den Geist der höfischen Zucht, des Anstands und der *mâze*, zu dem er sich mit Worten bekennt, hat er durch ungezwungene Beachtung der besten künstlerischen Gepflogenheiten des Minnesangs und durch Vermeidung von Extravaganzen zum Ausdruck gebracht. Seine dichterische Gedankenwelt fügt sich zwanglos in die überlieferten Formen. Zu auffälligen oder grundsätzlichen Neuerungen ist er aus eigenem Bedürfnis, soviel wir sehen können, niemals getrieben worden. — Hier drängt sich uns eine merkwürdige Beobachtung auf. Dem geschlossenen, undynamischen, immer wieder in sich selbst zurückkehrenden, schaukelnden und bei aller Beweglichkeit geradezu stationären Gefühlsleben unseres Dichters hätte, sollte man meinen, die metrisch-musikalische Form des Refrains sich als eine Selbstverständlichkeit darbieten müssen. Nichts wäre leichter als zu Bernhardschen Liedern nachträglich einen Refrain zu erfinden, oder aus ihren eigenen Sprüchen und Versen einen solchen herauszuheben. Kein einziges Mal aber hat Bernhard zu einem richtigen Refrain gegriffen. Nur einen blassen Rest davon, den Refrainreim, gestattet er sich, und auch diesen nur in drei Liedern und in möglichst unauffälliger Form, d. h. nicht am Schluß der Strophe, sondern im Innern und nicht in unabhängiger Stellung, sondern in Bindung mit anderen

Reimwörtern (Nr. 13 und 44 *amor*, Nr. 41 *cor*). Wie viel kräftiger hatten Marcabru und Rudel hier zugegriffen! Offenbar war zu Bernhards Zeiten der Refrain nicht mehr ganz hoffähig, nicht mehr Mode und andererseits in seiner seelisch-lyrischen Ausdrucksfähigkeit noch nicht so entwickelt wie bei späteren Sängern, Villon, Charles d'Orléans u. A.[1]) Auch die Geleitstrophe, die Tornada, mit der die Trobadors ihre Lieder abzuschließen pflegten, hatte zuweilen, und zwar besonders bei den Ältesten, bei Wilhelm IX und Marcabru, noch refrainartigen Charakter. Es waren „Nachklang-Tornaden". Diese Art, die am Anfang des Minnesangs vorherrscht, ist nun aber, so sehr sie im Geiste der Bernhardschen Lyrik gelegen war und hätte gedeihen können, von dieser fast ganz verlassen worden zu Gunsten der moderneren „Adreß-Tornada" und „Epilog-Tornada". Appel, der diese Verhältnisse eingehend untersucht hat, kommt zu dem Schluß, daß bei Bernhard die Tornada wahrscheinlich auf dem Wege sei, „den ursprünglichen Charakter als eines musikalisch-poetischen Nachklanges des Liedes zu verlassen und sich als Adresse vom Körper des Gedichtes zu lösen".[2]) Man sieht, wie dieser höfische Meister den Forderungen des Tages und der Gesellschaft sich anschmiegt. Er ist weder als Charakter noch als Techniker der Mann, um gegen den Strom zu schwimmen.

Wir wollen zwar nicht behaupten, daß er das bessere Ich seiner Lyrik an die Mode verraten und ausgeliefert habe. Wenn man aber betrachtet, wie unser Walter von der Vogelweide sich im Lauf seiner Entwicklung mehr und mehr vom konventionellen Hofstil befreit und sich von einem modehaften zu einem persönlichen und allgemein menschlichen Dichter umgebildet hat,[3]) so kann man sich ungefähr ausdenken, was

[1]) Der älteste Refrain tritt im erzählenden Lied auf; in die Lyrik dringt er, offenbar durch die lateinische Dichtung vermittelt, erst im 13. Jahrhundert ein. Vgl. Jeanroy, Les Origines de la poésie lyrique en France, 2. Aufl., Paris 1904, S. 102 ff.

[2]) Appel S. CXX.

[3]) Siehe K. Burdach, Walter von der Vogelweide, Leipzig 1900, bes. S. 31 ff. und Reinmar der alte und Walter v. d. V., Leipzig 1880.

Bernhard bei seiner hohen Begabung hätte werden können, wenn er weniger weich, weniger soziabel und buhlerisch gewesen wäre.

Nicht einmal das, was an volkstümlichen Einschlägen in seiner Kunst vorhanden ist, läßt sich auf echte und eigene Neigung zum Volkstum zurückführen. Man könnte versucht sein, Bernhards Liebe zum Sprichwort und zu sprichwörtlichen Redensarten in diesem Sinne zu deuten. Sie findet sich aber bei allen Trobadors und gerade bei den verkünsteltsten, wie Arnaut Daniel, besonders ausgesprochen.[1]) Sprichwörter und Sentenzen wurden den Beflissenen der Verskunst schon in der Lateinschule als Stilmittel empfohlen. So sagt Matthieu de Vendôme in seiner Ars versificatoria: Si tamen quis utatur zeumatico principio, vel secundum ypozeusim, premittendum est generale proverbium, id es communis sententia, in qua consequens materia videatur prelibari, ut quod in precedenti proverbio implicitum est et involutum in executione materie possit evidentius explicari. Est autem proverbium generalis sententia, cui consuetudo fidem attribuit, opinio communis assensum accomodat, incorrupte veritatis integritas acquiescit.[2]) Wer noch zweifeln sollte, von wannen unserem Dichter seine Neigung zum Sprichwort kommt, den verweisen wir auf Bernhards Verse:

qu'eu ai be trobat legen
que gota d'aiga que chai,
fer en un loc tan soven,
tro chava la peira dura (Nr. 16, 38),

---

[1]) Die Behauptung Cnyrims (Sprichwörter usw. bei den provenz. Lyrikern, Marburg 1888, S. 23), daß „die Fruchtbarkeit an Sprichwörtern bei den eigentlichen Lyrikern in einem als ziemlich gleichmäßig zu bezeichnenden Verhältnis zur Anzahl der von ihnen überlieferten Gedichte" stehe, müßte erst nachgeprüft werden.

[2]) Matthæi Vindocinensis ars versificatoria, ed. Bourgain. Pariser These 1879, S. 4. Wie viele Sprüche der Trobadors aus der lateinischen Schullektüre stammen, können die Nachweise zeigen, die Strónski, Le troub. Folquet de Marseille, Krakau 1910, S. 78 ff. für Folquet erbracht hat.

die das Ovidische gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo paraphrasieren.

Volkstümlichen Ursprungs aber ist gewiß die *cobla capfinida*, die Wiederholung des Strophenschlusses beim nächsten Strophenanfang.[1]) Bernhard gebraucht sie ein einziges Mal und zwar in einem seiner künstlichsten Lieder, Nr. 9, das er außerdem mit grammatischen Reimen verbrämt hat. Es ist ein Stück, in dem er seine Geschicklichkeit zeigen und zugleich seine bedingungslose Ergebenheit in langwierigem Minnedienst erweisen will. Zu dieser Selbstfesselung und freiwilligen Knechtschaft paßt das metrische Spiel. Eine Hingebung, die nur gewollt, beteuert, versichert und zur Schau gestellt wird, muß nach äußerlichen Mitteln greifen, wie es die Priester des Baalkultus machen. Indem man sich in den Ketten hin und her windet, zeigt man, wie sehr man gefesselt ist. Ähnlich hat später Arnaut Daniel in seinem Liede Nr. 2 *Chanson do·ill mot son plan e prim* die *cobla capfinida* verwendet. Daß sie dabei ihren volkstümlichen Charakter verlieren und aus einer naiven, fast trägen Gepflogenheit, die sie ursprünglich war, zum berechneten Kunstgriff werden mußte, liegt auf der Hand.[2])

So vermag ich denn nirgends bei Bernhard einen kräftigen Zug, sei es im Sinne der Rückkehr zum Volkstümlichen, sei es im Sinne gesteigerter Künstlichkeiten und Neuerungen zu finden, was die Technik betrifft. Ähnlich wie Racine sich an dem überkommenen Gerüste der klassischen Tragödie genügen ließ und keinerlei Bedürfnis spürte, seine vertiefte Auffassung

[1]) Vgl. E. Stengel, Romanische Verslehre in Gröbers Grundriß II, 1, S. 79.

[2]) Beinahe bei allen Provenzalen dürfte die *cobla capfinida* zum Kunstgriff geworden sein. Höchstens ein frischer Sänger wie Peirol (Nr. 4 *Be·m cujava que no chantes ogan*) vermag es, ihr etwas von ihrer Natürlichkeit zurückzugeben. Will man sie aber in ihrer Ursprünglichkeit genießen, so muß man zu den alten Sizilianern und Portugiesen gehen. Mir scheint, daß eine vergleichende Geschichte der *cobla capfinida* in der mittelalterlichen Dichtung geeignet wäre, auf das Verhältnis des volkstümlichen zum kunstmäßigen Stil manch neues Licht zu werfen.

des menschlichen Gemütes durch dramaturgische Kühnheiten zu gefährden, ähnlich hat Bernhard sich die bestehenden Kunstformen und Sitten des höfischen Minnesangs gefallen lassen und war es zufrieden, die Ursprünglichkeit seines Empfindens in der inneren Form und sozusagen im geheimen walten zu lassen. Wer dort sie aufzuspüren die Mühe nicht scheut, dem kann es glücken, für manche der bescheideneren und unscheinbareren metrischen und musikalischen Erfindungen unseres Trobadors den seelischen Grund und lyrischen Antrieb zu erhaschen.

Da bieten sich uns, den obigen Frühlings- und Herbstliedern besonders nahestehend, als Meisterwerke klanglicher Schönheit und innerer Wärme, die Winterlieder Nr. 7 und Nr. 44. In beiden hat man ein Schaukeln und Schweben zwischen entgegengesetzten Gefühlen, mit dem Unterschiede, daß das zweite sehr viel gegenständlicher, farbiger, bildhafter gehalten ist, während das erste mit seinen blassen Allgemeinheiten noch etwas Konventionelles und Lehrhaftes zeigt. In diesem ist die Bewegung wesentlich dialektisch, in jenem eher dramatisch. Dort, in Nr. 7, drehen sich, die dialektische Bemühung begleitend, grammatische Reime immer um die klangähnlichen Stämme *-elh* — *elha*, *-ai* — *aya*, *-ei* — *eya*; in Nr. 44 dagegen werden von Strophe zu Strophe die alten Reime langsam verlassen, wobei die neuen doch wieder kunstvoll an die alten gebunden bleiben. In beiden Liedern eine beträchtliche Meisterschaft, die aber im ersten noch etwas Schulmäßiges hat und im zweiten freier, leichter, unauffälliger geworden ist. Das erste bietet denn auch dem Verständnis die größeren Schwierigkeiten. Die Strophenfolge hat Appel, abweichend von Zingarelli, zweifellos richtig erkannt, und die Gedankenfolge läßt sich nun leicht skizzieren:

I. Außen ist Winterdunkel, in mir aber Liebessonne; wo Andere zagen, bin ich desto hochgemuter.

II. Im Schnee seh' ich Blüten, im Winter den Mai; denn Sie hat mir Liebe versprochen — aber ist's auch gewiß?

III. Furchtsam stimmt mich die böse, minnefeindliche Welt. — Sie sei verdammt!

IV. Keiner mag dem Andern sein Glück mehr gönnen. Drum will auch ich's nicht besser haben und will gerade durch meine Freude meinen ärgsten Feind bekriegen und besiegen.

V. In Liebesleid seufze und schwelge ich und bin ein Narr, daß ich klage; denn schon das Sehnen ist Glück.

VI. Gegen meine Narrheit aber[1]) das holdseligste Wunder wäre ein Kuß von ihr. Wie würden auf solches Glück hin die Leute mich verändert finden!

VII. „Edle Minne, zu euch will ich mich halten. — Und doch kommt's mir nicht zu. — Weil's aber Euerer Gnade also beliebt, so nehme ich's als Gottesgeschenk, daß so hohe Minne mir zuteil wird. Ach, Fraue, aus Gnade mög's Euch gefallen, daß Ihr Gnade übt Eurem Freunde, der doch so lieblich Euch anfleht um Gnade."

Der Sänger stellt der Reihe nach die Jahreszeit, die Gesellschaft, die Minne und schließlich die Liebste seinem Herzen gegenüber. Den äußeren Kräften widersteht er, mit der Minne ringt er, um schließlich sich gnadeflehend der Liebsten zu ergeben. Der „ärgste Feind" in der vierten Strophe ist wohl die *rica* oder *fina amors*, mit der er in der fünften sich abquält und in der siebten sich gesellen will. Unvermerkt ist dieser neue Gegenspieler auf den Plan getreten, und ebenso verstohlen und plötzlich erfolgt mit dem *vostra* in Vers 51 die Wendung an die Liebste selbst, die schon hier, nicht erst in Vers 54 die Angeredete ist. Demnach ist die siebte Strophe anders zu interpungieren und zu deuten als Appel vorschlägt:

[1]) Mit *foudat* in Vers 43 ist weder, wie Zingarelli will, die Narrheit der *malvaza gens saraya* der dritten Strophe, noch, wie Appel möchte, die Torheit, die der Dichter soeben mit seiner Bitte ausgesprochen hat, gemeint, sondern selbstverständlich die in der unmittelbar vorhergehenden fünften Strophe gekennzeichnete Torheit, die darin besteht, daß der Dichter sich in Klagen abhärmt: *fols! per que dic que mal traya?* Eben diesem Gejammer gegenüber soll der gewährte Kuß als eine *genta meravelha* erscheinen. Durch diese nächstliegende Deutung wird die von Appel anerkannte Strophenfolge 5—6 erst ganz gesichert.

Fin' Amor, ab vos m'aparelh! —
Pero no·s cove ni s'eschai —
mas — car per Vostra merce·us plai,[1])
Deus cuit que m'o aparelha
c'aitan fin' amors m'eschaya.
Ai, domna, per merce·us playa usw.

Nach alldem muß das Lied eher geistvoll als stimmungsvoll wirken. Ja, es könnte uns kalt lassen und nur mit seinem Versteckspiel unsern Verstand beschäftigen, wenn nicht durch sinn- und klangstarke Reime, durch bewegte Rhythmen und durch eine reiche ungegliederte Melodie der Dichter uns etwas wie Glut und Inbrunst ins Ohr gegossen hätte. Die Brünstigkeit wird nicht ausgesprochen, aber mit äußeren Mitteln dargestellt und sinnlich suggeriert. Diesen Kunstgriff, der eine geistvolle und oft geklügelte Liebesdialektik in reiche und vielverschlungene musikalische Harmonien hüllt, kann man bei vielen Trobadors und besonders bei den verkünstelten finden. Nicht erst Bernhard hat ihn erfunden. So gut wie Er könnte irgend ein anderer Meister das vorstehende Lied ersonnen und gebaut haben.

Um so fester wurzelt das zweite (Nr. 44 *Tant ai mo cor ple de joya*) in unseres Dichters Eigenart. Das Motiv ist dasselbe und nichts weniger als neu. Schon Marcabru hatte von der Winterminne ein Lied gesungen (*Contra l'ivern que s'enansa)*, und ihm war Peire von Auvergne mit seinem herben Bravourstück *De josta·ls breus jorns e·ls loncs sers* und Raimbaut von Orange mit seinen übermütigen Prahlereien *Ara no siscla ni*

[1]) Die Konstruktion *no s'eschai mas car vos plai* wird auf diese Weise doppeldeutig, nämlich 1. Es schickt sich **nur**, weil es Euch gefällt, 2. Es schickt sich nicht; aber weil es **Euch** gefällt, will ich glauben, daß Gott es mir schenkt usw. Diese plötzliche Stockung und Umbiegung der Konstruktion zwischen *mas* und *car* kommt mir psychologisch natürlich vor, weil nun das *Vostra* um so pointierter heraustritt, während die von Appel vorgeschlagene Parenthese des Verses 52 sehr hart ist. Zingarelli hinwiederum muß mit seiner Deutung (Studi med. I, S. 606 und. 608) an dem *car* Anstoß nehmen und ein *can* erwarten, das doch in keiner Handschrift steht.

chanta, *Ar quan s'emblo·l foill del fraisse*, *Entre gel e vent e fanc*, *Er resplan la flors enversa* gefolgt. Gedanken und Worte, die von diesen Vorläufern und Zeitgenossen gebraucht werden, kehren in Bernhards Lied zum Teile fast buchstäblich wieder. Aber selbst wenn jede Wendung sich aus ihnen belegen ließe, das Lied als Ganzes könnte doch nur von Bernhard sein. Nur Er ist fähig, die Gefühle, mit deren Gegensätzen und Wechseln die Andern zu klügeln und zu spielen pflegen, so fein zu verstäuben und ineinander verdampfen zu lassen, daß sie wie schwebende Wölkchen sich ins Unbestimmte verziehen. Von dem bekannten Kontrast zwischen unfreundlichem Winterwetter und eigener Liebeslust geht auch Er aus. Anstatt nun aber das Widerspruchsvolle, Trotzige und Kühne, das in dieser Auflehnung gegen die Natur liegt, herauszuarbeiten, empfindet er sie als etwas Natürliches. Er weiß zwar wie widernatürlich sie ist: *tot me desnatura*, empfindet es aber nicht. Schon der aufjubelnde Gedanke: Nackend könnt' ich im Winter gehen! ist humoristisch gemildert. Aber er will vernünftig sein und an der Liebsten nur festhalten und an ihrem Anblick und am Schein ihrer Liebe sich beglücken lassen — ja sogar am bloßen Gedanken daran; denn in Wirklichkeit ist sie ferne von ihm. Das hilft nun freilich wenig und schafft ihm keine Ruhe. Des Nachts wälzt dieses Gedenken ihn im Bette hin und her, und wie ein Schifflein wird sein Gemüt von der Liebsten geschaukelt. Drum möchte er frei wie die Schwalbe sich zu ihr schwingen — und peinvoll schwillt in diesem Wunsch sein Verlangen. Schon aber lächelt er wieder, wenn nur ein Wort über sie ihm zu Ohren dringt. Doch ist auch dieser Trost nur kurz, und in süße Seufzer verklingt das jubelnd begonnene Lied. Das Kontrastgefühl zum Winter ist, je mehr er in sich selbst hinabtaucht, geschwunden, und das Freudegefühl nach einigem Wogen versunken in einem Schmerz, der nun eben dadurch versüßt wird. „Eine zarte Empfindsamkeit, die an das Schwärmerische grenzt“, hat schon Diez hier gesehen. In der Tat ist es Schwärmerei, denn noch lange könnte es so weitergehen, und in der gedachten Verlängerung

des Liedes wäre eine Rückkehr zu freudigen, dann wieder schmerzlichen Stimmungen und so fort nur natürlich. Das Geleit beendigt praktisch eine Sache, die im Schweben bleibt und dichterisch und seelisch weiterklingt. Die Reime, die kettenartig sich von Strophe zu Strophe ablösen, und, während nur Einer von ihnen beharrt, auf endlose Abwandlung ihres Systemes hinausweisen, begleiten die ziellose, merkwürdig sich ringelnde Verlaufsform der Gefühle.

An solche Verlaufsformen der Gefühle vor allem muß man bei Bernhard, wie übrigens bei jedem echten Lyriker sich halten, will man seiner menschlichen, dichterischen und künstlerischen Eigenart nahe kommen. Nicht die Gedanken, nicht die Gelegenheiten, Anlässe und Absichten, auch nicht die Bilder und Vergleiche machen es, und ebensowenig die metrischen und melodischen Systeme und Schemata. Sie alle können entlehnt, nachgeahmt, anempfunden, willkürlich variiert sein und werden nur in dem Maße echt und lebendig, als sie in die Verlaufsform des lyrischen Gefühls hineingerissen und von ihr getragen, bewegt, durchspült sind.

So sehr es nun in Bernhards Wesen liegt, daß seine Gefühle sich ins Weite verlaufen und ohne Wille zum Ziel verschwärmen und verschwelgen, so gelingen ihm doch wieder merkwürdig verschlossene und fast gedrungene Kompositionen. Denn, so wenig es ihm gegeben ist, ein ungemischtes Gefühl etwa der bloßen Hoffnung oder bloßen Furcht in straffer Kurve sich vollenden zu lassen, so beherrscht ihn doch ein einziges, unwandelbares Grundgefühl: das der Ergebenheit in die Minne oder der Abhängigkeit von der Dame. Sofern das Wesen der Religion im Gefühl der Abhängigkeit liegt, darf Bernhard in der Gemeinde der Galanten als der frommste Sänger gelten. Wenn er zu mehreren Göttinnen gebetet hat, so kann das, bei dieser Art von Dienst, dem Rufe seiner Frömmigkeit keinen Abtrag tun. Vielmehr gewinnt er, je reicher das Pantheon, das der Weiblichkeit errichtet wird. Denn wie in der Mystik, so kommt es auch in der Lyrik nicht auf Beharrlichkeit und Treue, sondern auf die jeweilige und augenblickliche Innig-

keit der Hingabe, auf den seelischen Schwung an. Einen solchen Augenblick der Konzentration des Gemütes auf eine einzige Minne stellt das Lied Nr. 5 dar: *Anc no gardei sazo ni mes.* Wann und wo auch der Freudenschauer der Minne *d'amor us rics esjauzimens* ihn überfällt, so muß ihm, sagt er, jede Jahreszeit und jede Landschaft zur Begeisterung ausschlagen. Der Gedanke, daß er ein solches Sehnen früher nie für möglich gehalten hätte, daß er nach keiner andern Richtung hin so gut wie eben hier nur lieben könnte, die Furcht, daß die Liebste zürnen könnte, daß er ihr, ohne es zu ahnen, mißfallen könnte, die Erinnerung an anderer Frauen Schönheit, der Umstand, daß sie gerade im Viennois wohnt, wo es so viele Schönheiten gibt, die aber ganz von ihr überstrahlt werden, kurz all dies Sinnen und Denken, mit dem ein weniger andächtiges Gemüt sich geradezu zerstreuen könnte, kommt hier zu konzentrischer Wirkung und bohrt mit schraubender Bewegung das Liebesgefühl nur tiefer in ihn hinein. Wie ein gedrungener Kegel oder Trichter, in dem alles auf eine Spitze läuft, ist die Strophe mit ihrem einheitlichem Rhythmus und ihren durchweg männlichen Reimen gebaut: a b b a c c d.

Sogar bei größter Beweglichkeit und sprunghaftem Gebaren seines Geistes vermag Bernhard das einige Gefühl der Hingabe herrschen zu lassen. Wir haben etwas derartiges schon an dem Liede Nr. 18 beobachten können. Ein anderes Beispiel ist Nr. 10 *Bel m'es qu'eu chan en aquel mes.* Die Gedanken flattern hier so behende hin und her, daß die Überlieferung der Strophenfolge in Unordnung geraten mußte. Appel hat sie mit seiner Prosa-Übersetzung in annehmbarer Weise geschlichtet; in eine zwingende Reihe ist sie nicht zu bringen. Denn, was zwischen den feststehenden Strophen, d. h. zwischen den zwei ersten und der letzten (siebten) vor sich geht, ist zwar ein höchst bewegtes aber wesentlich willkürliches Schwanken und Wanken von Hoffnung und Furcht, Bitte und Drohung, wobei man auf jede Überraschung gefaßt sein muß. Gleich mit der ersten Strophe hat uns der Dichter die Logik aus dem Kopf gefegt:

adoncs s'eschai qu'eu aya jauzimen
d'un joi verai en que mos cors s'aten —
car eu sai be que per amor morrai.

Jetzt hat er freie Hand, uns hin und her zu beuteln nach seiner Willkür. Er will ja leiden, fürchten, zagen, sterben und will ja hoffen, glauben, dienen, werben, will glücklich und unglücklich zugleich sein. Aber in dem Vielerlei dieses Wollens offenbart sich die geschlossene Einheit und Ruhe seiner Gesinnung, die Ergebenheit. Alle Bewegung und innere Handlung war nur Schein, nur gemacht und veranstaltet, um in der Schlußstrophe die Lehre von der veredelnden Wirkung der unglücklichen so gut wie der glücklichen Minne sich erheben zu lassen. Das sieht dem Wortlaut nach wie eine Pointe aus, ist aber, der Stimmung nach, der Grundakkord des Ganzen. Jene abschließende Lehre wird ja nicht entwickelt, erläutert und bewiesen, sondern ergibt sich als der einzige und letzte Ausweg aus einer drangvollen Ruhelosigkeit von Wünschen und Gefühlen. Das Verhältnis dieser Schlußstrophe zum Vorhergehenden ist ein ähnliches, wie das der letzten Verse in Goethes „Rastloser Liebe“.

Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh'
Liebe bist du.

Auch hier ist die Pointe zugleich der Grundakkord. Will man weiterhin über den Formgedanken dieser Kanzone klügeln, so kann man ihn auch aus dem metrischen Bau wieder herauslesen, beziehungsweise hineindeuten. Fortlaufend steigender Rhythmus bei verschiedener Verslänge, leichte Reime mit verschiedener Konsonanz, aber alle auf den Vokal *ẹ* gestimmt, bis auf den letzten Vers, der sich pointenartig auf *ai* heraushebt, aber doch durch zwei vorhergehende Binnenreime vorbereitet ist. Nicht daß gerade dieses und kein anderes Schema notwendig gewesen wäre, aber es paßt ungefähr so gut wie ein nach vorsichtiger Wahl gekaufter Schuh zu einem normalen Fuß.

Ähnlichen Rhythmus und ein ähnlich zugespitztes Reimgerüste zeigt Nr. 35 *Per melhs cobrir lo mal pes e·l cossire.* Auch das Motiv ist ähnlich: Ergebung und Huldigung vor einer Dame, die, wie in Nr. 10, gesellschaftlich hoch über dem Sänger steht. Und wiederum fließt das Grundgefühl der Ergebenheit aus einem scheinhaften Gegensatz von hochgemuten und zagenden Gefühlen, von kühnen Wünschen und geduldigem Leiden. Bald trotzige und verbissene, bald leichtbeschwingte Sehnsucht. Nur daß diesmal (die Richtigkeit der Strophenfolge vorausgesetzt) der lyrische Grundton mit der Pointe nicht mehr zusammenfällt. Denn diese letztere ist gegen die Späher, die *lauzengiers* gerichtet, wodurch nun freilich auch der Gegensatz zwischen kühnem Gebaren und demütiger Gesinnung als nicht mehr ganz natürlich, sondern auf neugierige Lauscher und weiterhin auf die Zuhörerschaft überhaupt berechnet erscheint. So verflicht sich tendenziöse und lyrische Kunst. Wir stehen auf der Grenze zwischen Werbung und Beschaulichkeit.

Es ist schwer auszumachen, wie weit die Gefühle empfunden und wie weit sie nur dargestellt sind. So wenig aber alles, was nach Werbung aussah, bei Bernhard ernst gemeint war, so wenig ist alles wahrhaftig und echt, was sich als lyrischer Gefühlserguß gibt. Damit soll nicht ohne weiteres ein künstlerischer Tadel ausgesprochen werden; denn in der Kunst kommt es weniger auf die Echtheit der Gefühle, als auf die ihrer Darstellung an. Die seelische Echtheit führt nicht geradewegs, sondern durch vielerlei Übung und Anstrengung zur künstlerischen. Jedenfalls ist der Trobador im allgemeinen und Bernhard noch in besonderer Weise ein Schauspieler, Gaukler und Diplomat seines Herzens. Als solcher legt er Bekenntnisse ab, die berechnet sind und an denen, wenn sie künstlerisch echt sein wollen, eben diese Berechnung oder Diplomatie und nicht ihr Inhalt das Empfundene, Konkrete und Echte zu sein hat. So zeigt er sich uns als Schauspieler seines Herzens echt und wahrhaft, wenn er singt:

Qui sabia lo joi, qu'eu ai,
que jois fos vezutz ni auzitz,
totz autre jois fora petitz
vas qu'eu tenc, que·l meus jois es grans!
tals se fai conhdes e parlers,
que·n cuid' esser rics e sobrers
de fin' amor, qu'eu n'ai dos tans! (Nr. 33,2.)

Könnte man schaun mein innig Glück,
daß Glück könnt' sicht- und hörbar sein,
wie doch der Andern Glück so klein
gegen das große meine wär'!
Es prahlt und dünkt sich Mancher klug,
an Minne überstark genug,
und ich bin's zweimal mehr als er!

Lyrisch empfunden ist hier nicht der Reichtum des Herzens, denn dieser pflegt still und verborgen zu sein, wohl aber der Drang, ihn auszubreiten und sehen zu lassen.

Dennoch gehört Bernhard nicht zu den Rhetoren und Expressionisten der Liebe, die hemmungslos und aufdringlich hervorkehren, was sie im Herzen und im Blute haben, oder glauben zu haben, oder glauben machen möchten. Dazu ist die Selbstbesinnung viel zu wach in ihm. Man muß den meisten Minnesingern des Mittelalters, sogar den übertriebensten unter ihnen noch zugestehen, daß sie bei der Darstellung ihrer Wünsche und Begierden bedächtig, klug und überlegen bis zur Selbstbespöttelung vorgehen. Bei keinem von ihnen wird die bloße Darstellung zur einzigen Gefühlssache, keiner ist derart pathetisch, daß nicht ein Rückbehalt von Überlegung, Scham, Bescheidenheit, Sitte, Gesinnung, oder was es sonst noch sein mag, im Schlupfwinkel seines Gemütes übrig bliebe. So viel immer an Pose, Gebärde und Schaustellung im Minnesang sich breit macht, es bleibt ein unausgesprochener Rest zurück, dessen Vorhandensein man gerade bei den Besten an einer gewissen Gebundenheit, Steifheit oder „Reserve“ des Stiles erkennt. Ich meine damit keine sittliche Zurückhaltung.

Die Scham ist ja von allen Gefühlen bei Bernhard (und nicht nur bei ihm) dasjenige das seinem Ausdruck am meisten, seiner Gesinnung aber am allerwenigsten eignet. Ich meine eine rein ästhetische Zucht, die höfische *mâze*. Diese ist es, die keinen hemmungslosen Gebärden- und Rhetorenstil in der ritterlichen Kunst aufkommen läßt und eine Züchtigkeit und Keuschheit der Ausdrucksformen selbst dort noch gewährleistet, wo die Seele so völlig verbuhlt und verweichlicht war, wie bei Bernhard. Wie lüstern und schlüpfrig die Kunst dieses Menschen etwa an einem Fürstenhof im Zeitalter des Barock oder Rokoko hätte werden können, ist nicht ratsam auszudenken. Soweit in der feinen südfranzösischen Geselligkeit des Mittelalters die geschlechtliche Wollust hoffähig war, d. h. soweit deren Äußerung als schicklich und elegant galt, hat Bernhard sie wohl hören lassen. Also nicht das sittengeschichtliche, wohl aber das modische und kunstgeschichtliche Maß des Anstandes im Verkehr der Geschlechter können seine Lieder uns bezeichnen.

Nach diesen zu schließen war nichts verpönter als das Ungestüm und nichts eleganter als ein asketisch verlängertes Schmachten und ein geistvoll berechnetes verborgenes Kitzeln der Sinne. Von derart spiritualisierter und siebenfach destillierter Sinnlichkeit duftet besonders stark das folgende Meister- und Schaustück höfischer Verführungskunst.

1. Can l'erba fresch' e·lh folha par
e la flors boton' el verjan,
e·l rossinhols autet e clar
leva sa votz e mou so chan,
joi ai de lui, e joi ai de la flor
e joi de me e de midons major;
daus totas partz sui de joi claus e sens,
mas sel es jois que totz autres jois vens.

2. Tan am midons e la tenh car,
e tan la dopt' e la reblan
c'anc de me no·lh auzei parlar,
ni re no·lh quer ni re no·lh man.

pero ilh sap mo mal e ma dolor,
e can li plai, mi fai ben et onor,
e can li plai, eu m'en sofert ab mens,
per so c'a leis no·n avenha blastens.

3. Be la volgra sola trobar,
que dormis, o·n fezes semblan,
per qu' e·lh embles un doutz baizar,
pus no valh tan qu'eu lo·lh deman.
per Deu, domna, pauc esplecham d'amor!
vai s'en lo tems, e perdem lo melhor!
parlar degram ab cubertz entresens,
e, pus no·ns val arditz, valgues nos gens!

4. S'eu sabes la gen enchantar,
mei enemic foran efan,
que ja us no saubra triar
ni dir re que·ns tornes a dan.
adoncs sai eu que vira la gensor
e sos bels olhs e sa frescha color,
e baizera·lh la bocha en totz sens,
si que d'un mes i paregra lo sens.

5. Ai las! com mor de cossirar!
que manhtas vetz en cossir tan:
lairo m'en poirian portar,
que re no sabria que·s fan.
per Deu, Amors! be·m trobas vensedor:
ab paucs d'amics e ses autre senhor.
car una vetz tan midons no destrens
abans qu'eu fos del dezirer estens?

6. Meravilh me com posc durar
que no·lh demostre mo talan.
can eu vei midons ni l'esgar,
li seu bel olh tan be l'estan:
per pauc me tenh car eu vas leis no cor!
si feira eu! — si no fos per paor.

c'anc no vi, cors melhs talhatz ni depens
ad ops d'amar sia tan greus ni lens.

7. (Be deuri' om domna blasmar,
can trop vai son amic tarzan,
que lonja paraula d'amar
es grans enois e par d'enjan,
c'amar pot om e far semblan alhor,
e gen mentir lai on non a autor.
bona domna, ab sol c'amar mi dens,
ja per mentir eu no serai atens.)

1. Wenn frisch sich Gras und Blatt belebt,
am Blütenzweig die Knospe springt,
die Nachtigall die Stimm' erhebt
und hell und rein ihr Liedchen singt,
da freut mich Blüt' und freut mich Vögelein,
freut mich mein Herz und gar die Herrin sein!
Von Freuden bin ich um und um umringt,
doch Eine Freud' die andern alle zwingt.

2. Ich lieb' sie so und bin ihr gut
und fürcht' sie so und tu ihr schön
und fand zu sprechen nie den Mut
von mir zu ihr mit Gruß noch Flehn.
Mein Not und Leid kennt sie doch sicherlich
und, wenn sie will, erhöht und stärkt sie mich,
und, wenn sie will, bescheide ich mich gern,
bleibt nur der Tadel ihrem Rufe fern.

3. Ich wollt', ich träfe sie allein —
sie schliefe oder täte so,
da würd' ein süßes Küßchen mein,
denn anders wag ich's nicht als so.
Bei Gott! wir brachten's in der Lieb' nicht weit.
Die Stunde flieht, leb wohl Gelegenheit!
Uns wär' geheime Zeichensprache gut,
und List ersetzte unsern schwachen Mut.

4. Wenn ich die Leut' verzaubern könnt',
macht' ich aus jedem Feind ein Kind,
das nichts von unsrer Sach' verständ'
noch Reden führt', die schädlich sind.
Dann tät' ich stracks zu meiner Liebsten gehn,
ihr Aug' und ihre frische Farbe sehn,
den Mund tät' ich ihr küssen hin und her,
daß es 'nen Monat noch zu sehen wär'. —

5. In solchem Traum, ach, sterb ich hin,
versenk mich drein oft ganz und gar,
wollten mich Räuber mit sich ziehn,
ich würde nichts davon gewahr.
Amor, du hast es siegreich ausgenützt,
daß mich kein Freund, kein Herr vor dir beschützt.
Warum bestürmst du nicht auch sie einmal,
bevor ich ganz vergeh' in Sehnsuchtsqual?

6. Ein Wunder, wie ichs tragen kann,
daß nicht mein Wunsch die Schranke bricht,
denn, schau ich meine Herrin an
und ihre Augen, ach, so licht,
da hält's mich kaum: ich hole sie im Fang,
und hätte sie auch schon — wär' ich nicht bang.
Ward je so wohl gezeichnet und gebaut
zur Lieb' ein Leib, der ihr so schlecht vertraut?

(7. Die Dame, die zu lang den Freund
hinhält, verdient, daß man sie schilt.
Verdrießlich ist und falsch gemeint
ein Liebeswort, das lang nicht gilt.
Man kann ja Einen lieben und mit List
dem Andern lügen, wo kein Zeuge ist.
Und schenkst du deine Lieb' mir gnädig her,
das Lügen, Fraue, wird mir dann nicht schwer.)

Die übersinnliche Sinnlichkeit dieses Gedichtes tritt durch die Strophenfolge, wie ich sie, abweichend von Crescini[1]) und Appel[2]) angesetzt habe, erst in das rechte Licht. Nachdem der schüchterne Poet in der zweiten Strophe auf jede unmittelbare Werbung um Liebesgunst verzichtet und sich den Weg der Bitte versperrt hat, begibt er sich auf den Schleichpfad wollüstiger Phantasien und Einflüsterungen. In der dritten Strophe malt er sich ein schmelzendes Küßchen aus, in der vierten ein nachdrücklicheres Kosen; dann holt sein lüsterner Gedanke sich mit der fünften Strophe aus einer kurzen Selbstbesinnung noch einmal Atem, um mit der sechsten schließlich sich zu der Phantasie eines Gewaltaktes der Liebe aufzuschwingen. So steigert der Dichter sich selbst und die Liebste mit triebhafter Zwangsläufigkeit und mit berechneter Verführungskunst in verhaltene traumhafte Wollust hinein und schöpft aus dem Gedanken an das Verbot die Kühnheit zur Sünde. In dieser Auffassung kann die handschriftlich überlieferte Strophenfolge uns nur bestärken.

1 2 3 4 5 6	haben die Hss.	A I K
1 2 3 4 5	„ „ „	D R N
1 2 3 4 7 5 6	„ „ „	Ma
1 2 3 7 6 4 5	hat die Hs.	O
1 7 6 4 5 2 3	„ „ „	C
1 3 5 2 6 7 4	„ „ „	V

In den zwei ersten Gruppen fehlt die siebte Strophe, und gerade diese scheint an der ganzen Unordnung der übrigen Gruppen schuldig zu sein. Vielleicht ist sie nachträglich dazu gekommen. Zur Vollendung der Kanzone wäre sie sehr wohl entbehrlich; denn einen schöneren Abschluß als die geistvollen und wollustschweren Worte der sechsten Strophe kann man

[1]) Per gli studi romanzi, Padova 1892, S. 19 ff. und Manualetto prov., S. 206 ff.

[2]) Provenz. Chrestomathie Nr. 18 und Bernart v. V. Krit. Ausg., S. 219 ff., und dazu die Begründung in Appels Besprechung des Manualetto prov. in der Zeitschrift für roman. Philol., Bd. 20, S. 387 f.

sich nicht wünschen. Begierde, Seufzer, Kompliment und Ironie klingen hier zusammen:

> c'anc no vi cors melhs talhatz ni depens
> ad ops d'amar sia tan greus ni lens.

Crescini hat denn auch die siebte Strophe in der zweiten Auflage seines Manualetto unterdrückt. Er ordnet: 1 2 6 3 4 5, gibt also der sechsten Strophe eine Stelle, die durch keine Handschrift gerechtfertigt ist und ohne ersichtlichen Grund die schöne Klimax der Liebesträume zerstört. Andererseits hat er die enge Zusammengehörigkeit von 3 4 5, die in M und a durch das Hereinplatzen von 7 gesprengt ist, richtig erkannt. Denn darüber, daß das *cossirar* am Anfang der fünften Strophe sich auf die wollüstigen Phantasien der zwei vorhergehenden bezieht, kann kaum ein Zweifel bestehen. Die von Appel getroffene Anordnung 1 5 6 2 4 3 7 ist noch viel eigenmächtiger. Keine einzige Handschrift, nur einige feinsinnige Erwägungen subjektiver Art können sie rechtfertigen.[1]) In der Hauptsache aber stützt sie sich auf die hypergalante Regel von Adolf Tobler, gegen die wir uns im Namen der Handschriften und der Eigenart unseres Dichters schon einmal (vgl. Nr. 13) haben wehren müssen, die Regel nämlich, daß jede unmittelbare Anrede der Dame an den Schluß gehöre oder jedenfalls, nachdem sie einmal ergriffen sei, nicht wieder zu Gunsten anderer Anreden verlassen werden dürfe. Zugegeben auch, daß dem so sein müßte, bleibt es noch sehr zweifelhaft, ob in dem Vers *Per Dieu, domna, pauc esplecham d'amor* der dritten, d. h. bei Appel sechsten Strophe eine wirkliche Anrede an die Dame vorliegt. Genau genommen ist es ein bloßer Ausruf. Nirgends ein Zeitwort in zweiter Person des Singular oder Plural. — Kurzum, läßt man die siebte Strophe außer Betracht oder behandelt man sie als Anhängsel, so hat man eine gut gesicherte, einfache, schöne, klare, fast zwingende Steigerung erotischer Phantasien, die ebenso instinktiv wie diplomatisch verlaufen.

[1]) Zeitschrift für romanische Philologie 20, S. 387 f.

Wir sind gewöhnt, einen Menschen, dessen Sinnen und Denken von wollüstigen Bildern erfüllt ist, für verdorben zu halten. Von allen Lüstlingen gilt uns der „Zerebrale“ als der schlimmste und unnatürlichste, weil ihm die Begierden den Geist verseucht haben und zum Laster geworden sind. Und doch liegt in Bernhards Dichtung kaum etwas Lasterhaftes oder Perverses. Sie ist wesentlich schwärmerisch, sie hat eher die Sinnlichkeit des Jünglings als des Roué. Im jugendlichen Menschen ergreift das triebhafte Gefühl auch den Geist und treibt ihn um in schüchtern-kecken Gedanken und Phantasien, während der im Genusse grau gewordene durch Nachdenken und freches Phantasieren sein frostig Blut erst wieder in Wallung bringt. Es gibt zweierlei Spielarten zerebraler Sinnlichkeit: die jugendliche und die senile, die schwärmerische und die berechnete, die empfindsame und die gewaltsame, die sensible und die motorische. Jene steigt vom Blut ins Gehirn, diese bohrt sich vom Gehirn in das Blut. Von beiden Arten hat Bernhard etwas abbekommen. Entscheidend für seine Lyrik ist aber doch nur die erste. In diesem Punkte steht er dem Jaufre Rudel sehr nahe.

Man wird die sinnlichen Träume, mit denen der Schwärmer von Blaya seine Liebste in der Ferne umgaukelt, vielleicht weniger befremdend finden, wenn man betrachtet, wie auch Bernhard über alle zeitlichen und räumlichen Hindernisse hinweg die Damen seines Herzens geistig liebkost. Ich kann nicht finden, daß Rudels Art zu lieben etwa keuscher und idealer sein sollte als die des Bernhard und verstehe nicht, mit welchem Rechte Appel den Sänger der *Amor lonhdana* zum Vertreter einer ganz besonders enthaltsamen und gegenstandslosen Minne machen möchte.[1]) Er ist im Gegenteile noch sinnlicher und wollüstiger als Bernhard und zwar gerade deshalb, weil er noch träumerischer ist, d. h. noch wärmer und farbiger in seiner visionären Buhlerei. Von den Gelehrten,

---

[1]) Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 107, S. 338 ff. und Ausgabe des Bernhard v. V., S. LXVIII f.

die sich mit dem Rätsel der wenigen Lieder des Rudel beschäftigt haben, dürfte fast jeder nach einer Seite hin im Rechte sein, aber eben nur nach einer. Gaston Paris hat Recht, wenn er ein *jeu d'esprit* darin erblickt,[1]) denn zweifellos ist, ähnlich wie in dem Liede des Wilhelm von Poitiers: *Farai un vers de dreit nien*, einige scherzhafte Mystifikation dabei im Spiele. Wenigstens gilt dies für Rudels Lied: *No sap chantar qui·l so no·n di.* Und doch könnte im Scherz auch einiger Ernst stecken. Wenn Rudel sagt:

Nuls hom no·s meravill de mi
s'ieu am so que no veirai ja,
qu'el cor joi d'autr' amor non a
mas d'aissela que anc no·m vi —

wer bürgt uns dafür, daß sein *vezer* nicht mehr bedeutet als das gewöhnliche Sehen, nämlich das intensive, verliebte Betrachten, die sinnliche Augenweide an den Reizen der Liebsten, etwa so wie Bernhard das *vezer* gemeint hat in Nr. 39:

Adoncs sai eu que vira la gensor
e sos bels olhs e sa frescha color,
e baizera·lh la bocha en totz sens...?

Die Liebste wäre ihm dann also doch bekannt, nur daß er sich noch nicht satt an ihr gesehen hätte. Später, in dem Liede: *Qand lo rossinhols el foillos*, schildert Rudel uns denn auch ihre Schönheit. — Aber auch Appel, der ein ideales oder gar religiöses Wesen in ihr vermutet, dürfte insofern Recht haben, als Rudels Dichtung an religiösen Gefühlstönen und idealisierenden Steigerungen wohl ebenso reich ist, wie die des Bernhard. Schließlich müssen wir den Bemühungen der italienischen Gelehrten E. Monaci und P. Savj-Lopez[2]) ebenfalls einiges Recht einräumen, wenn sie alles auf eine bestimmte und leibhaftige Dame der höfischen Gesellschaft be-

---

[1]) Revue historique, Bd. 53, S. 252 und Mélange de littérat. fr., S. 522.

[2]) Rendiconti della R. Accad. dei Lincei, 17. Dez. 1893 und 20. April 1902 und P. Savj Lopez, Trovatori e poeti, Palermo 1906, S. 79 ff.

ziehen, mag es nun, wie Monaci möchte, Eleonore von Poitiers oder, wie Savj-Lopez möchte, irgend eine andere gewesen sein. So viel ist sicher, daß die spielerischen Schwärmereien des Sängers sich an eine (oder mehrere?) hochstehende Dame, die verheiratet war, mehr oder weniger lose anspinnen.

Gerade unser Bernhard kann mit seinem Liede *Can par la flors josta·l vert folh* (Nr. 41) ein schönes Beispiel liefern für die Art wie der Trobador eine übersinnliche, fast ideale oder sagen wir besser: zerebrale Buhlerei zu treiben pflegt inmitten einer äußerst derben Wirklichkeit. Auch Bernhard ist hier ferne von seiner Liebsten und kann sie nicht sehen; aber er sieht und umbuhlt sie mit seiner Phantasie in schlaflosen Nächten, und dieses wache Träumen ist ihm teurer als das körperliche Sehen:

s'eu no vos vei, domna, don plus me cal,
negus vezers mo bel pesar no val.

Und: Domna, si no·us vezon mei olh,
be sapchatz que mos cors vos ve.

Dieselbe Dame aber, die er so unkörperlich umschmachtet, als wäre sie sein einzig Ideal, ist nicht einmal seine erste Liebe, wie die folgende Erinnerung zeigt:

Can me membra com amar solh
la fausa de mala merce,
sapchatz c'a tal ira m'o colh,
per pauc vius de joi no·m recre.

Ja, sie die ihm die Liebste auf der ganzen Welt ist, gehört nicht einmal ihm allein, sondern wird von einem Eifersüchtigen, wahrscheinlich von ihrem Herrn Gemahl, geprügelt:

Mas, si·l gelos vos bat de for,
gardatz qu'el no vos bat' al cor.

Sollte es bei Rudel und seiner Freundin sich wesentlich anders verhalten haben? Ich glaube kaum; denn im Liebesleben der Wirklichkeit wohnen das Reale und Ideale, das Übersinnliche und das Gemeine, das Zerebrale und das Brutale

und allerhand Dinge, die in der Schulweisheit sich hart zu stoßen scheinen, sehr leicht und nahe bei einander. Jedenfalls hat Bernhard, der offenbar kein Pedant war, sie alle in einem ruhigen und süßen Liede zusammenklingen lassen. Uns aber ist am vollen und reinen Verständnis des provenzalischen Minnesangs gerade der bittere Ernst, mit dem wir uns darum bemühen, ganz besonders hinderlich.

4. Absagen und Versöhnungen.

Wie abgründig heiter diese Kunst ist, können diejenigen Lieder Bernhards am besten zeigen, in denen er seine Enttäuschungen, Zerwürfnisse, Schmerzen und Absagen an die Minne singt. Gewiß hat manches davon auf die Zeitgenossen einen starken leidenschaftlichen Eindruck gemacht, was uns heute nur süß und abgeklärt anmutet. Es mögen sich hier ähnliche Wandlungen vollzogen haben, wie Eduard Hanslick an den Gefühlsergüssen der Musik beobachtet. „Wir begreifen heute oft kaum, wie unsere Großeltern diese Tonreihe für einen entsprechenden Ausdruck gerade dieses Affekts ansehen konnten. Dafür ist z. B. die außerordentliche Verschiedenheit ein Beweis, mit der viele Mozartsche, Beethovensche und Webersche Kompositionen zur Zeit ihrer Neuheit im Gegensatz zu heute auf die Herzen der Hörer wirkten. Wie viele Werke von Mozart erklärte man zu ihrer Zeit für das leidenschaftlichste, feurigste und kühnste, was überhaupt an musikalischen Stimmungsbildern möglich schien. Der Behaglichkeit und dem reinen Wohlsein, welches aus Haydns Symphonien ausströmte, stellte man die Ausbrüche heftiger Leidenschaft, ernstester Kämpfe, bitterer, schneidender Schmerzen in Mozarts Musik gegenüber. Zwanzig bis dreißig Jahre später entschied man genau so zwischen Beethoven und Mozart. Die Stelle Mozarts als Repräsentanten der heftigen, hinreißenden Leidenschaft nahm Beethoven ein, und Mozart war zu der olympischen Klassizität Haydns avanciert."[1] — Ähnliches geht mit der

---

[1]) E. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen, 10. Aufl. Leipzig 1902, S. 15 f.

Dichtung vor. Die Tragödien Racines z. B. erschienen den Zeitgenossen als eine nackte Schaustellung von wilden, teuflischen, krankhaft entarteten Leidenschaften und galten als ein fressendes seelisches Gift. Heute, nachdem wir die Erschütterungen der romantischen und die Gräßlichkeiten der veristischen Bühne hinter uns haben, klingen sie uns nur noch wie gedämpfte, schamhaft stilisierte Elegien. Wer hat Recht? Im Zweifelsfalle eher die Nachwelt. Denn ihr ist die stoffliche Teilnahme, die Sensation, entschwunden, während ihr — historische Bildung vorausgesetzt — die Form, in der doch schließlich der Kunstwert ruht, nun desto ungetrübter vor Augen tritt. Wo die Mitwelt der unmittelbaren und sozusagen tierischen Ansteckung unterliegt, die von der Gegenwart einer Gefühlserregung ausgeht, ist die Nachwelt nur derjenigen Suggestion noch zugänglich, die mit vergeistigten Mitteln arbeitet. Die Leiden und Freuden der Menschheit wirken nur dann in die Ferne, wenn eine künstlerische Leitung sie vermittelt. Der Schrei verklingt, je roher er ist, desto rascher, der Gesang aber hallt, je feiner er ist, desto klarer und länger. — Wie viel oder wenig Bernhard an Herzeleid in seinem Liebesleben durchgemacht hat, kann heute niemand mehr wissen. Es kommt auch zum Verständnis seiner Kunst auf die Stärke seiner Gemütsbewegungen gar nicht an. Mag er Tränen vergossen, mag er gelächelt haben, als er sein schönstes Abschiedslied dichtete: was festliegt und nicht mißverstanden werden darf, ist nur die Eigenart, d. h. die Verlaufsform seines Empfindens, nicht dessen Intensität, oder die Intensität nur insofern als auch sie in der Verlaufsform sich etwa verrät. Es verhält sich hier ähnlich wie mit einem Fernsprecher. Ob der Sprechende schreit oder lispelt, kann am andern Ende der Leitung nicht unmittelbar gehört, sondern nur aus der Klangfarbe und dem Tonfall und ähnlichen sinnvollen Anzeichen noch erschlossen werden.

Lassen wir denn das Lied auf uns wirken. (Nr. 43.)

Can vei la lauzeta mover
de joi sas alas contral rai,
que s'oblid' e·s laissa chazer
per la doussor c'al cor li vai,
ai! tan grans enveya m'en ve
de cui qu'eu veya jauzion,
meravilhas ai, car desse
lo cor de dezirer no·m fon.

Ai, las! tan cuidava saber
d'amor, e tan petit en sai!
car eu d'amar no·m posc tener
celeis don ja pro non aurai.
tout m'a mo cor, e tout m'a me,
e se mezeis e tot lo mon;
e can se·m tolc, no·m laisset re
mas dezirer e cor volon.

Anc non agui de me poder
ni no fui meus de l'or' en sai
que·m laisset en sos olhs vezer
en un miralh que mout me plai.
miralhs, pus me mirei en te,
m'an mort li sospir de preon,
c'aissi·m perdei com perdet se
lo bels Narcisus en la fon.

De las domnas me dezesper;
ja mais en lor no·m fiarai;
c'aissi com las solh chaptener,
enaissi las deschaptenrai.
pois vei c'una pro no m'en te
vas leis que·m destrui e·m cofon,
totas las dopt' e las mescre,
car be sai c'atretals se son.

D'aisso·s fa be femna parer
ma domna, per qu'e·lh o retrai,

car no vol so c'om deu voler,
e so c'om li deveda, fai.
chazutz sui en mala merce,
et ai be faih co·l fols en pon;
e no sai per que m'esdeve,
mas car trop puyei contra mon.

Merces es perduda, per ver,
et eu non o saubi anc mai,
car cilh qui plus en degr' aver,
no·n a ges: et on la querrai?
a! can mal sembla, qui la ve,
qued aquest chaitiu deziron
que ja ses leis non aura be,
laisse morir, que no l'aon!

Pus ab midons no·m pot valer
precs ni merces ni·l dreihz qu'eu ai,
ni a leis no ven a plazer
qu'eu l'am, ja mais no·lh o dirai.
aissi·m part de leis e·m recre;
mort m'a, e per mort li respon,
e vau m'en, pus ilh no·m rete,
chaitius, en issilh, no sai on.

Tristans, ges no·n auretz de me,
qu'eu m'en vau, chaitius, no sai on.
de chantar me gic e·m recre,
e de joi e d'amor m'escon.

Seh ich die Lerche himmelan
mit Lust beschwingt zum Sonnenstrahl,
wenn sie von Herzenswonne dann
wie trunken wieder fällt ins Tal,
so muß ich neiden seine Lust,
ach, jedem Wesen, das ich seh.
Ein Wunder, wie mir in der Brust
das Herz nicht schmilzt vor Liebesweh!

O weh! der Minne Meister sein
wollt' ich — und wie bin ich betört!
kann mich vom Zwange nicht befrein
zu lieben, die mich nie erhört.
Sie nahm mein Herz, mich selbst nahm sie
und sich und alle Welt dahin,
und da sie von mir ging, blieb hie
Sehnen und Schmachten mir im Sinn.

Und nichts vermag ich über mich
und bin mir fremd seit jener Stund,
da wie im schönsten Spiegel ich
durft schaun auf ihrer Augen Grund.
Oh Spieglein, da ich dich gesehn,
ist seufzend mir der Tod gewiß,
ich bin verlorn und muß vergehn
wie an der Quelle Schön Narziß.

Von Frauen hoffe ich nichts mehr,
kann ihnen trauen nun und nie,
was sonst ich tat zu ihrer Ehr,
ich tu es fürder gegen sie.
Nicht eine, die mich nimmt in Schutz
bei jener, die mir Leides tut,
drum ist mir keine traut noch nutz,
ich kenn sie alle nur zu gut.

Auch meine Herrin ist ein echt
Weibergemüt, ich sag's ihr g'rad,
denn nimmer will sie wie das Recht
und wandelt auf verbot'nem Pfad.
In Ungnad stürzte ich bei ihr
wie'n toller Reiter auf der Brück.
Ich frag mich, wie geschah es mir?
Nur weil zu hoch ich suchte Glück.

Ja, mit der Gnad ist's aus und gar,
ich aber wollt' es nie verstehn,

da sie's nicht hat, die 's schuldig war,
wo soll ich Gnade suchen gehn?
Wie wenig steht's ihr zum Gesicht,
daß sie mich Ärmsten, der sich quält,
vergehen läßt und hilft ihm nicht,
dem ohne sie doch Alles fehlt.

Nun Bitt' und Gnade nicht, noch Recht,
das ich doch hab', verfangen will,
und meine Liebe ihr so schlecht
gefällt, so schweig ich davon still.
Ich scheide mit enttäuschtem Sinn;
tot bin ich ihr, sie wollt's mit Fleiß
und hält mich nicht, drum zieh ich hin,
verbannt und arm, wohin, wer weiß.

Ihr sollt nun nichts mehr von mir hörn,
Tristan, ich will von dannen ziehn,
ich Armer, und den Sang verschwörn
und vor dem Glück der Minne fliehn.

Er sagt sich los von ihr, weil sie ihn nicht erhört. Nie will er wieder singen noch lieben noch froh sein, keiner einzigen Frau will er mehr trauen, alle Gnade ist dahin, weil sie keine hat! So trotzig und verzweifelt das klingt, es ist doch keine Absage. Denn indes er sich abwendet, bleibt er in ihren Anblick versunken und wundert sich noch wie schlecht es ihr zu Gesichte steht, daß sie den armen Teufel, der er selbst ist, verschmachten läßt. Nur weil sie es will, muß er vergehen und weiß nicht wie ihm geschieht. Wie ein Gelähmter welkt er dahin und vermag nichts als das Schauspiel seines Siechtums zu geben. Das ist kein Losreißen, kein Brechen mit der Liebe, kein Entschluß, sondern ein langsames Erlöschen und ein beinahe natürlicher Vorgang. Der Widerspruch aber liegt darin, daß der Leidende diesen Vorgang selbst verkündet und darstellt als wäre es doch sein Entschluß, sei's daß er seine Freundin und uns oder auch sich damit

täuscht. Jedenfalls liegt in dieser halb bewußten halb unbewußten, naiven und schlauen Verhüllung der Reiz des Liedes mit seiner feinsten innerlichen Heiterkeit. Es ist dem Dichter gelungen, einen kunstvollen Schleier über seine Absicht zu breiten und den Hörer sowohl wie die Liebste in der Schwebe zu halten. Denn nicht von ihm, von ihr nur soll abhängen was weiterhin wird, ob Versöhnung oder endgiltige Entfremdung. Sie, die ihm das Herze abtötet, wird es ja wohl auch wieder erquicken können, während Er nur der Sprecher dieses verschmachtenden Herzens ist. Aber eben dadurch wird er zugleich dessen Darsteller und genießender Zuschauer, erhebt sich über sein Leiden und kokettiert damit, sieht sich und zeigt sich als ein Abbild des Narziß, der an seinem Abbild vergeht. Schelmisch und trotzig, mit Wollust und mit Absicht versenkt er sich in die Rolle des Leidenden und schmilzt bei seinen eigenen Kohlen. Es ist ein Leid, das er sich eben so sehr zur Erleichterung des Gemüts wie zur Rückgewinnung der Liebsten von der Seele singt. In seiner Klage glänzt ein Lächeln, in seiner Absage ein schelmisches Angebot, und hinter all seiner Trauer steht das Glück. Jetzt erst, am Schluß des Liedes, versteht man ganz den Sinn des schönen Bildes am Anfang. Wie die Lerche in der Wollust des Jubels sich fallen läßt, so läßt in der Wollust des Leides er selbst sich hinsinken. Ähnliche Verflechtungen der Gefühle waren dem jungen Goethe geläufig. Man denke an seinen „Trost in Tränen“.

Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich
So lang' ich weinen mag.

Hier kann man sehen, wie ähnliche Verlaufsformen des Gefühls unter kunstgeschichtlich völlig veränderten Bedingungen manchmal wieder zu ähnlichen Dichtungsformen führen. Goethes „Trost in Tränen“ ist ein lyrisches Wechselgespräch, eine Art Tenzone. Auch Bernhard kommt, unmittelbar von dem obigen Liede aus, zu seiner Tenzone mit Lemozi. Es

ist das Stück Nr. 14, dessen enger Zusammenhang mit Nr. 43 und 45 auf der Hand liegt. Nicht nur, daß der Deckname *Conort* in 14, 23 mit seiner Doppelbedeutung von Trost und Freundin und seinem doppelten grammatischen Geschlecht sich in 45, 38 ff. wiederfindet und daß mit 14, 11: *que mort m'a una mala res* auf 43, 54: *mort m'a, e per mort li respon* angespielt wird, ich glaube sogar, daß zwei wichtige Verse, über deren Sinn in der Tenzone man sich unnötig den Kopf zerbrochen hat, erst aus dem Geiste der Conort-Lieder heraus sich recht verstehen lassen.

No·s tanh c'om ab amor s'azir
can la troba de son talan. (14, 15 f.)

Ohne viel zu klügeln und durch Appels Spitzfindigkeiten (S. 83, 16) sich verwirren zu lassen, darf man sie, scheint mir, frei übersetzen:

O zürne, Freund, der Liebe nicht,
wenn sie aus Deiner Sehnsucht stammt.

Wörtlich: „Es ziemt sich nicht, daß man der Liebe zürne, wenn man sie findet nach eigener Neigung", das heißt ganz einfach: wenn sie spontan und echt ist. Ähnlich stellt Bernhard in dem Conort-Lied Nr. 5, Vers 19 f. *amors* und *talens* einander gegenüber bzw. parallel, d. h. die Liebe, die nach der Freundin strebt und die Sehnsucht, die aus dem eigenen Herzen kommt.

Car, on plus l'esgar, plus me vens
s'amors, e·m dobla *mos talens*
on eu mais d'autras domnas vei.

Wenn nun die Liebe auch fehlschlägt, so bleibt doch das qualvolle Glück dieser Sehnsucht. Es ist dieselbe innige Auffassung der Sehnsucht (*talan, dezirer, cor volon*) als eines vom Gegenstand und vom Erfolg der Minne unabhängigen Gefühles, wie Bernhard sie soeben in seinem Lerchenlied gesungen hat.

Sie nahm mein Herz, mich selbst nahm sie
und sich und alle Welt dahin,

und da sie von mir ging, blieb hie
Sehnen und Schmachten mir im Sinn.

Den Trost, der gerade in diesem Sehnen liegt, läßt Bernhard sich nun in der Tenzone von seinem Spielmann Lemozi verabreichen. Sagen wir besser: Er reicht ihn sich selbst. Denn wir werden im Ernste nicht glauben wollen, daß jener Lemozi, wohl derselbe den Peter von Auvergne einen bettelhaften Tropfen genannt hat, der wie ein kranker Pilger singe,[1]) daß dieser obskure Lemozi so feine Unterscheidungen macht wie die obige und so schöne Verse hätte erfinden können wie die Schlußstrophe:

Bernartz, totz om deu aver dan,
s'a la cocha no sap sofrir;
c'amors se vol soven servir;
e si so tenetz ad afan,
tot es perdut, s'anc re·us promes,
si n'eran plevidas mil fes.

Schlecht geht es, Bernhard, Jedermann
der nicht zu dulden weiß wo's gilt.
Zu stetem Dienst ist Lieb' gewillt,
und seht Ihr das als Mühsal an,
wird Euch der ganze Lohn zunicht,
und tausendfacher Schwur zerbricht.

So kann nur Bernhard zu Bernhard sprechen. So gewiß im „Trost in Tränen“ Goethe zu Goethe spricht, so gewiß scheint mir daß die Tenzone zwischen Spielmann und Herr eine geistvolle Erfindung ist, in der unser Dichter seinem eigenen schmollenden Liebesweh mit überlegener Heiterkeit zuredet.

Es liegt sehr nahe, nun auch die Tenzone zwischen einem gewissen Peire und unserem Bernhard (Nr. 2) für fingiert zu erklären, wie dies Zingarelli in der Tat getan hat.[2]) Aber in

---

[1]) Die Lieder Peires von Auvergne, Ausg. Zenker, Erlangen 1900, Nr. XII, V. 25 ff.

[2]) Studi medievali I, S. 365 f.

der Beurteilung von Kunstgebilden kommt alles auf die Eigenart an, und nichts ist dabei so gefährlich wie Analogieschlüsse und Verallgemeinerungen. Das Eigenartige dieser Tenzone liegt nun darin, daß Bernhard auf seiner Minnefeindlichkeit hier viel hartnäckiger besteht und daß er rechthaberisch wird und das letzte Wort hat. Freilich ist das Ganze nur Spiel und Scherz. Es steht aber doch dem verstandesmäßigen Streitgespräch schon wesentlich näher als dem lyrischen Wechselgesang, hat doch schon mehr Witz als Stimmung und endigt in einer Spitze, die so scharf und kantig zu schleifen der liebenswürdige Minnediener vielleicht doch nur durch den Widerspruch eines leibhaftigen Partners getrieben werden konnte. Andererseits darf man sich der Beobachtung nicht verschließen, daß dieser Partner gerade die Lieblingsgedanken und -Bilder Bernhards gebraucht, so vor allem das Motiv des nächtlichen Gesangs der Nachtigall, das unmittelbar an die zweite Strophe des Liedes Nr. 45 mahnt. Warum aber sollte der Partner deshalb ein Strohmann sein, weil er dem Gegner mit dessen eigenen Waffen zusetzt? — Kurzum, der geschichtliche Sachverhalt ist nicht mehr zu ermitteln.

Ebenso müssen wir im Anschluß an Appel die Frage offen lassen, ob die Tenzone 70, 32: *Peirol, com avetz tan estat* auf unsern Bernhard oder einen andern zurückgeht. Sicher ist nur, daß unser Bernhard bei seiner weichen und schwärmerischen Gemütsart und bei einer Veranlagung, die eher auf Humor als auf Witz gegründet war, sich in der Kunstform der Tenzone höchstens gelegentlich und ausnahmsweise zurecht betten konnte. Der wahre Bernhard kommt besser im Liede zur Geltung.

Denn er ist kein lehrhafter Streiter in der Liebeskunst, dem es aufs Rechthaben ankäme, er ist Diplomat und erschmeichelt, erschmollt, erschleicht sich seine Vorteile. Von diesem Gesichtspunkt aus kann uns vielleicht das rätselhafte Lied *Tuih cil que'm preyon qu'eu chan* (Nr. 45) verständlich werden. Die Vermutung Appels, daß es sich an zwei verschiedene Damen wende, ist angesichts der Tatsache, daß es

mit den Conort-Stücken 43 und 14 so enge zusammenhängt, kaum haltbar. Im Mittelpunkt des Bemühens steht zweifellos auch hier die einzige Dame Conort. Im übrigen wird man gut tun, was Zahl und Ordnung der Strophen betrifft, sich so vorsichtig wie möglich an die handschriftliche Überlieferung zu halten. Diese zeigt, daß immer, wo die sechste Strophe fehlt, auch die Geleite acht und neun fehlen.[1]) Die drei gehören auch dem Sinne nach zusammen und können, darin stimme ich Appel zu, nur am Schluß des Liedes Platz finden. Nun hat aber auch die siebte Strophe mit ihrer Anrede: *Lemozi, a Deu coman* das Aussehen einer Geleitstrophe. Darauf gründet Appel die Vermutung, daß das Lied in zwei Fassungen von Bernhard ausgefertigt sei, von denen die erste, bestehend aus 1—5 mit dem Geleite 7 sich auf eine ungnädige Dame beziehe, während die zweite dem Körper 1 2 4 5 3 7 ein nachträgliches, in der Stimmung völlig verschiedenes Anhängsel 6 8 9 beigebe, das sich von der ungnädigen Dame hinweg an Conort als eine gnädige wende. — In dieser zweiten Fassung hätte aber Strophe 7 als Geleit keinen rechten Sinn mehr, und man dürfte doch wenigstens von einer der acht Handschriften, die uns die Geleite 8 und 9 überliefern, erwarten, daß sie die siebte Strophe unterdrückt hätte. Dem ist aber nicht so, denn diese funktioniert eben nur dem Scheine nach als Geleit. Sie dient als unverkennbarer Hinweis auf die Abschiedsstrophen (7 und 8) des Lerchenliedes Nr. 43; daher ihr Geleit-artiges Aussehen. Man lese dieses Scheingeleit:

Lemozi, a Deu coman
leis que no·m vol retener,
qu'era pot ilh be saber
s'es vers aco que·lh dizia,
qu'en terr' estranha·m n'iria,
pois Deus ni fes ni fiansa
no m'i poc far acordansa

---

[1]) Ich bediene mich der Numerierung der Hss.-Gruppe A B D G I K N¹ Q wie Appel, S. 269.

und man erinnere sich an die Abschiedsdrohung des Lerchenliedes:

e vau m'en, pus ilh no·m rete,
chaitius, en issilh, no sai on.

Da ist kaum ein Zweifel mehr möglich, daß das Scheingeleit ebenfalls auf Conort geht. Es schwindet aber auch der „empfindliche Gegensatz“, den Appel zwischen dem Schlußstück 6 8 9 und der „Stimmung, die sonst das Lied beherrscht“, zu spüren glaubt. Er schwindet, sobald man die Eingangsverse dieses Schlußstücks sinngemäß deutet.

Pero per un bel semblan
sui enquer en bon esper.

Das heißt nicht etwa: „Infolge eines freundlichen Anzeichens (von Seiten einer anderen Dame)“, sondern: „Um aber (meinerseits) doch ein freundliches Anzeichen zu geben, bekenne ich mich immer noch guter Hoffnung“. Diese Deutung wird uns durch die Schlußverse

e per lui farai semblansa
qu'eu ai sai bon' esperansa

ausdrücklich vom Dichter bestätigt. Die „gute Hoffnung“ ist demnach ein Diplomatenstückchen des Sängers und reiht sich in die Klasse jener schelmischen und scherzhaften Finten und „Rückläufe“ ein, die wir bei den Werbeliedern kennen gelernt haben. Das ganze Lied verläuft also derart, daß der Dichter zuerst seine Klagen gegen die Unzuverlässigkeit und Falschheit Amors vorbringt,[1]) sodann auf die Abschiedsdrohung des Lerchenliedes, die sich nunmehr bewahrheitet habe, hinweist: schließlich will er aber doch, obschon von der Liebsten getrennt und entfernt, nicht alle Brücken abbrechen und wenigstens zum Scheine *per un bel semblan* so tun als ob die treu-

---

[1]) Ich lasse es dahingestellt, ob man mit der Hauptgruppe der Hss. bei der Strophenfolge 1 2 3 4 5 bleiben oder mit Appel umstellen will: 1 2 4 5 3. Für Vers 35 empfehle ich die Lesart: m'avez trait ses desfianza und übersetze: „Ihr habt auf mich geschossen ohne Herausforderung“.

lose Conort ihn zu Dank verpflichte, ihn zu Gesang und Lachen ermutige und gar ihn zur Würde eines Königs von Frankreich erhöhen möchte, wenn sie könnte. In diesem König von Frankreich ist die Ironie mit Händen zu greifen. Doch ist es keine bittere Ironie, sondern ein Scherz, den er sich erlaubt, oder den sie nicht übel nehmen soll, je nachdem man Vers 50 auffaßt:

No m'o tenh a vilania
oder: No m'o tenh' a vilania.

Die gute Hoffnung, die er vorgibt, hat er ja nur für sich und will er ja nur dem Freunde Romeu zu liebe und auch ihr', der Liebsten zu liebe, erglänzen lassen, indeß sie in der Ferne weilt und spröde bleibt. Mag sie dort ihm nichts gewähren, er will hier zulande so tun als ob sie ihm gut sei.

No m'o tenh' a vilania
s'eu m'ai sai bon' esperansa,
pois ilh lai re no m'enansa.

Romeu man que per m'amia
e per lui farai semblansa
qu'eu ai sai bon' esperansa.

Man fühlt sich an jene Verse erinnert, mit denen in Nr. 12 ein ähnlich scherzhafter Rücklauf eingeleitet und entschuldigt wird:

No sai domna, volgues o no volgues,
si·m volia, c'amar no la pogues. —
mas totas res pot om en mal escrire.

Damals hat Appel auf das Dichterwort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ uns hingewiesen. Es hätte ihm auch hier den Weg zum richtigen Verständnis zeigen können. So löst sich denn in diesem Conort-Lied, wie in den andern, die „schmerzliche Stimmung“ in Heiterkeit und Scherz.

Der Verdacht, daß die Absagen Bernhards in Wirklichkeit nur Scheinmanöver waren, läßt sich nicht mehr von der Hand

weisen. Ja, unser Mißtrauen muß sich nunmehr sogar auf diejenigen Lieder erstrecken, in denen uns der Dichter versichert, ein altes Minneverhältnis zu Gunsten eines neuen aufgegeben zu haben. Es sind die Stücke Nr. 19 und Nr. 8. Nicht daß wir die Versicherung als solche bezweifelten, wohl aber deren Ernst. Gewiß ist das Lied *Estat ai com om esperdutz* (Nr. 19) der Form nach eine glatte Lossagung von einer kaltherzigen Kokette; aber der Stimmung nach ist es ein Gesang des Trotzens und Schmollens, vorzüglich geeignet und darum wohl auch berechnet, jene Kokette zu ärgern, zu sticheln, mit ihren eigenen Waffen zu treffen. Gerade von ihr, die jedermann schön tat, aber nie von Herzen geliebt hat, will der Dichter nun lernen, will auch seinerseits mit aller Welt buhlen:

oimais segrai son uzatge:
de cui que·m volha, serai drutz,
e trametrai per tot salutz
et aurai mais cor volatge.

Zwar weiß er sich ungeschickt zu solcher Treulosigkeit —

mas bel m'es c'ab leis contenda.

Doch mich freut's mit ihr zu eifern.

Aber gerade daraus, daß er mit ihr eifern und sie ärgern will, schließen wir, daß er sie doch noch ein wenig lieben mußte. Wenn er nun gleich erzählt, wie eine andere, eine schönere und bessere, ihn aufnimmt in ihre Minne, ihn entschädigt, ihn ehrt, ihm Gnade verspricht, und wenn er weiterhin ausführt, wie schön und gut ein rasches Gewähren sei und wie er mit der neuen Freundin zusammen in heimlichem Einverständnis sich gegen die Späher einrichten und allen *lauzengers* ein Schnippchen schlagen will, daß keiner von diesen zu kurz kommen soll: so muß man sich fragen, ob er mit all dem nicht doch nur die spröde Kokette wieder ärgern wollte. Das Geleit, das mir in Appels Übersetzung unverständlich ist, bekäme dann einen guten Sinn.

Deu lau qu'encara sai chantar,
mal grat n'aya[n] Na Dous-Esgar
e cil a cui s'acompanha.

Gottlob, daß ich noch Sänger bin
zum Ärger für Frau Äuglerin
und für ihre Buhlgesellen.

Der Name Dous-Esgar, der uns bei Bernhard nur dieses eine Mal begegnet, kann wohl nur der Spottname für die Kokette sein, und mit *cil*, das ich als Nominativ Pluralis des Maskulinums, nicht wie Appel als Singularis des Femininums fasse, sind offenbar die Schmeichler der Kokette gemeint, die zugleich die Rivalen, Verleumder und Aufpasser des Dichters waren, die *lauzenger*, die er sich in der sechsten Strophe vorgenommen hatte, nach Herzenslust zu foppen.[1]) — Nach all dem könnte die neue, angeblich bessere Freundin nur eine scherzhafte Erfindung sein, erdacht, um Frau Dous-Esgar eifersüchtig und gefügig zu machen. Wenigstens ist alles was Bernhard über jene sagt, vorzüglich auf diese berechnet. Wer im Ernste eine neue Liebschaft einfädeln will, wird sich schwerlich vornehmen, die *lauzengers* zu ärgern und wird vertrauliche Absichten überhaupt nicht an die große Glocke hängen. Wohl aber wäre unser Dichter, soweit wir ihn kennen, der richtige Mann, um sich mit einer „süßen Äuglerin" nach einigem Schmollen und scherzhaften Schmähen nur desto inniger wieder auszusöhnen.

Ob er gerade so verschmitzt war bei dem Minnewechsel, den das Lied *A! tantas bonas chansos* (Nr. 8) vorträgt? Man kann es füglich bezweifeln, wenn man den feinen Takt und die Gemessenheit der Rede betrachtet. Jedes Wörtchen ist abgewogen. Der Textkritiker hat einen schweren Stand, um aus verschiedenen Lesarten das jeweils Passende auszusuchen. Hier hat sich Appels Meisterschaft gut bewährt. Wir dürfen uns, glaube ich, in allen Punkten ihm anvertrauen und eine Nachdichtung wagen.

[1]) Über den Begriff *lauzenger* vergleiche Ed. Wechssler, Das Kulturproblem des Minnesangs, Halle 1909, I, S. 200 ff.

A! tantas bonas chansos
e tan bo vers aurai faih,
don ja no·m mezer' en plaih,
domna, si·m pesses de vos
que fossetz vas me tan dura.
aras sai qu'e·us ai perduda!
mas sivals no m'etz tolguda
en la mia forfachura.

Vers es que manhtas sazos
m'era be dih e retraih
que m'estara mal e laih
c'ames et amatz no fos.
mas lai on Amors s'atura,
er greu forsa defenduda,
si so corage no muda
si c'alhors meta sa cura.

Mas era sui tan joyos
que no·m sove del maltraih.
d'ira e d'esmai m'a traih
ab sos bels olhs amoros,
de que·m poizon 'e·m fachura,
cilh que m'a joya renduda,
c'anc pois qu'eu l'agui veguda,
non agui sen ni mezura.

Mout i fetz Amors que pros,
car tan ric joi m'a pertraih.
tot can m'avia forfaih,
val ben aquest guizerdos.
aissi·l fenis ma rancura,
que sa valors e s'ayuda
m'es a tal cocha venguda:
totz sos tortz i adrechura.

Qui ve sas belas faissos,
ab que m'a vas se atraih,
pot be saber atrazaih
que sos cors es bels e bos

e blancs sotz la vestidura
(eu no o dic mas per cuda),
que la neus, can ilh es nuda,
par vas lei brun' et escura.

Domna, si 'st fals enveyos,
que mainh bo jorn m'an estraih,
s'i metion en agaih
per saber com es de nos,
per dih d'avol gen tafura
non estetz ges esperduda:
ja per me non er saubuda
l'amors; be·n siatz segura!

Bels Vezers, un' aventura
avetz, et es ben saubuda:
qued om que·us aya veguda
de vos no fara rancura.

Chanso, vai t'en a La Mura;[1])
mo Bel Vezer me saluda.
qui c'aya valor perduda,
la sua creis e melhura.

Ach, um all die Sangeslust,
die in Liedern mir geblüht!
Hätt' mich nimmer drum gemüht,
Fraue, hätte ich gewußt,
wie Ihr spröd' mir Eure Gnade,
ja, nun weiß ich's erst, genommen!
Freilich, daß es so gekommen,
ist nicht mir zu Schuld und Schade.

---

1) Über Bel-Vezer und La Mura vgl. die Ausführungen Appels, . XLII ff. und XLVII. Zur Strophenfolge vgl. Appel, S. 54. Die Annahme, daß Bel-Vezer mit Na Dous-Esgar identisch sei, ist nicht mehr haltbar, nachdem Appel den Nachweis erbracht hat, daß Bel-Vezer eine Gönnerin des Dichters, aber keine Geliebte ist. Zweifellos handelt es sich in dem vorliegenden Liede um einen ganz anderen Fall von Minnewechsel als in Nr. 19. In Nr. 19 scheint mir der Minnewechsel fingiert, in Nr. 8 aber tatsächlich zu sein.

Manchmal schon, so lang ich's trieb,
wies man mahnend mich zurecht,
wie es töricht sei und schlecht,
lieben ohne Gegenlieb.
Aber welche Festung fiele
nicht zuletzt von Amors Streichen —
falls der Gott sich nicht erweichen
läßt und — wechselt seine Ziele.

Froh ist darum jetzt mein Mut,
und vergessen altes Leid.
Aus Verdruß und Gram befreit
hat mit holder Augen Glut,
wie mit einem Zaubertranke
mich die Eine, die mich blendet
und mir neue Freude spendet
ohne Maß und ohne Schranke.

Wer ihr schönes Antlitz schaut,
das mich zwingt in ihren Bann,
kennt ihr gleich das Ganze an,
wie's mit Ebenmaß gebaut,
wie sie weiß ist unter'm Leinen
(nur aus Ahnung kann ich's sagen:)
wollte sie nicht Kleider tragen,
müßte braun der Schnee erscheinen.

Das hat Amor brav gemacht,
daß er solch ein Glück mir schenkt.
Was er sonst mir ausgerenkt,
ist nun reichlich eingebracht,
und mein Groll von ihm gewichen;
da mit seiner Macht und Kunde
er mir half zur rechten Stunde,
hat er all' sein Schuld beglichen.

Wenn die Späher, deren Neid
mich um manches Fest gebracht,
lauernd stellten ihre Wacht
gegen unsre Heimlichkeit,

Fraue, dann soll Euch nicht stören
das Geschwatz gemeiner Leute,
glaubt mir, daß von unsrer Freude
man durch mich kein Wort wird hören. — —

Dir, mein Schön-Blick, ward's beschieden
und ein Jeder hat's erfahren,
der erschaut hat dein Gebaren:
daß du Jeden machst zufrieden.

Geh, mein Lied, nach Mura fliegen,
meinem Schön-Blick Gruß zu winken.
Andrer Leute Wert mag sinken,
doch der ihre ist gestiegen.

Die erste Strophe ist an die verlassene Geliebte gerichtet, die sechste an die neue, und die Geleitstrophe an eine Gönnerin, die mit den andern unmittelbar nichts zu schaffen hat. Wohl aber bringt der Dichter diese letztere, Bel-Vezer, in eine durchsichtige Beziehung zu der ersten, gegen die er Klage führt und deren Wert ihm gesunken ist, während gegen Bel-Vezer, deren Wert nur immer steigt, niemand zu klagen hat. Man darf annehmen, daß Bernhard, als er die Geleitverse schrieb, sich tatsächlich von der alten Liebe frei fühlte und daß die neue ihm mehr als eine bloße Erfindung war. Man darf es auch deshalb annehmen, weil die Loslösung von der alten sich hier, im Unterschied vom Liede Nr. 19, ohne Vorwurf vollzieht, ohne Trotz, ohne Schmollen. Sie erfolgt mit einer beinahe fatalistischen Gelassenheit:

mas sivals no m'etz tolguda
en la mia forfachura.

Was kann er selbst dafür, was kann es ihm schaden, da Amor es gefügt und so gewollt hat. Amor ist wie für Dante, auch für Bernhard eine Schicksalsmacht:

Però nel cerchio della sua balestra
liber arbitrio giammai non fu franco
sì che consiglio invan vi si balestra:

Ben può con nuovi spron punger lo fianco,
e qual che sia 'l piacer ch'ora n'addestra,
seguitar si convien se l'altro è stanco.

Nur daß der Fatalismus Bernhards viel heiterer und beinahe leichtfertig klingt. An die frühere Dame scheint er gar nicht mehr zu denken, indes die Liebe zur neuen ihn rasch und zündend erfaßt. Trotzdem drückt sich die neue Neigung nicht in wilden oder heißen Worten aus, sondern in einem wohlberechneten Preise körperlicher Schönheit, in lüsternen Komplimenten, die ebensogut für die Öffentlichkeit wie für die Intimität berechnet sind und die — man darf es vermuten — der früheren Dame ebenso ärgerlich wie der neuen angenehm werden wollen. Ein geradezu weiblicher Kniff. Diesmal werden die üblichen Neider und Späher nicht mutwillig herausgefordert, wie in Nr. 19; vielmehr beruhigt der schelmische Galan nur leise warnend und mit zwinkerndem Einverständnis seine Freundin über etwaige Störungen von jener Seite. So vollzieht sich dieser zweite Minnewechsel als ein Meisterstückchen gesellschaftlicher Malice, fein und klug in der Fassung, und doch so echt in der Empfindung des ganzen Vorgangs als einer völlig natürlichen und heiteren Sache.

Man sieht, so hoch immer Bernhard von der Minne als solcher denkt, so sehr er sie ins Religiöse steigert, so wenig nimmt er im gegebenen Falle einen Bruch oder eine Absage tragisch. Vielmehr rechtfertigt bei ihm gerade das Prinzip der Minne, kraft seiner Absolutheit, mancherlei Fehltritte im einzelnen. Je fester, je höher und unumschränkter die minnigliche Gesinnung im Herzen des Liebenden thront, desto mehr kann, ohne sich zu versündigen, ihr Inhaber sich erlauben. Wer so fromm und ergeben wie Bernhard und seine Nachahmer zu der Gottheit Amor steht, genießt eine Art Rechtfertigung durch den Glauben. Wie immer in der Mystik, so hat auch hier die gesteigerte Innigkeit eine lässige Praxis zur Folge. Der von der Minne Besessene ist mehr oder weniger unverantwortlich und jeder Zeit in der Lage, sich

auf Unzurechnungsfähigkeit hinauszureden. Durch leichtfertige Sophismen deutet er um was er vergangen hat und macht durch eine billige und bereitwillige Reue sich rasch wieder liebenswürdig. Diese ausschweifende Seite des Frauendienstes hat Wechssler in seinem Kapitel über „Minne und Mystik“ ganz außer Acht gelassen. Um einen Minnewechsel wie den eben besprochenen rückgängig zu machen, genügt unserem Bernhard ein Lied voll munterer Laune, gepaart mit witzigem Sophismus und einigen ostentativen Tränen. Was er mit Nr. 8 so heiter und leichthin verbrochen hatte, das leimt er, wie mir scheint, mit Nr. 42 ebenso naiv und schlau wieder zusammen. Der Zusammenhang zwischen diesen zwei Stücken ist mindestens wahrscheinlich. Beide sind an Bel-Vezer adressiert.

Wie dem auch sei, man darf annehmen, daß die neue Geliebte, nach vollzogener Schwenkung des Sängers — denn eher eine Schwenkung war es als ein Bruch — sich noch spröder erwies als die verlassene, zu der er nun reuig zurückkehrt. Wie stellt er's an, sie wieder auszusöhnen? Er beginnt (Nr. 42) merkwürdigerweise mit einem Freudenausbruch. Zu der Freude, die er ohnedem schon im Herzen hat, gesellt sich der allgemeine Freudenzauber des Frühlings, verdoppelt sie und macht sie übermächtig. Das ist nicht, wie Appel meint, ein unpoetisches Additionsexempel, sondern, im Zusammenhang des Ganzen, eine schalkische Gefühlsberechnung, wie überhaupt die Eingangsstrophe eher als ein advokatisches Exordium, nicht als spontaner Ausfluß einer Stimmung zu betrachten ist:

Can vei la flor, l'erba vert e la folha
et au lo chan dels auzels pel boschatge,
ab l'autre joi qu'eu ai en mo coratge,
dobla mos jois e nais e creis e brolha;
e no m'es vis c'om re poscha valer,
s'eras no vol amor et joi aver,
pus tot can es s'alegr' e s'esbaudeya.

Seh ich die Blum, das Laub, die grünen Wiesen
und höre ich im Wald die Vögel singen:
zur Freude, die ich so schon habe, dringen
mir Freudentriebe dann, die doppelt sprießen;
und niemand scheint mir, sei noch etwas wert,
wenn er nicht jetzt zu Lieb und Freud sich kehrt,
da alle Wesen jubelnd sich ergötzen.

Durch diese Über-Freude verfällt der Sänger in die Herrschaft Amors, der hier, Vers 11, mit Majuskel zu schreiben wäre:

c'Amors m'asalh que·m sobresenhoreya
e·m fai amar cal que·lh plass', e voler.

Im Bann der Liebe aber gilt kein Trotz, kein Stolz, kein Eigenwille

que re no vol amors qu'esser no deya!

Denn was die Liebe will, das muß geschehen.

Mit dem Stolze kanns nicht lange dauern; die wahre Liebe aber besteht. Mit solchen Grundsätzen bereitet er sich den Boden für halb spitzfindige halb scherzhafte Entschuldigungen. Der Stolzen ist er nachgelaufen und hat die Freundliche gemieden und hat sich alle Damengunst damit verscherzt und hat durch die Narrheit seines Gebarens die Freundliche gegen sich selbst ins Recht gesetzt und seine eigene Bestrafung in die Wege geleitet. All das klingt eher witzig als zerknirscht. Erst mit der sechsten Strophe legt er sich aufs Bitten, versichert erneute Ergebenheit und will nun gleich in ihr Schlafzimmer zugelassen sein. Zum Schlusse fließen gar Tränen:

L'aiga del cor, c'amdos los olhs me molha,
m'es be guirens qu'eu penet mo folatge,

Tränen, auf die er pocht wie auf ein Pfand: denn schließlich wär's ihr eigener Schaden, wenn die Herrin ihren Knecht vergehen ließe. Darin, daß der auf Gnade und Ungnade ergebene Vasall sich allerhand erlauben kann, weil er das Interesse des Herrn, dem er gehört, schließlich selbst ist, liegt

eine Ironie des mittelalterlichen Lehensrechts, die der Witz der Trobadors sich oft zu eigen macht.[1]) Mit diesem Witze schließt das Reuelied:

e conosc be, midons en pren damnatge
s'ela tan fai que perdonar no·m volha.
pois meus no sui et ilh m'a en poder,
mais pert s'ela qu'eu el meu dechazer;
per so l'er gen, s'ab son ome plaideya.

Ich weiß es wohl: es wär ihr eigner Schaden,
wenn sie Vergebung mir verweigern wollte.
Da ich nicht mein bin, sondern ganz ihr Knecht,
verliert sie mehr als ich, ergeht's mir schlecht.
Wohl ihr, wenn sie mit ihrem Lehnsmann einig!

Bernhard nimmt seinen zeitweiligen Minnewechsel weder für mehr noch weniger als er in Wirklichkeit war: kein schwarzer Verrat, sondern eine zwar leichtsinnige, aber natürliche Verirrung, eine Dummheit, insofern er gar nichts dabei gewonnen hat, ein Fehltritt im Urteil der höfischen Gesellschaft. Durch heitere Bereitwilligkeit zum Sittengesetz und Zeremoniell dieser Gesellschaft hat er ihn wieder gut gemacht.

Alles in allem steht der Dichter, durch dessen Kunst wir nunmehr den Rundgang vollendet haben, zu den Konventionen des Minnedienstes weder als Empörer, noch als Zweifler und Spötter, noch als strenggläubiger Eiferer, sondern teils als empfindsamer Schwärmer, teils als Schalk. In der Anmut, mit der er sich zwischen seinem Mystizismus und seinem Humorismus hin und herbewegt, liegt wohl das letzte Geheimnis seiner Eigenart.

---

[1]) Zu dem Rechtsausdruck *de sus del chap li ren mo gatge*, Vers 39 vgl. außer Appels Anmerkung S. 246 nun auch G. Bertoni, Riflessi di costumanze giuridiche nell' antica poesia di Provenza im Archivum Romanicum I, 1917, S. 18.

III. Bernhard und seine Kritiker.

Wir schmeicheln uns nicht, durch die vorstehenden Betrachtungen, so umständlich sie waren, unsern Dichter allseitig gekennzeichnet zu haben. Denn so rund, so geschlossen und komplex ist seine Kunst, zwischen allerlei Gegensätzen, wie subjektiv und objektiv, sentimental und naiv, romantisch und klassisch, persönlich und unpersönlich, spontan und reflexiv hält sie eine so bewegliche und schillernde Mitte, daß des Charakterisierens kein Ende werden kann. Es fehlen die Kanten, Ecken und Auswüchse, an die man, um ihr beizukommen, sich halten könnte. Andererseits wiegt ihr historischer und menschlicher Gehalt so leicht, daß, wenn man Gelehrter und Moralist von reinem Wasser wäre, sich schämen müßte, so lang und gern bei ihr zu weilen, wie uns gefallen hat. Blasse, einförmige, modehafte Erlebnisse bei reicher, in einer Fülle von Abwandlungen vollendeter Kunst: das ist ein Sachverhalt, unter dem die literarhistorische Würdigung Bernhards nicht wenig gelitten hat.

Die Form seiner Dichtung hat, kraft ihrer krystallartigen Reinheit, eine merkwürdige Täuschung erzeugt, indem sie gebrochenes Licht als farbigen Gegenstand erscheinen läßt. Eben weil sie so durchsichtig ist, beachtet man sie kaum, prüft sie nicht eigens und beschäftigt sich vorwiegend nur mit dem Inhalt der Lieder. Schon die alte Trobodorbiographie ist dieser Täuschung verfallen und hat aus lyrischen Farbenspielen ein romantisches Gesamtbild von Bernhards Liebesleben zusammengestellt, das mit seinem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit und urkundlichen Wert die Täuschung erheblich verstärken mußte.[1]) Demgemäß hat Friedrich Diez die Lieder Bernhards wesentlich biographisch behandelt und hat sich um eine illusorische Verbindung von Dichtung und Lebens-

[1]) Über den urkundlichen Wert der Trobadorbiographien handelt zusammenfassend A. Jeanroy im Archivum Romanicum I, 1917, S. 289 ff.

geschichte bemüht, die der Kritik noch heute zu schaffen macht. Für den Eigenwert der Bernhardschen Kunst bleibt dabei kaum noch ein flüchtiges Lob. „Bernhard ist ohne Zweifel einer der trefflichsten Liederdichter, die das Mittelalter hervorgebracht hat; seine Lieder atmen eine schmelzende Innigkeit der Empfindung sowie eine ganz eigentümliche Kindlichkeit des Ausdrucks; seine Strophen sind einfach und harmonisch.“[1]) Dies ist, neben den schönen Übersetzungsproben, ungefähr alles was Diez über den Künstler zu sagen weiß. Es hat genügt, um die Legende von einem kindlichen, treuherzigen, aufrichtigen und beinahe einfältigen Bernhard ins Leben zu rufen, dessen Worten der Kritiker nur ebenso einfältig zu glauben brauche.

Der Erste, der dies getan hat, war Claude Fauriel. Er meint, die Lieder Bernhards seien zwar nicht an Poesie, noch an Kraft des Gedankens und Ausdrucks, wohl aber an Anmut, an Gefühl und an unmittelbarer Bezugnahme auf wirkliche Erlebnisse das Reichhaltigste was der südfranzösische Minnesang erzeugt habe. „Bernart n'eut que faire de se feindre amoureux pour avoir des motifs de composer des chants d'amour: la nature lui avait donné un coeur des plus tendres et des plus prompts à se passionner pour la grâce ou la beauté.“[2]) In der Bewunderung für den Menschen und in der Teilnahme an seinen vermeintlichen oder mutmaßlichen Erlebnissen erblindet hier jedes ästhetische Interesse.

Es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht hellsichtig geworden. Die romantische Überschätzung der dichterischen Gehalte, Erlebnisse und Persönlichkeiten lastet wie ein Nebel auf der ganzen altprovenzalischen Lyrik und läßt keine kritische und methodische Formgeschichte dieser Kunst sich abklären. Höchstens, daß man Metrum, Reime, Singweisen und Formgattungen an und für sich behandelt und somit als Äußerlichkeiten betrachtet.

---

[1]) Diez, Leben und Werke der Troub. Zwickau 1829, S. 19 f.

[2]) Fauriel, Histoire de la poésie prov. II. Bd. Paris 1846, S. 21 und 22 f.

Kein Wunder, daß die erste Monographie über Bernhard, die Arbeit von Hans Bischoff,[1]) sich ganz auf Lebens- und Liebesgeschichte eingestellt und den Eigenwert der Dichtung über ihrem immerhin fraglichen Wert als Zeugnis und Bekenntnis vernachlässigt hat. „Wenn man Bernhards Gedichte", meint Bischoff, „nur oberflächlich durchliest, so sieht man auf den ersten Blick, daß man es hier mit einem Elemente zu tun hat, das bei den Trobadors äußerst selten begegnet, mit wahrer Empfindung. Die reizend naive Innigkeit, mit der er sich ganz seiner Geliebten zu eigen gibt, mit der er sich zu ihrem Diener stempelt, sein ganzes Glück in der Bewunderung ihrer Reize findet; die zarte Elegie, die die Canzonen durchweht, welche seine Trennung von der Geliebten entstehen ließ; die rührende Klage verlorener Hoffnung, der schwärmerische Enthusiasmus, mit dem er sich aus der Ferne seiner Geliebten zu Füssen stürzen möchte, Alles dies verleiht seinen Dichtungen den schönsten Zauber, dessen die lyrische Poesie fähig ist, den der unmittelbaren Empfindung. Da ist keinerlei Affektation, kein blosses Spiel des Geistes, da ist wirklich tiefes Fühlen."[2]) Wir wollen gewiß die Innigkeit, die Unmittelbarkeit, die Echtheit und, wenn es sein muß, auch die „Tiefe" von Bernhards Empfinden nicht bemängeln, wenn nur seine Kritiker sich drein versenkt und hineingeleuchtet hätten. Übrigens hat Bischoff, als Erster, so viel ich weiß, wenigstens „mitunter" einen „leicht scherzhaften Ton" aus Bernhard herausgehört. — Der Erste, der einen sinnlichen und wollüstigen Einschlag in Bernhards Phantasie gesehen hat, ist Carducci. Er wittert hier etwas wie antike Luft, ohne der Sache weiter nachzugehen. „Qualche volta la poesia di Bernardo diviene come caldamente fantastica, quasi respirando insieme e il vago entusiasmo e la sensualità determinata delle due razze dalla cui fusione usciva la nuova poesia, quasi prenunziando quello che di più naturale ebbe il classicismo del rinascimento e che

[1]) Biographie des Troubadours Bernhard von Ventadorn, Göttinger Dissertation, Berlin 1873.

[2]) a. a. O. S. 59 f.

di più affettivamente imaginoso il romanticismo moderno."[1]) — Tullio Ronconi, in einem ziemlich dilettantischen Vergleich der provenzalischen mit der italienischen Minnedichtung, hat, indem er den biographischen Wert der Bernhardschen Lieder aufs höchste übertrieb, doch eine neue Seite daran entdeckt: nämlich die Interessiertheit und praktische Befangenheit, das Diplomatische dieser Gefühlsergüsse: „il trovatore è solo intento a guadagnar terreno e si può seguire, momento per momento, questa guerra amorosa; perciò il poeta è rinchiuso nella breve cerchia dell' interesse diretto della sua passione."[2]) — Mit einer Betrachtung, deren Verfahren im Aufzeichnen des Sonderbaren, Hervorstechenden und „Eigentümlichen" beruht, hat A. Pätzold versucht, der Kunst unseres Meisters näher zu kommen. Aber diese Betastung und Beschreibung der Einzelheiten ohne Versenkung ins Ganze muß in demselben Maße versagen, in dem ein Kunstwerk echt und gediegen ist. Die beschreibende Methode, die den Schulmeistern als die solideste gilt, ist, wenn es darauf ankommt, die spezifisch unsolide. So hält sich denn Pätzold[3]) vorzugsweise an das Unzuverlässige, nämlich an die Beteuerungen und Versicherungen des Minnesingers und glaubt, da ihm der Spürsinn für die Seele und deren Gesinnungen und Stimmungen fehlt, den einzelnen Versen und Strophen aufs Wort. In den Klagen des Dichters über „vergebliches Harren" offenbart sich ihm „eine Leidenschaftlichkeit, wie wir sie selten bei seinen Kunstgenossen wiederfinden". „Ungezügelt" und „maßlos", meint er, breche eine tiefe Leidenschaft durch in Nr. 6, Str. VI; in 10, V; 12, V; 19, II, VII; 26, III; 29, IV, VI; 41, VII; 43, V.

---

[1]) G. Carducci, Un poeta d'amore del secolo XII in der Nuova Antologia (Januar und März 1881) und Opere, Bd. VIII, 2. Aufl. Bologna 1907, S. 416.

[2]) Ronconi, L'amore in Bern. d. V. e in Guido Cavalcanti, Propugnatore XIV, 1. Bologna 1881, S. 45.

[3]) Pätzold, Die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Trobadors, Marburger Ausgaben und Abhandlungen, Heft 95, Marburg 1897.

Maßlos sei Bernhard im Schmerz wie im Jubel; ein tiefes Gefühl ringe bei ihm unter konventioneller Decke und wolle den Schleier des höfischen Gebotes zerreißen; aber das starre Gesetz der Zeit hindere doch wieder die Entfaltung glücklicher persönlicher Anlagen. Bemerkenswert sei bei Bernhard auch die Neigung zum Volkstümlichen (!). Sie zeige sich in der „Unverhülltheit der Wünsche“, in der „Andeutung realer Verhältnisse und bestimmter Situationen“, sowie in der „Vorliebe für den verallgemeinernden und belehrenden Ton“. „Ein bedeutsamer Zug“ — und es ist in der Tat der einzige, den Pätzold nicht ganz verkannt hat — sei der „einige Male auftretende kindlich-gemütliche Humor“. Die drei vereinzelten Belege, die er dafür anzuführen weiß, hat er aber eher bei Bischoff gefunden als bei Bernhard gesucht.

Die provenzalischen Literaturgeschichten von Restori, Stimming, Suchier und Anglade begnügen sich mit der Wiederholung hergebrachter Vorurteile und Lobsprüche über Bernhards einfältiges, reines, kindliches und echtes Gemüt.

Inzwischen haben, etwa seit dem Ende der achtziger Jahre, eine Reihe von Gelehrten die Glaubwürdigkeit der alten Trobadorbiographien erschüttert und haben uns zweifeln gelehrt an Abenteuern und Erlebnissen, wie sie über Bertrand von Born, Wilhelm von Cabestaing, Jaufre Rudel, Peter Vidal, Raimund von Miraval, Raimbaud von Vaqueiras erzählt werden. Die Biographie unseres Bernhard aber hielt noch immer Stand. Im Jahre 1903 noch glaubte ein so vorsichtiger Forscher wie A. Jeanroy dem alten Biographen — mag es nun Hugo von Sain Circ oder ein Anderer sein — aufs Wort, daß Bernhard der Sohn eines Ofenheizers oder Bäckers gewesen sei und daß er durch seinen Sang sich die Liebe der Vizegräfin von Ventadorn und die Eifersucht ihres Gemahls, des Schloßherrn zugezogen habe. „Bernart de Ventadour devait être l'un des plus humbles parmi les serviteurs attachés au château dont son père chauffait le four. Il aima néanmoins la vicomtesse et fut aimé d'elle; le mari ne prit point la chose au tragique: il se borna à enfermer la dame et à expulser le galant jou-

venceau. Mais ce Ruy Blas limousin avait le don des paroles harmonieuses et tendres; et cette aventure assez banale nous a valu l'un des plus beaux cantiques d'amour qui aient jamais été chantés.“ [1]) Kein Zweifel, daß Jeanroy das Lied Nr. 12: *Be m'an perdut lai enves Ventadorn* im Auge hat, dasselbe, in dem Diez „die tiefste Wehmut walten sah“ und an dessen Zweideutigkeit doch Raimon Vidal schon Anstoß genommen hatte. Für Jeanroy ist es „une œuvre vibrante et très évidemment passionnée“, während es mit seinem scherzhaften Rücklauf sich uns als schelmische Spielerei verrät. Man beachte, daß auf diesen Rücklauf (V. Strophe) ein Geleit folgt (VI. Strophe) mit geistreichen Komplimenten und mit einem bisticcio, das, wie schon Carducci gesehen hat, unser Sänger aus der zehnten Pontus-Epistel des Ovid gelernt haben dürfte:

Naso suo profugus mittit tibi, Flacce, salutem:
mittere rem si quis, qua caret ipse, potest,

oder, wenn nicht aus dieser, aus Tristium lib. V. Elegia XIII:

Hanc tuus e Getico mittit tibi Naso salutem:
mittere rem si quis, qua caret ipse, potest.[2])

Man vergleiche:

En Proensa tramet jois e salutz
e mais de bes c'om no lor sap retraire;
e fatz esfortz, miracles e vertutz,
car eu lor man de so don non ai gaire,
qu'eu non ai joi, mas tan can m'en adutz
mos Bels Vezers e'n Fachura, mos drutz,
e'n Alvernhatz, lo senher de Belcaire.

---

1) Jeanroy, La poésie prov. du moyen âge III, Revue des deux mondes, Februar 1903 (Ve Période, LXXIIIe année), S. 674 f.

2) Auf diese zweite Stelle verweist Zingarelli, La perfezione artistica della poesia provenzale in der Nuova Antologia 1. Oktober 1904 (Bd. 197), S. 372 ff. Die Schlußverse der 3. Elegie Tristium III, an die man ebenfalls denken könnte, wird Bernhard schwerlich gekannt haben.

Wie dem auch sein mag, gerade dieses Lied, das besonders oft hat herhalten müssen, um die Unmittelbarkeit des Ausströmens leidenschaftlicher Erlebnisse in leidenschaftliche Dichtung darzutun, ist in künstlerischer Hinsicht nichts weniger als einfältig und durchsichtig.

An diesem Eckstein hat denn auch Zingarelli den Hebel angesetzt, um das Gebäude umzuwerfen, das eifrige Biographen aus dichterischem Stoffe aufgeführt hatten. Vielleicht ist er in seinem Zerstörungswerke gar zu weit gegangen, vielleicht übertreibt er, wenn er zusammenfassend über Bernhard sagt: „Chissà quanti echi di sentimenti realmente provati sono nel suo canto; ma difficilmente vi è mai, anche una volta sola, l'ispirazione immediata di una situazione vera.“ [1]) Aber es war notwendig, das Vertrauen in die kombinatorische Künstlerbiographie von Grund aus zu erschüttern, wenn eine ungestörte Betrachtung der Lieder als Kunstwerke gedeihen sollte.

Sofort erhob sich nun aber die entgegengesetzte Gefahr, nämlich die Anschauung, daß hinter all den schönen Liedern keinerlei Erlebnis stehe, daß alles nur Spiel, Fiktion und „Lüge“ sei: ein Nihilismus, der besonders von Strónski, gelegentlich seiner Forschungen über Folquet de Marseille, und von Eduard Wechssler für den Trobador als solchen (den es doch nie und nirgends gegeben hat) zur Doktrin versteinert wurde. Die Frage, ob Spiel oder Leidenschaft, Fiktion oder Wahrhaftigkeit, Scherz oder Ernst, konventionelles oder spontanes Verhalten dem Minnesang zum Grunde liegt, in Bausch und Bogen entscheiden und ein für allemal erledigen zu wollen, ist müßige Schulmeisterei. Man muß sich schon die Mühe nehmen, schrittweise vorzugehen, Lied für Lied und Dichter für Dichter ins Auge zu fassen, sich an die Texte hinzugeben, um mit allen erdenklichen Mitteln hinter das Geheimnis ihres künstlerischen und menschlichen Sinnes zu kommen. Die philologischen Vorbedingungen für eine solche wesentlich ästhetische

[1]) Zingarelli, Ricerche sulla vita e le rime di B. da V. in den Studj mediev. I, S. 393. Turin 1905.

und psychologische Untersuchung hat uns erst Appel durch seine kritische Textausgabe der Bernhardschen Lieder gesichert. Ihm verdanken wir mehr als allen sonstigen Studien über Bernhard.[1])

IV. Bernhards Quellen.

Psychologische Deutungen eines Kunstwerks, soweit sie nicht durch sich selbst überzeugen, brauchen von niemand geglaubt zu werden. Was kann ein Deutender nicht alles heraushören, das er tatsächlich nur hineinredet. Die Sicherheit, daß das Erlauschte auch wirklich vorhanden ist, bzw. sein kann, muß durch geschichtliche Forschung erbracht werden.

Als einen wesentlichen Zug an Bernhards Liedern haben wir wieder und wieder eine mädchenhafte Weichheit, einen durchgehenden Mangel an Entschluß, Willensbetätigung und Antrieb beobachtet. Einen einmaligen, entscheidenden Ablauf von Gefühlen, eine Krise, einen Durchbruch, eine Befreiung darzustellen, ist Bernhards Sache nicht. Es fehlt der Drang nach einem Ziel und darum auch der Sinn für Entwicklung und für Tragik. Alles wird chronisch und wiederholt sich. Man badet und plätschert in Gefühlen, die einen mit ihrer kreisenden, scheinbar ewigen Gegenwart einhüllen.

Diese Hingegebenheit ist aber allen Minnesingern der älteren Zeit, nicht nur unserem Bernhard eigen. Selbst ein so wilder und entschlossener Mensch wie Wilhelm, der neunte Graf von Poitou, gibt sich in dieser weibischen Art von Minne gefangen. Nur in denjenigen seiner Gedichte, die typisch unhöfisch und spielmannsartig sind, läßt er Erzählungen, Ereignisse und Entschließungen zu Worte kommen. Diese gehören der realistischen Stilart, der negativen Dichtung und der brutalen Minne zu, während der hohe Stil des höfischen Liedes — es sind bei Wilhelm die Stücke VII, VIII, IX und X —

[1]) Eine Würdigung dieser Ausgabe habe ich im Literaturblatt für german. und roman. Philologie, Mai — Juni 1917 zu geben versucht.

von Anfang an, wenn auch noch nicht so rein und klar wie bei Bernhard, den Ton der willenlosen Hingabe anschlägt.[1])

Fragt man sich, woher denn der Kanzone ihre passive, undynamische Einstellung gekommen ist, so wird man auf die naheliegende Vermutung geführt, daß sie aus dem „Frauenlied“ sich herausgebildet habe. Die alten *Carmina puellarum* oder *Chansons d'istoire*, von Spielleuten verfaßt, „die auch im Epos nur das sich hingebende Weib kennen“,[2]) zeichnen, wenigstens was die weiblichen Rollen betrifft, ein gedämpftes und gedrücktes Gefühlsleben ab und richten damit die Kunst der Minnelyrik von Anfang an auf wesentlich weibliche Stimmungen ein.

Das Übrige mag die höfische Sitte gebracht haben. Sie legt dem Ritter die gesellschaftliche Pflicht einer ähnlichen Zurückhaltung und Hingabe auf, wie sie ursprünglich dem Mädchen und der Frau zukam. In der Gesellschaft hat man die Rollen vertauscht, in der Lyrik ist der Grundton geblieben: der Ton des Beharrens, Schwelgens, Schaukelns, des zähen und willenlosen Verweilens in einem einzigen Gefühl. Wo sollte sich auch sonst das Spiel der Schwärmerei und Sentimentalität geschult haben, wenn nicht am „Frauenlied“?

Ein einziges Beispiel aus den von Bartsch gesammelten Romanzen mag genügen, um zu zeigen, wie ein nordfranzösischer Spielmann, wahrscheinlich noch ohne den provenzalischen Minnesang zu kennen, in einem Frauenlied schon all die zarten Töne findet, die uns aus Bernhard vertraut sind: das Harren und Schmachten aus der Ferne, die Klage gegen die Lauscher, die träumerische Wollust und zerebrale Sinnlichkeit, die religiöse Betontheit der Gefühle. Den erzählenden Teil der Romanze, der durch Reimwechsel abgegliedert ist, brauche ich nicht wiederzugeben.

---

[1]) Auf einige Reste zynischer und derber Art bei Wilhelm habe ich hingewiesen in einer kleinen Untersuchung „Die Kunst des ältesten Trobadors“ in der Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis. Triest 1910, S. 419 ff.

[2]) G. Gröber, Grundriß II, S. 475 f.

1. Oriolanz en haut solier
sospirant prist a lermoier
et regrate son dru Helier:
„amis, trop vos font esloignier
de moi felon et losengier.
Deus, tant par vient sa joie lente
a celui cui ele atalente.

2. Amis, bels douz amis Helier,
qant me membre de l'embracier,
de l'acoler et dou baisier,
dou dolz parlemant senz noisier,
coment me puis vivre lassier!
Deus, tant par vient sa joie lente
a celui cui ele atalente.

4. Amis, la nuit en mon couchier
en dormant vos cuit embracier.
et qant g'i fail au resveillier,
nule riens ne m'i puet aidier.
lors me reprent au souhaidier.
Deus . . . usw.

5. Amis, or voil a Deu proier,
s'il me doit jamais conseillier,
que je vos voie senz targier.
mais a ceu vient plus d'encombrier,
dont on a plus grant desirrier."
Deus . . . usw.[1])

Nachdem der Spielmann erzählt hat, wie Heliers auf die Klage seiner Oriolanz hin stracks zum Stelldichein reitet und die Freundin liebkost, macht er für seine Person sich die Gefühle und das Glück der Liebenden sympathetisch zu eigen, als ob er uns den Weg weisen wollte, den die Kunstlyrik vom Frauenlied zur Minnekanzone gegangen ist. Die Schlußstrophe lautet:

[1]) K. Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Leipzig 1870, I, Nr. 10, S. 14 f.

Ne sai que plus vos en devis.
ensi avengne a toz amis!
et je, qui ceste chancon fis
sor la rive de mer pansis,
comanz a Deu bele Aelis.
Deus, tant par vient sa joie lente
a celui cui ele atalente.

„Hier entsteht der Eindruck“, sagt Gustav Gröber, „als wären Versuche gemacht worden, von der objektiven *Chanson d'istoire* zum subjektiven Minnelied zu gelangen, die in eine Zeit fallen könnten, wo die provenzalische Minnedichtung in Nordfrankreich noch nicht in Aufnahme gekommen war“.[1])

Ein anderes nordfranzösisches Frauenlied, das noch kunstloser ist, noch älter sein dürfte und vermutlich der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, der Sehnsuchtsgesang der schönen Yzabel[2]) schlägt mit seinem Refrain ein echt Bernhardsches Motiv an:

E amis!
por medissans seus fors de mon pais.

Selbstverständlich hat Bernhard nicht eigenhändig aus so volkstümlichen Quellen geschöpft. Unsere Betrachtungen haben, glaube ich, gezeigt, wie weit er sich in Metrum und Stil von der Volkskunst entfernt. Er muß Vorgänger und Lehrmeister gehabt haben, die ihm Formen und Motive kunstmäßig oder gar schulmäßig zubereiteten und übermittelten. Zählt er sich ja selbst zu der „Schule des Herrn Eble“, eines Trobadors, von dem uns leider keine einzige Strophe erhalten ist. Daß diese *escola n'Eblo,* wie Appel meint,[3]) eine literarische Richtung bezeichnet, die derjenigen des Marcabru feindlich gegenüberstand, ist mir höchst zweifelhaft. Jedenfalls reicht der überlieferte Bestand an Trobadorliedern der älteren Zeit ent-

[1]) Grundriß II, S. 666.
[2]) Bartsch, a. a. O. I, Nr. 4, S. 7.
[3]) Bernhard-Ausgabe, S. XXIV und XXXII und LXIV ff.

fernt nicht aus, um einen sicheren Beweis dafür zu erbringen.[1]) Bernhards Bildung muß wesentlich höfisch gewesen sein; wenigstens bewegen seine Lieder sich in einer abgeschlossenen Welt von Konventionen und Spielregeln des Minnewesens, wie ein Einzelner sie schlechthin nicht aufbauen kann. Eine ganze Gesellschaftsklasse muß mehrere Geschlechter hindurch daran gearbeitet haben.

Nichts liegt nun Bernhard ferner als solche Sitten und Regeln verändern, verbessern, verstärken oder erschüttern und durchbrechen zu wollen. Weder als Reformator noch als Polemiker steht er zum Dogma des Frauendienstes, sondern wesentlich als gläubiger Anhänger, teils mit mystischer Schwärmerei, teils mit humorvoller Laune sich hingebend und fügend.

Ähnliche Liebesspiele gesellig-literarischer Art sind lange vor den provenzalischen Trobadors in der alexandrinischen und dann wieder in der römischen Liebes-Elegie getrieben worden. Manches, was sich zur Kennzeichnung dieser letzteren sagen läßt, paßt beinah wörtlich auf den südfranzösischen Minnesang, so z. B. die folgenden Sätze aus Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung[2]): „Die Geschichte seines Herzens gestaltet der elegische Dichter mit künstlerischer Freiheit, die einzelnen Momente derselben sind nicht nach der Zeitfolge geordnet, sondern nach poetischen Gesichtspunkten durcheinandergemischt. Widersprüche, Ungenauigkeiten, Verschleierungen aller Art breiten einen gewissen Nebel über den Zusammenhang. Das einzelne Gedicht oder die besondere Gruppe soll für sich wirken; die Fäden, welche Getrenntes verbinden, sind oft locker und nachlässig geschlungen. Auch die, wenn gleich durchsichtige Verwandlung des Namens der Geliebten

---

[1]) Aus Marcabru 31, Vers 73—81 geht lediglich hervor, daß Herr Eblo in einem seiner Lieder (*troba*) gegen die Minne geschmäht hatte; in anderen *trobas* wird er sie wohl wieder verherrlicht haben. Im übrigen vgl. meine Besprechung im Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1917, Sp. 185 f.

[2]) Otto Ribbeck, Gesch. der röm. Dichtung II, 2. Aufl. Stuttgart 1900, S. 181.

ist darauf berechnet, ihre Person und das Verhältnis mit ihr in die Sphäre des Idealen zu entrücken.“ Bei den Trobadors sind die Decknamen weniger durchsichtig und dienen, der strengeren Sitte gemäß, eben so sehr zur Verheimlichung wie zur Idealisierung.

Im übrigen sind die Ähnlichkeiten zwischen der römischen Liebeselegie und der provenzalischen Kanzone groß genug, um uns die Frage aufzunötigen, ob sie rein zufällig entstanden oder nicht doch durch geschichtliche Zusammenhänge irgendwie bestimmt sind.

Auf Ovid als Vermittler ist schon vielfach hingewiesen worden.[1]) Durch neuere Forschungen darf es als gesichert gelten, daß die sämtlichen Liebesdichtungen Ovids, nämlich die Elegien (Amores), die Heroides, die Epistulae, die Ars amatoria und die Remedia amoris als ein handschriftlich zusammenhängendes Corpus ins Mittelalter eingetreten sind. Das treueste Abbild davon ist eine mit Bestimmtheit erkennbare Handschriftengruppe,[2]) die durch eine Reihe innerer und äußerer Merkmale (lautliche Eigenheiten, westgotische Schrift u. dgl.) unzweideutig auf Spanien als Entstehungsort hinweist. Von Spanien aus hat die Überlieferung sich ohne viele Mittelglieder nach Frankreich und, wie es scheint, vor allem nach Südfrankreich verbreitet. Die Klöster in der Nähe von Lyon weisen im 10. Jahrhundert mehrfache Beziehungen zu spanischen Handschriften und zu westgotischer Schrift auf. In den Bücherverzeichnissen französischer Klöster, soweit wir sie kennen, tritt Ovid freilich erst im 12. Jahrhundert hervor und zwar besonders in Rouen, in Béziers und in Cluny. Ein im Jahre 1162 aufgestelltes Verzeichnis des *in ecclesia Sancti Aphrodisii et in potestate Gulielmi Durantii, sacristae eiusdem ecclesiae* befindlichen Bücherschatzes in Béziers weist als

---

[1]) Leider ist die Arbeit von Wilibald Schrötter, Ovid und die Troubadours, Halle 1908, ziemlich unkritisch und schülerhaft.

[2]) Mit *o* bezeichnet von Sigm. Tafel, Die Überlieferungsgeschichte von Ovids Carmina amatoria, Münchener Diss., Tübingen **1910**, dessen Ergebnisse ich hier vortrage.

29. Nummer die Heroiden (*Ovidii epistolarum amatoriarum liber unus*) und als 37. die Elegien auf: *Ovidius sine titulo.*[1]) Dieselben Bücher besaß eine andere nicht mehr zu identifizierende französische Bibliothek des 12. Jahrhunderts.[2]) In dem unter dem Abt Hugues III (1158—61) aufgestellten Bücherverzeichnis von Cluny finden sich unter den Nummern 487, 534 und 545 von Ovid die Metamorphosen, die Pontusepisteln, die Ars amatoria und die Remedia amoris.[3]) Schwerlich werden dies die einzigen Ovid-Ausgaben gewesen sein, über die man an den blühenden Bildungsstätten in Südfrankreich verfügte. — Dazu kommen die Florilegien, die kaum in einer Lateinschule jener Zeit gefehlt haben und in denen Ovid einen bevorzugten Platz einnahm. Besonders die sentenzenreichsten Teile seiner Liebesdichtung, die Ars und die Remedia pflegte man für Florilegien und Grammatiken auszubeuten, während die Elegien in Handschriften, die dem Schulgebrauch dienten, verhältnismäßig selten blieben. Die Florilegien freilich zertrümmern die künstlerische Einheit, geben nur Glanzstellen, sei es moralischer, sei es ästhetischer Art, zum besten und lassen, vor lauter Blüten, den Baum nicht mehr erkennen, der diese getrieben hat. Wir sind noch weit entfernt, die große Rolle, die bei der Vermittlung zwischen antiker und mittelalterlicher Dichtung die Masse der Florilegien gespielt hat, allseitig würdigen zu können. Es bedarf hier noch eingehender Forschungen. Daß die Florilegien aber dem künstlerischen Verständnis der Antike, dem Geschmack an klassischer Rundung der Form, dem Sinn für Komposition und einheitlichen Bau eines Gedichtes eher hinderlich als förderlich waren, liegt auf der Hand. Die Florilegien haben den mittelalterlichen Dichter zur centonenhaften Kompositionsweise, zum Flickwerk geradezu ermuntert und angehalten.

---

[1]) Mit der Bezeichnung *Ovidius sine titulo* sind in den mittelalterlichen Bücherverzeichnissen stets die Liebeselegien des Dichters gemeint. Den Nachweis zum Obigen bei Léop. Delisle, Le Cabinet des Ms. de la biblioth. nat., II. Bd. Paris 1874, S. 504 f.

[2]) Delisle a. a. O., II, S. 508. [3]) Ebenda, S. 478 ff.

Multa iuvant collecta simul mentesque saginant
et vario confert flosculus iste modo

lautet der denkwürdige Grundsatz eines wenig denkwürdigen Franziskaners des 13. Jahrhunderts, der aus lauter Memorierversen und Schulfloskeln in einem Minoritenkloster zu Mantua ein lateinisches Lehrgedicht, einen Anticerberus zusammengestoppelt hat.[1]) Die Trobadors waren zwar nicht so geschmacklos wie jener halbgelehrte Eiferer; aber das leidige Hilfsmittel des Florilegiums hat auch sie verhindert, zur antiken Kunst, insbesondere zu ihrem beliebten Meister Ovid ein tieferes Verhältnis zu gewinnen. Diese Beobachtung läßt sich bequem z. B. an den Liedern des Folquet von Marseille machen. An lateinischer Belesenheit dürfte dieser kunstfertige Trobador und spätere Bischof unserem Bernhard zum wenigsten ebenbürtig gewesen sein. In seinen neunzehn Kanzonen hat man zwölf Zitate beziehungsweise Reminiszenzen aus Ovid, zwölf aus den Sentenzen des Publilius Syrus, acht aus Seneca usw. erhaschen können. Kein Zweifel, daß er das Meiste, jedenfalls aber den Publilius Syrus aus Florilegien kennen gelernt hat. Den Ovid aber, dessen Dichtungen er sehr wohl im Zusammenhange hat lesen und genießen können, auch den Ovid betrachtet und benützt er lediglich als wärs ein Florilegium; ähnlich wie der Gardeleutnant der Fliegenden Blätter in Goethe den Menschen sieht, „der so viel für die Abreiß-Kalender geschrieben hat“. Der polnische Gelehrte Strónski, der Folquets Belesenheit nachgegangen ist, faßt seinen Eindruck zusammen in die Worte: „Mais, au fond, cette influence des auteurs classiques sur notre troubadour à quoi se réduit-elle? Est-ce leur art qui l'a intéressé? Est-ce leur sentiment du beau et leur conception de la vie et de l'âme humaine qu'il a su pénétrer pour les faire revivre dans ses poésies? Nullement. Il se contente de s'emparer d'un certain nombre d'aphorismes tirés de leurs oeuvres. En cela il est bien l'enfant de son époque, du moyen-âge éclairé et scolastique, qui

[1]) Francesco Novati, Attraverso il medio evo. Bari 1905, S. 87.

ne comprenait pas l'antique et qui ne savait s'en servir que d'une façon très superficielle, très extérieure."[1])

Für Folquet und für den Durchschnitt aller Trobadors mag dieses Urteil in Bausch und Bogen richtig sein und Geltung behalten. Unser Bernhard aber, scheint mir, macht eine kleine, leise, schwer zu bestimmende Ausnahme, eine Ausnahme, die vielleicht gar keine literar-historischen Folgen gehabt hat — man müßte der Sache erst nachspüren —, die aber ihre feine seelische und künstlerische Bedeutung behält. Gerade das Feinste verduftet im Strom der Entwicklung und verliert sich im Gewühle der Nachahmer. Jene stille versteckte Heiterkeit, jene humoristische Leichtigkeit und Beweglichkeit, die wir bei Bernhard nicht bloß in gelegentlichen Ausbrüchen, sondern als durchgehenden und bleibenden Grundzug entdeckt und nachgewiesen zu haben uns schmeicheln, hat etwas Antikes und beinahe Griechisches. Mehr als an Ovid erinnert sie an Catull, Properz und Tibull, die wenigstens innerlich den griechischen Vorbildern noch näher stehen.

Catull war freilich ganz und gar verschollen im Mittelalter. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß Bernhard auch nur einen Vers von ihm zu sehen bekam. Von Properz könnte ihm im besten Fall ein vereinzelter Spruch in irgend einem Florilegium zu Händen gekommen sein,[2]) etwa:

Errat qui finem vesani quaerit amoris:
verus amor nullum novit habere modum (II, 15, v. 30),

dessen er sich erinnern konnte, als er schrieb:

car, qui en amor quer sen,
cel non a sen ni mezura (Nr. 16, v. 31 f.),

---

[1]) Stanislaw Strónski, Le troub. Folquet de Marseille. Krakau 1910, S. 80.

[2]) Über das Fortleben der römischen Elegiker im mittelalterlichen Frankreich siehe M. Manitius, Philologisches aus alten Bibliothekskatalogen im Rheinischen Museum, N. F. Bd. 47, Ergänzungsheft. Frankfurt 1892, bes. S. 31.

oder: tu tamen interea, quamvis te diligat illa,
in tacito cohibe gaudia clausa sinu:
namque in amore suo semper sua maxima cuique
nescio quo pacto verba nocere solent (II, 25, v. 29 ff.),

woran er bei der 3. Strophe seines Liedes *Ab joi mou lo vers* wieder denken konnte.

Jedoch neben den Sprüchen und Lehren, deren Allgemeinheit nichts oder wenig beweist, hat Properz auch seine Launen und Einfälle, seine Anwandlungen: z. B. die Verachtung des Reichtums im Liebesglück:

quae (Venus) mihi dum placata aderit, non ulla verebor
regna vel Alcinoi munera despicere (I, 14, v. 23 f.).

Vergleiche dazu: Car en loc de sa ricor
no volh aver Pisa (Nr. 44, v. 23 f.),

eine Wendung, die Bernhard freilich nicht gerade im Properz zu lesen brauchte, denn sie ist dem volkstümlichen Liebeslied im ganzen Abendlande eigen.[1]) In der Tat, diese und ähnliche Züge lassen nicht auf unmittelbare Berührung, wohl aber auf eine Art poetischer Urverwandtschaft schließen. Hieher gehört wohl auch das scherzhafte Motiv der Spröden, die sich im Greisenalter unter Amors Joch wird fügen müssen:

at tu etiam iuvenem odisti me, perfida, cum sis
ipsa anus haud longa curva futura die.
quin ego deminuo curam, quod saepe Cupido
huic malus esse solet cui bonus ante fuit (II, 18, v. 19 ff.).

Anders und doch ähnlich wendet es Bernhard in Nr. 28:

Pois fom amdui efan,
l'am ades e la blan;
e·s vai mos jois doblan
a chascu jorn del an.

---

[1]) Vgl. z. B. A. D' Ancona, La poesia popolare italiana, 2. Aufl. Livorno 1906, S. 246 ff.

e si no·m fai enan
amor e bel semblan,
cant er velha, ·m deman
que l'aya bo talan.

Der Wunsch sich als Vöglein zu der Liebsten zu schwingen ist den antiken Elegikern, unserem Trobador und dem Volkslied in gleicher Weise vertraut.

Merkwürdig ist es, wie erst die Lektüre von Catull, Properz, Tibull und Ovid so recht erkennen läßt, wie viel bei Bernhard an uralten Motiven weiterlebt und durch eine bodenständige Verwandtschaft ihn mit der heidnischen Liebesdichtung verknüpft. Solange wir nur das Formale an Bernhard ins Auge faßten: sein Metrum, seinen Stil, seine Kompositionsweise, die Verläufe seiner Gefühle: da war so gut wie nichts von volkstümlicher Kunstart an ihm zu spüren. Jetzt aber, unter dem Lichte der antiken Elegie, enthüllen sich eine Reihe von einzelnen Gedanken, Vergleichen, Bildern als gewöhnliches und gemeines literarisches Gut. Es sind poetische Zierstücke und Kurzwaaren wie „das Schifflein auf der Welle“ (Nr. 44, v. 40), „das Fischlein am Angelhaken“ (Nr. 12, v. 8 f.), „die Tränen auf dem Brief“ (Nr. 6, v. 49 f.). Sie gehören der gelehrten so gut wie der volkstümlichen Überlieferung an und lassen sich teils bei Tibull teils bei Ovid so gut belegen wie in Volksliedern aller Länder und Zeiten. Es ist nicht auszumachen, wo Bernhard sie her hat; vielleicht aus keinerlei Poesie; vielleicht hat er aus dem dichterischen Flugsand, der durch die Sprache des Alltags stäubt, sich derlei Bilder und Metaphern selbst gestaltet.

Da er ganz frei zu zitieren bzw. zu übersetzen pflegt, da er gar nicht „papieren“ ist, so kommt man selten bei ihm zu einer „Lesefrucht“ von einwandfreier Sicherheit. Man erinnert sich, was er aus dem Ovidischen Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo gemacht hat:

qu'eu ai be trobat legen
que gota d'aiga que chai,

fer en un loc tan soven,
tro chava la peira dura (Nr. 16, v. 38).

Man muß sich fragen, ob hier wirklich Ovid, Ex Ponto IV, 10, 5 zitiert ist, oder nicht vielmehr Ars amat. I, 475:

quid magis est saxo durum, quid mollius unda?
dura tamen molli saxa cavuntur aqua,

oder am Ende nicht gar Tibull I, 4, 17:

longa dies homini docuit parere leones,
longa dies molli saxa peredit aqua.[1])

Die gelehrte Erinnerung an die Achilles- bzw. Peleuslanze hat Bernhard so ganz sich zu eigen gemacht (Nr. 1, 6. Strophe), daß niemand mehr entscheiden kann, ob er sie, wie Paget Toynbee meint,[2]) aus den Remedia amoris v. 47, oder, wie Appel meint, aus Hygin, Fabel CI, oder, was man auch noch in Betracht ziehen könnte, aus den Tristien I, 1, 100 und II, 1, 20 genommen hat, oder aus einem mittelalterlichen Kommentar zu allen diesen Stellen. — Nicht einmal das Bibelwort, auf das uns Bernhard hinweist mit den Versen:

que so mostra l'escriptura:
causa de bon'aventura
val us sols jorns mais de cen (Nr. 30, v. 40 ff.)

ist mit Sicherheit wieder zu erkennen. Hat man, wie Suchier meint, an den 83. Psalm zu denken: *quia melior est dies una in atriis tuis super milia*? Oder nicht vielmehr an Ezechiel IV und 4. Buch Mose XIV, wo Sünde und Rache in der Weise verrechnet werden, daß ein Tag für ein Jahr gilt: *Et tu dormies super latus tuum sinistrum, et pones iniquitates domus Israel super eo numero dierum, quibus dormies super illud* und

[1]) Die Möglichkeit eines Tibull-Zitates ist um so weniger von der Hand zu weisen, als diese Verse in dem berühmten Florilegium (Paris. lat. no. 7647) stehen. Siehe Meyncke, Die Pariser Tibull-Excerpte im Rhein. Museum 25 (1870), S. 369 ff.

[2]) P. Toynbee, Dante Studies and Researches. London 1902, S. 137 ff.

diem pro anno, diem inquam, pro anno dedi tibi? Dies wäre nun freilich nicht *causa de bon'aventura*, sondern *causa de mal'aventura* gerechnet, und das ganze Zitat, oder vielmehr das vorausgehende Wort: *ades n'aura pietat* wäre dann scherzhaft gemeint. Mitleid wird die Liebste haben so wie der rächende Gott, der da gesagt hat: *annus pro die imputabitur.* Daß im Geiste des Liedes und in Bernhards Charakter eine derartige Schelmerei nicht überraschend wäre, bedarf wohl keines besonderen Beweises mehr.[1])

Wer will einen so munteren Geist, der seine Anleihen im Fluge macht, überwachen? Flüchtig wie er selbst ist, fliegen, wer weiß woher, auch ihm die Einfälle und Motive zu. Wenn er sein berühmtes Lied *Non es meravelha s'eu chan* beschließt mit dem Scherzwort:

ors ni leos non etz vos ges,
que·m aucizatz, s'a vos me ren,

was klingt hier an? Der Vers des Tibull

nec te conceptam saeva leaena tulit (III, 4, 90)?

oder Ovids Metamorphosen IX, 612 ff.

neque enim de tigride natus;
nec rigidas silices, solidumve in pectore ferrum,
aut adamanta gerit: nec lac bibit ille leaenae . . .?

oder eine volkstümliche uralte Beschwörungsformel gegen hartherzige Menschen, wie sie seit den Tagen Homers (Ilias XVI, 33) an den Ufern des Mittelmeeres zu hören war?

---

[1]) Scherzhaft ist ja auch in demselben Lied die vorausgehende Drohung gemeint:

mas si'n breu tems no·s melhura,
vengut er al partimen.

Im Folgenden wird dann durch das scherzhafte Bibelzitat angedeutet, daß die Liebste mitleidlos bleibt, also sich tatsächlich nicht bessert, und nun erst bekäme die 7. Strophe ihren überraschenden und richtigen Sinn: der Dichter kann sich doch nicht von ihr trennen und huldigt ihr *si tot no s'es cochada.* — Freilich ist von Vers 40 bis 46 der Sinn mir nicht ganz klar und sicher geworden.

Wenn er den Spiegel verflucht, in dem seine Liebste die Macht ihrer Schönheit erkennt:

be deuri' aucire,
qui anc fetz mirador,
can be m'o cossire,
no·n ai guerrer peyor.
ja·l jorn qu'ela·s mire
ni pens de sa valor,
no serai jauzire
de leis ni de s'amor (Nr. 25, 41 ff.),

ist eine Erinnerung an Ovid, Amores II, 17, 8 ff. dabei im Spiele:

me miserum! cur est tam bene nota sibi?
scilicet a speculi sumuntur imagine fastus usw.?

oder ist es ein kindlicher Einfall? Gerade die naivesten, frischesten Scherze Bernhards sind aus der antiken Liebeselegie am leichtesten zu belegen. Wenn er prahlt:

Anar posc ses vestidura,
nutz en ma chamiza,
car fin amors m'asegura
de la freja biza (Nr. 44, 13 ff.),

so steht ihm Tibull zur Seite und singt:

Quisquis amore tenetur, eat tutusque sacerque
qualibet: insidias non timuisse decet.
Non mihi pigra nocent hibernae frigora noctis,
non mihi, cum multa decidit imber aqua (I, 2, 27 ff.).

Klingt es nicht wie ein Einfall des Augenblicks, wie ein Volkswitz, wenn Bernhard in der Tenzone mit Peire den Wunsch äußert, es möchte die Rolle des Bittens und Werbens nun auch einmal den Frauen angewiesen werden?

Peire, si fos dos ans o tres
lo segles faihz al meu plazer,
de domnas vos dic eu lo ver:
non foran mais preyadas ges,

ans sostengran tan greu pena
qu'elas nos feiran tan d'onor
c'ans nos prejaran que nos lor (Nr. 2, IV).

Aber Ovid hatte den Einfall auch schon gehabt:

Conveniat maribus, ne quam nos ante rogemus:
femina iam partes victa rogantis agat (Ars amat. I, 277 f.).

Ovid, der in seiner Ars amatoria sozusagen das Minnerecht der antiken Liebeselegie kodifiziert, lehrt auch:

Ergo, ut periuras merito periuria fallunt,
exemplo doleat femina lusa suo (I, 657 f.),

und Bernhard handelt so flink danach, daß man glauben muß, er tut's aus naivstem Bedürfnis und nicht nach der Vorschrift:

Truans volh esser per s'amor,
e cove c'ab leis aprenda . . .
oimais segrai son uzatge:
de cui que·m volha, serai drutz (Nr. 19, 17 f. u. 13 f.).

Wenn Bernhard aus der Überzeugung heraus, daß gar zu große Ergebenheit ihm bei seiner Herrin nur schaden kann, sich in dem 29. Liede widerspenstig und treulos stellt und scherzweise nach dem Erfahrungssatze handelt:

car cel sec Amors que·s n'esdui
e cel l'enchaussa qu'ela fui (29, 45),

so verhält er als Mann sich seiner Herrin gegenüber etwa so, wie Ovid von der Liebsten es haben möchte:

Si qua volet regnare diu; deludat amantem.
(Hei mihi! quod monitis torqueor ipse meis!)
Cuilibet eveniat, nocet indulgentia nobis.
Quod sequitur, fugio: quod fugit, usque sequor.
(Amores II, 19, 33 ff.)

Die Rollen sind vertauscht, aber die Tonart und der Scherz sind geblieben. Ähnlich wird manch heiteres Spiel, das Ovid in den Remedia zur Entkräftung der Liebe zu betreiben

rät, von Bernhard zu deren Steigerung und Nahrung gebraucht: so die fingierte Schmähung (Rem. 315 ff.), die fingierte Abkehr zu einer Nebenbuhlerin (ebenda 442 ff.), die fingierte Fröhlichkeit im Schmerz (ebenda 493 ff.) und was dergleichen mehr ist. Ich wüßte keine Schelmerei, keine Finte bei Bernhard, zu der nicht Ovid die Anleitung gegeben hätte. Nur daß eben Bernhard all diese Künste nach eigenem Bedürfnis und, was noch mehr heißen will, nach eigener Laune übt. Die beinahe weibische Laune, die schwärmerische Verlorenheit, die krankhafte Spontaneität, mit der Bernhard die neckischen Irrwege der antiken Liebeselegien wandelt, macht ihn, diesen Antiken gegenüber, völlig originell. Manchmal empfindet er mit der Unschuld eines Verzückten ganz einfach und tief, was jene mit naiven Schlauheiten und Umständlichkeiten sich ausgedacht haben. Man denke an das 26. Lied, Strophe V! Die Quelle erscheint dann als etwas Gemachtes und deren Benützung als das Ursprüngliche. So verhält es sich besonders bei dem Motiv der Liebsten in der Ferne. Der antike Elegiker malt sich Zug für Zug, mit körperlicher Gegenständlichkeit den Aufenthalt und das Gebaren der entfernten Freundin aus, und über der Arbeit an dem lieblichen Bild faßt ihn der Ärger oder der Schmerz, daß er nicht selbst dabei sein darf. So Tibull in seiner launigen Elegie: Rura meam, Cornute, tenent villaeque puellam (II, 3). Der Trobador dagegen, visionär von Hause aus, verschmäht die bildhafte Ausarbeitung. Was soll ihm das *εἰδύλλιον*, trägt er doch immer, bei seinem Wandern in die Ferne, das tiefempfundene Bild, das *εἶδος* der Liebsten selbst, im Herzen. Wo der antike Künstler sich schauend, spähend und malend ergötzt und betrübt, da gibt der Trobador sich lediglich hin. Seelisch und lyrisch verhält sich dieser, dem das Ferne eine unmittelbare Gegenwart in der Empfindung ist, viel inniger und ursprünglicher als jener, der erst alles sinnlich machen muß, bevor ihm aus dem Anschauen das Empfinden quillt. Historisch und literarisch aber hat der zweite den Vortritt und erscheint der Elegiker als der Vorläufer des Trobadors.

Wer diesen Sachverhalt sich zu Gemüte führt, dem kann wohl die Vermutung kommen (und nachträglich meine ich fast, sie muß einem kommen), die Vermutung, daß die berühmte *amor de loing* des Jaufre Rudel durch einige Verse aus Ovid veranlaßt ist. „Veranlaßt“ will nicht heißen: seelisch verursacht, aber literarisch ausgelöst. Unter den Heroiden des Ovid war im Mittelalter wohl das bekannteste und beliebteste Stück der Brief des Paris an Helena. Um die Schöne zu gewinnen, erzählt der schlaue Verführer mancherlei Wunder, vor allem, daß Helena ihm zugesprochen sei durch Venus und daß durch Gottheit und Schicksal die Liebe zu ihr ihm eingepflanzt und bestimmt worden sei, bevor er sie sah:

Namque ego divino monitu, ne nescia pecces,
  advehor: et coepto non leve numen abest.
Praemia magna quidem, sed non indebita, posco;
  pollicita est thalamo te Cytherea meo.
Hac duce Sigeo dubias a littore feci
  longa Phereclea per freta puppe vias.
. . . .
  . . . .
Attulimus flammas, non hic invenimus illas;
  hae mihi tam longae caussa fuere viae.
Nam neque tristis hiems, neque nos huc appulit error.
  Taenaris est classi terra petita meae.
Nec me crede fretum merces portante carina
  findere. Quas habeo, Dî tueantur opes.
Nec venio Graias, veluti spectator, ad urbes.
  Oppida sunt regni divitiora mei.
Te peto, quam lecto pepigit Venus aurea nostro.
  Te prius optavi, quam mihi nota fores.
Ante tuos animo vidi, quam lumine, vultus:
  Prima fuit vultus nuntia fama tui.
Nec tamen est mirum, si, sicut oportuit, arcu
  missilibus telis eminus ictus, amo.

(Heroid. XVI, 17 ff.)

So dürfte uns denn Jaufre Rudel als ein christlicher und mittelalterlicher Paris gelten, der halb scherzend halb schmachtend, galant und mit religiösem Gefühlston, seine ungenannte Dame als eine neue Helena umwirbt. Vielleicht hat er sich nicht entgehen lassen, ihr gesprächsweise oder in einer *razo* oder in einem Lied geradezu das Kompliment zu machen, daß sie seine Helena sei und daß er deshalb ihr Paris möchte werden, etwa so wie Herr Friederich von Hausen, der gelehrige Schüler der Provenzalen und Nachahmer unseres Bernhard getan hat in dem Liede:

Ich muoz von schulden sîn unfrô,
sît si jach dô ich bî ir was,
ich möhte heizen Enêas,
und solte ab des wol sicher sîn,
  sie wurde niemer mîn Tîdô.
wie sprach si sô?[1])

Wer weiß, ob es nicht provenzalische Sitte war, sich im höfischen Minnewesen die Rollen berühmter Romanfiguren wie Aeneas, Paris, Tristan beizulegen oder von der Dame sie sich zuweisen zu lassen. Daß man sich zu mindesten mit ihnen verglichen hat, liegt auf der Hand. Auch unser Bernhard hat es getan:

Miralhs, pus me mirei en te,
m'an mort li sospir de preon,
c'aissi·m perdei com perdet se
lo bels Narcisus en la fon.

Ovid wird nicht anders behandelt wie irgend ein Tristan-Roman oder eine Romanze oder eine chanson d'istoire. Der Trobador übernimmt oder escamotiert die Rolle einer epischen Gestalt und macht sich deren Gefühle zu eigen. Ein Deutscher, der Trobador und Epiker zugleich war, Heinrich von Veldegge singt:

Tristrant muoste sunder danc
staete sîn der küneginne,

[1]) Vgl. auch Carm. Bur. 105: Si tu esses Helena, vellem esse Paris.

wand in poisûn dar zuo twanc,
mêre dan diu kraft der minne.
des sol mir diu guote danc
wizzen, daz ich niene gedranc
alsulhen wîn, und ich si minne
baz dann er, und mac daz sîn.

Zu dieser Stelle bemerkt Richard M. Meyer[1]): „Es tritt ein, was man in literarischen Entstehungszeiten oft beobachten kann, was z. B. in der Wertherzeit häufig war: eine Anpassung der Lebenden an die epischen Gestalten. Der Roman will Wahrheit werden. Deshalb bemächtigt er sich der Leser." — Das Geheimnis des Jaufre Rudel, um das so viele Dichter und Philologen der Neuzeit sich gemüht haben, wäre also dadurch entstanden, daß der verzückte Trobador sich vom Ovidschen Helena-Roman hätte ganz verschlingen lassen, bzw. daß umgekehrt dieser Roman mit all seinem objektiven Beiwerk versunken wäre in Rudels Seele, so daß vom Thema nur das Subjektive noch: die reine Lyrik sehnsüchtiger Spielerei geblieben und auf uns gekommen ist. Ein sicherer Beweis ist nicht zu liefern, aber die literarhistorische und psychologische Wahrscheinlichkeit ist groß. Denn darin eben lag das Schöne, daß der Herr von Blaya mit seiner hohen und fernen Liebe die sagenhafte Leidenschaft eines Paris wieder wahr machte und einem der größten Vorbilder der Minne gleichkam. — Die Faustische Sehnsucht nach Helena hätte sonach eine ferne und verborgene Quelle in den literarischen Galan-

[1]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, 1916, S. 148.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß auch Heinrich von Morungen sich auf die berühmte 16. Heroide bezieht und seine Geliebte mit Helena (= Acheloia) vergleicht in der Schlußstrophe seines Liedes *Diu vil guote, daz si sêlic mueze sîn* (M. F. 136, 25 u. Anmerkungen). Zur Deutung dieser 5. Strophe, in der die Verse 137 f. unserer Heroide anklingen, vgl. Carl von Kraus, Zu den Liedern Heinrichs von Mor. in den Abh. d. K. Ges. der Wiss. zu Göttingen, philol. hist. Kl. N. F. XVI, Nr. 1, S. 36, Berlin 1916. — Vgl. auch Thibaut de Champagne, Ausg. Tarbé, Reims 1851, Nr. 43, 4 und 48, 3.

terien eines provenzalischen Trobadors. Rudel als Vorläufer Fausts! Zwar überraschend, aber keineswegs unnatürlich kommt uns die Möglichkeit einer so lehrreichen Verwandtschaft vor.

Wenn es sich wirklich so verhält — mit welcher Inbrunst muß dann Rudel seinen Ovid gelesen haben. Ihm war er kein Schulbuch mit Sentenzen und Floskeln, sondern ein Evangelium der Minne, der Mode und der Kunst. Mit ähnlichen Augen mag Bernhard ihn betrachtet haben: weniger um ihn auswendig zu lernen und nachzuahmen, als um sich an ihm zu bilden. Zur Bildung des Künstlers aber gehört, nächst der Schönheit seiner Gefühle, die Fähigkeit etwas Ganzes zu gestalten, die Kompositionskunst.

Diese, scheint mir, verdankt Bernhard zum großen Teil den alten Elegikern, sei es nun daß er an Tibull oder an den Amores und Epistulae des Ovid sich gebildet hat.

Natürlich hat der antike Einschlag den mittelalterlichen Charakter der trobadormäßigen Technik nicht aufgehoben, wohl aber war er bei deren Weiterbildung tätig. Wenn gerade bei Bernhard, wie wir gesehen haben, die Geleitstrophe ihre alte volkstümliche und musikalische Natur als Refrain zu verleugnen beginnt, wenn die „Nachklang-Tornada“ durch „Adreß- und Epilog-Tornada“ mehr und mehr verdrängt wird, sollte da nicht, neben höfischen und persönlichen Absichten, auch das Beispiel des Grußes und Abschiedwunsches in den poetischen Sendschreiben der Elegiker gewirkt haben? In der ersten Geleitstrophe zu Nr. 12 haben wir ja das Ovidische Muster mit Händen gegriffen.

Aber noch mehr. Die ganze Gedankenverknüpfung ist bei Bernhard Elegien-artig. Bei Marcabru war sie noch ungleich: einerseits mit scholastischer Logik und Dialektik verklammert, andererseits intermittierend und brüchig. Bei Bernhard ist sie leicht, schmiegsam, lose und natürlich geworden; denn er versteht es, den Gedanken durch die Strömungen und Wallungen seiner Gefühle tragen und in allerhand Windungen umhertreiben zu lassen. Es ist eine halb

meditative, halb diskursive Lyrik, deren Technik zwar nicht äußerlich, aber psychologisch den Elegien des Tibull besonders ähnelt. „Die Idee der Tibullischen Elegie, Stimmungsbild zu sein, bestimmt auch ihre Komposition. Nicht auf einem straff gezogenen logischen Fundament erhebt sie sich, sie geht aus von der den Dichter eben ergreifenden Grundstimmung, von dieser aus wogen die Gedanken auf und ab. . . Mögen noch so viele Nebentöne die Elegie durchziehen, sie werden doch durch einen Grundton beherrscht.“ [1]) Die zwei typischen Formen des Gefühl- und Gedankenverlaufs, die wir bei Bernhard beobachtet haben, sind auch bei Tibull vorhanden: die schraubende, die um einen Mittelpunkt kreist oder über einem Schwerpunkt pendelt, und die wandernde oder schwärmende, die von einem Grundgefühl ausgehend in dessen Gegenteil sich verliert. Eine straffe Zielstrebigkeit aber mit unverrückbarer Strophenfolge ist beiden Künstlern fremd. Bis in die Einzelheiten möchte ich freilich den Vergleich nicht treiben. Bestimmte Entlehnungen oder kunstgeschichtliche Berührungspunkte zwischen der Technik des Tibull und der des Bernhard lassen sich kaum erweisen. Es kann sein, daß die ganze Ähnlichkeit auf seelischer Verwandtschaft beruht und jeder historischen Grundlage entbehrt. Wenn ich aber Bernhards Kunst treffend und bündig kennzeichnen will, so brauche ich nur die zusammenfassenden Worte zu wiederholen, die Ribbeck über Tibull geschrieben hat: „Studierte Nachahmung, Prunken mit Belesenheit oder Gelehrsamkeit liegt ihm fern, er hat die Schule überwunden. Eine einfache innerliche Natur, beruht er auf sich; den nicht eben weiten Kreis von Gedanken und Anschauungen, in dem er sich bewegt, beherrscht er ganz. Die edle Ruhe und Sicherheit, das künstlerische Maß, welches er behauptet, teilt sich der Empfindung des Lesers mit: man atmet den frischen Duft schöner, friedlicher Natur; Heiterkeit, gedämpft durch ein wenig Melancholie, innige, sinnlich warme Empfindung, aber mit einem Anhauch schalkhafter

[1]) Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, 2. Teil, 2. Aufl. München 1899, S. 159.

Laune gewürzt, das sind die Grundaccorde der tibullischen Lieder.“ [1])

Ein Echo davon ist manchmal bei Ovid zu hören, so daß, wenn auch nicht rein, so doch auf guten Wegen, die Kunst Tibulls zu ihrer mittelalterlichen Schwester kommen konnte. Und nicht etwa gedämpfter, sondern lauter, zudringlicher, ausgelassener in ihren Scherzen, überraschender in ihren Schelmereien ist sie durch die Ovidische Vermittlung geworden. Besonders einen Kunstgriff hat Ovid gesteigert und forciert: den plötzlichen Umschwung oder Rücklauf von einem Gefühl in das andere, den scherzhaften Widerspruch mit sich selbst. Man hat ihn, dieser witzigen Sprünge halber, geradezu mit Heine schon verglichen. Erfunden hat er sie nicht, aber ausgebeutet. Ein erstes Beispiel dieser Art, um nicht bis zu den Griechen zurückzugehen, bietet Catull[2]) mit der letzten Strophe, die er seiner Nachbildung der sapphischen Ode: Ille mi par esse deo videtur angehängt hat: Otium, Catulle, tibi molestum est. Einen ähnlichen Abfall vom angenommenen Ernste finde ich bei Horaz IV, 1 von Vers 33 ab und, diesem hinwiederum sehr nahestehend, ein Beispiel bei Tibull I, 4, Vers 81. Tibull teilt seinem Freunde Titius in diesem scherzhaften Stück die von Priapus erhaltene Lehre mit, wie man schöne Knaben sich geneigt machen könne, predigt dann selbst und empfiehlt sich als überlegenen Ratgeber für irrende Jünglinge, um zum Schlusse all seine Weisheit und Würde an der tollen Liebe zu dem Knaben Marathus scheitern zu lassen. Man könnte diese Elegie vielleicht mit einem Scherz des Raimbaut von Orange in eine, freilich etwas weitläufige Verwandtschaft bringen:

Assatz sai d'amor ben parlar
ad ops dels autres amadors:
mas al mieu pro, que m'es plus car
non sai ren dire ni comtar[3]) usw.

---

[1]) Geschichte der römischen Dichtung, II, S. 203.
[2]) Valerii Cat. Liber, ed. M. Haupt. LI.
[3]) Nr. 389, 18 in Bartsch's Grundriß.

Doch hier wäre höchstens das Motiv, nicht eigentlich die Kunst des plötzlichen Rücklaufs wieder zu erkennen. — Einen kleinen Schritt näher zu den fingierten und vorgeblichen Absagen unseres Bernhard kommt man mit dem folgenden Liede Tibulls, II, 6:

Castra Macer sequitur: tenero quid fiet Amori?
sit comes et collo fortiter arma gerat?
et seu longa virum terrae via seu vaga ducent
aequora, cum telis ad latus ire volet?
ure, puer, quaeso, tua qui ferus otia liquit,
atque iterum erronem sub tua signa voca.
quod si militibus parces, erit hic quoque miles,
ipse levem galea qui sibi portet aquam.
castra peto, valeatque Venus valeantque puellae:
et mihi sunt vires, et mihi facta tuba est. — —
magna loquor, sed magnifice mihi magna locuto
excutiunt clausae fortia verba fores.
iuravi quotiens rediturum ad limina numquam!
cum bene iuravi, pes tamen ipse redit.
acer Amor, fractas utinam, tua tela, sagittas,
si licet, extinctas adspiciamque faces!
tu miserum torques, tu me mihi dira precari
cogis et insana mente nefanda loqui.
iam mala finissem leto, sed credula vitam
Spes fovet et fore cras semper ait melius.
Spes alit agricolas, Spes sulcis credit aratris
semina, quae magno fenore reddat ager:
haec laqueo volucres, haec captat arundine pisces,
cum tenues hamos abdidit ante cibus:
Spes etiam valida solatur compede vinctum
(crura sonant ferro, sed canit inter opus):
Spes facilem Nemesim spondet mihi, sed negat illa.
(II, 6.) usw.

An Zeichen, daß Bernhard dieses Stück gekannt haben könnte, fehlt es nicht. Der Fisch, der hoffnungsvoll und arglos auf den Köder losschießt und am Haken zappelt (vgl. Nr. 12, 8 f. bei Bernhard), der Tod, der den Liebenden längst dahingerafft hätte, wenn nicht die Hoffnung wäre (Nr. 4, 53 ff.), der ohnmächtige Wille zur Auflehnung gegen Amor (Nr. 45, 24 f.) und, worauf uns schließlich alles ankommt, die Rückläufe bei Bernhard (Nr. 23, 45; 12, 29; 45, 36 und ganz besonders Nr. 29, 49) — all das findet man vorgebildet in den obigen dreizehn und ein halb Distichen des Tibull. Trotzdem möchte ich nicht behaupten, daß Bernhard gerade dieses Stück gekannt habe. Denn ähnliche Muster, vor allem aber den Rücklauf konnte Ovid ihm noch viel ausgesprochener darbieten. Besonders effektvolle Proben dieser Art hat man in Amorum II, 9, wo der Dichter den Liebesgott zuerst um Schonung, dann, vom 25. Verse ab, um weitere Qualen und Wunden bittet; oder in III, 11, wo auf die stolze Absage an ein verbuhltes Weib die feige Rückkehr unter ihr schmähliches Joch fast ohne Vermittlung (vgl. Vers 33 ff.) sich herausstellt. Den gleichen Vorgang entwickelt die Elegie II, 5, aber maßvoller und mehr erzählend als perorierend. Gerade diese Rückläufe erfüllen in psychologischer sowohl wie in ästhetischer Hinsicht dieselben oder sehr ähnliche Funktionen wie die Bernhardschen. Es sind Scheinversuche der Befreiung, des Entschlusses, der Ermannung, die uns in Wahrheit doch eine willenlose, weibische und knechtische Verbuhltheit und Hingegebenheit des Liebhabers nur desto lebendiger zu Gemüte führen sollen und dies mit einer Selbstgefälligkeit und schalkhaften Leichtfertigkeit tun, die bemerkenswert ist. Ich meine, sie ist vor allem für einen Sohn des kriegerischen und gepanzerten Mittelalters bemerkenswert. Denn, um der Liebe willen ein *recreant* der Männlichkeit und Wehrhaftigkeit zu werden, galt, wie man aus Christians Erec und Enide ersehen mag, an französischen Höfen zu Bernhards Zeit noch für schimpflich. Diese Rückläufe können also, auch um der Gesinnung willen, die sie verraten, nicht ohne weiteres aus

dem heimischen Wesen und Empfinden eines Franzosen des 12. Jahrhunderts entsprungen sein.[1])

Freilich, die Frechheit, mit der Ovid seinen Umschwung oder Rückfall vom guten Vorsatz in schlappe Niedertracht zuweilen darstellt — man beachte die Rückläufe in Amorum II, 14 und III, 3 — hat Bernhard nicht mitgemacht. In seinem freundlichen Gemüte konnte nur das Launige und das Weichliche dieses merkwürdigen Kunstmittels Wurzel fassen. Das Launige aber kann zur verstecktesten Schelmerei bei ihm werden, und um diese zu ergründen, können die offenkundigen Schelmereien seines Lehrmeisters unsern Spürsinn und Argwohn noch verschärfen. Wenn wir z. B. sehen wie Ovid in Amorum II, 7 seine Heimlichkeit mit der Kammerzofe ableugnet und verschwört, und wie er dieselbe Zofe, in II, 8 gleich wieder um ein Stelldichein bittet, dann, meine ich, dürfen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß auch Bernhard von Lied zu Lied sich widerspricht und daß innerhalb einer geschlossenen Gruppe von Liedern ein solcher Widerspruch als künstlerisches Reizmittel mit humoristischer Wirkung von ihm beabsichtigt war. Er hätte dann nicht nur den Aufbau des einzelnen Liedes, sondern sogar die Technik der Zyklenbildung bei Ovid gelernt.[2])

---

[1]) Eine Verkleinerung und Abart des Rücklaufs ist bei den deutschen Nachahmern der Provenzalen beliebt. Vgl. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelw. Leipzig 1880, S. 71 f. die *Revocatio*.

[2]) Wenn wir als Quelle für die Kompositionstechnik und besonders für die Rückläufe Bernhards zuerst die basse danse und sodann die antiken Elegiker angesprochen haben, so braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß die beiden sich sehr wohl vereinigen können. Ein handgreifliches Beispiel dafür kann ich freilich erst aus dem Ende des Mittelalters anführen. In der sittengeschichtlich so lehrreichen Moralité La condamnacion de Bancquet führt nach der Mahlzeit Passetemps die Friandise zum Tanze, zur basse danse, und spricht dazu die galanten Worte:

Quant ainsi vous tiens par la main
et voy vostre visage humain
plus doux que d'une Magdaleine,
il me souvient du joyeux train
de Paris, qui ronge son frain,
tant est surpris de dame Helaine.

Ich unterlasse es, dieser Vermutung nachzugehen, denn hier wird der Boden schwankend. Um von einer zyklischen Kunst bei Bernhard reden zu können, müßte man die Reihenfolge kennen, in der er selbst seine Kanzonen angeordnet und zum Vortrag gebracht hat, man müßte die Handschriften besitzen, deren Er oder seine Spielleute sich bedient haben.

V. Schlussbemerkung.

Noch sind wir weit entfernt, der Bernhardschen Kunst ihre klare und sichere Stellung in der Entwicklung des südfranzösischen Minnesangs gewiesen zu haben. Restlos ist diese Aufgabe vielleicht nie zu lösen. Das Wenige, das von den unmittelbaren Vorgängern und von den Zeitgenossen Bernhards vorliegt, genügt nicht, um zu richtigen Vorstellungen und zu feststehenden Werturteilen zu gelangen. Auch müßte Bernhards Nachwirkung auf die Folgezeit aufs peinlichste geprüft werden. Dieser Einfluß ist aber deshalb so außerordentlich schwer abzugrenzen, weil die künstlerische Eigenart Bernhards in denselben Konventionen, aus denen sie auftaucht, sich alsbald wieder verläuft. Als reine Liebesdichtung geht sie ganz im natürlichen Treiben auf und als reine Modedichtung ganz in der höfischen Sitte. An ihren Motiven ist sie, dem übrigen Minnesang gegenüber, schlechthin nicht zu erkennen, während sie in ihren Formen, innerhalb des Konventionellen, eine so zarte, unaufdringliche, unscheinbare und edle Eigenart zeigt, daß es der feinsten Analysen bedürfte, um diese im Gemenge der Nachahmungen wieder aufzuspüren. Es scheint denn auch,

---

Kein Zweifel, daß das Pärchen an die Heroiden denkt, denn Friandise antwortet:

Et quand je voy le doulx imaige
de vostre gracieux visaige
où il y a beaulté foison,
il m'est advis, en mon couraige,
que je face le personnaige
de Medée, et vous de Jason.

(Ed. Fournier, Le théâtre franç. avant la renaiss. Paris 1872, S. 220b.)

daß die gröberen und stärkeren Persönlichkeiten der späteren Trobadors das stille, schöne, innige Profil unseres Bernhard sehr bald in den Schatten gestellt und verdeckt haben. Zwar lebte der Name noch lange, aber das beste Teil seiner Kunst wurde kaum mehr verstanden noch genossen. Es war so gut wie nicht mehr vorhanden, als Dante und Petrarca mit Kenneraugen, die nach Schönheit forschten, den provenzalischen Minnesang durchsuchten.

Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts war kein Sinn mehr da für eine so sanfte Mischung von Schwermut und Heiterkeit, von Schwärmerei und Scherz. Man war viel zu lehrhaft und viel zu witzig geworden, um alles Denken so wie Bernhard in Gefühl und Empfindung vergehen zu lassen. Man hatte, scheint mir, auch viel zu viel in mittellateinischen Traktaten und Versen und in schülerhaften Florilegien gestöbert, um ein so kindliches und instinktives Verhältnis zur Antike noch haben zu können wie Bernhard oder sein Zeitgenosse Rudel. Man war teils zu moralisch, teils zu leichtfertig geworden, um noch so heiter und innig schwärmen und das Religiöse mit dem Sinnlichen, das Heilige mit dem Sündhaften so vermählen zu dürfen. Diese Arglosigkeit, diese Unschuld in der Verbuhltheit konnte nur einen kurzen Augenblick im Leben des Minnesangs ausmachen. Es ist der Augenblick des Jaufre Rudel und des Bernhard von Ventadorn. Damals war schmachtende Sehnsucht und neckischer Scherz in ein und derselben Liebe gleichzeitig beisammen: zwischen Glück und Unglück, wenigstens im Minnelied, kein wesentlicher Unterschied. Von dem schönen Doppelspruche des Tibull hätte Bernhard den ersten Teil so gut wie den zweiten als Motto vor seine Lieder setzen dürfen:

Ah miseri, quos hic graviter deus urget! at ille
felix, cui placidus leniter adflat Amor.

Nachweis der erörterten Lieder.

Besprochen auf Seite

1. Ab joi mou lo vers e'l comens . . . . . 21 ff., 128
2. Amics Bernartz de Ventadorn . . . . . 95 f., 130 f.
3. Amors, enquera'us preyara 31
4. Amors, e que'us es vejaire? . . . . . 50 f., 140
5. Anc no gardei sazo ni mes 4, 74, 94
6. Ara'm cosselhatz, senhor . . . . . . 33 ff., 127
7. Ara no vei luzir solelh . . . . . . 69 ff.
8. A! tantas bonas chansos . . . . . 100, 102 ff., 107
9. Bel m'es can eu vei la brolha 68
10. Bel m'es qu'eu chan en aquel mes . . . . 74 ff.
12. Be m'an perdut lai enves Ventadorn 4, 41 ff., 99, 115, 127, 136, 140
13. Be'm cuidei de chantar sofrir . . . . 4, 36 f., 66, 83
14. Bernart de Ventadorn, del chan . . . . . 4, 94 f.
15. Chantars no pot gaire valer . . . . . 4, 6 ff.
16. Conortz, era sai eu be . . . 4, 53 ff., 64, 67, 125, 127
17. En cossirer et en esmai . . . . . . 4, 29 ff.
18. E mainh genh se volv e's vira . . . . . 11 f., 74
19. Estat ai com om esperdutz . . . 100 f., 103 Anm., 131
20. Gent estera que chantes . . . . . . 4, 56 f.
21. Ges de chantar no'm pren talans . . . . 4, 12 ff.
22. Ja mos chantars no m'er onorz . . . . . 4, 15 ff.
23. La dousa votz ai auzida . . . . . . 37 ff., 140
24. Lancan folhon bosc e jarric . . . . . 61 f., 63
25. Lancan vei la folha 61, 64, 130
26. Lancan vei per mei la landa . . . . . 4, 57 f.
27. Lonc tems a qu'eu no chantei mai 4, 64
28. Lo gens tems de pascor . . . . . 4, 49 f., 126 f.
29. Lo rossinhols s'esbaudeya . . . . . 46 f., 131, 140
30. Lo tems vai e ven e vire . . . . . . 4, 59, 128 f.
31. Non es meravelha s'eu chan . . . . . . 24 ff., 129
33. Pel doutz chan que'l rossinhols fai 4, 77
35. Per melhs cobrir lo mal pes e'l cossire . . . 76

		Besprochen auf Seite
36.	Pois preyatz me, senhor	4, 59 f.
37.	Quan la frej' aura venta	47 f.
39.	Quan l'erba fresch' e'lh folha par	78 ff., 85
41.	Can par la flors josta'l vert folh	66, 86
42.	Can vei la flor, l'erba vert e la folha	107 ff.
43.	Can vei la lauzeta mover	4, 64, 89 ff.
44.	Tant ai mo cor ple de joya	4, 64, 66, 69, 71 ff., 126, 127, 130
45.	Tuih cil que'm preyon qu'eu chan	4, 96 ff, 140

Gedichte unsicherer Zuweisung.

Peirol, com avetz tan estat	96
Can lo dous temps comensa	31 Anm.

Gedichte des Jaufre Rudel.

No sap chantar qui'l so no'n di	85, 133 ff.
Cand lo rossinhols el foillos	85, 133 ff.

des Raimbaut von Orange.

Assatz sai d'amor ben parlar	138

Inhalt.

Seite

I. Allgemeines 1
II. Bernhards Dichtung 6
1. Die Minnelehre 6
2. Huldigungen und Werbungen 28
3. Die Stimmung 59
4. Absagen und Versöhnungen 87
III. Bernhard und seine Kritiker 110
IV. Bernhards Quellen 117
V. Schlußbemerkung 142
Nachweis der erörterten Lieder 144

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 3. Abhandlung

Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte

von

Franz Muncker

Erster Teil

Von Erasmus bis zu Goethe und den Romantikern

Vorgetragen am 3. Juni 1916

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 3. Abhandlung

Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte

von

Franz Muncker

Erster Teil

Von Erasmus bis zu Goethe und den Romantikern

Vorgetragen am 3. Juni 1916

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Wir betrachten heute England als unsern schlimmsten Feind und waren von Anfang des Krieges an über diese Feindschaft doppelt empört, weil wir nach unserer ganzen geschichtlichen Vergangenheit eine andere Stellung zu England und Englands zu uns erwartet hatten. Im Felde waren wir seit vielen Jahrhunderten niemals unsern Vettern jenseits des Kanals gegenübergestanden; wiederholt aber hatten wir Seite an Seite mit ihnen gekämpft. Für die verschiedensten Fragen des Staats- und Gesellschaftslebens, ebenso bei zahlreichen Fortschritten der Wissenschaft und der Technik galten sie uns als bewunderte Vorbilder; dankbar fühlten wir uns als ihre Schüler. Ganz besonders bedeutsam ist auch für die Entwicklung der deutschen Literatur das Verhältnis zu England geworden. Namentlich war der gewaltige Aufschwung unserer Dichtung im achtzehnten Jahrhundert zum guten Teil eine Folge der vielen und starken Anregungen, die sie von englischen Schriftstellern empfing. Schon Haller und Hagedorn, mehr noch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, die Führer unserer klassischen und romantischen Literatur, die erzählenden und lyrischen Dichter, welche diese gegen 1820 ablösten, und viele andere, die neben den Genannten deutsche Kunst und deutschen Geist förderten, sind ohne Shakespeare, Milton, Pope, Addison, Young, Lillo, Macphersons Ossian, Walter Scott, Byron und die übrigen englischen Meister des Verses oder der Prosa nicht wohl zu denken.

Doch das sind bekannte Dinge, die hier nicht weiter erörtert werden sollen. Dagegen hat man sich bisher kaum ernstlich die Frage gestellt, wie die maßgebenden Persönlichkeiten unserer Literatur und unter ihrem Einfluß dann die deutsche literarische Welt überhaupt über das englische Volk

und den englischen Staat dachten und urteilten. Erstreckte sich die Vorliebe für die englische Dichtung auch auf die sonstigen Verhältnisse Englands? Wie wechselten die Anschauungen? Was zog die deutschen Beobachter im englischen Leben am stärksten an? Wie bildeten sich gewisse Urteile, wohl auch Vorurteile heraus? Wo begegnen uns in unserer Literatur zuerst bestimmte Auffassungen des englischen Wesens, die dann typisch in ihr und im deutschen Volke wurden? Ohne dabei irgendwelche Vollständigkeit zu erstreben, möchte ich versuchen, diese Fragen im geschichtlichen Zusammenhang etwas genauer zu erörtern.

Größere Einwirkungen der englischen Literatur auf die deutsche finden sich, abgesehen von einigen Berührungen im frühen Mittelalter, erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts bei den sogenannten engelländischen Komödianten. Schon am Anfang dieses Jahrhunderts aber steht Desiderius Erasmus, der größte der deutschen Humanisten, der abwechselnd in Deutschland, den Niederlanden, Italien, Frankreich und England lebte und von den Gelehrten des gesamten Europa als ihr Mittelpunkt anerkannt wurde. Zu wiederholten Malen brachte er von 1497 bis 1517 mehrere Jahre in England zu; an den Universitäten Oxford und Cambridge war er als Forscher und Dozent tätig; in den gelehrten und adeligen Kreisen des englischen Volkes bis hinauf zu König Heinrich VIII. besaß er warme Freunde; jahrzehntelang bezog er von einzelnen dieser Gönner eine stattliche Pfründe. Von ihnen und namentlich von Heinrich VIII. sprach denn auch Erasmus in seinen Briefen stets mit Worten inniger Zuneigung und des allerhöchsten Lobes. Nun ist zwar der Superlativ im Lateinischen an sich häufiger als im Deutschen, und besonders die Humanisten nehmen den Mund regelmäßig sehr voll, wenn sie loben. Aber auch wenn man auf Grund dieser Gewohnheit einen guten Teil von der Überschwenglichkeit des Ausdrucks bei Erasmus abzieht, bleibt noch so viel ungemein Rühmendes für die englischen Herren übrig, daß man an der Aufrichtigkeit und Wärme seiner Liebe und Verehrung für sie nicht zweifeln kann.

Das fällt nicht auf, wenn Erzbischof William Warham von Canterbury, Thomas Morus und andere Vertreter der besten englischen Gelehrsamkeit gepriesen werden[1]); es befremdet aber zunächst, wenn Erasmus wo möglich in noch höherem Tone von König Heinrich VIII. spricht.

Schon als Prinzen besang er ihn (1499) in gelehrten Versen voll künstlichen Schmuckes, die neben dem freundlichen Klima, der anmutigen Natur, dem Reichtum Englands namentlich König Heinrich VII., den „schönsten Teil dieses schönen Reiches", das „einzigartige Wunder des Jahrhunderts", und seine Kinder freudig rühmten[2]). Den zum Thron berufenen König Heinrich VIII. zu preisen, wurde er erst recht nicht müde. Begeistert erhob er ihn über alle Fürsten der Welt in seinen Werken und besonders in seinen Briefen. Doch stammen diese Aussprüche entzückten Lobes ziemlich alle aus der ersten Hälfte der Regierung Heinrichs, aus der Zeit, die

---

[1]) So schrieb er am 21. Mai 1515 an Papst Leo X. über Erzbischof Warham: „Quo quidem viro ut nihil habet illa insula vel eruditione vel integritate vel omnibus denique ornamentis episcopalibus absolutius, ita non alium habet ad provehendum optimarum rerum studium propensiorem." (Des. Erasmi Roterodami epistolarum opus complectens quotquot ipse autor unquam evulgavit aut evulgatas voluit . . . Basileae ex officina Frobeniana anno MDXXXVIII. 2⁰. S. 64; hier vom 29. April 1515 datiert. Das richtige Datum bei P. S. Allen, Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami . . . Oxonii 1906 ff. Bd. 2, S. 79 und 86.) Ähnlich sprach er sich am 15. Mai 1515 gegen den Kardinal Raffaele Riario Sancti Georgii über die Erzbischöfe von York und Canterbury und andere englische Freunde aus (a. a. O. S. 71, hier vom 31. März datiert; das richtige Datum bei Allen, Bd. 2, S. 68 ff.). An Johannes Vergara schrieb er am 24. März 1529 (ebenda S. 621), das Haus des Thomas Morus sei nichts anderes als eine Wohnstätte der Musen. Und solche Äußerungen begegnen uns immer wieder in seinen Briefen und Werken, z. B. im „Ciceronianus" (Ausgabe von 1528, S. 372 f.), in den „Adagia" (Ausgabe von Basel 1551. 2⁰. S. 80, 221, 634, 931, 983 f.).

[2]) Ode de laudibus Britanniae regisque Henrici septimi ac regiorum liberorum, Vers 29 f.:

„Quod mihi rex pulchri pars est pulcherrima regni,
Rex unicum hujus saeculi miraculum."

ihn entschieden milder und besser zeigte, in der sich seine Wollust und Grausamkeit noch nicht so rücksichtslos wie später offenbarte. Seine freundliche Förderung humanistischer Gelehrsamkeit war es vor allem, was Erasmus für ihn schwärmerisch einnahm. Er sah in ihm den Fürsten, der den Wissenschaften eine Heimstätte an seinem Hofe bereitete, der selbst Sinn und Verständnis für die Wissenschaft emsig bekundete. Dazu bewies ihm persönlich dieser Fürst seine Gunst überall in der huldvollsten Weise. Aus denselben Gründen rühmten damals auch andere Vertreter oder Gönner des Humanismus den jungen König, so z. B. Lord William Mountjoy in einem Brief vom 27. Mai 1509 an Erasmus[1]). Aber dieser war noch überschwenglicher und schier unerschöpflich im Lobe Heinrichs.

Er pries ihn als einen Fürsten von glücklichster Naturanlage, von entzückender Liebenswürdigkeit, von den besten Kenntnissen; als ein „juvenis excelso atque invicto praeditus animo“[2]), als „plane divinae cujusdam indolis juvenis“[3]) erschien er ihm. Am allerverschwenderischesten trug er die Farben zum Bilde Heinrichs in einem Schreiben an diesen selbst vom 15. Mai 1519 auf[4]). Hier versicherte er dem König, die Wortführer humanistischer Wissenschaft würden immer dankbar bekennen, daß er alle Vorzüge der besten Herrscher aus früheren Zeiten in sich vereinige, „Ptolemaei Philadelphi studium erga bonas literas, Alexandri Magni felicitatem, Philippi civilitatem, Caesaris invictam animi vim, Augusti sanitatem, Trajani mansuetudinem, Alexandri Severi integritatem, M. Antonii Pii doctrinam, Theodosii pietatem, et si quid aliud in singulis priscorum insigne fuisse legitur.“ Daß diese Vergleiche allzu schmeichelhaft waren und nur ein kleines Teilchen Wahrheit enthielten, hat sich Erasmus wohl schon beim

[1]) A. a. O. S. 189; Allen, Bd. 1, S. 450.

[2]) Brief an Papst Leo X. vom 21. Mai 1515; a. a. O. S. 64; Allen, Bd. 2, S. 83.

[3]) Brief an den Kardinal Raffaele Riario Sancti Georgii vom 15. Mai 1515; a. a. O. S. 71; Allen, Bd. 2, S. 70.

[4]) A. a. O. S. 250; Allen, Bd. 3, S. 583.

Schreiben gesagt. Aber auch wo er am kühlsten urteilte, in Briefen an befreundete Gelehrte, die den englischen Verhältnissen ferner standen, sprach er, wenn auch in maßvollen Worten, ein hohes Lob für Heinrich VIII. aus. So schrieb er am 22. April 1519 an Petrus Mosellanus unter anderm[1]): „Rex, ut non indoctus ipse, ita bonis literis favens." Und um dieselbe Zeit, am 21. Mai 1519, erklärte er sich gegen Jakob Banisius[2]): „Triumpharent bonae literae, si principem haberemus domi, qualem habet Anglia. Rex ipse non indoctus, tum ingenio acerrimo, palam tuetur bonas literas . . . Aula regis plus habet hominum eruditione praestantium quam ulla academia."

Seltner, aber nicht minder warm rühmte er die Königin Katharina; das Lob „feminarum quas haec aetas habet optima" dünkte ihn für sie nicht zu stark[3]). Besonders betonte er ihre vortreffliche gelehrte Bildung. Und daß ihre Tochter, die spätere „blutige Maria", gute lateinische Briefe schrieb, daß noch andre fürstliche Frauen die Wissenschaften pflegten, entlockte ihm den Ausruf des Erstaunens[4]): „Scena rerum humanarum invertitur. Monachi literas nesciunt, et feminae libris indulgent."

Den englischen Hof aber wollte er allen andern Fürstenhöfen vorziehen. Daß er von Sittenverderbnis freier (incorruptior) als die übrigen sei, hatte ihn schon sein erster Aufenthalt in London gelehrt, wie er am 18. Oktober 1519 an Sir Henry Guildford schrieb[5]). Noch höher stieg seine Bewunderung, als er erkannte, welches Heim der Musen der königliche Palast war. An Ulrich v. Hutten beteuerte er am 22. Juli 1519[6]): „Vix autem reperias ullam aulam tam modestam, quae non

---

[1]) A. a. O. S. 242; Allen, Bd. 3, S. 547 (hier erst das vollständige Datum). [2]) A. a. O. S. 256; Allen, Bd. 3, S. 596.

[3]) Brief an den Spanier Chph. Mesia vom 30. März 1530; a. a. O. S. 988.

[4]) Brief an Johannes Vergara vom 24. März 1529; ebenda S. 621. Vgl. auch die Widmung der „Adagia" an den Knaben Karl Mountjoy vom 13. August 1528.

[5]) A. a. O. S. 427. [6]) Ebenda S. 367.

multum habeat strepitus atque ambitionis, multum fuci, multum luxus quaeque prorsus absit ab omni specie tyrannidis." Wenn Hutten an diesem Hofe lebte, würde er aufhören, ein Misaulos zu sein und wie ein solcher zu schreiben. Und am 13. Februar 1519 bekannte er sich gegen Juan de la Parra, den Arzt und Erzieher des Erzherzogs Ferdinand, zu dem Wunsche, „ut aula nostra Britannicam imitaretur, doctissimis in omni genere disciplinarum viris refertam. Ad regiam mensam adstant eruditi; agitantur literatae quaestiunculae, quae ad principum institutionem aut alioqui ad bonos mores pertinent. Breviter, is est aulae comitatus, ut prae illa nullam non contemnas academiam." [1])

So sah er denn geradezu ein neues goldenes Zeitalter mit der Regierung Heinrichs VIII. beginnen[2]) und schaute prophetisch in eine Zukunft, in der England durch die Schar vortrefflicher Menschen und Gelehrten am Hofe Heinrichs etwa denselben Ruhm erlangt haben werde wie Rhodos durch seinen Koloß oder Gnidos durch seine Statue der Aphrodite[3]).

Er selbst aber betrachtete England als sein zweites Vaterland; hier wollte er einst seine alten Tage verleben[4]). Daß es später nicht dazu kam trotz der dringenden Einladung des Erzbischofs von Canterbury und anderer englischer Freunde, besonders des Königs selbst, der ihn ausdrücklich an jenen ehemals geäußerten Wunsch erinnerte, daran war seine Kränklichkeit im Alter, seine Sehnsucht nach Ruhe und bequemer Muße, die er am englischen Hofe nicht zu finden hoffen durfte, ferner die Furcht vor der weiten, unsichern Reise und na-

[1]) Ebenda S. 681; Allen, Bd. 3, S. 492. Vgl. auch oben S. 7 den Brief an Banisius.

[2]) Brief an den englischen Oberstallmeister Sir Henry Guildford vom 15. Mai 1519; a. a. O. S. 258; Allen, Bd. 3, S. 586.

[3]) Brief an den Theologen John Claymond vom 27. Juni 1519; a. a. O. S. 199; Allen, Bd. 3, S. 620.

[4]) Brief an den Kardinal Domenico Grimani etwa vom 15. Mai 1515; a. a. O. S. 68f., hier vom 31. März datiert, richtiger bei Allen, Bd. 2, S. 74: „Hanc insulam mihi patriae vice adoptaram: hanc senectuti meae sedem delegeram."

mentlich vor der Seefahrt schuld[1]). Aber schon bei seinem ersten Besuche der britischen Insel hatte er im November 1499 William Mountjoy zugerufen[2]): „Dici non potest, quam mihi dulcescat Anglia tua“ und befriedigt bereits am 5. Dezember 1499 an einen andern Freund, Robert Fisher, nach Italien geschrieben[3]): „Coelum tum amoenissimum tum saluberrimum hic offendi, tantum autem humanitatis atque eruditionis, non illius protritae ac trivialis, sed reconditae, exactae, antiquae, Latinae Graecaeque, ut jam Italiam nisi visendi gratia haud multum desiderem.“ Nach wiederholtem Aufenthalt aber in England beteuerte er, daß er nirgends auf Erden so liebe, gelehrte, glänzende, mit allen Tugenden geschmückte Freunde habe wie in der einen Stadt London[4]). England schien ihm jetzt erst recht so reich, so glücklich, daß keine Gegend der Welt mit ihm verglichen werden könne[5]). Fast mit Neid sah er, wie es alle andern Länder verdunkle[6]).

Den Grund dieses überschwenglichen Glückes aber erkannte er einzig in dem Reichtum an wahrhaft gelehrten Männern, in der Blüte der Wissenschaften, die im friedlichen Schutze des Hofes gediehen. Gleich Sternen schienen ihm die ausgezeichneten Männer in England zu strahlen, während auf deutschem Boden, viel bescheidener, vorerst nur einige wunder-

---

[1]) Vgl. die Briefe aus dem Jahre 1528, so a. a. O. S. 636, 641 und 748; besonders an Richard Pace vom 21. Februar (ebenda S. 644), an Thomas Morus vom 29. Februar (ebenda S. 657) und an Heinrich VIII. vom 1. Juni (ebenda S. 747). Vgl. ferner die Briefe an Desiderius Erasmus von Rotterdam, herausgegeben von Joseph Förstemann und Otto Günther Leipzig 1904), S. 54 f., 72 f.

[2]) A. a. O. S. 220, hier von 1498 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 266 f.

[3]) Ebenda S. 218, hier von 1497 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 273.

[4]) Brief an John Colet vom 12. Juni 1506; a. a. O. S. 358, hier von 1516 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 428.

[5]) Brief an Richard Pace vom 22. April 1518; a. a. O. S. 129, hier von 1517 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 3, S. 289.

[6]) Brief an Lord William Mountjoy vom Mai 1519; a. a. O. S. 258; Allen, Bd. 3, S. 583 f.

bare Blümchen sproßten, die eine herrliche Zukunft verhießen[1]). Entzückt pries er in dem Brief an Richard Pace vom 22. April 1518[2]) die glänzende Hauptstadt Englands als Sitz und Burg der besten Studien und Tugenden und ihren Herrscher, „cujus regnum tot ingeniorum luminibus illustretur". Und begeistert fuhr er fort: „Nunc demum juvet universam aetatem apud Anglos exigere, ubi favore principum regnant bonae literae, viget honesti studium, exulat ac jacet cum fucata personataque sanctimonia futilis et insulsa doctrina monachorum."

Die Einseitigkeit des Humanisten, dem die Wissenschaft alles war, einzig und allein Glück und Leben bedeutete, verleugnet sich nirgends in diesen Urteilen, charakteristisch für Erasmus selber und für seine Zeit. So sprach er denn auch in seinen Briefen aus und über England fast ausschließlich nur von seinen Freunden am Hof und in der Gelehrtenwelt; sonst hatte er von englischen Verhältnissen, besonders vom Leben des Volkes, seinen Eigenschaften, Anschauungen, Gewohnheiten nahezu nichts zu erzählen. Auch scheint er nicht einmal nach einer richtigen Verständigung mit den Leuten des Volkes gestrebt zu haben. Zwar schrieb er am 6. Februar 1512 an den Abt Anton von Berghes[3]): „Jam Erasmus prope totus est in Anglum transformatus"; aber noch anderthalb Jahre darnach bekannte er, daß er kein Englisch verstehe[4]) Er machte sich die fremde Sprache auch später nicht mehr gründlich zu eigen; nichts in seinen Briefen oder Schriften deutet

[1]) Brief an Freiherrn Christoph Truchseß von Waldburg von 1524; a. a. O. S. 675.

[2]) Ebenda S. 129, hier von 1517 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 3, S. 289 f.

[3]) A. a. O. S. 354, hier von 1515 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 498.

[4]) Brief an Roger Wentford vom Herbst 1513; a. a. O. S. 306, hier von 1514 datiert; richtiger bei Allen, Bd. 1, S. 535. Dasselbe bestätigt ein Brief Richard Sampsons, des Bevollmächtigten des Kardinals Thomas Wolsey von York, an Erasmus vom 2. März 1518; a. a. O. S. 123, hier von 1514 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 3, S. 231 f.

darauf[1]). Da ist es kein Wunder, daß sich ihm vom Wesen und Leben des englischen Volkes nur sehr wenig offenbaren konnte.

Und leider ist das Anmutigste, was er darüber zu sagen wußte, nicht durchaus ernst und buchstäblich zu nehmen. In einem neckischen Brief an den gekrönten Dichter Faustus Andrelinus von 1499[2]) schildert er die Wandlung, die mit ihm in England vorgegangen sei: wissenschaftlich arbeite er nicht mehr; statt dessen jage er, reite, sei ein Hofmann geworden. Scherzend sucht er den Freund zu sich über das Meer zu locken: freilich werde Faustus durch sein Podagra zu Hause festgehalten; wüßte er aber, wie gut man es in England habe, so flöge er trotz der Krankheit als ein neuer Daedalus herüber: „Sunt hic nymphae divinis vultibus, blandae, faciles, et quas tu tuis Camoenis facile anteponas. Est praeterea mos nunquam satis laudatus. Sive quo venias, omnium osculis excipieris; sive discedas aliquo, osculis dimitteris; redis, redduntur suavia; venitur ad te, propinantur suavia; disceditur abs te, dividuntur basia; occurritur alicubi, basiatur affatim; denique quocunque te moveas, suaviorum plena sunt omnia. Quae si tu, Fauste, gustasses semel quam sint mollicula, quam fragrantia, profecto cuperes non decennium solum, ut Solon fecit, sed ad mortem usque in Anglia peregrinari."

[1]) Gegen diese Behauptung können auch die paar englischen Wörter und Bemerkungen über englische Aussprache in seinem Dialog über die richtige Aussprache des Lateinischen und Griechischen keinen triftigen Einwand bilden (De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione Des. Erasmi Roterodami dialogus. Ejusdem dialogus cui titulus Ciceronianus sive de optimo genere dicendi. Cum aliis nonnullis, quorum nihil non est novum. An. MDXXVIII. S. 150 und 157 f.). Nichts Wesentliches besagt auch die Beobachtung im „Ecclesiastes" (1535), daß der von vornherein auf den Gesang verzichtende Vortrag eingelernter Verse durch herumziehende Spielleute in den englischen Weinwirtschaften oder bei den Gastmählern der Vornehmen wegen der vielen einsilbigen Wörter in der Sprache eher einem Bellen als einem Reden gleiche (Desiderii Erasmi Roterodami opera omnia . . . studio et opera Joannis Clerici . . . Lugduni Batavorum . . . MDCCIV. 2°. Bd. 5, Sp. 958).

[2]) Briefsammlung von 1538, S. 223; Allen, Bd. 1, S. 238 f.

Was Erasmus sonst über englische Sitten und Eigenschaften bemerkt, lautet viel weniger freundlich. An Andreas Ammonius, den Sekretär des Königs, schrieb er einmal, am 16. September 1511, außer ein paar Freunden feßle ihn nichts in London[1]). Scheint es sich hier mehr darum zu handeln, den Aufenthalt in London gegen den in Cambridge oder andern englischen Städten abzuwägen, so mußte er von demselben Ammonius bald darauf die Vermutung hören, daß die Bevölkerung von Cambridge an ungastlicher Rücksichtslosigkeit die übrigen Engländer noch übertreffe[2]); „omnis prorsus humanitatis expers" schalt er sie, weil ihm ein Brief an Erasmus schlecht besorgt worden war. Und dieser stimmte grollend in seine Klage ein. „Plane cum hoc hominum genere", antwortete er am 11. November 1511 aus Cambridge[3]), „nobis hic res est, mi Andrea, qui cum summa rusticitate summam malitiam conjunxere."

Bei einer späteren Gelegenheit, als er vergebens in London einen Abschreiber für einige kleinere Werke suchte, tadelte er ärgerlich die Arbeitsscheu der Engländer; vielleicht hätte er richtiger nur von ihrem auch später oft gerügten Phlegma gesprochen. „Tanta est", schrieb er am 28. April 1514 an William Gonell[4]), „apud Britannos laboris fuga, tantus amor otii, ut ne tum quidem excitentur, cum spes dolosi affulserit nummi."

In den „Colloquia"[5]) erzählte er seit 1526 in ironischem

[1]) A. a. O. S. 286 (hier vom 17. August datiert): „Nihil video, quod mihi blandiatur Londini, praeter duorum aut trium amicorum consuetudinem." Das richtige Datum bei Allen, Bd. 1, S. 468.

[2]) Brief vom 8. November 1511; a. a. O. S. 287 (hier von 1512 datiert): „Vulgus Cantabrigiense barbarie inhospitales illos Britannos antecedit." Die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 480.

[3]) A. a. O. S. 288, hier von 1512 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 482.

[4]) A. a. O. S. 264, hier von 1515 datiert; die richtige Jahrszahl bei Allen, Bd. 1, S. 561.

[5]) Familiarium colloquiorum Des. Erasmi Roterodami opus multis nominibus utilissimum, adjectis aliquot colloquiis antehac non excusis.

Tone, der alle Zweifel des ungläubigen Verfassers vernehmlich durchklingen ließ, namentlich aus England Beispiele von religiösem Aberglauben, von törichter Heiligenverehrung, von einträglichem Reliquiendienst zu Walsingham und Canterbury, von der Macht der Gewohnheit oder der Sitte, die etwa auch ein Kirchengesetz, wie z. B. das Fastengebot, bald streng hält, bald willkürlich durchbricht. Doch sollte damit nichts gesagt sein, was für das englische Volk allein oder in auffallendem Maße kennzeichnend wäre; diese Beispiele sollten vielmehr nur die allen Menschen gemeinsamen Schwächen beleuchten.

Ganz besonders aber von englischen Einrichtungen handelte ein nicht näher datierter Brief, wohl aus dem Ende der zwanziger Jahre, an Franz, den Arzt des Kardinals Thomas Wolsey von York[1]). Erasmus geht darin den Gründen nach, warum England damals fast beständig von der Seuche des „sudor letalis“, des „englischen Schweißfiebers“, heimgesucht wurde. Er gab allerlei Mißständen in den Wohnungen und in der Behandlung der Straßen die hauptsächliche Schuld. Nach welcher Himmelsrichtung Fenster und Türen gehen, sei den Leuten gleichgültig. Die Zimmer seien so gebaut, daß sie nicht richtig gelüftet werden könnten. Ein großer Teil der Wände bestehe aus kleinen, durchsichtigen Glasscheiben, die keinen Wind einließen (also wohl nicht geöffnet werden konnten), dafür aber durch kleine Spalten einer schädlichen, durchgesickerten, unbewegten Luft (aura colata) den Zutritt verstatteten. Die Straßen seien gewöhnlich mit Mergel und Binsen aus Sümpfen bedeckt. Diese Binsen würden in der Weise erneuert, daß der Boden unter ihnen manchmal zwanzig Jahre lang ungesäubert bleibe von all den Auswürfen und Abfällen von Menschen und Tieren, die er in sich hege, verschüttetem Bier, Fischüberresten und sonstigem Schmutz. Davon stiegen bei Witterungswechsel ungesunde Dünste auf. Überdies sei England nicht nur vom Meer umgeben, sondern auch reich an Sümpfen

---

Basileae an. MDXXVII. S. 455—489 in der „Peregrinatio religionis ergo“ und S. 539 in der „Ἰχθυοφαγία“.

1) Briefsammlung von 1538, S. 822.

und von salzhaltigen Flüssen durchzogen, und das Volk habe besonders Geschmack an stark gesalzenen Speisen. Erasmus meinte, das Land würde viel gesünder werden, wenn man keine Binsen mehr für den Boden verwende und die Zimmer so baue, daß man auf zwei oder drei Seiten Luft einlassen könne, und die Glasfenster so anbringe, daß man sie ganz öffnen und wieder auch so schließen könne, daß keine Luft mehr durch Spalten eindringe. Das Volk lache darüber, wenn sich jemand über den Nebel beschwere; er selbst aber habe in London schon vor dreißig Jahren, wenn er in ein lange unbewohntes Zimmer trat, sogleich zu fiebern angefangen. Er riet ferner, das Volk zu einer sparsameren Lebensweise und einem mäßigeren Genuß von stark gesalzenen Speisen zu bestimmen, endlich aber für größere Sauberkeit der Straßen von Speiseresten und sonstigen Abfällen zu sorgen, und zwar nicht nur in der eigentlichen Hauptstadt selbst, sondern auch in den der City benachbarten Gegenden[1]).

Solche unerfreuliche Beobachtungen aber blieben bei Erasmus vereinzelt und vermochten seine Vorliebe für London und England im ganzen nicht abzuschwächen. Auch daß von den goldnen Bergen, die er sich dort geträumt hatte, in Wirklichkeit nichts zu sehen war, wie er 1512 an Adolf von Burgund, Fürsten von Veere[2]), und andre, die ihm nahestanden, schrieb, machte ihn in seiner Begeisterung für die englischen Freunde nicht irre. In dem literarischen Kampf des Königs gegen Luther ergriff er schon, bevor er Heinrichs Streitschrift gelesen hatte, mehr noch hernach, für den Verteidiger der römischen Kirche Partei[3]). Bestimmte Urteile über Heinrichs

[1]) Auf diese Äußerungen bezieht es sich wohl, wenn Wilhelm Roscher in seiner Abhandlung „Über den Luxus" (Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig und Heidelberg 1861. S. 436) ohne genauere Quellenangabe sagt: „Erasmus behauptet, England wäre zu seiner Zeit ein äußerst schmutziges Land gewesen."

[2]) Briefsammlung von 1535, S. 355; Allen, Bd. 1, S. 519.

[3]) Vgl. unter anderm die Briefe an den Erzbischof William War-

blutige Freveltaten in späteren Jahren ließ er sich nicht entlocken. Daß seine Freunde Thomas Morus und Bischof John Fisher von Rochester ins Gefängnis geworfen wurden, beklagte er zwar aufrichtig[1]); die Nachricht von ihrer Hinrichtung aber, die ihm zuerst aus Brabant gemeldet wurde, wollte er anfangs am liebsten nur für ein leeres Gerücht halten[2]). „Utinam periculoso negotio se nunquam admiscuisset et causam theologicam cessisset theologis," rief er wehmütig im Hinblick auf Morus aus; aber mit keiner Silbe berührte er den König, dessen grausame Willkür seine Freunde ins Unglück gestürzt hatte. Diese Haltung bewahrte er auch unverändert, als er an dem Tod der beiden Märtyrer ihrer Überzeugung nicht mehr zweifeln konnte. Am 31. August 1535 schrieb er darüber an den Bischof Petrus Tomicius von Krakau[3]): „In Anglia quid acciderit episcopo Roffensi ac Thomae Moro, quo hominum jugo nunquam habuit Anglia quicquam sanctius aut melius, ex fragmento epistolae, quod ad te mitto, cognosces. In Moro mihi videor extinctus, adeo *μία ψυχή* juxta Pythagoram duobus erat. Sed hi sunt rerum humanarum aestus." Auch hier kein Wort des Vorwurfes für Heinrich VIII. Ebenso wenig in der Widmung seines „Ecclesiastes" an den Augsburger Bischof Christoph v. Stadion vom 6. August 1535, die die Tugenden und Verdienste der beiden, durch ein „unglückliches Verhängnis"[4]) ihm ent-

---

ham von Canterbury und an Richard Pace vom 23. August 1521 (a. a. O. S. 453 f.) und an Heinrich VIII. vom 6. September 1524 (ebenda S. 597).

[1]) Die zwei Jahre vorher (1532) erfolgte Entlassung des Thomas Morus aus seiner Stellung als Kanzler hatte er irrig nur als freundliches Entgegenkommen des Königs aufgefaßt, der den alternden treuen Diener auf seine Bitte von der Last seines Amtes befreit habe; vgl. den undatierten Brief an den Bischof Johannes Faber von Vienne (Gesamtausgabe von Clericus, Bd. 3, Teil 2, Sp. 1809).

[2]) Brief an Damianus van Goes vom 18. August und an Bartholomäus Latomus vom 24. August 1535; Briefsammlung von 1538, S. 1107 und 1098. [3]) Ebenda S. 1095.

[4]) „Infelici fato"; vgl. die Gesamtausgabe von Clericus, Band 5, Sp. 767—770. Sehr zahm äußerte sich über Heinrich VIII. auch der ausführliche, verschiedne Umstände möglichst vorsichtig abwägende Brief

rissenen Freunde rühmte. Schon unter den Zeitgenossen fühlten sich übrigens manche durch diesen Nachruf, der ihnen allzu dürftig vorkam, nicht sonderlich befriedigt[1]). Einige Monate später aber (noch 1535 oder in der ersten Hälfte des folgenden Jahres) verfaßte Erasmus das „Carmen heroicum in mortem Thomae Mori", das erst nach seinem Tod im Druck erschien, mit Erläuterungen und sonstigen Zusätzen von Hieronymus Gebwiler in Hagenau im September 1536 herausgegeben. Mit der innigen Klage um Morus, der gleich dem nur kurz erwähnten Bischof Fisher als Blutzeuge des Rechts und Hort aller Tugend gepriesen war, verband sich hier offenherziger Tadel Heinrichs VIII. und seiner „Kebse" Anna Boleyn, der fast der größere Teil der Schuld zugeschoben war. Unmenschliche Grausamkeit, blutgierige Unzucht, tempelschänderische Auflehnung gegen das Oberhaupt der Kirche warf der Dichter dem bisher bedingungslos gerühmten Fürsten vor, der nun Frevel auf Frevel gehäuft habe; bittere Reue kündigte er ihm an, wenn der Rausch seiner Liebe verflogen sein werde, bis er, des Throns verlustig, elend und arm die Gnade des ewigen Rächers anflehen müsse. Für den vorsichtig-höfischen Erasmus ist das eine so unerhörte Sprache gegen Heinrich VIII., daß man fast an der Echtheit dieser Totenklage zweifeln möchte[2]). Oder ließ ihn wirklich der Schmerz um den schuldlos hingemordeten Freund und die Ahnung von der Nähe des eignen Todes, der ihn jeder Rache entzog, endlich alle persönlichen Rücksichten verachten?

War Erasmus fast bis zuletzt der treu ergebene Anhänger, vielfach geradezu der Bewunderer des englischen Königs, so

---

an Philipp Montanus vom 23. Juli 1535 über Morus und Fisher, ihre Verurteilung und Hinrichtung, als dessen Verfasser sich Gulielmus Covrinus Nucerinus nannte, der aber mehrfach — doch sicher mit Unrecht — als ein Werk des Erasmus angesehen wurde (ebd. Bd. 3, Teil 2, Sp. 1763—1771).

[1]) Vgl. den Brief des Damianus van Goes an Erasmus vom 26. Januar 1536 (ebenda Bd. 3, Teil 2, Sp. 1772).

[2]) In der sonst reichhaltigsten und besten Gesamtausgabe seiner Werke — von Clericus, Leyden 1703—1706 — fehlt das Gedicht.

wurde Martin Luther schon frühzeitig dessen heftiger Gegner, als Heinrich 1521 die Reformationsschrift „De captivitate Babylonica ecclesiae“ mit seiner Streitschrift über die sieben Sakramente erwiderte. In lateinischer und viel gröber noch in deutscher Fassung[1]) eiferte Luther 1522 gegen die Verleumdungen und „Alfenzen“ des „Lügenkönigs“, der sein Reich ebenso mit Unrecht inne habe wie der Papst seine Würde. Am Schluß der deutschen Schrift — in der lateinischen fehlt die Stelle — leitete Luther Heinrichs Vorgehen geradezu aus seinen Gewissensbissen her: „Ich acht aber, er hab dies Buch aus solcher Andacht für sich genommen, daß ihm sein Gewissen zappelt. Denn er weiß wohl, mit was Gewissen er das Königreich von Engeland besitzt, nachdem der königliche Stamm ermordet und das königliche Blut vertilget ist. Er fürcht seiner Haut, das Blut möcht an ihm gerochen werden. Drumb gedenkt er sich an den Bapst zu hängen und ihm heuchlen, auf daß er fest sitzen müge. So hieng er sich auch weiland itzt an den Kaiser, itzt an den König von Frankreich, wie denn pflegen die tyrannischen und bösen Gewissen zu tun. Sie sind recht zusammen, Bapst und Heinz von Engeland. Jener hat sein Bapsttum wohl mit so gutem Gewissen als dieser sein Königreich ererbet. Drumb jucket einer den andern, wie die Maulesel sich unternander jucken.“ [2]) Machte der leidenschaftliche Reformator hier Heinrich für die Freveltaten seiner Vorgänger mit verantwortlich, so hatte er vorher[3]) ihn selbst, der sich unberechtigte Angriffe auf Luthers sittliches Leben erlaubt hatte, kräftig mit den abwehrenden Worten getroffen: „Wenn der König sein Leben sollt auch ansehen, er würd ehe zum Tempel hinaus laufen, ehe er mich steinigen würd.“ Neben den heftigen Angriffen auf Heinrich VIII., die sich auch in Luthers zweiter Gegenschrift von

---

[1]) Contra Henricum regem Angliae Martinus Luther. Wittembergae 1522. (Weimarer Gesamtausgabe der Werke Luthers, Bd. 10, Abteil. 2, S. 180—222.) — Antwort deutsch Martin Luthers auf König Henrichs von Engeland Buch. Wittemberg 1522. (Ebenda S. 227—262.)

[2]) A. a. O. S. 262. [3]) Ebenda S. 236.

1527[1]) wiederholen, findet sich aber keine Bemerkung über das englische Volk oder den englischen Staat.

Auch die Tischgespräche und Briefe Luthers, die doch alle erdenklichen Fragen des Lebens und der Zeit streifen, berühren die englischen Verhältnisse nicht näher. Dann und wann, sehr selten, findet sich ein Wort über Heinrich VIII., Kardinal Wolsey, Thomas Morus oder eine andre Persönlichkeit des damaligen England, über die ungenügende Loslösung der englischen Kirche vom Papsttum, über englischen Besitz auf französischem Boden einst und jetzt[2]), über die Verwandtschaft der deutschen und der englischen Sprache[3]), aber nirgends eine nur irgendwie bemerkenswerte Äußerung über das englische Volk und Staatswesen. England lag damals den Deutschen, die mitten auf dem europäischen Festland wohnten, noch zu fern. Einzelne Engländer hielten sich zwar zeitweise auch in Wittenberg am sächsischen Hofe auf und wurden mit Luther bekannt. Gerade für ihn aber kamen englische Zustände und Geschehnisse nur in Betracht, soweit sie die hauptsächliche Aufgabe seines Lebens, die religiöse Frage, das Evangelium, betrafen. Bei allem mannigfaltigen Anteil an den Ereignissen der Zeit und seines Volkes war doch auch er hierin einseitig.

Ebensowenig wenden Luthers jüngere Zeitgenossen den englischen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zu. Während Hans Sachs sonst an allem Anteil nimmt, was im Leben oder

---

[1]) Auf des Königs zu Engeland Lästerschrift Titel Martin Luthers Antwort. Wittemberg 1527. (Ebenda Bd. 23, S. 26—37.)

[2]) Luthers Tischreden, herausgegeben von Karl Eduard Förstemann und Heinrich Ernst Bindseil, Abteil. 4 (Berlin 1848), S. 683: „Sie haben aber gleichwohl noch den besten Port in Frankreich, Calais, innen; da mussen alle Einwohner und Bürger allda Engeländer sein und auf gewissen Stunden englisch reden, nicht französisch, bei einer namhaftigen Strafe.“ Vgl. Weimarer Ausgabe der Tischreden, Bd. 4 (1916), S. 161.

[3]) Ebenda S. 671: „Ich gläub, Engeland sei ein Stück Deutschlandes; denn sie brauchen der sächsischen Sprache wie in Westfalen und Niederlande, wiewohl sie sehr korrumpiert ist.“

in der Literatur den Geist und das Gemüt seiner Deutschen beschäftigt, spricht er sich nirgends in seinen Dichtungen ausführlicher über England und seine Bewohner aus. Und auch Johann Fischart, der namentlich in seinen großen Prosawerken zu den verschiedensten Einrichtungen und Ereignissen bei alten und neuen Völkern abzuschweifen liebt, spielt in der „Geschichtklitterung“ höchstens einmal ganz nebenher auf Gebräuche bei der Einsetzung des „Meyer von Londen“ an[1]) oder meint ein andermal satirisch, in England gebe es keine Frösche, weil diese nur gern in einem Lande wohnten, wo fromme Leute sind[2]). Geradezu aber als Schutz aller bedrängten Frommen preist er, der politisch klarste Kopf unter den literarischen Vorkämpfern des damaligen Protestantismus in Deutschland, Königin Elisabeth 1588 in seinen zwei Gedichten auf den Untergang der spanischen Armada[3]). Im „Siegdank und Triumpfspruch zu Ehren der vortrefflichen Königin in Engeland“ nennt er sie nicht nur standhaft und heldenkühn, sondern die „einig Zierd der ganzen Welt, den Fürsten zu eim Vorbild gstellt“. Das weit umfangreichere zweite Gedicht „Satirischer oder freihartischer engeländischer (aber nicht englischer) Gruß an die lieben Spanier“ dient vornehmlich der von Zorn und Spott erfüllten Schilderung des verblendeten Hochmuts und der Habgier, womit sich die Spanier zum Angriff auf England rüsteten, und der Niederlage, die ihnen die Meeresstürme und die Flotte des Feindes bereiteten. Als ein Werkzeug des Himmels betrachtet hier

---

[1]) A. Alslebens Ausgabe in den „Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“, Nr. 65—71. Halle 1891. S. 247.

[2]) Ebenda S. 337.

[3]) Sie erschienen in der Schrift „Ganz gedenkwürdige und eigentliche Verzeichnus, wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüste spanische Armada . . . zu Grund gerichtet worden . . . Aus gewissen Kundschaften und unterschiedenen wahren Berichten zusammengetragen und beschrieben durch H. Engelbrecht Mörewinder von Fredewart aus Seeland . . . Gedruckt zu Mürbaden bei Sixto Sexto Ontrei in Anno achtzig acht, welchs ist das Jahr, das man betracht.“ (4°; am Schluß des Buches.)

Fischart England; in diesem Sinn betont er stark den Gegensatz des kleinen, von einer Frau beherrschten Inselreiches und der ungeheuren Weltmacht Philipps II. Dankbar gegen Gott, der den Schwachen den Sieg gegeben, bekennt er:

„Darumb schafft er, daß ietz ein Weib
Den mächtigsten König eintreib.
Der gwonnen hat der Reich so viel,
Dem steckt ein Insel nun das Ziel.
Der uber sein Nest sich wollt strecken,
Dem tut ein Ländlein ein Zweck stecken . . .
. . . Niederglegt durch ein Weibesbild,
Welchs rett das arm verscheichtes Wild.“

Seit der Wende der Jahrhunderte mehrten sich die persönlichen Beziehungen deutscher Schriftsteller zu England. Wie gerade um diese Zeit immer wieder neue Gruppen von englischen Schauspielern nach Deutschland herüberkamen, das ganze Reich bis zu seinen fernsten Teilen im Süden und Osten durchzogen und dort mit den neuen Stücken ihrer heimatlichen Bühnen auch genauere Kunde von manchen Anschauungen und Lebensgewohnheiten ihres Volkes verbreiteten, so besuchten nun auch öfter Männer der deutschen Literatur auf größeren Bildungsreisen England, knüpften dort auch mit Gelehrten und Dichtern Verbindungen an, die freilich vielfach lose genug und nur von kurzer Dauer waren, und lernten englisches Volk und englisches Wesen, mochte ihr Aufenthalt in dem Inselreiche auch knapp bemessen sein, doch unmittelbar in eigner Erfahrung kennen.

So weilte Fürst Ludwig zu Anhalt-Köthen, später das geistige Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft, schon als siebzehnjähriger Prinz im Sommer 1596 über einen Monat in London, lernte auch Oxford, Cambridge, Canterbury kennen. Wieder, und diesmal noch ein wenig länger, besuchte er England im Mai und Juni 1604 bald nach der Übernahme der Regierung von Köthen. Von der ersten Reise verfaßte er beinahe fünfzig Jahre später auf Grund seiner Tagebücher eine

gereimte Beschreibung[1]), die zwar getreulich aufzählt, was er mit seinen Begleitern in den fremden Ländern gesehen hat und wie es ihnen dort gegangen ist, aber keine nennenswerten eignen Urteile über englisches Land und Volk enthält. Doch möchte man aus mehreren Versen schließen, daß ihm England im ganzen einen freundlichen, angenehmen Eindruck hinterließ.

Auch sein Neffe, Fürst Christian II. der Jüngere zu Anhalt, gleichfalls Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in der er sich als Übersetzer aus dem Italienischen und Französischen betätigte, besuchte später (1617—1618) England. Schon vor ihm hielt sich dort Johann Lauremberg im Winter 1612/13 einige Zeit auf; ebenso um 1626 Robert Robertin, der dann in mehr als einer Hinsicht die Führung im Königsberger Dichterkreise übernahm, und gleich ihm der damals nach Königsberg verschlagene Zittauer Kirchenliederdichter David Denicke und etwas später die ostpreußischen Verfasser von Gelegenheitsversen, geistlichen und weltlichen Liedern Andreas Adersbach und Albrecht v. Kalnein. Aber über die Eindrücke, die sie von dem englischen Volk und Staat auf ihren Reisen empfingen, wissen wir nichts. Ähnlich verhält es sich mit dem schweizerischen Epigrammatiker Johann Grob, der 1664 kurze Zeit in London weilte. In seinen Sinngedichten schalt er über die Habgier der Engländer, deren Grenzwacht niemand ohne Geld einlasse.

Zweimal suchte Daniel Georg Morhof England auf, 1660/61 und wieder 1670/71. Bei den englischen Gelehrten stand er im besten Ansehen; er war selbst Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften. Auf die Krönung Karls II. verfaßte er 1661 lateinische Lobgedichte, die jedoch von seinen Gedanken über englisches Volks- und Staatswesen nichts verraten. Dagegen äußerte er sich mehrfach als Gelehrter über Sprache, Literatur und Geistesleben des Inselvolkes. Im „Polyhistor“[2]) nannte er es „ingeniosissima

[1]) Gedruckt in den „Accessiones historiae Anhaltinae“ von Johann Christoph Beckman (Zerbst 1716. 2⁰; vgl. besonders S. 171—177).

[2]) Lubecae 1688. S. 207.

gens“ und gab bereitwillig zu, daß es in allen Wissenschaften unendlich viel schriftstellerisch geleistet habe; nur wohlgeordnete, wirklich vollständige Werke über diese Leistungen vermißte er. Weniger wollte er das überschätzende Lob gelten lassen, das einzelne Engländer ihrer Sprache zollten. In seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen“ führte er alles Gute, was er an jener aus germanischen und romanischen Bestandteilen gemischten, durch eine „weibische Pronuntiation“ verdorbenen Sprache etwa noch anerkannte, einzig und allein auf ihre deutsche Grundlage zurück[1]). An der Dichtung der Engländer rügte er unverständlichen Tiefsinn und gesuchte Einfälle[2]). Ohne Widerspruch wiederholte er das zugleich Lob und Tadel in sich schließende Urteil Rapins, sie hätten vor andern Völkern eine besondere Neigung zum Trauerspiel, „weil das Gemüt dieser Nation an Grausamkeit eine sonderliche Ergötzung habe“ [3]). Zornig wies er selbstüberhebende Aussprüche englischer Schriftsteller über seine eignen Landsleute zurück; er wollte von „dergleichen Schnarchereien“ nichts hören, „als wann alle Welt die Engeländer vor Lehrmeister erkennen müsse, deren erleuchteter Verstand allhie den unwissenden, unverständigen, groben Deutschen als eine Idea vorgestellet wird, nach welcher sie sich zu richten“ [4]).

Mehrmals hielt sich der unglückliche Schwärmer Quirin Kuhlmann in England, meistens in oder bei London, auf, fast zwei Jahre 1676—1678, an die fünf Monate 1679 und wieder 1681, dann noch einmal über zwei Jahre 1682—1684. Wiederholt rühmte er London auch in seinen Werken, so z. B. in den „Lutetier oder Pariser Schreiben“ (London 1681, S. 57 ff.) und in verschiednen Gedichten des „Kühlpsalters“ (Amsterdam 1684 ff.). Mit freudigem Dank blickte er hier auf die in England verbrachte Zeit zurück, und in mystischer Verzückung besang er London als den „Ort der Lichteswunder, in dem

[1]) Kiel 1682. S. 230. [2]) Ebenda S. 232 f.
[3]) Ebenda S. 246. [4]) Ebenda S. 248.

Gott mein Leid versüßt"[1]). Als Gegensatz zu Rom pries er vor allem die englische Hauptstadt. Aber seine verworrene, in den tollsten Wahnvorstellungen sich tummelnde Begeisterung ließ ihn zu klaren Äußerungen über die wirklichen Verhältnisse in England nicht kommen. Vermutlich würde man nach solchen auch in den drei Briefen an den englischen Tyrannen König Jakob II. vergebens suchen, die er nach seiner eignen Angabe 1684 und 1685 geschrieben haben will; sie sind uns jedoch nicht erhalten, und schon Johann Christoph Adelung bezweifelt, daß sie gedruckt worden seien[2]).

Eine viel größere Bedeutung gewann England für den Pfälzer Theodor Haacke. Mit zwanzig Jahren suchte er, durch das Elend des Krieges aus der Heimat vertrieben, 1625 die britische Insel auf, um zunächst in Oxford und Cambridge Theologie zu studieren. 1626 kehrte er noch einmal nach Deutschland zurück; aber schon 1629 ging er wieder nach England und blieb nun bis zu seinem Tode (1690) dort. Zeitweise lebte er als Studierender in Oxford, dann als Diakon des Bischofs Joseph Hall in Exeter, meistens aber ohne Amt in London, still der wissenschaftlichen Arbeit hingegeben, aber im anregenden Verkehr mit den besten Gelehrten des Landes, einer der Begründer und ersten Mitglieder der „Royal Society". Deutschen Landsleuten, die nach London kamen, erwies er manchen Freundschaftsdienst; auch durch mehrere Übersetzungen aus dem Englischen und ins Englische suchte er zwischen dem Vaterland seiner Geburt und seiner Wahl zu vermitteln. Für eine der wichtigsten dieser Arbeiten erlangte er 1648 die Unterstützung des Parlaments, auf dessen Seite er sich beim Ausbruch der inneren Wirren Englands schon infolge seiner calvinistischen Erziehung stellte, soweit dies bei seiner Abgeschiedenheit vom öffentlichen Staatsleben möglich war. Gleichwohl soll Cromwell ihn wegen dieser nämlichen Arbeit, der Übertragung von Anmerkungen niederländischer Theologen

[1]) Kühlpsalter (1684), S. 152 (52. Kühlpsalm).

[2]) Geschichte der menschlichen Narrheit, Teil 5 (Leipzig 1787), S. 71.

zur Bibel, verspottet haben; Haacke aber pflegte Cromwell „einen vollkommenen heiligen Atheisten“ zu nennen[1]). Mit Milton war er befreundet[2]). Eine seiner Prosaschriften, vor allem aber die ersten Gesänge des „Verlorenen Paradieses“ übertrug er ins Deutsche.

Auf Grund dieses kühnen Versuches, künstlerisch ihm nicht überlegen, arbeitete dann Ernst Gottlieb v. Berge seine 1682 gedruckte Übersetzung des Miltonischen Epos aus. Auch er war einige Jahre (1678—1680) in London gewesen und hatte sich bei den dortigen Gelehrten einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Nähere Urteile über England sind aber weder von ihm noch von Haacke bekannt geworden.

Am genauesten unter allen deutschen Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts kannte wohl Haackes Freund Georg Rudolf Weckherlin die englischen Staatsverhältnisse. Frühzeitig, vielleicht schon 1607, vielleicht auch erst 1610 oder 1611, war er nach England gekommen und drei Jahre dort geblieben. 1616 verheiratete er sich mit einer Engländerin, Elisabeth Raworth aus Dover. Englische Damen und Herren besang er schon damals, wie er noch als Sekretär des württembergischen Herzogs in Stuttgart lebte, rühmend in deutschen Gedichten, die er zum Teil selbst ins Englische übertrug. In der Widmung einer solchen Übersetzung, der „Triumphal Shows“, sprach er 1616 seine Absicht, den Preis des Inselvolks zu verkünden, offen aus[3]): „Thus I shall endeavour the more, to honour in German the gallant English nation, whereof, verily, I make more account, than I can utter (though with truth) without getting the name of a flatterer.“ Das ist ja,

[1]) Vgl. Henrich Ludolf Benthem, Neu eröffneter engeländischer Kirch- und Schulenstaat. Neue Auflage. Leipzig 1732. S. 114.

[2]) Ebenda S. 115. Vgl. auch Johannes Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, Neuer Folge Band 1 (1887/88), S. 426—438.

[3]) G. R. Weckherlins Gedichte, herausgegeben von Hermann Fischer. Bd. 1 (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 199). Tübingen 1894. S. 41 f.

trotz der Versicherung des Gegenteils, der in Vorreden jener Zeit übliche Ton, aber doch wohl nicht bloße Schmeichelei, sondern zugleich ehrlicher Ausdruck der eignen Überzeugung. Denn bald darauf (vielleicht schon 1620) gewann sich Weckherlin in England eine neue Heimat, trat in den englischen Staatsdienst und wirkte hier mehrere Jahrzehnte als Unterstaatssekretär (secretary for foreign tongues), zuerst im Dienst des Königs, seit 1644 in dem des Parlamentes. Als der Kampf zwischen König und Parlament begann, bemühte er sich 1641 und 1642, in schwedische Dienste zu gelangen. Seine Briefe an Oxenstierna[1]), den er deswegen um Vermittlung bat, lassen vermuten, daß ihn seine englische Stellung nicht mehr befriedigte und ihm kein genügendes Einkommen abwarf; vielleicht war auch die unruhig drohende politische Lage ein Grund, warum er sich nach einem andern Schauplatz amtlicher Tätigkeit sehnte. In diesen Briefen an den schwedischen Kanzler berichtete Weckherlin auch mehrfach über die Kämpfe zwischen König und Volk, beschränkte sich dabei jedoch auf eine völlig unparteiische Angabe der äußern Tatsachen, ohne von einer eignen Meinung das Geringste zu verraten. Das aufregendste Ereignis des ganzen Jahrzehnts, den tragischen Untergang Karls I., berührte er, soweit Äußerungen von ihm auf uns gekommen sind, mit keiner Silbe. Auf seine Stellung allen diesen Geschehnissen gegenüber wird man auch aus dem Umstand, daß einige Wochen nach dem Tod des Königs Milton an Weckherlins Statt auswärtiger Staatssekretär wurde, keinen zuverlässigen Schluß ziehen können; denn als Milton 1652 vollständig erblindete, wurde zu seiner Hilfe sein deutscher Vorgänger wieder ins Amt zurückgerufen, freilich nur auf kurze Zeit, da er schon im Februar 1653 starb. In

[1]) Briefe G. M. Lingelsheims, M. Berneggers und ihrer Freunde, herausgegeben von Alexander Reifferscheid (= Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts, Band 1). Heilbronn 1889. S. 589—596. Auch bei Hermann Fischer a. a. O. Bd. 3 (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 245, Tübingen 1907), S. 127—137.

diesen seinen letzten Jahren vertraute er etwas mehr von seinen politischen Ansichten im mündlichen Verkehr dem oldenburgischen Gesandten Hermann Mylius von Gnadenfeld an; ihm verhehlte er nicht, wie unzufrieden er mit der Herrschaft der Independenten im Parlament war und welche schweren Sorgen ihm das Mißtrauen der Regierenden unter einander machte[1]).

Ähnliche herbe Urteile über England weist der Briefwechsel deutscher Gelehrten schon in früheren Jahrzehnten gelegentlich auf. Sie waren jedoch meistens durch die konfessionelle oder politische Parteistellung der Schreibenden bestimmt und betrafen mehr einzelne Persönlichkeiten als das gesamte Volks- oder Staatswesen, so z. B. die Lauheit König Jakobs I. gegenüber den deutschen Protestanten und überhaupt die Schwäche seines Charakters, die Günstlingswirtschaft unter ihm und seinem Sohne Karl I. Dabei stiegen schon vor einzelnen scharfsichtigen Beobachtern die düstersten Bilder der Zukunft auf, wenn etwa der Groll über das Treiben des Herzogs von Buckingham den kurpfälzischen Gesandten Johann Joachim v. Rusdorf in London am 28. Februar 1627 zu der ernsten Klage trieb[2]): „Ego fatum hujus pulcherrimae insulae in propinquo stare eique magnum malum supereminere video; omnem enim benedictionem divinam recedere, fortunam et pristinum vigorem diffluere, amorem boni publici et religionis torpescere, praepostera et praecipitia consilia invalescere, regimen et ordinem formamque imperii dissolvi, cuncta alia in praeceps ruere cum gemitu et suspiriis intueor."

Daneben fehlte es natürlich auch nicht an rühmenden Äußerungen. So vereinigte sich 1613 Hugo Grotius mit den Heidelberger Gelehrten Georg Michael Lingelsheim und Abraham Scultetus im Preis der englischen Theologen, ihrer Milde, Gelehrsamkeit und christlichen Liebe[3]). Ebenso

[1]) Vgl. Hermann Fischer a. a. O. Bd. 3, S. 159 und 166.

[2]) Brief an den kurpfälzischen Rat Andreas Pawel; vgl. Reifferscheid a. a. O. S. 878f.

[3]) Vgl. Reifferscheid a. a. O. S. 52 und 54 die Briefe vom 21. Juni und 24. Juli 1613.

lobte Georg Philipp Harsdörffer 1642 in seinen „Frauenzimmergesprächspielen“, die sonst zwar viel auf Frankreich, Italien und Spanien, aber fast nirgends auf England Bezug nahmen, neben englischem Zinn und Tuchhandel auch die Engländer selbst einmal als „guttätig und fromm“[1]). Auch schiefe Urteile liefen mit unter; so, wenn Jan Gruter 1625 an Lingelsheim schrieb[2]): „Classis Britannica vere fit vipera et exeditur a sua prole.“

Im Mittelpunkt der höchsten Teilnahme, der Englands Schicksale im ganzen siebzehnten Jahrhundert bei deutschen Schriftstellern begegneten, stand der Sturz und Tod Karls I. Den ganzen Kampf zwischen König und Parlament von 1639 an verfolgte Georg Greflinger von Monat zu Monat in seinem „Diarium Britannicum“, das bis zum 1. Oktober 1651 reichte. Wie weit er sich aber schon hier für die eine oder andre der beiden Parteien erklärt haben mag, ist aus den ungemein dürftigen, dazu höchst unbestimmten Angaben über das jetzt allem Anscheine nach völlig verschollene Werk nicht zu ersehen[3]). Im Anschluß an diese Berichte, gewissermaßen als geschichtliche Einleitung zu ihnen, verfaßte Greflinger 1652 „Der zwölf gekrönten Häupter von dem Hause Stuart unglückselige Herrschaft, in kurzem aus glaubwürdigen Historienschreibern zusammengetragen“, eine gedrängte Schilderung der Ahnen Karls I. auf dem schottischen, zuletzt auch auf dem englischen Throne nach ihrem Leben und ihrer Regierung. Eigne Parteinahme machte sich dabei höchstens in dem Danklied zur Rettung Karls II. vor seinen Feinden nach der Schlacht von Worcester (1651) am Schlusse des Buchs bemerkbar. Deut-

---

1) Teil 2, S. 186f.; zweite Auflage (1657), S. 220ff.

2) Vgl. Reifferscheid a. a. O. S. 229.

3) Vgl. Martin Zeiller, Historici, chronologi et geographi celebres, Teil 3 (Ulm 1657), S. 98, und Wolfgang v. Oettingen, Über Georg Greflinger von Regensburg als Dichter, Historiker und Übersetzer (Straßburg 1882 = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Bd. 49), S. 28f.

licher scheint seine monarchische Auffassung in dem „Gesprächlied zwischen dem König von Engeland Carolo I. und Olivier Cromwell" hervorgetreten zu sein, das in zweiundzwanzig kurzen Strophen zuerst als Flugblatt, dann wieder 1663 in seiner Gedichtsammlung „Celadonische Musa" veröffentlicht wurde.

Leidenschaftlicher wurde durch das tragische Geschick Karls I. der Tragiker Andreas Gryphius erschüttert. Noch am 12. Juli 1647 berichtete er rein sachlich, ohne sich für die eine oder andere Seite zu erklären, in einem Briefe an den Straßburger Professor Johann Heinrich Boecler[1]) über eine für den König günstige Wendung seines Kampfes mit dem Parlament. Als dann aber die Kunde von Karls Enthauptung (am 30. Januar 1649) nach Deutschland drang, trat er in heftigster Erregung unbedingt für den unglücklichen Fürsten ein. Das Entsetzen über das Verbrechen preßte nach seinen eignen Worten[2]) binnen wenigen Tagen aus ihm das Trauerspiel heraus, das erst 1657 im Druck erschien: „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus, König von Großbritannien".

Im einzelnen schöpfte Gryphius, wie längst bekannt, aus englischen Geschichtswerken und namentlich aus Tendenzschriften der königlichen Partei, die ganz einseitig den Zweck verfolgten, den toten König in allem und jedem zu rechtfertigen und jegliche Schuld an seinem Untergang den wütend gehaßten Gegnern aufzubürden. Als durchaus schuldloser Märtyrer erscheint denn auch Karl I. in dem deutschen Trauerspiel; sein „unschuldig Leben" bestreitet selbst Cromwell nicht, so unbeugsam er auch seinen Tod will[3]). Für diesen Tod

[1]) Vgl. Reifferscheid a. a. O. S. 617.

[2]) „Facinus atrocissimum . . . sceleris horror", in der Vorrede zu dem Drama von 1663; vgl. Andreas Gryphius' Trauerspiele, herausgegeben von Hermann Palm (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 162, Tübingen 1882), S. 353.

[3]) Abhandlung 3, Vers 745 ff. Die Akt- und Verszahlen beziehen sich auf Palms Ausgabe, der jedoch der zweite Druck des Trauerspiels zugrunde liegt. Bei diesem Zugeständnis Cromwells, das nach den klaren

macht aber Gryphius nicht eigentlich das englische Volk, sondern nur die engere Partei Cromwells und der „Ungebundnen", der Independenten, verantwortlich. Zwar fallen vereinzelt auch harte Worte über England: er nennt es rauher als das Meer, das es umgibt[1]), gewohnt „in Fürstenblut ohn' Unterlaß zu baden und Königsleich' auf Leich' und Mord auf Mord zu laden"[2]); nur wilde Tiere sieht er in England wohnen[3]); er klagt, daß das meineidige London „ungezäumte Buben" über die höchsten Männer des Staates richten läßt und „aller Zeiten Schuld durch härter Sünd' erneut"[4]). Aber dann spricht doch wieder Karl selbst von seinem „hochverführten Volk"[5]) und bittet Gott um Vergebung für die „verblendte Schar", für die er sein Blut opfert[6]), und der Dichter weist wiederholt darauf hin, daß die Mehrheit des englischen Volkes den Tod seines Königs nicht will, ihn beklagt, ja zu rächen wünscht; nur durch grausame Strenge können die erbarmungslosen Gewalthaber solchen Regungen der Unzufriedenheit zuvorkommen[7]).

Die zweite, durch mannigfache Zutaten bereicherte Fassung des Trauerspiels, 1663 gedruckt, eingeleitet durch einen wohl von Christian Hofmann von Hofmannswaldau verfaßten lateinischen Zornesergüß auf Cromwell, den blutigen, unsagbar verbrecherischen Tyrannen, brachte in der Grundanschauung des Dichters keine Änderung. Sie verwertete

---

Worten des Dichters freilich nur dem Menschen gelten und kein Lob des Fürsten in sich schließen sollte, darf man vielleicht an ein viel stärkeres Wort Harsdörffers im „Großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte" (1652) erinnern. Zu dem bekannten Ausspruch des Kaiphas, es sei besser, daß Ein Mensch für das Volk sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe, bemerkte er hier (Ausgabe von Hamburg 1662, S. 423): „Fast dergleichen Ratschlag hat auch jüngsthin den König in Engeland um das Leben gebracht."

[1]) Abhandlung 1, Vers 335; ebenso Abhandlung 3, Vers 452.

[2]) Abhandlung 2, Vers 165 f.; ebenso Abhandlung 3, Vers 459.

[3]) Abhandlung 2, Vers 117. [4]) Abhandlung 2, Vers 171 ff.

[5]) Abhandlung 4, Vers 8. [6]) Abhandlung 5, Vers 390 f.

[7]) Abhandlung 3, Vers 177 ff., 289 ff. und sonst.

neben andern neuen Hilfsmitteln besonders auch Philipp v. Zesens überschwengliche Lobschrift auf König Karl II. von England „Die verschmähete, doch wieder erhöhete Majestät“ (Amsterdam 1661).

Zesen, der wahrscheinlich auch selbst London 1643 auf kurze Zeit besucht hatte[1]), sprach sich, wie Gryphius, sogleich 1649 entsetzt und empört über den Königsmord aus. Er übertrug die zwei Reden, die August Buchner dem zum Tod verurteilten Fürsten in den Mund gelegt hatte, aus der stolzen, kraftvollen Rhetorik der lateinischen Fassung in ein breiteres, schwächeres, wenn auch noch immer wirkungsvolles Deutsch. Wie sehr er Buchners Grundgedanken von der Unverletzlichkeit der Könige billigte, über die, selbst wenn sie schuldig wären, kein Untertan zu Gericht sitzen dürfte, bewies er namentlich auch durch seine Vorrede an Dietrich von dem Werder. „Weibisch geartet“ schalt er hier das englische Volk, weil es „eines einigen Frauenbildes freie Beherrschung mehr als fast aller ihrer Könige hat ertragen wollen“ — was dieser tadelnde Rückblick auf Königin Elisabeth bedeuten sollte, ist nicht recht verständlich. Das jüngste Verbrechen aber an der „königlichen Heiligkeit, ja Göttlichkeit“ ließ in Zesens Seele die Furcht aufkeimen, ob nicht Englands vermessenes Volk „von Natur darzu geboren wäre, daß es gefangen und geschlachtet werde“.

Diese bangen Gedanken kehrten in dem Buch von 1661 nicht wieder. Zesen bekannte sich hier unbedingt zu derselben Anschauung wie Gryphius. Bei aller einseitigen Parteinahme für Karl I. und allem leidenschaftlichen Haß gegen Cromwell, den „ehrlichen Vogel“, wie er ihn ironisch gleich bei der ersten Erwähnung[2]) bezeichnete, und den übrigen „tollsinnigen Mordhaufen“[3]) traf er doch das englische Volk selbst mit keinem Vorwurf; vielmehr betonte er mit allem Nachdruck, daß, wie die ganze Welt, so auch die „redlichen Enge-

[1]) Vgl. J. H. Scholte, Philipp von Zesen, im „Veertiende jaarboek 1916 van de vereeniging Amstelodamum“, S. 70 und 74f.

[2]) S. 42. [3]) S. 138.

länder“ den gewaltsamen Tod ihres Königs auf das bitterste beklagten[1]. Aber hart verurteilte er „die Wankelmütigkeit und wunderköpfische Art“ der leicht zum Aufruhr zu bewegenden Schotten[2]; ihren Verrat, die Auslieferung Karls an das englische Parlament gegen „verfluchtes Blutgeld“, tadelte er um so herber, als er in tiefster Seele von der Freiheit der Könige überzeugt blieb, die kein Untertan antasten dürfe, ohne ein „Verbrechen wider die Natur“ zu begehen[3]. Was ihn ebenso wie Gryphius bestimmte, sich unbedingt für den hingerichteten Fürsten zu erklären, war einzig der unerschütterliche Glaube an die Heiligkeit der Majestät, an das göttliche Recht und die persönliche Unverletzlichkeit des Herrschers, der überhaupt in Deutschland und vor allem bei den deutschen Protestanten jener Zeit gehegt wurde; eine Abneigung gegen das englische Volk als solches ist dabei nirgends zu spüren.

Verschiedne lateinische Abhandlungen und Reden, an gelehrten Schulen gehalten, und deutsche Gedichte geben von der gleichen monarchischen Gesinnung Zeugnis. So verfaßte z. B. Johann Georg Schoch zwölf Sonette auf den gewaltsamen Tod Karls I., „gesetzt nach Entwurf und Abteilung einer Tragödien“[4]. In ihnen ließ er den unglücklichen Fürsten, seine Gemahlin und seinen Sohn, ebenso seine Gegner Cromwell und Fairfax zu Worte kommen, namentlich aber auch „Engeland zu sich selbsten“ über die Schrecken der Zeit angstvoll sprechen, und dazwischen flocht er moralisierende Betrachtungen ein über die Undankbarkeit der Völker und die Unsicherheit der Könige, die oft nichts als „gekrönte Knechte“ seien[5]. Ohne äußerliche Aufdringlichkeit stellte auch er sich entschieden auf die Seite des Fürsten; aber wie sehr er auch die Verwirrung des schuldbefleckten Landes beklagte, fällte er doch nirgends ein eigentliches Urteil über das englische Volk.

---

[1] S. 124. [2] S. 56. [3] S. 77 f.

[4] Gedruckt 1660 zu Leipzig im „Neu erbaueten poetischen Lust- und Blumengarten“, Buch 2 der Sonette, S. 115—124; wohl nicht sehr lange vorher gedichtet. [5] Ebenda S. 120.

Überhaupt keine klare Stellung zu beiden Parteien nahm Friedrich v. Logau in einigen Sinngedichten ein, die rein sachlich auf die Hinrichtung Karls I. anspielten[1]). Gleichmäßig gerecht gegen beide versuchte dagegen Daniel Casper v. Lohenstein zu verfahren, als er in seinem Riesenroman von Arminius und Thusnelda (Buch 7 des ersten Teils von 1689) die Geschichte der großen englischen Rebellion im altgermanischen Gewande darstellte. Karl I. erscheint hier als Hermundurenherzog Britton, Cromwell als Markmännerfürst Marbod; mit ihnen kehren alle Hauptpersonen und wichtigeren Ereignisse aus dem englischen Bürgerkrieg wieder, unter veränderten Namen in die fabelhaften Urzeiten des deutschen Volkes versetzt. Aber Lohenstein verschleierte weder die politischen Fehler noch die menschlich-sittlichen Blößen, die er in der Handlungsweise Karls I. entdeckte, wenn er gleich sein trauriges Ende offensichtlich beklagte, und ebenso erblickte er in Cromwells Wesen nicht nur abstoßende Züge, sondern erkannte auch seine Größe und kühne Kraft vollauf an. Daß ein Volk die Macht haben sollte, „über sein Oberhaupt ein Blutgerichte zu hegen“, bestritt auch er in seiner monarchischen Gesinnung[2]). Das englische Volk behandelte er in seiner vermummenden Darstellung ohne rechte Liebe gleichgültig und nebensächlich, aber auch ohne ihm Vorwürfe zu machen. Er gab zu, daß es „nach dem Herrschen lüstern und zu gehorsamen ungeschickt“ war[3]), betonte dann aber auch wieder die herzliche Trauer, die Karls Tod bei den meisten im Volke erweckte[4]).

Auch der entschiedene Gegner der jüngern Schlesier, Christian Weise, äußerte sich mehrmals parteilos, sachlich-ruhig über die britischen Verhältnisse. Im „Politischen Redner“ zwar

---

[1]) Sinngedichte, 2. Tausend, 5. Hundert, Nr. 53; 3. Tausend, 6. Hundert, Nr. 12; Zugabe während des Druckes, Nr. 178. Vgl. Gustav Eitners Ausgabe in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 113 (Tübingen 1872), S. 321, 530 und 663.

[2]) Ausgabe von 1689, Teil 1, S. 1078.

[3]) Ebenda S. 1066. [4]) Ebenda S. 1087.

(1677) teilte er unter andern Beispielen sinn- und schmuckreicher Reden eine lateinische Inschrift mit „Auf den König in Engeland Carolum II., welcher 1652 auf einem Eichbaume wider seine Feinde erhalten wird“, ferner die deutsche Grabschrift auf General Monk, der die Stuarts auf den englischen Thron zurückgeführt hatte[1]), und beide Male sprach er als Anhänger des Königshauses, als Gegner des Tyrannen Cromwell. Im gleichen Sinne war aller Wahrscheinlichkeit nach das 1689 schon zur Aufführung bestimmte, aber erst im Oktober 1702 in Zittau gespielte, jetzt verlorene Drama gehalten, dessen Inhalt sich mit der ersten dieser Inschriften berührt, „Der englische Eichbaum, darauf Carolus Stuart der andere, König in Engeland, seine Sicherheit gefunden hat“. Aber schon in dem freilich nichtigen Gerede über den Tod Cromwells in dem Roman „Die drei klügsten Leute in der ganzen Welt“ (1673) hatte sich Weise jeder persönlichen Meinung entschlagen[2]). In den „Politischen Fragen“ (1691) endlich behandelte er, wie die übrigen europäischen Reiche, so auch England und seine Einwohner, seine politischen Einrichtungen, seine staatliche und kirchliche Entwicklung in den letzten fünfzig bis hundert Jahren[3]) und ließ dabei wieder die nüchternste Sachlichkeit walten. Er hob die Gunst des Klimas, die Fruchtbarkeit und den Reichtum des Landes, dann besonders die Ausbreitung seines Handels hervor. An den Engländern wollte er Scharfsinn und wissenschaftliche Begabung bemerken, aber auch Vorliebe für ein bequemes Leben, Neigung zur Grausamkeit, Starrsinn, der sie zu Ränkespiel und Aufruhr treibe[4]). Vor der Revolutionsgefahr suche sich die Regierung gern durch Anzettelung eines auswärtigen Krieges zu sichern; so habe sie namentlich mit den Holländern schon mehrfach Streit begonnen[5]). Aus Englands großer Macht und Geldschätzen erklärte Weise das „von langer Zeit her“ gebrauchte „Sprich-

[1]) Ausgabe von Leipzig 1679, S. 81—83 und 104—107.

[2]) Ausgabe von Leipzig 1707, S. 181—184.

[3]) Dresden 1691. S. 165—196.

[4]) Ebenda S. 169 f. [5]) Ebenda S. 180 f.

wort“, das Europa mit einer Wage vergleiche: „In einer Schale befände sich Frankreich mit seinen Alliierten, in der andern Spanien; das Zünglein in der Wage wäre Engeland: wohin selbiges inklinierte, bei dem bestünde auch die größte Macht.“ [1])

Mit Weises Charakteristik stimmt in mehreren Punkten die des rührigen Romanschriftstellers Eberhard Werner Happel überein. Er verfaßte unter andern Erzählungen 1691 in zwei Teilen einen „Engeländischen Eduard“, einen mit allerhand geschichtlichen und geographischen Kenntnissen, besonders mit Angaben über die Ereignisse des Jahres 1690 vollgepfropften Abenteurerroman. In ihn wob er ausführliche Schilderungen Englands, seiner Geschichte seit den ältesten Zeiten, seines Parlaments und seiner Hauptstadt ein[2]). Er klagte über die engen, finstern Gassen, die schlechten, meist aus Holz gebauten Häuser und die spärlichen, dazu häßlichen Brunnen Londons, über den Stolz seiner Einwohner und ihre Geringschätzung der Ausländer[3]), rühmte aber die Schönheit der englischen Frauen[4]), das milde, wind-, nebel- und regenreiche Klima, das freilich auch manche Krankheiten begünstige, die Fruchtbarkeit des Landes[5]), den einträglichen Handel und großen Kolonialbesitz[6]), die Pflege der Wissenschaften[7]). Stark betonte er die „Inviolabilität“ des Königs und seines ganzen Hauses, die jedoch „von denen unmenschlichen Engeländern“ bei Karl I. und vielen seiner Vorgänger „gar schlecht beobachtet worden“ sei[8]).

Aber schon 1689, im nämlichen Jahre, das Lohensteins nachgelassenes Werk brachte, hatte Happel das Buch „Fortuna Britannica oder Britannischer Glückswechsel“ erscheinen lassen, eine geschichtliche Darstellung der englischen Könige, zuerst sehr knapp gehalten, dann aber immer breiter ausgeführt, je mehr er sich der Gegenwart näherte. Happel steht

---

1) Ebenda S. 193.
2) Teil 2, S. 30—41, 63—80, 302—322.
3) Teil 2, S. 32—34. 4) Teil 2, S. 316.
5) Teil 2, S. 313 f. 6) Teil 2, S. 315 und 318 f.
7) Teil 2, S. 316 ff. 8) Teil 2, S. 309 und 320.

im Urteil über die große Rebellion an Unparteilichkeit hinter Lohenstein zurück. Er leugnet Cromwells Regentenkunst und Glück nicht, sieht in ihm aber doch vor allem den Tyrannen und in Karl I. den edlen Dulder, tritt übrigens mit der eignen Meinung überhaupt nicht stark in seiner Schilderung dieser Charaktere hervor. Die Eigenschaften des englischen Volkes stellt er in gedrängter Kürze im Vorbericht seines Buches zusammen. Da nennt er die Engländer streitbar, verwegen, allen andern Völkern an Erfahrung und Mut im Seekrieg überlegen, tapfer und ohne Todesfurcht, aber besser in der ersten Hitze als wenn sie langwierige Arbeit, Mangel und Kummer aushalten sollen, weil sie „in ihrem Land eines überflüssigen Lebens gewohnet sind“. Obwohl „zu Manufakturen, sonderlich in Wolle und Seiden geschickt genug“, würden sie doch wegen der Gemächlichkeit, mit der sie arbeiten, von den emsigern und darum erfolgreichern Franzosen in der Industrie überholt. Happel findet viele scharfsinnige Köpfe unter ihnen, „die es in den subtilesten Wissenschaften sehr hoch bringen“, aber auch viele Phantasten und Schwärmer[1]); unter dem Pöbel seien so viele Diebe und Straßenräuber, daß „der Henker nirgends mehr als in England zu tun hat“. Das Volk im ganzen sei „mehr als zu viel geneigt, neue Händel anzufangen“, so daß den Königen stets Gefahr von dem „unbändigen und unbeständigen Geist ihrer Untertanen“ drohe.

Als die „allervariablest und wankelmütigste Nation von der Welt“ hatte die Engländer in anderem Zusammenhang schon um 1673 Grimmelshausen im zweiten Teile des „Wunderbarlichen Vogelnests“ bezeichnet[2]). Er bezweifelte, daß den Niederlanden die Tripelallianz von 1668 mit England und Schweden einen dauernden Frieden sichern könne. In richtigem Verständnis der britischen Politik legte er einem

[1]) Dieselbe Klage wiederholte er auch im „Engeländischen Eduard“, Teil 2, S. 316.

[2]) Kapitel 11, S. 128f. Vgl. Grimmelshausens Simplicianische Schriften, herausgegeben von Heinrich Kurz, Teil 4 (Leipzig 1864), S. 84f.

Holländer selbst die Frage über die englischen „Nachbarn und Religionsverwandten“ in den Mund: „Sollten sie wohl in die Länge ohne innerliches Griesgramen gedulden können, daß wir gleich ihnen das Meer beschiffen und genießen und auf demselbigen durch unsere Seemacht mehr als sie selbsten prosperieren, dessen sie doch ehebevor allein der höchste Herr zu sein sich eingebildet? Gebrüder, von einerlei Eltern aus einerlei Geblüt geborn, pflegen sich wegen der irdischen Reiche und Fürstentumber zu entzweien und endlich dergestalt tödlich zu verfolgen, daß oft keiner aus ihnen anderster als mit des andern gänzlichem Untergang und Tod befriedigt werden kann. Sollte sich nun solches nicht auch viel leichter zwischen Nachbarn wegen Beherrschung des Meers zutragen können?“ Grimmelshausen ist der erste deutsche Schriftsteller, der sich mit allem Nachdruck über das rücksichtslose Streben Englands nach unbedingter Seeherrschaft aussprach; die Kriege der letzten Jahre zwischen England und den Niederlanden legten ihm diese Besorgnis nahe genug.

Gegen dieselben englischen Ansprüche suchte zwei bis drei Jahrzehnte später Christian Wernicke den Widerstand des dänischen Hofes aufzustacheln. Er weilte einige Jahre in London, mischte sich, obwohl er kein öffentliches Amt bekleidete, in das politische Getriebe und unterhielt namentlich mit der dänischen Regierung einen Briefwechsel, der von Verdächtigung nicht frei blieb. Dabei lernte er auch einen ältern englischen Staatsmann Meadow kennen, der in einer aus persönlicher Verstimmung entsprungenen Schrift den ehrerbietigen Flaggengruß bekämpfte, den die britischen Schiffe von den Fahrzeugen der übrigen Seemächte forderten. Diese Schrift, die man in England geheim zu halten wußte, übersetzte Wernicke ins Französische und bot sie, als er von London nach Kopenhagen übersiedelte, im Juni 1696 und wieder 1703 dem dänischen König zur Wahrung seiner Rechte gegenüber dem englischen Anspruch — freilich vergebens — an[1]). Wie Meadow,

[1]) Vgl. Julius Elias, Christian Wernicke (I. Buch). München 1888. S. 82—84, 116f., 217, 226—231.

so fühlte sich auch Wernicke durch persönlichen Ärger über den schlechten Lohn, den er von England für politische Dienste empfangen hatte, zunächst zu diesem Schritte getrieben. Nicht weniger sprach sich darin aber auch die Überzeugung des Staatsmanns aus, daß die unbedingte Herrschaft zur See, die sich England anmaßte, alle andern Seemächte auf das gefährlichste bedrohe.

In seinen Sinngedichten ließ er von solchen Gedanken nichts merken. Er spielte in der Vorrede von 1704 auf seinen Londoner Aufenthalt an[1]), wies in verschiednen Epigrammen oder in den Anmerkungen dazu auf englische Dichter und literarische Verhältnisse hin[2]), sprach mit Anerkennung von dem Gräfen Strafford, dem ehemaligen Minister Karls I.[3]), mit Bewunderung in Versen, die alsbald lauten Beifall ernteten, von König Wilhelm III. von Großbritannien[4]). Aber nur einmal flocht er eine allgemeinere Bemerkung ein über „England, wo man keinem traut“[5]). Wie weit sich dieser Satz auf bestimmte eigne Erfahrungen gründete, läßt sich nicht mehr zuverlässig erkennen.

Mit den Übersetzungen und überaus zahlreichen Nachahmungen der moralischen Wochenschriften von Richard Steele und Joseph Addison und des „Robinson Crusoe“ von Daniel Defoe begann um 1720 der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beständig wachsende Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche im achtzehnten Jahrhundert. Bedeutsame Urteile aber über England selbst, sein Volks- und Staatswesen sucht man in den deutschen Robinsonaden vergebens. Auch die wertvollste unter ihnen, Johann Gottfried Schnabels „Insel Felsenburg“, bietet in gelegentlichen Hinweisen auf englische Verhältnisse nichts Eigenartiges. Ja, sie hält sich nicht ein-

---

[1]) Christian Wernickes Epigramme, herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Pechel (= Palästra, Bd. 71). Berlin 1909. S. 116.

[2]) Ebenda S. 122, 186, 198, 244, 316, 426, 447, 457, 492, 545 u. a.

[3]) Ebenda S. 281 f.

[4]) Ebenda S. 239 f.; vgl. auch S. 128 und Elias a. a. O. S. 96 f.

[5]) Ebenda S. 431.

mal von Widersprüchen frei. Da ist z. B. im ersten, besten Bande des Romans (1731) die Rede von dem „guten König“ Karl, den seine aufrührerischen Untertanen „grausamer Weise“ enthaupteten, worauf sich Cromwell, „von Geschlecht ein bloßer Edelmann, zum Beschützer des Reichs aufgeworfen“ habe; die Übernahme der Regierung nach dem Tode Cromwells und der Absetzung seines Sohnes durch Karl II. wird hier als Wiederkehr „guter Zeiten“ betrachtet[1]). Im Gegensatz zu der monarchischen Gesinnung, die man aus diesen Worten herauslesen möchte, wird nicht viel später Cromwell als „derjenige Mann“ bezeichnet, „welcher der ganzen Nation Freiheit und Glückseligkeit wiederhergestellet hätte, der auch einem jeden Unterdrückten sein rechtes Recht verschaffte“; und in dem besondern Fall, um den es sich hier handelt, bewährt er sich tatsächlich als redlichen Helfer bei unverschuldetem Unglück[2]).

Etwa gleichzeitig mit den ersten Robinsonaden, ja hie und da noch einige Jahre vor ihnen tauchten moralische Wochenschriften in Deutschland auf. Auch ihre Vorbilder, die ersten Londoner Zeitschriften dieser Art, der „Tatler“, der „Spectator“, wurden bald durch französische und deutsche Übersetzungen allgemeiner bei uns bekannt und legten mit ihren phantasievoll freien Schilderungen, durch die doch überall das wirkliche englische Leben mehr oder weniger hindurchschien, den Grund zu einer genaueren Kenntnis des bis dahin immer noch recht wenig beachteten Inselvolkes[3]).

---

[1]) S. 294 f. Vgl. den Neudruck von Hermann Ullrich in den „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts“, Nr. 108—120 (Berlin 1902), S. 224 f.

[2]) S. 348 f. Vgl. Ullrichs Neudruck, S. 265 f.

[3]) Wie weit solche Einflüsse etwa schon das Urteil Benjamin Neukirchs in seiner „Anweisung zu deutschen Briefen“ bestimmten, das ich nur aus einer postumen Ausgabe (Leipzig 1735) kenne, mag unentschieden bleiben. In mehreren, bisweilen fragwürdigen Behauptungen steht es ziemlich allein für sich. Es lautet (S. 88 f.): „Ein Engeländer hat weniger Geiz, aber mehr Ehrgeiz und Wollust als ein Franzose. Darum ist er nicht allein tiefsinniger in Erfindungen, sondern auch viel veränderlicher und verfällt gar oft in Nebenwege. Dahero entstehen in diesem Lande

Dazu kamen seit 1725 ein paar französische Werke, die bald weiteste Verbreitung fanden und größtes Aufsehen erregten.

Das erste Buch in dieser Reihe, die „Lettres sur les Anglais et les Français et sur les voyages“ (1725) von Beat Ludwig v. Muralt, war schon dreißig Jahre vorher entstanden während einer Reise, die der 1665 geborene Berner Patrizier 1694 und 1695 nach England und Frankreich unternahm. Unbefangen und ohne jeden literarischen Nebengedanken berichtete er in ausführlichen Briefen an einen nicht näher bekannten Freund von den Eindrücken, die er eben empfangen hatte. Mehr als ein Jahrzehnt später, als er, wegen seiner Hinneigung zum Pietismus aus der Heimat verbannt, weltabgeschieden zu Colombier am Neuenburger See lebte, verbrannte er jene Briefe: sie sollten der Öffentlichkeit für immer entzogen bleiben. Doch erhielten sich einzelne Abschriften davon, und endlich ließ sich Muralt überreden, diese Blätter in den Druck zu geben. Die Briefe über die Engländer wurden dabei nur stilistisch hin und wieder verbessert[1]).

Er hatte nur London kennen gelernt und schilderte es mit richtiger, unparteiischer Verteilung von Licht und Schatten. Über den Schmutz und Staub in den Straßen klagte er wie schon zweihundert Jahre zuvor Erasmus, dazu über die schlechte Beleuchtung bei Nacht und über die geringe Haltbarkeit der übrigens bequem aus Backsteinen gebauten Häuser, deren Dauer meistens kaum auf vierzig bis fünfzig Jahre berechnet

---

so viel Sekten und Rebellionen. Im Zorne sind die Engeländer nicht unerbittlich, ausgenommen die Schott- und Irländer, welche schon viel kühner, hochmütiger und neidischer sein. Gegen Deutsche sind sie insonderheit höflich, und aus allen ihren Taten erscheinet, daß sie sehr magnifique und freigebig sein. Über dieses ehren sie einen jeden, welcher etwas Sonderliches studieret hat. Dannenhero kann man sich bei ihnen gar leicht in Gnaden setzen.“

[1]) Vgl. besonders die beiden Schriften über Muralt von Otto v. Greyerz, Frauenfeld 1888 und Bern 1894 (Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1895). Eine deutsche Übersetzung der „Briefe“ kam 1761 zu Weimar heraus.

sei[1]); warm wurde er bei dem Lobe der ländlichen Umgebung Londons, von der er freilich wenig genug gesehen hatte[2]). Weit mehr als auf das äußere Bild der Stadt achtete er auf die Sitten und den Charakter ihrer Bewohner, die ihm typisch für die Engländer überhaupt zu sein schienen[3]).

Manches stieß ihn hier ab, vor allem die offen zur Schau getragene Sittenverderbnis, deren Ursachen er in der mangelhaften Erziehung, den häufigen Gelegenheiten zur Verschwendung und Verführung und schließlich in der natürlichen Freiheit des englischen Lebens suchte[4]). Er sah diese Freiheit vielfach bis zur Zügellosigkeit entartet, durch allzu milde Gesetze und ihre gelinde oder auch buchstabenmäßig äußerliche Handhabung sogar von der Obrigkeit mit Unrecht gefördert[5]). Aber er erblickte gerade in ihr doch auch die Quelle dessen, was ihm die Engländer so merkwürdig machte, der vielen außerordentlichen, durch große Tugenden oder große Fehler ausgezeichneten Charaktere, der Extreme im Guten oder Bösen, die er unter ihnen wahrnahm[6]). Stolz und Mut, wilden Trotz, der zu großen Taten führt, sah er mit diesem Freiheitssinn verbunden. Er verkannte die Gefahren dieser Charakteranlage nicht, das hochgeschwellte, rücksichtslose Selbstgefühl, die starre Todesverachtung, die sich fast grotesk bei Selbstmördern und verurteilten Verbrechern bekundete; dann aber mußte er wieder die freie Stellung der Großen wie der Kleinen im sozialen Leben, die Gleichgültigkeit des Engländers gegen Hofgunst, seine Unabhängigkeit von der Gewohnheit, von Vorurteilen als Folge jenes Freiheits- und Selbstbewußtseins rühmen[7]).

Sachlich nüchtern, ohne Voreingenommenheit, aber doch mit einem gewissen Wohlwollen würdigte er die Bedeutung des

1) Originalausgabe von 1725 (ohne Ortsangabe in Genf gedruckt), S. 147f. und 164f. 2) S. 165—172.

3) Vgl. ebenda S. 145f. und den Zusatz zur Ausgabe von 1728, S. 1f., ferner die Bemerkung in der „Lettre sur les voyages“ S. 506ff. der Ausgabe von 1725.

4) S. 2f. 5) S. 119–144. 6) S. 3, 24, 27.

7) S. 5–8, 15f., 20, 83–96, 101–109, 117f.

Parlaments für die politische Freiheit des Landes, urteilte er über Adel und Geistlichkeit, Kaufleute, Handwerker und Bauern, Männer und Frauen. Er beklagte die Gleichgültigkeit, ja offenkundige Untreue der meisten Engländer in der Ehe; die Roheit in vielen ihrer Vergnügungen befremdete ihn; aber ihre von Heuchelei freie Aufrichtigkeit in religiösen Fragen, ihre kühle Zurückhaltung gegen Fremde, ihre Zuverlässigkeit in der Freundschaft fand seinen vollen Beifall[1]). Gegen ihre Dramen hatte er, in den herkömmlichen französischen Kunstanschauungen befangen, allerhand einzuwenden. Dazu erschreckte ihn die Unsittlichkeit der neuesten englischen Lustspiele; er betrachtete sie als eine Schule des Lasters, eine Quelle der Sittenverderbnis in London[2]). Auch der Pflege der Musik in Opern und Konzerten spendete er kein uneingeschränktes Lob. Aber er freute sich der vielen guten Schriftsteller und des Fortschritts der Wissenschaften überhaupt unter den Engländern[3]) und rühmte ganz besonders als das, was sie vor andern Völkern auszeichne, ihren Bon-sens, ihren gesunden Verstand, der sie im Leben und Handeln, im Reden und Schweigen auf das Richtige, Wesentliche, Naturgemäße leite[4]). Schroff stellte er ihn dem französischen Esprit gegenüber, der sich viel zu sehr mit Nichtigkeiten abgibt, auf die Meinung der Leute achtet, dem Savoir-vivre des Durchschnittmenschen dient.

Weit größeren Ruhm als Muralts Werk ernteten die „Lettres philosophiques“, die Voltaire nach seinem mehrjährigen Aufenthalt in London 1734 erscheinen ließ. Er behandelte in ihnen vor allem das religiöse, wissenschaftliche und literarische Leben in England, besprach die Glaubensfreiheit in diesem „Land der Sekten“[5]), die größere Sittenstrenge,

---

[1]) S. 28 und 115 f. [2]) S. 39 f. [3]) S. 15 f.

[4]) Vgl. namentlich S. 97 f. und 111 ff., dazu den vierten Brief über die Franzosen von S. 350 an.

[5]) S. 44 der ersten Ausgabe von Amsterdam 1734; in der kritischen Ausgabe von Gustave Lanson (Paris 1909) Bd. 1 (Société des textes français modernes, Bd. 10), S. 61.

durch die sich die englischen Geistlichen vor den französischen Priestern auszeichneten[1]), und würdigte am ausführlichsten die wichtigsten Gelehrten und Dichter Englands, machte seine Leser mit Shakespeare wie mit den neuesten Dramatikern Londons bekannt, verglich die „Royal Society" mit den Pariser Akademien. In diesen Betrachtungen war er viel reichhaltiger, kühner, bedeutender als sein schweizerischer Vorgänger; auf sie zumeist gründete sich auch die außerordentliche Wirkung seines Buches. Dagegen stand, was er über den Nationalcharakter der Engländer und ihr soziales Leben zu sagen wußte, weit hinter den Briefen Muralts zurück. Doch betonte auch er die entscheidende Macht des Parlaments, die politische Freiheit, die sich das Volk in blutigen Bürgerkriegen erkämpft hatte, und im Einklang damit die Zufriedenheit der Bauern, den Stolz der Kaufleute, den Reichtum der Bürger. Die Grundlage für dieses Gedeihen erkannte er im englischen Handel: auf ihm beruhe die Größe des Staates, die allmähliche Zunahme seiner Seemacht, durch die England zum Herrn der Meere geworden sei[2]).

Die ungewöhnlich große Bedeutung dieser „Briefe" Muralts und Voltaires erlangten spätere, teilweise von ihnen abhängige Schriften ähnlicher Art nicht mehr[3]), wenn sie auch, wie die seit 1745 mehrfach aufgelegten drei Bände der „Lettres de monsieur l'abbé Le Blanc, concernant le gouvernement, la politique et les moeurs des Anglais et des Français", manches Neue, freilich auch einseitig Beurteilte brachten und schließlich sogar ins Deutsche übersetzt wurden[4]). Aber auch der Einfluß jener ersten französischen Werke über England offenbarte sich nicht sowohl darin, daß die hier abgegebenen Urteile über englisches Volks- und Staatswesen nun etwa von

---

[1]) S. 49f.; bei Lanson Bd. 1, S. 63f.

[2]) S. 86—89; bei Lanson Bd. 1, S. 107, 120—122.

[3]) Auch die Bemerkungen über englische Freiheit und englische Sitten in Montesquieus „Esprit des lois" wirkten nicht mehr so merkbar auf das Urteil späterer Schriftsteller über England ein.

[4]) Durch Adam Gottlieb Semmel, in drei Teilen, Augsburg 1764.

deutschen Schriftstellern unmittelbar nachgesprochen wurden, als daß sich diese jetzt immer mehr mit den Verhältnissen des Insellandes, namentlich mit seiner Literatur, beschäftigten.

Dahin zielten ja auch unmittelbar die schönwissenschaftlichen Bestrebungen der gleichen Jahrzehnte zum guten Teile, besonders die ästhetischen Schriften Johann Jakob Bodmers und seiner schweizerischen Freunde. Bodmer selbst aber würdigte nicht nur mit starkem Lobe Muralts Schilderung der Engländer auf Grund ihrer Eigenschaften im Alltagsleben, die ihm ungleich schwieriger schien als die Zeichnung ihres öffentlichen, politischen, kirchlich-religiösen, wissenschaftlich-künstlerischen Charakters durch Voltaire[1]), sondern ließ sich auch gelegentlich in seinen eignen Anschauungen durch den älteren Berner Schriftsteller leiten. So erkannte er das allgemein bewunderte „männliche, großmütige (d. h. hochgesinnte) Wesen" der Engländer auch in ihrer Sprache und führte das Düstere, Blutige ihrer bildlichen Redewendungen und die rücksichtslose Darstellung des Schrecklichen in ihren Dramen auf ihre Todesverachtung und Vertrautheit mit rohen, grausamen Vorgängen des Lebens zurück[2]).

Bei Gottsched dagegen klang aus Muralts Briefen über die Engländer besonders der Tadel ihrer Selbstgefälligkeit und ihres zur Frechheit und verwegenen Sittenverderbnis reizenden ungebundenen Sinnes nach[3]). Was er sonst vereinzelt über ihre Freiheit in Staat, Kirche, Wissenschaft sagte oder getreue Mitarbeiter in seinen Sammelschriften sagen ließ, um kühne Wagnisse der englischen Sprache zu erklären, war mehr von Voltaires Darstellung abhängig[4]). Einmal erteilte er sogar einem

---

[1]) Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Zürich 1741. S. 454—457.

[2]) Der Maler der Sitten. Zürich 1746. Bd. 2, S. 515 f.

[3]) Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen (Leipzig 1730), S. 591; 3. Auflage 1742, S. 735 f. Vgl. auch Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Bd. 5, Stück 19 (Leipzig 1738), S. 429.

[4]) Ebenda Bd. 5, Stück 19, S. 429 f., auch S. 439.

(nicht näher bezeichneten) englischen Gelehrten das Wort, um verschiedene einseitig herbe Urteile Le Blancs über England zu mildern oder ganz zurückzuweisen[1]). Dann wieder suchte er übertriebenes Lob des britischen Volkes, zumal wenn es ihm auf Kosten Deutschlands zu gehn schien, nachdrücklich abzuwehren; so als Jakob Friedrich v. Bielefeld besonders den erfinderischen Geist der Engländer betonte[2]).

Gedanken Muralts kehrten namentlich auch in den Dichtungen Albrecht v. Hallers wieder; manche Leser, so z. B. Gottsched, hielten sogar zuerst den Einsiedler von Colombier für ihren Verfasser. Nicht minder bestimmend wirkte die englische Literatur auf Hallers künstlerisches Schaffen ein. Nach England selbst führte ihn eine Reise im Sommer 1727. Knapp vier Wochen weilte der noch nicht neunzehn Jahre alte Jüngling in London. Auch Oxford besuchte er; weitere englische Orte von Bedeutung scheint er nicht gesehen zu haben.

Seine wissenschaftlichen Studien suchte er vor allem auf der Reise zu fördern und Beziehungen zu ausländischen Gelehrten anzuknüpfen; mit dem eigentlichen Volk konnte er schon deshalb nur in oberflächliche Berührung kommen, weil seine Kenntnis der englischen Sprache damals noch äußerst gering war: wirklich heimisch wurde er in ihr erst während des folgenden Jahres zu Basel. Immerhin zeugten seine Aufzeichnungen über die Reise[3]) von dem gewaltigen Eindruck, den London mit seinen Bauten und Sehenswürdigkeiten, seinem mannigfaltigen Leben und besonders mit seiner emsigen Pflege der Wissenschaften auf ihn machte. Er rühmte den Reichtum

---

[1]) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste, Bd. 8, Stück 2 (Leipzig 1749), S. 129—139.

[2]) Vgl. Gottscheds Anmerkung zu seiner Übersetzung von Bielefelds „Lehrbegriff der Staatskunst“ (Leipzig 1761), Bd. 2, S. 468.

[3]) Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727. Mit Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig 1883. S. 115 ff., besonders S. 118—141.

des Landes, die gute Regierung, die „nachdenkliche und ehrsüchtige Nature“ des Volkes, das alles, Gutes wie Böses, „in größter Vollkommenheit ausrichte“. Diese mehrfach[1]) wiederholte Bemerkung und noch manche andere, über den Schmutz und Rauch in den Straßen Londons, den verhältnismäßig raschen Verfall der Backsteinhäuser in dieser Stadt, aber auch über die Milde der Gesetze, die Häufigkeit des Selbstmordes bei den Engländern, ihr maßloses Selbstgefühl und ihre Geringschätzung der Ausländer[2]), verdankte der jugendliche Beurteiler doch noch mehr der Lektüre Muralts als eigner Beobachtung. Zwar ließ es Haller auch an dieser nicht fehlen. Gleich beim Betreten des englischen Bodens bemerkte er die unsaubere, schlecht gebaute Hafenstadt Harwich und dahinter „das schöne, mit Dörfern, Büschen, kleinen Wäldern, Acker und Weide gemischte Engeland, dem nichts zur Vollkommenheit als der Weinstock fehlt“[3]). Ein ebenso offnes Auge hatte er für die verschiedensten Gewohnheiten und Gebräuche der Londoner Bevölkerung. In den Kaffeehäusern fiel ihm die Menge der Zeitungen auf und der politische Sinn ihrer „tiefsinnigen und spitzfindigen“ Leser, der republikanische Freimut, mit dem sie über „Hofsachen“ redeten, der Eifer, mit dem sie den Kurs der Geldpapiere verfolgten[4]). Die prunklose Schlichtheit der Kleidung sagte ihm zu, besonders aber die Ehrlichkeit des Volkes, das ihm nicht so hitzig auf Gewinn zu drängen schien wie die Holländer oder die Franzosen[5]), nicht minder die gesicherte Geldwirtschaft des Landes[6]). Der überall hervorleuchtende „freie und etwas grausame“ Geist des Volkes[7]), die politischen Parteigegensätze, die Glaubensfreiheit, das ungebunden bequeme Leben der Geistlichen, unter denen ihm gleichwohl Muster echter Gelehrsamkeit und höchster Sittenstrenge begegneten[8]), zogen seine ernste Aufmerksamkeit auf sich; aber auch den schlimmsten Schäden des sozialen

---

[1]) A. a. O. S. 132 und 139; vgl. auch S. 129.
[2]) Ebenda S. 119, 121 f., 129, 133.
[3]) S. 119 f. [4]) S. 128 f. [5]) S. 125.
[6]) S. 134 f. [7]) S. 133. [8]) S. 121, 134, 139 ff.

Lebens widmete er sein Augenmerk[1]). Leider sah er die damals ziemlich allgemeine Verachtung Deutschlands auch bei seinen englischen Gastfreunden üppig wuchern, während er ihnen sonst ungewöhnliche „Einsichten in das wahre Wesen der Sachen“ nachrühmen konnte[2]): „Besonders zählen sie die sämtlichen Deutschen kaum zu Leuten und lernen lieber Italienisch als das ihnen so leichte Deutsche.“

Als Dichter feierte Haller später in der Kantate, die er zum Besuch Göttingens durch Georg II. 1748 halb und halb in amtlicher Eigenschaft verfaßte, den englischen König unter anderm als den siegreich erprobten „wahren Herrn der Meere“, der „Recht und Freiheit schirmet“, seinem Volk und ganz Europa zum Heil[3]).

Dem Nachfolger Georgs II. „auf dem schönsten Thron der Welt“ widmete er 1773 den Roman „Alfred, König der Angelsachsen“. Ein Bild der gemäßigten Monarchie wollte er hier entwerfen. Dazu sollte namentlich das vierte, weitaus größte Buch der Geschichte dienen, in welchem er nach seinem eignen Bekenntnis[4]) „die heutige Staatsverfassung von Engeland mit wenigen Änderungen“ schilderte. Aber, wie er seinem Freund, dem württembergischen Minister Eberhard Friedrich Freiherrn v. Gemmingen anvertraute, wollte er nur das Gute der britischen Verfassung beibehalten, gereinigt von den „unendlichen Fehlern“, die er in dem wirklichen England wahrnahm. Als den schlimmsten unter ihnen betrachtete er den Mangel an genügendem Schutz des Bürgers gegen die frechsten Übergriffe des Pöbels[5]). Und Gemmingen mußte ihm in

[1]) S. 137, Anm. 1. [2]) S. 133.

[3]) Albrecht v. Hallers Gedichte, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Frauenfeld 1882. S. 192 ff., besonders S. 193 und 195.

[4]) In der Vorrede des Romans, Blatt 7 der ersten Ausgabe (Göttingen und Bern 1773).

[5]) Briefwechsel zwischen A. v. Haller und E. F. v. Gemmingen. Nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer. Aus Ludwig Hirzels Nachlaß herausgegeben von Hermann Fischer. Tübingen 1899 (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 219). S. 34 und 39: Briefe vom 20. September und 7. November 1772.

diesem Tadel recht geben; doch wollte er für „die barbarische Frechheit des engeländischen Pöbels“ lieber „die monstrose Größe der Hauptstadt“ als die englische Regierungsform, die er als die vorzüglichste in alter und neuer Zeit bewunderte, verantwortlich machen[1]).

In seinem Roman kleidete Haller die Darstellung der englischen Verfassung in ein Gespräch König Alfreds mit dem erfahrenen, ihm zum Freund gewonnenen Normannen Amund ein, der dem Fürsten Vorschläge zur Verbesserung des angelsächsischen Staates macht. Er rät zur Beschränkung der unbedingten Königsmacht und der gefährlichen, übergroßen Vorrechte des Adels und empfiehlt „eine Staatsverfassung, wo alle Machten einander im Gleichgewichte halten“[2]). Auch das durch den Adel geknechtete Volk soll frei werden und eignen Boden besitzen; alle Bürger sollen unmittelbar unter dem Staat, dem König und dem Gesetz stehen[3]). Der König, die Häupter der Adelsstämme und „die Ausgeschossenen des Volkes“ sollen sich alle Jahre zum Reichstag versammeln, der alle großen Geschäfte des Reiches besorgt, namentlich Steuern bewilligt und Gesetze gibt, besondere Vorrechte und Freiheiten erteilt, über Krieg und Frieden entscheidet; rechtskräftig ist nur, was alle drei Gewalten gutheißen[4]). Haller verschwieg nicht, daß es viele Jahrhunderte dauerte, bis alle diese Wünsche Amunds in Erfüllung gingen, im einzelnen gemäß den Forderungen späterer Zeiten mannigfach abgeändert[5]). Auch die Gefahren einer solchen (d. h. also der englischen) Staatsverfassung verkannte er nicht; er sah sie vor allem in dem Streben des durch unzufriedne, unruhige Bürger verleiteten Volkes nach beständiger Vergrößerung seiner Macht, wodurch das Gleichgewicht des Staates bedroht und unter Umständen notwendige

---

[1]) Ebenda S. 33 und 37: Briefe vom 2. September und 27. Oktober 1772; vgl. auch S. 63f. den Brief vom 24. Dezember 1773.

[2]) Alfred (1773), S. 127 und 131.

[3]) Ebenda S. 177 f.

[4]) Ebenda S. 160f., 181 f., 185—197.

[5]) Ebenda S. 180, 186 f., 212.

Maßnahmen der Regierung verhindert werden können[1]). Aber er hielt diese Gefahren nicht für unüberwindlich und faßte schließlich sein Urteil dahin zusammen, daß eine solche zwischen dem König, den Edlen und den „Gemeinen" geteilte Regierung „vielleicht nicht alle die Vollkommenheit der unumschränkten Gewalt eines guten Fürsten hat", dafür aber „die Fälle überaus selten machen wird, in denen ein Fürst ausnehmend böse zu sein waget. Diese Regierung hat vielleicht eine mindere Stärke, weil die machthabenden Glieder des Staates dennoch nach verschiedenen Richtungen streben; sie versichert aber die Freiheit des Bürgers und die Dauer des Staates. Denn keine andre Verfassung bindet das ganze Volk so genau an die Regierung, diejenige vortreffliche Staatsverfassung ausgenommen, in welcher die Menge selbst herrschet."[2]) Die Schlußbemerkung deutet schon auf den letzten Roman Hallers voraus, der dies sein höchstes Ideal des Staates, das Musterbild einer aristokratisch geleiteten Republik, zeichnen sollte, „Fabius und Cato" (1774).

In dichterisch verhüllender und doch leicht erkennbarer Weise sprach Haller in den Reden Amunds seine eigne Zustimmung zu allen Hauptsätzen der englischen Staatsverfassung, wie sie sich bis zu seiner Zeit allmählich herausgebildet hatte, nachdrücklich aus[3]). Offen und ohne alle romanhafte Verbrämung äußerte er derartige politische Ansichten nur selten in dem gleichen Werke, am deutlichsten da, wo er von den

---

[1]) Vgl. besonders S. 199 ff., 204, 207 ff. Ganz ähnliche Besorgnisse über allerlei demokratische Regungen im englischen Parlament äußerte Haller auch in seinen Briefen an Gemmingen gerade damals, als er an dem Roman arbeitete; vgl. a. a. O. S. 20, 23, 65: Briefe vom 22. März und 30. April 1772 und vom 23. Januar 1774. [2]) S. 205.

[3]) Als die „klügste Staatsverfassung in Europa" hatte sie Haller schon 1749 in einer Besprechung von Raynals „Histoire du parlament d'Angleterre" verteidigt; vgl. Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1749, Stück 56 vom 9. Juni, S. 444; wieder abgedruckt in Albrecht v. Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst (herausgegeben von Johann Georg Heinzmann, Bern 1787), Teil 1, S. 66.

mächtigen Flotten erzählte, durch die Alfred „zur Herrschaft der Meere“ gelangte, „dem angebornen Vorrechte eines englischen Königes, das Alfreds Urenkel auf alle Meere erstreckt haben, die beide Hälften der Welt umfließen“[1]).

Die Erschütterung, die Englands Macht wenige Jahre später durch den Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Kolonien erlitt, verfolgte Haller mit bitterem Unmut. Ebenso wie Gemmingen ergriff er entschieden Partei für die Engländer, ohne doch ihre politischen Fehler zu beschönigen; aber nach seiner Auffassung verfochten sie in diesem Kriege „die gute Sache, die Sache der Welt“. Englands Lage schien ihm für ganz Europa gefährlich. Er glaubte, der Welt sei an Englands Erhaltung und Größe ungemein viel gelegen, da es allein dann und wann unterdrückten Staaten helfen und die Allmacht der großen Mächte einschränken könne[2]).

Kurze Zeit nach Haller besuchte sein Altersgenosse Friedrich v. Hagedorn London. Bei ihm aber erstreckte sich der Aufenthalt in der englischen Hauptstadt auf zwei volle Jahre (1729—1731). Auch er war noch sehr jung, aber nach der ganzen Anlage seines Wesens mehr auf Kenntnis und Genuß des großstädtischen Lebens bedacht als der weit ernstere, einseitiger den Wissenschaften zugewandte Berner. Der englischen Sprache war er bald so mächtig, daß er in ihr zwei kleine, nicht näher bekannte Schriften drucken lassen konnte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Als Privatsekretär des dänischen Gesandten Freiherrn v. Söhlenthal kam er in die vornehmen Adels- und Hofkreise zu London. Wie ihm der

[1]) S. 70 f.

[2]) Vgl. Hallers Briefe an Gemmingen vom 29. März, 15. August, 21. September 1776, 8. März, 2. Juli, 23. August und 5. November 1777 (a. a. O. S. 91 f., 97, 101, 115 f., 121, 132 f., 138, 140); dazu Gemmingens Briefe vom 10. Februar, 12. September 1776, 15. April, 7. August und 4. Oktober 1777 (a. a. O. S. 90, 99, 117, 129, 137); ferner den undatierten Bericht von Hallers Tochter Emilie an Johann Georg Zimmermann bei Eduard Bodemann, Von und über Albrecht v. Haller (Hannover 1885), S. 156 f.

große Zuschnitt des Lebens in der Weltstadt gefiel, so war auch er bei seinen neuen Bekannten geachtet und beliebt; kein Wunder: entzückten doch seine gesellschaftlichen Tugenden später jeden, dem er seinen Umgang gönnte. Nicht ungern wäre er damals in England geblieben, wenn sich dort eine sichere Aussicht für ihn eröffnet hätte[1]). Die gesuchte, behagliche und auskömmliche Stellung fand er ein paar Jahre später als Sekretär bei einer alten Handelsgesellschaft, dem „Englischen Court“ in Hamburg. Gleich diesem Amte führte ihn auch seine Heirat mit der Tochter eines in Hamburg lebenden Engländers, die freilich auf die Gestaltung seines Lebens im höheren Sinn keinen Einfluß gewann, vornehmlich in englische Kreise. An Bodmer konnte er am 3. Juli 1742 schreiben, seine Stellung mache ihm die Art zu denken und die Sprache der Engländer „üblicher und eigener“ als die der Deutschen[2]). Und am 19. Dezember 1748 nannte er sich in einem Brief an den blinden sächsischen Dichter Christian Friedrich Enderlein geradezu einen halben Engländer[3]). So verbarg er seine Vorliebe für manche englische Eigenschaft und Einrichtung keineswegs in seinem Leben; als Dichter und Schriftsteller sprach er aber diese Vorliebe nicht unmittelbar aus, so oft er auch dankbar der englischen Literatur gedachte und sich durch Vorbilder aus ihr künstlerisch anregen ließ. Über seine Erlebnisse in London und die Eindrücke, die er dort im einzelnen empfing, sind uns keine Bekenntnisse aus seiner Feder erhalten. Unwesentlich sind einige dürftige Anspielungen in seinen Gedichten auf freundliches Entgegenkommen gegenüber den

---

[1]) Vgl. den Brief seiner Mutter an seinen jüngeren Bruder vom 11. April 1731 (Briefe von Anna Maria v. Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—1732, herausgegeben von Berthold Litzmann, Hamburg und Leipzig 1885, S. 16); dazu Hagedorns eignen Brief an diesen Bruder, wenn richtig datiert, vom 17. November 1741 (Friedrichs v. Hagedorn poetische Werke, herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg, Hamburg 1800, Teil 5, S. 29 ff.).

[2]) A. a. O. Teil 5, S. 84.

[3]) Ebenda Teil 5, S. 74.

Fremden in England[1]) und auf den Sieg bei Amexial, durch den „die unerschrocknen, freien Briten“ Portugals Unabhängigkeit 1663 gegen Spanien beschützt hatten[2]).

Die Bewunderung, die Bodmer, Haller, Hagedorn für die englische Literatur empfanden, erhielt und mehrte sich noch bei ihren jüngeren Anhängern und ging allmählich in eine sichtlich wachsende Zuneigung zum englischen Volk und englischen Wesen überhaupt über. Im Kreis der jungen Schriftsteller zu Leipzig, die sich von Gottsched lossagten und die „Bremer Beiträge“ herausgaben, wurde namentlich Johann Arnold Ebert, den Hagedorn vor allem in diese Richtung gewiesen hatte, der Vorkämpfer des britischen Geschmacks. Bei ihm lernten die Freunde die im damaligen Deutschland noch wenig verbreitete englische Sprache. An Glover und Young, deren dichterische Hauptwerke seiner Übersetzung ihre außerordentliche Verbreitung bei uns verdankten, richtete er, in späteren Jahren wenigstens, Briefe, die den Empfängern das höchste Lob für seine Gewandtheit in der fremden Sprache entlockten[3]). Lange war es sein Herzenswunsch, England selbst aufsuchen zu dürfen[4]). Dieses Verlangen blieb unerfüllt; so finden wir denn auch in seinen Schriften und Dichtungen keine Urteile über das englische Volk. Nur nebenher nannte er einmal in den Anmerkungen zu Youngs „Nachtgedanken“[5]) die Begierde nach Reichtum eine Nationalleidenschaft in England.

---

[1]) In dem teilweise ironisch gemeinten Lied „Lob unsrer Zeiten“; a. a. O. Teil 3, S. 128.

[2]) In der Fabel „Der welsche Hahn, der Habicht und der Adler“; ebenda Teil 2, S. 176.

[3]) Vgl. die Briefe Youngs vom 29. Juni 1762 und Glovers vom 6. Oktober 1770 (J. A. Eberts Episteln und vermischte Gedichte, Teil 2, herausgegeben von Joh. Joach. Eschenburg, Hamburg 1795, S. 85 und 99).

[4]) Vgl. den Brief an Glover von 1770 (ebenda S. 97).

[5]) Dr. Eduard Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, übersetzt von J. A. Ebert. Band 1 (Braunschweig 1760), S. 308.

Die übrigen Mitglieder des Leipziger Freundeskreises ließen in ihren Schriften kaum merken, wie sie über englische Verhältnisse dachten. Eine Ausnahme bildeten Johann Elias Schlegel und Friedrich Wilhelm Zachariä. Als jener in den „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters" (1747) den Unterschied der französischen und der englischen Bühne aus der verschiednen Wesensart der beiden Völker herzuleiten sich bemühte, betonte er besonders den größeren Reichtum an „außerordentlichen und hochgetriebenen Charakteren", die „Geschwindigkeit und Ungeduld im Denken" und die derberen, ja roheren Lebensformen bei den Engländern[1]), Eigenschaften, auf die meist schon Muralt das Augenmerk seiner Leser gelenkt hatte. Zachariä aber verkündete 1756 in der beschreibenden Dichtung „Die Tageszeiten" das Lob Britannias, die „monarchisch über das ihr gehorchende Meer" schaut, deren siegende Flagge an allen Gestaden der Welt weht[2]). Mit noch höherer Begeisterung pries er die Pflege der Poesie in dem freien und reichen England. Daß zum Dichterruhm sich hier auch die wirksame Unterstützung des Künstlers im Leben gesellte, betonte er besonders stark, wie man überhaupt damals nach Voltaires Vorgang[3]) in deutschen Briefen und Schriften die großen Einnahmen und hohen amtlichen Stellungen englischer Schriftsteller hervorzuheben liebte; waren doch in dieser Hinsicht die Dichter in unserm Vaterlande nichts weniger als verwöhnt. So rief Zachariä mit neidischer Sehnsucht[4]):

„Dreimal glückliches Eiland, auf welches die güldene Freiheit
Alle Schätze der Welt mit reichen Händen verschüttet,
Wo jedwedes Verdienst von Kenneraugen erblicket
Und von ihrem Mäcen jedwede Muse beschützt wird!
Welchen mächtigen Schirm gabst du der himmlischen Dichtkunst!

[1]) J. E. Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln, Teil 3 (Kopenhagen und Leipzig 1764), S. 263 f.

[2]) Im zweiten Teil „Der Mittag"; vgl. Poetische Schriften von F. W. Zachariä (Braunschweig 1772), Bd. 2, S. 44.

[3]) Im 23. der „Philosophischen Briefe".

[4]) A. a. O. Bd. 2, S. 54.

Und wo fand sie, von andern verschmäht, so sichere Zuflucht
Als in deinen ihr heiligen Grenzen? Dort grünet ihr Lorbeer,
So wie einst in Gräciens Boden, an gütigen Sonnen.
Selber der Reichtum, welcher bisher parteiisch sein Füllhorn
Vor dem Dichter verschloß, eröffnet es willig und streuet
Ruhm und Guineen zugleich auf deine bewunderten Barden."

Völlig rein von solchen Rücksichten auf äußern Gewinn stimmte dagegen der Jüngling Klopstock, noch bevor er der Freund der „Bremer Beiträger" wurde, das hochtönende Lob Englands an, das überschwenglichste wohl, das jemals ein Deutscher erklingen ließ. Ihm war auch jegliche Vorliebe für den englischen Staat, seine Regierungsformen und sozialen Einrichtungen fremd; von diesen Dingen allen wußte er damals noch so gut wie nichts. Ihn trieb nur die Begeisterung für englische Dichter, besonders für Milton, den namentlich Bodmers Übersetzung und wiederholte Anpreisung den Deutschen verständlich und wert gemacht hatte. Von solch lauterem Feuer durchglüht, rief er 1745 in seiner Abschiedsrede zu Schulpforta aus: „Reginam illam ceterarum in Europa nationum, magnam Britanniam, adeamus, quae oceani ope seclusa ab aliis terris propterea videtur, quod illas excellentia et magnitudine sua tam egregie antecellit!" Fruchtbar an großen Geistern in allen Wissenschaften, habe England besonders viele göttliche Dichter hervorgebracht und so gezeigt, „quid in fingendis poetarum animis natura ibi effecerit". Und nun folgt das ehrfurchtsvoll-begeisterte, alle Schranken maßlos überfliegende Lob Miltons und seines „Verlornen Paradieses"[1]). Fast noch überboten wird das hier Gesagte durch einige Verse in der ersten Fassung der großen Ode „Auf meine Freunde" von 1747[2]):

„Götterkolonien
Sendet vom Himmel Gott den Briten,
Wenn er die Sterblichen dort beseelet."

---

[1]) Klopstocks sämtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, herausgegeben von A. L. Back und A. R. C. Spindler. Leipzig 1830. Bd. 4, S. 62—66.

[2]) Vers 38—40; vgl. Klopstocks Oden, herausgegeben von Franz

In den folgenden Jahren, in denen Klopstock mit englischer Sprache und Literatur genauer bekannt wurde, hielt diese Begeisterung an. Es war ihm ein Lieblingsgedanke, den „Messias“ in die Hände der Briten zu bringen. In dieser Absicht plante er verschiedene Schritte, suchte durch Freunde und Gönner die Teilnahme des Prinzen von Wales zu erregen und hoffte auf Übersetzungen von Bruchstücken seines Werks in einer englischen Zeitschrift[1]). Seine Oden waren gerade in diesen ersten Jahren reich an Anspielungen auf englische Dichter. Mit der stolzen, geliebten Muse von Albion sollte die junge deutsche Muse den Wettlauf beginnen, dessen Ausgang er bei aller Siegeshoffnung doch in der Ode vom Frühling 1752 noch nicht vorauszusagen wagte, und zur gleichen Zeit hielt er in zürnenden Versen den noch immer in der Nachahmung des Auslandes befangenen deutschen Dichtern Englands Beispiel vor und mahnte, um sie zu kühnen Geistestaten anzueifern, an gemeinsame Heldentaten beider Völker im Kriege, an die Schlacht von Höchstädt, wo Deutsche „mit edlen Britanniern“ einen entscheidenden Sieg über die Franzosen erfochten[2]). Er selbst zählte sich damals geradezu zu denen, die „in die Engländer verliebt“ waren[3]). Auch in den nächsten Jahren blieb diese Neigung lebendig; ebenso wie seine Gattin Meta trat er nun in brieflichen Verkehr mit einigen der berühmtesten englischen Dichter jener Zeit, mit Young, später auch mit Macpherson und Glover[4]).

Muncker und Jaro Pawel (Stuttgart 1889), Bd. 1, S. 10f. Später schwächte der Dichter diese Zeilen wie auch das unmittelbar folgende Lob von „Britanniens Göttereiland“ ganz beträchtlich ab.

[1]) Vgl. seine Briefe an Bodmer, Giseke, Hagedorn und Karl Hermann Hemmerde von 1748, 1749 und 1750, bei Back und Spindler a. a. O. Bd. 6, S. 12, 24, 28, 34, 38f., 43, bei J. M. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock (Braunschweig 1867), S. 16f., 19, 21f. und im Archiv für Literaturgeschichte, Bd. 12, S. 231 und 236.

[2]) Klopstocks Oden (1889), Bd. 1, S. 106–110.

[3]) Vgl. den Brief an Gleim vom 9. April 1752, bei Back und Spindler, Bd. 6, S. 158.

[4]) Vgl. die Briefe an Ebert vom 19. Oktober 1757, 29. März 1758,

In den ersten Monaten des Jahres 1755 trug er sich sogar ernstlich mit dem Gedanken, sich um die Stelle eines Sekretärs bei der dänischen Gesandtschaft in London zu bewerben, also nach England selbst überzusiedeln. Leider zerschlug sich der auch von Klopstocks Vater freudig begrüßte Plan; wir wissen nicht, warum[1]. Wäre er zur Ausführung gereift, so hätte die neue, bedeutsame Veränderung des Lebens und der Berufstätigkeit nicht ohne die stärksten Eindrücke für den Menschen wie den Dichter Klopstock vor sich gehen können; aber es darf fraglich erscheinen, ob auch dann seine Gesinnungen für England so völlig ins Gegenteil umgeschlagen wären, wie es nun, da er in Dänemark blieb, etwa nach einem Jahrzehnt der Fall war. So unbedingt entzückt hätte er sich freilich doch wohl kaum ausgesprochen wie ein anderer, damals angesehener deutscher Dichter, der Anakreontiker und Epigrammatiker Johann Joachim Ewald, der vom April bis zum September 1757 in England weilte.

Er betrachtete sich alles, was es in London zu sehen gab, Schlösser und Parkanlagen, Kirchen und alte Bauten, Theater und Gemäldegalerien, das Straßenleben und das Treiben im Hafen, die Versammlungen der Akademie und des Parlaments. Er fand Zutritt zu den literarischen und den vornehmen Gesellschaftskreisen und gewann einzelne der neuen Bekannten zu zärtlichen Freunden. Gleichmäßig schwärmte er nun für

---

5. Mai 1769, 14. Juli und 14. August 1770, an Denis vom 22. Juli 1768, bei Lappenberg a. a. O. S. 142ff., 211, 218, 228, 230. Meta wechselte auch mit Richardson Briefe; vgl. ebenda S. 141, 144 und Anna Laetitia Barbauld, The Correspondence of Samuel Richardson (London 1804), Bd. 3, S. 139—157.

[1]) Vgl. die Briefe von Klopstocks Vater an Gleim vom 13. März und 9. April 1755 in der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt, aus denen nur ein Bruchstück bei Back und Spindler, Bd. 6, S. 183f. gedruckt ist. Übrigens planten Klopstock und Meta auch noch für den Frühling 1758 eine Reise nach England, gaben sie aber wegen des Kriegs zwischen Frankreich und England wieder auf. Wie Meta am 14. März 1758 an Richardson schrieb (a. a. O. Bd. 3, S. 145), fürchteten sie die englischen Feinde der Franzosen mehr als diese selbst: „they, I must confess it, are at least more civil with neutral ships“.

England und seine Bewohner. „Mit Tränen“ verließ er endlich London, weil er die dicke, neblige und regnerische Herbstluft dort nicht ertragen konnte. Aber im Sommer schien ihm England „ein wirklich Paradies“ und die meisten Menschen darin „ganz gutmütig“, nur der Pöbel „vielleicht schlimmer als sonst irgendwo“. Von der Hauptstadt aber erklärte er begeistert: „London ist eine Welt, wo man alles Schöne antrifft, was sich nur gedenken läßt. Es ist der Sammelplatz von allen Schönheiten Englands: Sie treffen da die schönsten Männer, die schönsten Frauen[1]), die schönsten Pferde, die schönsten Gebäude, kurz alle Werke der Kunst, schön im schönsten Grade.“ Im Parlament glaubte er „den alten römischen Senat oder eine Versammlung von Fürsten zu sehen“. Überhaupt wollte er bei den Engländern „alle Gesinnungen der ehemaligen Römer, ihren Reichtum, ihren Mut, ihren Stolz“ wiederfinden; und doch zog er ihnen, wenn es galt, länger mit einem fremden Volk zu leben, die Holländer vor, bei denen er „mehr Menschenliebe und bessere Sitten“ wahrnahm. In der Umgebung Londons pries er vor allem Windsor; er konnte sich keine „wollüstigere“ Gegend denken: „Sie geht über alle Einbildung.“[2]).

Nüchterner hätte gewiß Lessing geurteilt, wenn sich seine Hoffnung, die Engländer im eignen Land kennen zu lernen, erfüllt hätte. Ein Jahr vor Ewald, im Sommer 1756, plante er die Reise dorthin; aber eben, als er sich von Holland aus einschiffen wollte, rief ihn der Ausbruch des siebenjährigen Krieges in die Heimat zurück, und eine zweite Gelegenheit zu einer englischen Reise bot sich ihm später nicht mehr.

---

[1]) Den gleichen Vorzug Londons rühmte er schon in dem Brief an Christian Ludwig v. Brandt vom 17. April 1757 (Archiv für Literaturgeschichte, Bd. 13, S. 459): „L'on ne peut se lasser d'y regarder le sexe; c'est ici le paradis de Mahomet.“

[2]) Vgl. Ewalds Briefe an Christian Ludwig v. Brandt vom 19. und 24. August 1757 (Archiv für Literaturgeschichte, Band 13, S. 461 f.), an Ewald v. Kleist vom Oktober 1757 (ebenda Bd. 4, S. 448 und in Kleists Werken, herausgegeben von August Sauer, Bd. 3, S. 246) und an Karl Wilhelm Ramler vom 9. Dezember 1757 (a. a. O. Bd. 14, S. 228 f.).

Als Dichter und als Theoretiker verdankte er den Engländern die bedeutsamsten Anregungen. Unmittelbar über sie und ihren Charakter aber äußerte er sich in seinen Schriften nur sehr selten. Dann und wann stellte er sie vergleichend andern europäischen Völkern gegenüber, doch ohne sich dabei abhängig von Muralt oder Voltaire zu zeigen. So sprach er 1751 flüchtig von dem Unterschied zwischen dem „freien Engländer“ und dem „zum Dienen gebornen Franzosen“[1]) und wollte 1754 den Ursprung des rührenden Lustspiels in Frankreich und des bürgerlichen Trauerspiels in England geistreich aus dem besondern Naturell der beiden Völker erklären. „Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles Große zu sich herniederziehen will.“ So habe er gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken ebenso für bürgerliche Durchschnittsmenschen in Anspruch genommen wie für gekrönte Häupter, denen sie die ältere Tragödie ausschließlich zuerteilte[2]). In den „Literaturbriefen“ machte sich Lessing 1765 Meinhards Bemerkung zu eigen, daß der Engländer ohne Zweifel unter allen Europäern die schwerste und solideste Nahrung für Körper und Seele brauche[3]), und im „Laokoon“ (1766) gab er, bevor er einen englischen Tadler des Sophokles zurückwies, ohne weiteres zu, daß man bei einem Mann aus diesem Volke nicht leicht eine falsche Delikatesse argwohnen dürfe[4]). Daneben berührte er gelegentlich den Freiheitsstolz und die Selbstgefälligkeit des Engländers, seine mitleidige Verachtung aller Völker, „die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen“, mögen diese Könige auch noch so vortrefflich sein[5]),

---

[1]) Im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ vom Mai 1751 (Sämtliche Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann, dritte Auflage von Franz Muncker, Bd. 4, S. 410).

[2]) Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele in der „Theatralischen Bibliothek“, Stück 1 (ebenda Bd. 6. S. 7).

[3]) 332. Literaturbrief (ebenda Bd. 8, S. 282).

[4]) Ebenda Bd. 9, S. 29.

[5]) Vorrede zu den vermischten Schriften von Christlob Mylius (1754), Brief 5 (ebenda Bd. 6, S. 405).

seine Neigung, die großen Geister der eignen Nation zu überschätzen[1]). Auch begrüßte er 1753 in der „Vossischen Zeitung“ [2]) die neuen englischen Verordnungen zur Milderung der Lage der Juden.

In ähnlicher Weise, anerkennend, doch ohne Überschwang, sprach sich Lessings Lehrer und Freund Abraham Gotthelf Kästner aus. Offen gestand er, daß er „allemal mehr englisch als französisch gesinnt“ sei[3]). Bei ihm, dem verständigklaren Kopf, war es auch als Lob aufzufassen, wenn er dem Geist des Briten bezeugte, daß er „stärker denkt als fühlt“ [4]). Und in hochgestimmten Versen, die leider nicht frei von Schwulst und Künstelei blieben, pries er Englands Welthandel[5]). Bei andern Gelegenheiten wieder rügte er leichthin die gewöhnliche Plumpheit des Spottes bei den Engländern und ihre unpraktisch-kleinliche Ängstlichkeit im amtlichen Verkehr[6]) und freute sich von Herzen, wenn er unbestreitbar Treffliches bei ihnen durch deutsches noch Trefflicheres überboten fand[7]).

Auch Lessings jüngerer Freund Friedrich Nicolai dachte im wesentlichen so. In seinen „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ (1755) sprach er den Engländern zwar die gesellschaftlichen Vorzüge der Franzosen ab, sah sie dafür aber durch „männliche Schönheiten“ entschädigt, die sich als Früchte ihres nachdenkenden Ernstes und des fleißigen Studiums der Antike erwiesen[8]). Namentlich meinte er ihren Charakter und ihre Neigungen aus ihren Schauspielen deutlich zu erkennen. Da schien ihm der

[1]) Pope ein Metaphysiker! (1755) Vorläufige Untersuchung (ebenda Bd. 6, S. 415).

[2]) Stück 93 vom 4. August 1753 (ebenda Bd. 5, S. 187).

[3]) Vermischte Schriften von A. G. Kästner. Altenburg 1755. S. 66.

[4]) Gedicht zur Verteidigung der Reime von 1741 (ebenda S. 91).

[5]) Gedicht an den Prinzen Eduard August (1765): ebenda, Teil 2 (Altenburg 1772), S. 179 f.

[6]) Ebenda Teil 2, S. 134 und 138. [7]) Ebenda Teil 2, S. 148.

[8]) Brief 18; neue Ausgabe von Georg Ellinger in den Berliner Neudrucken, Serie 3, Bd. 2 (Berlin 1894), S. 147 f.

Engländer „wild, ungebunden im Lustigen, auf eine drollichtere Art scherzhaft, im Ernsthaften auf die heftigste Art pathetisch. Ein gewisser Enthusiasmus belebt seine Handlungen, der alles bis aufs Äußerste treibt; sein Scherz ist nicht so fein, aber um desto beißender; er ist ein Whig oder Tory auch auf dem Schauplatz; die britannische Freiheit dehnet er bis auf die Regeln der Schauspielkunst und des Wohlstandes aus; er bleibt beständig großmütig, ein Feind der Franzosen und ein Sklave des Frauenzimmers“ [1]).

Von der blinden Überschätzung der Engländer und ihrer Dichtung, in der die Anhänger und Nachahmer Bodmers und Klopstocks allzulange verharrten, waren Lessing und seine näheren Freunde frei. Durfte unter ihnen doch Ewald von Kleist den ketzerischen Ausspruch tun, wir Deutschen ließen uns durch die Engländer zu sehr verführen [2]). In diesem Kreise konnte man daher dem Dichter nur beistimmen, der sich zuerst kräftig gegen jene Übertreibungen erklärte. Johann Peter Uz bekämpfte in seinem komischen Epos „Sieg des Liebesgottes“ (1753) und noch entschiedner in dem poetischen Schreiben an den Hofrat Christ (1755), worin er diese Dichtung gegen engsinnige Sittenrichter verteidigte, zunächst die äußerliche und unbedingte Nachahmung Miltons und andrer englischer Sänger, wie sie vornehmlich Bodmer und seine Parteigenossen, der junge Wieland und Johann Jakob Dusch pflegten. Aber indem er dabei die ungemeinen Schönheiten der britischen Muse von ihren nicht minder großen Fehlern zu scheiden versuchte, um den englischen Einfluß bei den deutschen Dichtern auf das rechte Maß zu beschränken, begründete er sein Urteil über die künstlerischen Leistungen der Engländer auf ihre allgemein anerkannten, zum Teil auch schon von Muralt besprochenen Charaktereigenschaften. Er wies auf die Maßlosigkeit in ihrem ganzen Wesen und Handeln, auf das kühne und fast wilde Feuer hin, das oft aus

1) Brief 11; Ellingers Ausgabe S. 82.

2) Brief an Johann Kaspar Hirzel vom 14. Februar 1759 (Kleists Werke, herausgegeben von August Sauer, Bd. 2, S. 549).

ihren Sitten flamme. Dieses Überschäumen gefiel ihm bei ihnen selbst, nicht aber bei den ganz anders gearteten Deutschen. Ihnen sagte er warnend, die englische Art zu schreiben sei wie die englische Staatsverfassung: „sie sind beide gut, aber nur für englische Köpfe."[1])

Übrigens hielt auch bei dem jungen Wieland der Überschwang der Begeisterung für England nur kurze Zeit an. Unter dem Einfluß Klopstocks und Bodmers hatte er sich mehr und mehr in die englischen Dichter vertieft; er las sie zuerst in Übersetzungen, seit 1752 in ihrer heimischen Sprache. So mehrten sich bald die rühmenden Anspielungen auf sie in seinen eignen Jugendwerken. Für einzelne dieser Werke entnahm er den Stoff seinen fremden Lieblingen, bei andern verdankte er ihnen die allgemeine künstlerische Anregung, die geistig-dichterische Grundanschauung. Zuletzt leitete ihn die Übersetzung Shakespeares aus der jugendlichen Schwärmerei hinüber in die kritisch nüchternere, skeptisch-realistische Lebensauffassung des Mannesalters. Und auch jetzt blieben die englischen Schriftsteller ihm wertvolle Berater oder wurden ihm, wie z. B. Sterne, neuerdings zum Muster. Über das englische Volk und Land aber äußerte er sich in den Briefen und Schriften jener ersten zwei Jahrzehnte seines Wirkens, von ganz unbedeutenden Bemerkungen[2]) abgesehen, nur einmal ausführlicher,

[1]) Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz, herausgegeben von August Sauer. Stuttgart 1890. (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken, herausgegeben von Bernhard Seuffert, Nr. 33/38) S. 302, 364, 367 f.; vgl. auch S. 320 Sonst erwähnte Uz England selten in seinen Gedichten; in der Ode an die Freiheit bezeichnete er Britanniens Gefilde (die „lieblichen Gefilde" der „reichen Briten" in der handschriftlichen Fassung) als Heimstätte der Freiheit (ebenda S. 153 f.).

[2]) Vgl. den Brief an Johann Georg Zimmermann vom 3. Dezember 1762 (Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, Zürich 1815, Bd. 2, S. 200); ferner „Über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachteilig sei" (1770), Abschnitt 5 gegen den Schluß (Wielands gesammelte Schriften, herausgegeben von der Deutschen Kommission der Berliner Akademie, Abteilung I, Bd. 7, S. 430, über die Achtung der Engländer für Reinlichkeit).

in der „Einleitung in die Kenntnis der itzigen Staaten in Europa“, die er 1758 seinen Züricher Schülern diktierte.

Da pries er[1]) die landschaftliche Schönheit Englands, den natürlichen Reichtum der vornehmlich zu Ackerbau und Viehzucht geeigneten, stark bevölkerten Insel, die von den amerikanischen Kolonien mit allen erdenklichen Waren versorgt werde, den Fleiß der Bewohner, der sich besonders in der Verarbeitung von Wolle, Zinn und Stahl betätige, und den beständig wachsenden Wohlstand des Volkes, das an Getreide, Kolonialwaren und gewerblichen Erzeugnissen unendlich mehr ausführen könne, als es selbst vom Ausland einzuführen brauche. Aber bitter beklagte er, daß seit dem mächtigen Wachstum des Handels auch Gewinnsucht und Üppigkeit in England gestiegen sei und den ehemaligen edlen Geist des Volkes, seine männliche Gesinnung und seine ungekünstelten Sitten zu vernichten drohe. Die englische Verfassung, die Freiheit und Ansehen der Gesetze auf das glücklichste mit einander verbinde und die wirkliche Gewalt klug zwischen König, Adel und Volk teile, rühmte er als die vollkommenste, selbst den antiken Republiken überlegene Staatsform[2]). Der sichere Bestand dieser Verfassung und des freiheitlichen Geistes der Briten schien ihm unentbehrlich zum Heil und zur Freiheit Europas, da England bei allen Kriegen zwischen Frankreich und Österreich den Ausschlag zu geben vermöge. Und nur um das europäische Gleichgewicht zu erhalten oder seinen eignen Handel und seine Seeherrschaft zu erweitern, führe es ja seine Kriege; Eroberungen auf dem Festland kämen dabei überhaupt nicht in Betracht[3]).

Diese Erwägungen Wielands sind wohl nur zum geringen Teil sein geistiges Eigentum. Manches in ihnen berührt sich mit den Ansichten Muralts, Voltaires, Le Blancs; andres stammt vermutlich aus größeren Kompendien, die der junge

---

[1]) Gesammelte Schriften, Abteilung I, Bd. 4, S. 467.

[2]) Ebenda Bd. 4, S. 435 und 449. Vgl. dazu auch „Geschichte der Dichtkunst“ (1757), § 15 (ebenda Bd. 4, S. 362).

[3]) Ebenda Bd. 4, S. 461.

Lehrer für seine übersichtliche Darstellung der europäischen Staaten zu Rate zog. Mit unbedingtem Wohlwollen und höchster Achtung wurde England in allen diesen Werken behandelt. So dauerte denn auch trotz dem Eindruck, den die verständigen Mahnworte eines Uz und seiner nächsten Gesinnungsfreunde machten, der Einfluß des Britentums in unserer Literatur ungeschwächt fort. Die Übersetzungen englischer Werke mehrten sich noch; deutsche Nachahmungen wurden besonders im Drama und Roman häufig; Shakespeare drang siegreich in unser Geistesleben ein. Aber in den nächsten Jahren wandte sich auch der bisher überschwenglichste Bewunderer Englands, Klopstock, von der einstigen Schwärmerei ab und ließ sich bald zum heftigsten Gegensatz gegen die früheren Lieblinge fortreißen.

Unmittelbar aus dem liebevoll begonnenen Studium der englischen Sprache sproßte der erste Keim der Abneigung hervor. Schon 1758 mochte Klopstock in dem Aufsatz „Von der Sprache der Poesie" bei allem Lob für die Stärke des dichterischen Ausdrucks der Engländer doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß so viele Fremdwörter in ihre Rede Aufnahme gefunden hätten[1]). Der gleiche Tadel der englischen Sprache wegen ihrer beständigen Mischung germanischer und romanischer Bestandteile, die Klopstock ungerecht und unwissenschaftlich verurteilte, kehrte bei ihm später noch öfters, nur immer bittrer, in Prosa und Versen wieder[2]). Damit verbanden sich gewisse Bedenken gegen den Vers Miltons, dessen bedeutende metrische Kraft er jedoch keineswegs verkannte[3]), und gegen den wahllosen Naturalismus der englischen

[1]) Back und Spindler a. a. O. Bd. 4, S. 17f.

[2]) So 1779 in dem Aufsatz „Vom edlen Ausdruck" (ebenda Bd. 2, S. 287–292), 1796 in der großen Abhandlung „Der zweite Wettstreit" (ebenda Bd. 2, S. 21), 1797 in der Ode „Einladung" (Klopstocks Oden, 1889, Bd. 2, S. 135f. und 173); vgl. auch die Ode „Unsre Sprache" (1767), Vers 35f. (ebenda Bd. 1, S. 200).

[3]) In der Abhandlung „Vom deutschen Hexameter" (1779); bei Back und Spindler, Bd. 3, S. 163ff.

Dichter[1]). Von ihrem Wert dachte er als reifer Mann und als Greis lange nicht mehr so günstig wie einst als Jüngling. In der „Deutschen Gelehrtenrepublik“ (1774) rügte er neben der Freiheit des ihm verhaßten Kunstrichtertums die aufdringliche Macht des schriftstellernden Pöbels, der unselbständigen Nachahmer, in England, den aber zu seinem leidenschaftlichen Ärger die deutschen Bewunderer des Auslands nicht müde wurden anzustaunen[2]). Und für den plumpen Spott, mit dem einst Swift die Deutschen beschimpft hatte, glaubte er noch 1797 den Engländern literarische Rache schuldig zu sein; daß wir künstlerisch stark genug seien, diese auch wirklich zu nehmen, daran zweifelte er nicht[3]). Desto heftiger empörte ihn die Anglomanie, die sich in Deutschland mehr und mehr ausbreitete. Ihr trat er schon 1766 mit der kraftvollen Ode „Wir und Sie“ entgegen[4]).

Die Überschätzung des Auslands lehnte er nun entschiedner denn je zuvor als Verrat am deutschen Vaterlande ab, dem sich keck überhebenden Stolze der Engländer stellte er die gerechte Ehrung fremden Verdienstes bei unserm Volke gegenüber, die Begabung der Deutschen und ihre Errungenschaften in Wissenschaft und Kunst setzte er denen der Briten gleich, ja in mehreren Fällen hob er sie über diese[5]). Im patrioti-

[1]) In dem Epigramm „Die Antwort auf ein andermal“ (1773); ebenda Bd. 4, S. 185.

[2]) S. 28 f. und 319. Über eine ähnliche Geringschätzung der gleichzeitigen englischen Dichter, die noch dazu ein Engländer geäußert hatte, berichtete Thomas Abbt am 3. November 1762 an Nicolai; vgl. Th. Abbts vermischte Werke, neue Auflage, Teil 3 (Berlin und Stettin 1782), S. 127.

[3]) Vgl. seine Briefe an Herder vom 21. März 1797 (bei Lappenberg a. a. O. S. 379) und an Karl August Böttiger vom 22. Juli 1797 (Archiv für Literaturgeschichte, Bd. 3, S. 267), dazu die Abhandlung „Der zweite Wettstreit“ (1796) gegen den Anfang (bei Back und Spindler, Bd. 2, S. 24) und die oben erwähnte Ode „Einladung“.

[4]) Klopstocks Oden (1889), Bd. 1, S. 184 ff.

[5]) Einiges suchte von diesen Urteilssprüchen sogar der sonst unbedingte Lobredner Klopstocks Karl Friedrich Cramer abzuhandeln (Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa. Fortsetzung. Hamburg 1778. S. 244).

schen Eifer aber begnügte er sich nicht mit diesem geistigen Wettkampf; seine Gedanken stürmten hinüber zum blutigen Felde der wirklichen Schlacht. Im Seegefecht, „wo Schiff an Schiff sich donnernd legt“, galt England für unüberwindlich; uns Deutschen fehlte noch jede Flotte. Gleichwohl vertraut der Dichter, wenn überhaupt ein solcher Kampf für uns in Frage käme, der kühnen Kraft unsers Volkes: „Wir schlügen da wie sie!“ Aber sicher überzeugt ist er von unsrer Überlegenheit „in jener Schlacht, die wir allein verstehn“, der Schlacht auf dem festen Lande. Und da reißt ihn sein vaterländisches Feuer zu dem frevlen Wunsche fort, in dieser Schlacht einst die Engländer uns gegenüber zu sehen „dicht am Stahl, wenn er nun sinkt“ und unsre Fürsten und Heere kalt und kühn wie die Cherusker in der Römerschlacht dem Feinde begegnen.

Was Klopstock hier lobend und tadelnd an den Engländern hervorhob, ihren Reichtum und ihre Macht zur See, ihren selbstgefälligen, gegen fremde Leistungen ungerechten Stolz, ihre geistige Begabung, ihre wissenschaftlichen Verdienste, ihre Armut an großen Musikern und Malern, kannte er nur zum kleinen Teil aus eigner Erfahrung; er fand aber diese Charakterzüge bei Voltaire, in dessen Schriften er sich schon als Jüngling mannigfach umgesehen hatte, bei Muralt, dessen Urteile er spätestens in Zürich kennen gelernt zu haben scheint[1]), und bei den von diesen beiden abhängigen deutschen Schriftstellern. Schwerlich aber konnte er aus solcher Lektüre auch das wilde Verlangen nach blutigem Kampf mit England schöpfen, das am Schluß seiner Ode hervorbricht. Wie dieser trotzige Haß gerade damals in Klopstocks Seele entstand, ist kaum ganz befriedigend zu erklären. Der bloße Gegensatz zu der Anglomanie der Deutschen reicht dazu nicht aus. Und wo begegnete ihm damals schon solch maßlose Begeisterung für England? Etwa bei Heinrich Wilhelm

[1]) Den Namen Muralts nennt er im Brief an Joh. Christoph Schmidt vom 1. August 1750 (bei Back und Spindler, Bd 6, S. 100).

v. Gerstenberg, der seit einigen Jahren in nahem freundschaftlichem Verkehr mit ihm in Dänemark lebte und soeben in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ innig bewundernd wie vor ihm niemand in Deutschland für Shakespeare und andre englische Dichter eingetreten war? Aber allgemeine schwärmerische Betrachtungen über die Engländer, überhaupt allgemeine Urteile über sie sucht man in diesen Briefen und ebenso in den sonstigen Werken Gerstenbergs vergebens. Zweifellos konnte Klopstock bei ihm allerhand über englischen Geist und Volkscharakter lernen. Was ihn aber feindselig gegen das Britentum stimmte, floß doch wohl aus einer andern Quelle. Hätte er seine Ode erst mehrere Jahre später in Hamburg geschrieben, so könnte man vielleicht an Einflüsse des mit ihm befreundeten Professors Johann Georg Büsch denken, der in verschiednen Schriften die planmäßige Schädigung des Hamburger Handels durch die Engländer grollend nachwies. Davon kann jedoch 1766 noch kaum die Rede sein. Aber auch zwischen Dänemark und England oder zwischen Deutschland und England lassen sich um diese Zeit keine namhaften Gegensätze entdecken, aus den Tatsachen der damaligen englischen Politik überhaupt oder aus den Reden einzelner Engländer keine Ursachen herleiten, aus denen der heftige Ausdruck der Abneigung Klopstocks bequem erklärt werden könnte.

So herb äußerte sich der Dichter in keiner späteren Ode mehr über England, auch nicht in seinen Briefen, wenn er gleich in ihnen mit vaterländischer Freude betonte, daß seine liebste Korrespondentin in London, zugleich die angesehenste Malerin dort, eine Deutsche, Angelika Kaufmann, sei[1]. In seinen letzten Jahren ergaben sich freundliche Beziehungen zu den englischen Romantikern Coleridge und Wordsworth, die ihn 1798 besuchten, und zu Nelson und Lady Hamilton, die ihn

---

[1]) Vgl. seine Briefe an Cäcilie Ambrosius vom 1. August 1769 und an Ebert vom 14. August 1770 (bei Lappenberg S. 223 und 232); dazu Karl Friedrich Cramer a. a. O. (Hamburg 1777), S. 136.

bei ihrem Aufenthalt in Hamburg 1800 geradezu durch ihre freundschaftliche Verehrung auszeichneten[1]). Ja, schon 1771, als nach Bernstorffs Sturz sein dänisches Jahresgehalt bedroht schien, hatte er im Vertrauen auf das Wohlwollen, das die Königin von England für seine Dichtungen zeigte, seine Freunde zu Schritten veranlassen wollen, um sich für den Fall der Not eine englische Unterstützung zu sichern[2]); doch blieb ihm das dänische Gehalt ungeschmälert.

Der englischen Politik erwies er sich nicht immer zugetan. Im Kampf der nordamerikanischen Kolonien gegen das Mutterland erklärte er sich unbedingt für die Aufständischen. Auf die Frage, ob das formelle Recht auf ihrer Seite sei, wollte er sich dabei gar nicht einlassen; ihm genügte, daß sie für ihre Freiheit stritten, um deren willen nach seiner Meinung wohl auch die Gerechtigkeit verletzt werden durfte. Einen in der Nähe von Boston gewachsenen Stock, den er zum Geschenk bekommen hatte, hielt er heilig wie eine Reliquie[3]). Die unrühmliche Lässigkeit, mit der die Befehlshaber der englischen und der französisch-spanischen Flotten die ersten Jahre dieses Krieges ohne ein ernstliches Seetreffen verstreichen ließen, besang er 1780 als herrliches Zeichen europäischer Bildung und Menschlichkeit, die sich heilige Schonung zum Gesetz mache, als die Morgenröte eines seligen, nie noch von Menschen erlebten Tages, der jahrhundertelang strahlen werde[4]).

Zwölf Jahre später, als er die neuen Gesetze lyrisch feierte, die die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Zensur und des Sklavenhandels in den dänischen Reichen bezweckten, stellte er dem nordischen Lande, das erfolgreich für Freiheit und Fortschritt wirkte, die andern, rückständigeren Staaten Europas gegenüber, unter ihnen auch England, das die volle Preß-

---

[1]) Vgl. Klopstocks Brief an Gleim vom 27. Dezember 1800; bei Back und Spindler, Bd. 6, S. 296.

[2]) Vgl. den Brief an Ebert vom 11. Juni 1771; bei Lappenberg, S. 235f.

[3]) Vgl. Karl Friedrich Cramer a. a. O. (Hamburg 1777), S. 137f.

[4]) In der Ode „Der jetzige Krieg“ (Klopstocks Oden, 1889, Bd. 2, S. 20f.).

freiheit noch entbehrte und zur Vernichtung des Menschenhandels bisher nur zögernde, noch nicht endgültig geglückte Ansätze gemacht hatte[1]).

Wärmeres Lob spendeten die Dichtungen aus Klopstocks letzten Jahren. Als Nelson, ihm damals persönlich noch unbekannt, im August 1798 bei Abukir „der Siege rettendsten" erkämpfte, erhielt die kurz vorher verfaßte Ode „Freude und Leid" eine weitere, den Sieger verherrlichende Schlußstrophe; aber schon im September 1801 nahm der in seinem Rechtsgefühl schmerzlich enttäuschte Sänger diese Verse wieder zurück, als er von dem Wortbruch erfuhr, den sich der englische Seeheld 1799 bei der Wiederherstellung des Königtums in Neapel gegen die Republikaner hatte zuschulden kommen lassen[2]). Endlich pries er im Herbst 1800 das entschlossene Handeln Englands, das dem drohenden Angriff Frankreichs zuvorkam und mutig den Krieg begann, dauernden Ruhmes wert, auch wenn es vielleicht das blutige Spiel verlieren sollte[3]) — in der Tat vermochten die englischen Anstrengungen den Sieg Bonapartes nur kurze Zeit aufzuhalten und nicht wesentlich mehr zu schmälern.

Die Reise nach England, die Klopstock und Lessing nicht beschieden war, wurde Klopstocks jüngerem Freund Sturz zu teil, ebenso mehreren andern führenden Geistern in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Hamann, Möser, Lichtenberg, auch den angesehenen schweizerischen Schriftstellern Karl Viktor v. Bonstetten, Johann Heinrich Füßli, Jakob Heinrich Meister. Nachhaltigen Eindruck machte der Aufenthalt in oder bei London auf sie alle; doch sprachen sie sich

[1]) In der Ode „Friederich, Kronprinz von Dänemark" von 1792 (ebenda Bd. 2, S. 76).

[2]) Vgl. die Ode „Freude und Leid" vom Juli 1798 und die Anmerkung dazu (ebenda Bd. 2, S. 142 f. und 174); ferner J. W. v. Archenholz in seiner „Minerva" vom April 1803 (Bd. 2, S. 118—120).

[3]) In der Ode „Die Nachkommen der Angelsachsen" vom September 1800 (ebenda Bd. 2, S. 156 f.).

nicht alle auch in ihren Schriften unmittelbar über das englische Wesen und Leben aus.

Johann Georg Hamann erfuhr während der nahezu fünfzehn Monate, die er vom April 1757 bis zum Juli 1758 in England zubrachte, die entscheidende Umwälzung seiner Seele. Nur über diese berichtete er aber auch in den „Gedanken über seinen Lebenslauf“, die er großenteils in London selbst aufzeichnete; nach einem Urteil über England und die Engländer sucht man vergebens darin. Ein paar Jahre später (1762) nannte er gelegentlich natürliche Begabung und Freiheit die Grundeigenschaften des englischen Wesens, denen er Geschmack und Luxus bei den Franzosen, den gesunden Menschenverstand bei den Deutschen gegenüberstellte[1]). Den Beweis dieser Behauptung stützte er zunächst auf Beispiele aus der Literatur der drei Völker.

Nicht ganz so lang, immerhin aber auch volle acht Monate weilte Justus Möser in amtlichem Auftrag als Sachwalter des Hochstifts Osnabrück 1763 und 1764 zu London, und was er hier vielseitig und scharfsichtig beobachtete, von den Verhältnissen des Hofes an, wo man ihm mit dem ehrenvollsten Vertrauen begegnete, bis zu der bequemen und reichlichen Versorgung der Gassenbettler in ihren Speisehäusern, die er hernach in den „Patriotischen Phantasien“ anschaulich schilderte[2]), gab ihm die mannigfaltigste Anregung für sein ganzes ferneres Leben. In seinen vielen Schriften maß er immer wieder gern die deutschen Zustände an den englischen, und dabei fiel der Vergleich nicht selten zuungunsten der heimischen Einrichtungen aus. Auch wünschte er die Abhängigkeit seiner Landsleute vom englischen Handel durch Hebung des inländischen Handwerks verringert zu sehen[3]). Über

[1]) „Le génie et la liberté voûtent l'horizon de la Grande-Brétagne, le goût et le luxe celui de la France, mais le bon sens celui de l'Allemagne.“ Vgl. die „Lettre néologique et provinciale“, § 5 in den „Essais à la mosaïque“: Hamanns Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth (Berlin 1821), Teil 2, S. 349.

[2]) Mösers sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Rudolf Abeken. Berlin 1842. Bd. 1, S. 155 f.

[3]) Ebenda Bd. 1, S. 106—108, auch S. 98 und 102.

seine persönlichen Anschauungen aber vom englischen Volk ist daraus recht wenig zu ersehen. Auch in seinen Briefen sind uns solche Urteile nicht erhalten. Aus London selbst schrieb er am 15. Dezember 1763 an Gleim, daß er noch äußerst wenig Zeit gehabt habe, die ungeheure Stadt kennen zu lernen. Nur das Theater hatte er mehrmals besucht, obgleich ihm auch da der Geschmack der Engländer und die Leistungen der Bühnenkünstler — Garrick war gerade verreist — nicht sonderlich zusagten; er bekannte, daß seine — wohl zu hoch gespannte — Erwartung hier in keinem Stück befriedigt worden sei[1]).

Dagegen sprach sich Helfrich Peter Sturz, der im Gefolge Christians VII. von Dänemark 1768 auf zwei Monate nach London kam, in meisterhaft geschriebenen Reisebriefen[2]) begeistert über Garrick aus, den er als Menschen und als Künstler gleich hoch schätzte und sich persönlich zum Freunde gewann. Liebevoll zeichnete er treffende Bilder von Samuel Johnson und Angelika Kaufmann; auch Macpherson, Sterne, Fielding würdigte er mit einigen Worten. Dazu gesellte sich später die glänzende Charakteristik des älteren Pitt, bei aller gerechten Sachlichkeit geradezu ein Hymnus auf den Staatsmann und Patrioten, dessen einziges Ziel Englands Größe war[3]), und der ausführliche, freundliche, aber sachlich-maßvolle Aufsatz über den Schauspieler und Lustspieldichter Samuel Foote[4]). Gelegentlich streute Sturz auch eine allgemeine Bemerkung über englische Verhältnisse ein. So wies er z. B. gleich in dem ersten seiner Reisebriefe den von früheren Be-

---

[1]) Vgl. Mösers vermischte Schriften, herausgegeben von Friedrich Nicolai, Teil 2 (Berlin und Stettin 1798), S. 208—211; Abekens Ausgabe, Bd. 10, S. 212—215.

[2]) Sie erschienen zuerst teilweise im „Deutschen Museum" vom März und Mai 1777 und Februar 1779, dann vollständig in den „Schriften" von H. P. Sturz (Erste Sammlung, Leipzig 1779, S. 1—45).

[3]) Schriften. Erste Sammlung, S. 120—128. Vorher im „Deutschen Museum" vom Juni 1778.

[4]) Schriften. Zweite Sammlung. Leipzig 1782. S. 365—396. Vorher im „Deutschen Museum" vom Juli 1779.

obachtern, so besonders von Voltaire und Zachariä verbreiteten Glauben zurück, „daß England seine Schriftsteller, die es bewundert, immer auch belohnt“ [1]); die Erfahrungen, die Johnson hatte machen müssen, hatten Sturz vom Gegenteil überzeugt. In einem spätern Brief spottete er über die Lächerlichkeit, wenn nervige Briten, französisch aufgezäumt, durchaus Pariser Stutzern ähnlich sein wollten und sich knechtisch unter jede Mode bequemten [2]).

Hoch schlug er den Wert der Unabhängigkeit und Freiheit an. Ihr wollte er alle Mannigfaltigkeit in den Sitten, alles Große und Außerordentliche und so auch die bizarren Gestalten zu verdanken haben, die in England „die sich selber gelassene Natur“ unter den Menschen hervorbringe [3]). Zwar verkannte er auch die üblen Folgen solcher Freiheit nicht, die Frevel z. B., die durch die englische Preßfreiheit geschützt wurden, die „unanständige Schimpfsucht“, zu der hier die Freiheitsliebe ausartete; aber er billigte es augenscheinlich, daß man diese Übel als etwas Unvermeidliches ertrug, eben weil sie aus der Freiheit, „dem größten Vorrecht der Menschheit“, entsprangen [4]). Den äußerlich auffallenden Widerspruch zwischen den rücksichtslosen Lästerungen, die sich die englische Regierung in den öffentlichen Blättern gefallen lassen mußte, und dem würdevollen Gepränge, mit dem das Königtum bei feierlichen Gelegenheiten umgeben wurde, suchte Sturz aus der englischen Verfassung zu erklären; gerade die Beschränkungen, die sie dem König auferlegt, schienen ihm seine Stellung beneidenswert zu gestalten [5]). Eine besonders hohe Verehrung empfand er für Georg III.; der Gewissenhaftigkeit, mit der dieser Fürst seine Herrscherpflichten erfüllte, zollte er ebenso wie seinen häuslichen Tugenden wärmstes Lob. Den-

---

[1]) Schriften. Sammlung 1, S. 5.

[2]) Siebenter Reisebrief: Schriften, Sammlung 1, S. 57 f.

[3]) Brief über das deutsche Theater (1767): Schriften, Sammlung 2, S. 163. Vgl. auch den elften Reisebrief von 1768: ebenda Sammlung 1, S. 97.

[4]) Fünfter Reisebrief: Schriften, Sammlung 1, S. 41 f.

[5]) Ebenda S. 38—40.

noch aber zweifelte er, ob seine „menschenfreundliche Regierung“ für England die glücklichste sei. Er sah den Verfall Großbritanniens nahe, die Heldenkraft des englischen Volkes ermattet, Reichtum und verdorbene Sitten, Üppigkeit und Hochmut in ihm durch den Gewinn des letzten Krieges verbreitet. „Dieser Staat ist auf dem Punkt der Reife, welcher an das Verwelken grenzt. Eigener Trotz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren nehmen in bedenklichen Verhältnissen zu.“ [1])

Bei solcher Auffassung würdigte Sturz sehr wohl die Gefahr, die der Krieg mit den nordamerikanischen Kolonien über den englischen Staat heraufbeschwor. Möglichst unparteiisch und sachlich bemühte er sich Recht und Unrecht auf beiden Seiten abzuwägen und die Gründe zu prüfen, die einen solchen Krieg notwendig machen würden. Bei aller Liebe zur Freiheit konnte er solche zwingende Gründe hier nicht entdecken, und so meinte er zuerst wahres Heil nur von einer Versöhnung der Streitenden erwarten zu dürfen, und zwar das Heil beider Parteien, der Amerikaner, die er kühler beurteilte, noch mehr als der Engländer, für die er immerhin mit größerer Wärme sprach[2]). Auch später noch, als die Gefahren für den britischen Staat zusehends wuchsen, glaubte er an dessen endgültigen Sieg[3]).

Gründlicher noch als Hamann, Möser und Sturz lernte Georg Christoph Lichtenberg England kennen. Zweimal besuchte er London, zuerst im Frühling 1770 nur auf einige Wochen; dann hielt er sich wieder vom September 1774 bis zum Dezember 1775 dort auf, teils in der Weltstadt selbst, teils auf dem Land in ihrer Nähe. Der englischen Sprache vollkommen mächtig, strebte er mit unersättlichem Eifer darnach, daß ihm nichts fremd blieb, was es in London zu stu-

[1]) Ebenda S. 42—45.

[2]) In dem Aufsatz „Über den amerikanischen Krieg“ von 1776: Schriften, Sammlung 2, S. 355—360.

[3]) In der Charakteristik Pitts (1778): Schriften, Sammlung 1, S. 125—128.

dieren gab. Er beschaute sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt, ihre wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen, verkehrte mit Gelehrten und Leuten der großen Welt, mit englischen Staatsmännern und berühmten Ausländern, fand Zutritt zum Parlament und zum Hofe, wo König Georg III. und seine Gemahlin ihn durch ein ungewöhnliches, bis zur freundschaftlichen Vertraulichkeit steigendes Wohlwollen auszeichneten: aus ehrlicher, dankbarer Überzeugung sprach er nur mit der innigsten Verehrung von dem fürstlichen Paar, ebenso begeistert wie Sturz namentlich von der einfach menschlichen Liebenswürdigkeit und Tugend, die er hier zu beobachten reiche Gelegenheit hatte.

Ganz besonders zog ihn von Anfang das bunte Straßenleben der großen Stadt und das Theater an. Das wirre Gedränge in den Straßen, vornehmlich bei festlichen Aufzügen, die ungeheure Menge dessen, was es unterwegs auf den Gassen und in den Schauläden zu sehen und zu kaufen gab, der arme, lärmende, meist aber harmlose Pöbel und die vielen zierlichen, oft überaus zudringlichen und nichts weniger als sittenstrengen Mädchen, deren „außerordentliche Schönheit“ und „außerordentlich netten Anzug“ er doch nicht genug rühmen konnte, dazu manches Ungewohnte im Essen und Trinken und geselligen Verkehr — das alles fiel ihm gleich in den ersten Tagen auf und wirkte auch hernach stets mit neuem Reiz auf ihn[1]). Zu höchstem Entzücken aber rissen ihn die Aufführungen in den Londoner Theatern hin. Wie Sturz, so erhob auch er Garrick über alle andern Schauspieler, mit denen er ihn und immer wieder ihn liebevoll-ausführlich in allen Haupt- und Nebenzügen seines genialen Spiels charakterisierte. Ihm und den Bühnenkünstlern Londons überhaupt galten fast ausschließlich die „Briefe aus England“ (an Heinrich Christian Boie), die

[1]) Vgl. seine Briefe an Christian Gottlob Heyne vom 17. April 1770, an Johann Christian Dieterich vom 19. April 1770 und an Ernst Gottfried Baldinger vom 10. Januar 1775: Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von Albert Leitzmann und Karl Schüddekopf (Leipzig 1901), Bd. 1, S. 5—8, 11f., 203—206.

Lichtenberg zuerst im „Deutschen Museum" (vom Juni und November 1776, Januar und Mai 1778) veröffentlichte[1]).

Lichtenberg besuchte aber auch Oxford, Birmingham, Bath und andre englische Städte, wo er sich namentlich mit den Einrichtungen der großen Manufakturen bekannt machte, und lebte viel, mit seinen naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, auf dem Lande bei London. Von da kehrte er aber immer mit Freuden in sein „liebes London" zurück, nicht wegen der vielen Vergnügungen, die er dort genießen konnte, sondern „wegen der Artigkeit und Achtung, womit man traktiert wird, sobald man nur etwas reinlich einherwandelt und bezahlt, was man ißt und trinkt"[2]). Mit dieser Liebe verband er jedoch ein ganz klares, nüchternes Urteil über die sittlichen Schäden des Lebens in der großen Stadt. Dem befreundeten Buchhändler Dieterich in Göttingen schrieb er am 28. Januar 1775[3]): „Wie behauptet wird, ist die Üppigkeit, Bosheit und Liederlichkeit in London noch nie so hoch gestiegen als jetzt. Es vergeht kein Abend, daß, ich will nicht sagen eine, sondern drei, vier oder fünf Straßenräubereien begangen werden, der nächtlichen Einbrüche und anderer Diebereien nicht zu gedenken. Man hängt sie zu Dutzenden und schickt sie zu halben Hunderten nach Amerika; das alles aber achten sie nicht." Ähnlich lautete die Klage Lichtenbergs im Tagebuch seiner englischen Reise: „Üppigkeit und Verschwendung sind zu einer Höhe gestiegen wie vielleicht nie in der Welt." Dabei mußte er zu seinem Schmerze dem Staatswirtschaftler Richard

---

[1]) Vgl. dazu auch die Briefe an Dieterich vom 30. September 1774, 18. und 31. Oktober 1775, an Baldinger vom 8. Oktober 1774, 10. und 29. Januar 1775 und an Joh. Andreas Schernhagen vom 17. Oktober 1775 (ebenda Bd. 1, S. 194—196, 206—211, 237, 240, 243), ferner Lichtenbergs Aphorismen, herausgegeben von A. Leitzmann, Heft 2 (Berlin 1904 = Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 131), S. 203 f. und die Aufzeichnungen im Tagebuch von 1774 und 1775 (Aus Lichtenbergs Nachlaß, herausgegeben von A. Leitzmann, Weimar 1899, S. 157—167).

[2]) Brief an Dieterich vom 15. Februar 1775 (Briefe, Bd. 1, S. 218 f.).

[3]) Ebenda Bd. 1, S. 216.

Price beistimmen, daß eben diese Üppigkeit, die von einer Seite der Ruin des Landes sei, von der andern als seine Stütze betrachtet werden müsse[1]).

Aus der genauen Kenntnis dieser Gebrechen und der Eigenschaften des englischen Volkes, der Einrichtungen und Zustände in England überhaupt leitete Lichtenberg selbst sein Recht her zu der eingehenden, lebensvollen, zutreffenden „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“ (seit 1794), die eine erstaunlich reichhaltige Abschilderung aller erdenklichen Verhältnisse und vor allem der harmlosen wie der verderblichsten Mißstände in London bot[2]).

Wiederholt führte er David Humes Wort an, die Engländer hätten gar keinen Charakter. Zuerst sträubte er sich heftig gegen diesen Ausspruch, der ihm unbegreiflich vorkam; als er aber selbst „etwa sechzehn Wochen unter diesem Volk gelebt“ hatte, sagte er sich, daß er dem Tadler recht geben müsse. Sehr feine Nerven meinte er den Engländern vor andern Völkern zuschreiben zu dürfen, demzufolge eine schärfere Unterscheidungsgabe, eine größere Hingabe an ihr Gefühl, an den gegenwärtigen Eindruck, also auch einen schnelleren Wechsel dieser Gefühle, eine größere Wankelmütigkeit. Ferner fand er in Gesellschaften und unter dem gemeinen Volk mehr Originalcharaktere, als ihm schon aus englischen Schriften bekannt waren[3]).

[1]) G. Ch. Lichtenbergs vermischte Schriften, herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries, Bd. 3 (Göttingen 1801), S. 400. In mancher Hinsicht traf dieses Urteil Lichtenbergs mit ähnlichen Klagen bei Sturz zusammen (vgl. oben S. 71). Auch Nicolai stimmte in seinem „Leben Justus Mösers“ (1797) bei der Schilderung Englands in den ersten Regierungsjahren Georgs III. in diese Klagen über „Bestechung, Leichtsinn, Üppigkeit, Verschwendung und Sittenverderbnis“ ein (Mösers vermischte Schriften, Teil 1, S. 37 f.; Abekens Ausgabe, Bd. 10, S. 29 f.).

[2]) Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, Lieferung 1 (Göttingen 1794), S. XV.

[3]) Vermischte Schriften, Bd. 2, S. 380—383. Vgl. auch Lichtenbergs Aphorismen, Heft 2, S. 190; Heft 3 (Berlin 1906 Deutsche Literaturdenk-

London schien ihm ganz besonders eine Schule der Welt- und Menschenkenntnis zu sein, wo sich das Talent zur Beobachtung in einem Jahre leichter und besser bilden kann als in einem kleinen Städtchen ein ganzes Leben lang[1]). An den Engländern überhaupt rühmte er „die Geschwindigkeit, Bereitwilligkeit und Richtigkeit, womit alles getan wird, was man verlangt“[2]). Ihre freiere Erziehungsweise, die nicht darauf ausgehe, gelehrtes Wissen zu häufen, sondern den Schüler selbst denken, seinen natürlichen Verstand sichern lehre, zog er den deutschen Unterrichtsgewohnheiten entschieden vor[3]). Hoch pries er die Vortrefflichkeit der englischen Staatsverfassung, durch die jedes Gewicht sein Gegengewicht finde bis herunter zum Pasquill und zu dessen verdienter Ahndung[4]). Besonders glücklich schien ihm dabei, daß sie „republikanische Freiheit mit der Monarchie schon vorläufig gemischt“ habe, „um den völligen Umschlag aus einer Demokratie in reine Monarchie oder Despotismus zu verhindern“[5]). Den Grund der Festigkeit dieser Verfassung erblickte er einzig in den Gegensätzen zwischen den Mitgliedern des Parlaments; wären die feindlichen Parteien unter sich einig, so könnten sie leicht Änderungen im Staatswesen herbeiführen[6]). Daß die Freiheit der Engländer durch Gesetze gesichert sei und nicht von der Gutherzigkeit des Fürsten abhänge, erkannte er mit Recht als ihr auszeichnendes Merkmal zum Unterschied von den deutschen Verhältnissen[7]). Darum empfand er noch nach Jahren die Trennung von England zuweilen wie etwas Unerträgliches. In solcher Stimmung schrieb er am 13. April 1786 an den Göttinger Arzt Christoph Girtanner, nirgends werde der Mensch

---

male des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 136), S. 243, auch 348. Die Äußerung stammt aus dem Januar 1775, wurde aber Ende 1777 wiederholt.

[1]) Vermischte Schriften, Bd. 3 (1801), S. 265 f.

[2]) Ebenda Bd. 3, S. 379.

[3]) Vgl. den Brief an Schernhagen vom 12. August 1776 (Briefe, Bd. 1, S. 259).

[4]) Vgl. den Brief an Heyne vom 16. März 1775 (ebd. Bd. 1, S. 225).

[5]) Vermischte Schriften, Bd. 2, S. 233.

[6]) Aphorismen, Heft 3, S. 352. [7]) Ebenda Heft 3, S. 348.

so gewürdigt wie dort, und alles werde da mit Geist und Leib genossen, wovon man unter den Soldatenregierungen nur träume[1]). Im Unabhängigkeitskrieg der englischen Kolonien in der neuen Welt ergriff er deshalb entschieden die Partei des Mutterlandes gegen das „amerikanische Gesindel“[2]).

Von dieser warmen Liebe zu England fühlte Johann Georg Zimmermann, Lichtenbergs Widersacher auch in andern Dingen, augenscheinlich nur wenig. In seinem Buch „Vom Nationalstolze“ erkannte er vornehmlich die überragende Größe der Engländer in Wissenschaften und Künsten rühmend an. Daß sie selbst diese ganze Größe fühlten und ihre bahnbrechenden Geister fürstlich ehrten, überhaupt die Menschen nicht nach ihrer Geburt, ihrem Rang, ihren Besitztümern, sondern nach ihrem Verdienst achteten, billigte er von Herzen. Selbst daß die Engländer freier als andre Völker seien, begründete er darauf, daß sie aufgeklärter seien. „Vor dem Übermaß ihrer Einsichten siehet man die Unwissenheit verschwinden, die von guten Gründen entblößte Gewalt erzittern und die einzige Kraft der Gesetze unbeweglich stehen.“[3]) Im übrigen aber konnte sich Zimmermann nicht genug tun, um die Selbstzufriedenheit und den Eigendünkel der Engländer zu geißeln, den Haß und die Verachtung, die sie bei jeder Gelegenheit gegen fremde Völker, besonders aber gegen die Franzosen mit rohen Schimpfworten und Gewalttaten bekundeten, die Unwissenheit und Betrügerei ihrer Rechtsgelehrten neben dem hochmütigen Wahn, als ob das englische Rechtswesen mit seinen zahllosen Mißbräuchen ein Muster von Vollkommenheit sei[4]). Aber Zimmermann schöpfte seine Anschauungen nur aus fremden Berichten und aus seinem Verkehr mit Briten, die ihm auf dem europäischen Festlande begegneten; nach England selbst war er nicht gekommen.

[1]) Briefe, Bd. 2, S. 265.

[2]) Vgl. die Briefe an Schernhagen vom 16. Januar 1777 und 26. Juni 1780 (ebenda Bd. 1, S. 274 und 358).

[3]) J. G. Zimmermann vom Nationalstolze. 4. Auflage. Zürich 1768. S. 263—267.

[4]) Ebenda S. 55—59, 144—146, 177—179.

Seinem jungen schweizerischen Landesgenossen Karl Viktor v. Bonstetten war eine solche englische Reise beschieden. Vom Sommer 1769 bis zum Frühling 1770 weilte er auf britischem Boden, teils in London, teils auf dem Lande, in Bath und Cambridge. Mit dem Lyriker Thomas Gray wurde er hier befreundet, mit englischen Staatsmännern und Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft nahe bekannt. Von dem englischen Leben und Volk empfing er starke Eindrücke, über die er sich in seinen Briefen vielfach ähnlich wie einst Muralt äußerte[1]. So stellte auch er dem Geistreichtum der Franzosen die gesunde Vernunft der Engländer gegenüber und betonte bei diesen die strengere Lebensführung, die sorgfältigere Wahrung der Sittengebote, die größere Scheu vor Mißbräuchen, besonders auch die Charaktertüchtigkeit der englischen Gelehrten. Nicht, wie in Frankreich durch bloße Gunst, sondern nur durch wirkliche Verdienste werde man in England gefördert[2].

Schon einige Zeit vor Bonstetten (gegen Ende 1763) war der nur wenige Jahre ältere Züricher Heinrich Füßli nach London gekommen, wo er sich zum Maler ausbildete, eine neue Heimat fand und zu einer hochangesehenen Lebensstellung gelangte. Abgesehen von einigen Reisen nach Paris und einem mehrjährigen Studienaufenthalt in Italien (1770—1778), verließ er England nicht mehr bis zu seinem Tode (1825). Er gewann sich hier Freunde in den verschiedensten Kreisen der vornehmen, wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Gesellschaft, verheiratete sich mit einer Engländerin und stellte sein ganzes Wirken und Schaffen in den Dienst seines neuen Vaterlandes. In den Werken der englischen Dichter trefflich bewandert[3], ein Bewunderer Garricks, Keans und andrer großer

---

[1]) Vgl. Otto v. Greyerz a. a. O. (Bern 1894), S. 63.

[2]) Vgl. Karl Morell, Karl v. Bonstetten (Winterthur 1861), S. 66, auch S. 63—65. In seinen eignen Erinnerungen aus seinem Jugendleben sprach Bonstetten nur ganz kurz über die Reise nach England (Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von H. H. Füßli, Zürich 1827, S. 262).

[3]) Vgl. The Life and Writings of Henry Fuseli, the former written, and the latter edited by John Knowles (London 1831) Bd. 1, S. 358—360.

Schauspieler[1]), begeisterte er sich auch als Maler vornehmlich an Shakespeare und Milton; die vielen Bilder, in denen er Szenen aus den Dichtungen dieser beiden darstellte, begründeten vor allem seinen Ruhm. In seinen Vorstellungen and Gewohnheiten war er ganz zum Engländer geworden. Er wollte auch gern für einen solchen gelten und schätzte den englischen Charakter höher als den eines andern Volkes; aber bei seinem Eifer für bürgerliche und religiöse Freiheit verurteilte er rücksichtslos den Sklavenhandel, der in England noch zu Recht bestand[2]). Auch den richtigen Sinn und Geschmack für Musik ebenso wie ein zutreffendes Urteil über das, was er selbst als Maler leistete, sprach er den Engländern ab[3]). Bestimmte Äußerungen über englisches Leben und Volk tat er übrigens in seinen Schriften nicht. In einem Brief an seinen Jugendfreund Lavater aber, aus Rom vom März 1775, wandte er sich mit scharfen, ja groben Worten gegen Klopstocks Verse „Wir und Sie“, gegen die „Arroganz, mit der er die Engländer schlichtet“[4]).

Nur auf zwei Reisen nach London und einigen nahe gelegenen Orten, eine kurze vom Sommer 1789 und eine sechsmonatige vom Jahr 1792, gründen sich dagegen die „Erinnerungen“ Jakob Heinrich Meisters, die zuerst nach und nach in französischer, dann 1796 auch in deutscher Sprache erschienen. Ihr Verfasser, ein Sohn des Züricher Theologen Johann Heinrich Meister, hatte über zwanzig Jahre in Paris gelebt und wirkte in der Hauptsache als französischer Schriftsteller, der sich nur ganz selten einmal auch in die deutsche Literatur verlor. So war ihm, wie einst einem Muralt und Voltaire, die Vergleichung englischer und französischer Verhältnisse natürlich.

1) Vgl. ebenda Bd. 1, S. 39 f. und 377—379.

2) Vgl. ebenda Bd. 1, S. 376 f.

3) Vgl. ebenda Bd. 1, S. 380 und 407.

4) Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen, herausgegeben von Karl Wagner. Darmstadt 1835. S. 61.

Auf die Lage Britanniens als Insel führte er Grundeigenschaften der Engländer zurück, ihren Hang zum Handel, zur Freiheit, zum Egoismus, das Streben, ihre Industrie und ihre Seemacht auszudehnen[1]). Natürliche Leichtigkeit und Unbefangenheit vermißte er in ihrem Wesen; statt dessen bemerkte er überdachte Zuversichtlichkeit, edlen Stolz, Selbstgefühl verbunden mit freiwilliger Unterwerfung unter die Macht des Gesetzes[2]), Achtung vor der Würde des Menschen und im Zusammenhang damit Ordnung, Reinlichkeit und Tätigkeit, Fleiß, Geduld, Ausdauer[3]). In dem englischen Charakter erkannte er den Charakter des Deutschen wieder, durch den Genius der Freiheit veredelt, durch den Einfluß des Klimas schwerfälliger, trübsinniger, aber auch reizbarer, phantasiereicher geworden, durch die Wirkungen des Handels, demzufolge England nun die köstlichste Niederlage des Goldes und des Kredits beider Welten heißen durfte[4]), und eines übermäßigen Reichtums regsamer, leidenschaftlicher, unruhiger, eitler gemacht[5]). Meister rühmte die Schönheit der englischen Frauen und Männer[6]) und war geneigt, den Engländern im ganzen einen höhern Grad von Sittlichkeit und mehr hilfsbereite Menschlichkeit zuzusprechen als irgendeinem andern Volk[7]). Auch eine größere Reife und Originalität des Geistes fand er bei ihnen als bei den Franzosen, dagegen weit weniger falsche Ansprüche auf Witz und Schöngeisterei[8]). Kritisch nüchtern und doch mit beständig wachsender Teilnahme betrachtete er London, seine Bauten, den Verkehr und Handel in seinen Straßen, im Hafen, auf der Themse, die Pflege der Kunst in seinen Theatern, die Schöpfungen der großen nationalen Dramatiker[9]). Namentlich aber pries er die englische Verfassung, die so meisterhaft die

---

1) Erinnerungen aus meinen Reisen nach England. Aus dem Französischen. Zürich 1796. S. 4 f. und 16.

2) Ebenda S. 5—7. 3) Ebenda S. 8 f., 17, 140.

4) Ebenda S. 173. 5) Ebenda S. 106—109 und 214 f.

6) Ebenda S. 19, 44, 203—206.

7) Ebenda S. 44 f., 125—127, 212—214.

8) Ebenda S. 110.

9) Ebenda S. 13—15, 66—73, 127 f., 144—163.

verschiednen Gewalten in sich vereinige, welche die Ordnung der menschlichen Gesellschaft dauernd verbürgen, als die vollkommenste aller Verfassungen, wenn sie auch, zumal in der Rechtspflege, noch einzelne Mängel und Lücken aufweise[1]; er bedauerte, daß die abgöttische Verehrung, die man ihr früher zollte, in den letzten Jahren sichtlich nachgelassen und auch sonst sich manche Unzufriedenheit und Unruhe des Volkes bemächtigt habe. Ein Übergreifen der revolutionären Bewegung auch nach England hielt er gleichwohl für ganz unwahrscheinlich[2].

Das Lob der englischen Verfassung und der durch sie verbürgten Freiheit, das diese Schriftsteller fast ohne Ausnahme verkündeten, und damit verbunden die Anerkennung der mächtigen Stellung des „glücklichen Albion" unter den Staaten Europas kehrte ziemlich regelmäßig in allen damaligen Aussprüchen deutscher Verfasser über England wieder. Zu diesen Ansichten bekannte sich Friedrich Karl v. Moser[3]) ebenso wie Isaak Iselin[4]). Gerade der Mißmut und die Empörung über die engen Schranken des sozialen Lebens in Deutschland nährten die Begeisterung für die freieren Anschauungen und Zustände jenseits des Kanals[5]). Dabei verschwieg Iselin keineswegs die großen Schäden und Gefahren im englischen Volksleben, die bürgerlichen Zwistigkeiten und die entsetzliche Sittenverderbnis vor allem[6]), dazu den Abfall der amerikanischen Kolonien, der zum Sturz der britischen Macht überhaupt führen könne[7]). Ja, er sah in der „unseligen Übermacht" Englands, in seiner tyrannischen Herrschaft auf dem Meere und über die Völker fremder Erdteile

---

1) Ebenda S. 28—38. 2) Ebenda S. 110—120.

3) Beherzigungen. Frankfurt a. M. 1761. S. 337, 510 f., 547 ff. und öfter.

4) Geschichte der Menschheit (5. Auflage, Basel 1786), Bd. 2, S. 299 bis 309; Ephemeriden der Menschheit, Jahrgang 1780, Bd. 2, Stück 10 (Oktober), S. 464 ff., besonders S. 475, und öfter.

5) Vgl. F. K. v. Moser, Beherzigungen, S. 304 f.

6) Ephemeriden der Menschheit 1780, Bd. 2, Stück 10, S. 475 f.

7) Ebenda 1776, Stück 9, S. 83—89 und öfter.

ein schweres Hindernis seines wahrhaften Glückes[1]) und fragte sich ernstlich, ob nicht selbst die hochgepriesene englische Freiheit noch vollkommener sein, gleichmäßiger allen Schichten des Volkes zugute kommen sollte[2]).

Auf ähnliche Zweifel suchte auch Herder eine Antwort, der Führer des jüngeren Geschlechts, im Sturm und Drang der wichtigste Vorkämpfer für Shakespeare, Ossian und Percys Volksliedersammlung. Auf der Seereise von Riga nach Nantes kam er im Sommer 1769 nur an der englischen Küste vorüber, ohne an ihr zu landen. In seinem Reisetagebuch aber, dessen Betrachtungen sich unerschöpflich an Plänen und Anregungen nach allen Seiten hin wenden, warf er auch über Englands Zukunft eine Reihe von Fragen auf, bloße Andeutungen, unreife, keineswegs zu Ende gedachte Gedanken, die jedoch alle von Scharfsinn und Kenntnis der Verhältnisse, wenigstens aus fremden Werken über sie, zeugten und sich in den Besorgnissen, die sie äußerten, da und dort mit Ansichten von Sturz und andern sachkundigen Beobachtern berührten, von denen 1769 die Öffentlichkeit noch nichts wußte[3]). Herder zweifelte, ob England sich durch seinen Handel bei den Gefahren, die ihm von den Nationalschulden, von den amerikanischen Kolonien und von dem Wettbewerb andrer Völker drohten, noch höher heben könne oder schweren Schaden leiden müsse. Dem englischen „Geist der Manufakturen, der Künste, der Wissenschaften“ glaubte er zuversichtlicher noch eine lange Dauer versprechen zu dürfen; da schien ihm England durch „seine‘ Meerlage, seine Einrichtung, seine Freiheit, seinen Kopf“ geschützt. „Und“, fragte er mit merkwürdig richtiger Vorahnung der Zukunft, „wenn es insonderheit die Aufwieglerin überwindender Nationen sein sollte, wird es nicht dabei wenigstens eine Zeitlang gewinnen? und lange für dem Ruin sich wenigstens noch bewahren?“

---

[1]) Ebenda 1780, Bd. 2, Stück 10, S. 477.

[2]) Geschichte der Menschheit (1786), Bd. 2, S. 312.

[3]) Vgl. Herders sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, Bd. 4 (Berlin 1878), S. 412f.

Weniger bedeuten Herders sonstige Bemerkungen über England aus jenen Jahren jugendlicher Gärung. Er wies gelegentlich auf die geistigen Verdienste des britischen Volkes auch vor dem deutschen[1]), auf die reichere Unterstützung hin, die es Dichtern und Künstlern gewähre[2]), und zählte besonders bei seiner Besprechung der Oden Klopstocks 1773 „Wir und Sie" zu den Gedichten, bei denen er persönlich andrer Meinung als der Verfasser sei[3]). In der Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker (1777) betonte er mehrmals „die englische Wut der Freiheit", die sich auch in der alten volksmäßigen Dichtung und wieder in der satirischen Literatur Englands aus dem letzten Jahrhundert offenbare[4]). Daneben bemerkte er namentlich die Neigung der Engländer zum Übertreiben, im Leben wie in der Dichtkunst, und beklagte das Sinken der Sitten, die Zunahme von „Üppigkeit und selbstgenügsamem Stolz, heroischer Dummheit und Bestechung" [5]). Dann wieder rühmte er in einer andern Preisschrift[6]) die englischen Kolonien, die er wegen ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Kultur allen andern Pflanzstätten der neueren Völker vorzog. Zwischen der Entwicklung der Wissenschaften und den inneren Zuständen des Reiches wollte er in England einen engeren Zusammenhang als in irgendeinem andern Lande wahrnehmen[7]).

---

[1]) In der Untersuchung, daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei (etwa 1765); vgl. J. G. v. Herders Lebensbild, herausgegeben von Emil Gottfried v. Herder, Bd. 1, Abteil. 3, Hälfte 1 (Erlangen 1846), S. 213; Suphans Ausgabe, Bd. 32, S. 34f.

[2]) Vgl. Handschriftliches zur dritten Sammlung der Fragmente über die neuere deutsche Literatur (1766), in Suphans Ausgabe Bd. 2, S. 212.

[3]) Suphans Ausgabe, Bd. 5, S. 355.

[4]) Vgl. die handschriftliche Fassung und den — mannigfach umgearbeiteten — Wortlaut des ersten Druckes von 1781, in Suphans Ausgabe Bd. 8, S. 417, 419f., 426.

[5]) Ebenda Bd. 8, S. 422 und 427.

[6]) Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung (1779), in Suphans Ausgabe Bd. 9, S. 363.

[7]) Ebenda Bd. 9, S. 398f.

Überhaupt enthalten die Werke des Sturms und Drangs trotz aller Begeisterung ihrer Verfasser für die englische Dichtung nicht allzu viele Äußerungen von Wert über Englands Volk und Staat. In Göttingen sang der junge Johann Heinrich Voß im Oktober 1772 beim Abschied seines englischen Freundes John André eine ziemlich holperige, deutsche Tugend und Kunst preisende Ode, deren erste, später gestrichene Strophe England namentlich um seiner Seemacht willen hoch erhob[1]). Die Anerkennung und das herzliche Wohlwollen, das ihm dafür beim Abschiedsschmaus André und seine englischen Gefährten in Göttingen bewiesen, machten ihn stolzer, als er noch jemals in seinem Leben gewesen war[2]).

Am innigsten fühlte sich unter den Göttinger Dichtern Gottfried August Bürger zur englischen Literatur hingezogen. Percys „Reliques" nannte er 1777 seine „Morgen- und Abendandacht"[3]), und Shakespeare riß ihn zu gleicher Begeisterung fort. Über die britischen Staatsverhältnisse aber sprach er sich zunächst in Briefen und Schriften nicht näher aus. Nur den ärgerlichen Worten eines früheren Schulfreundes können wir entnehmen, daß bei dem Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Kolonien wohl auch Bürger mit dem Herzen auf der Seite der Freiheitskämpfer stand[4]). Erst in seine letzten Jahre gehört die unvollendete Schrift „Die Republik England" (1793). Der Umsturz im französischen Staats-

---

[1]) Die erste Fassung der Ode ist aus dem „Wandsbecker Boten" vom 15. Dezember 1772 wieder abgedruckt bei August Sauer, Der Göttinger Dichterbund, Teil 1, S. 173f. (in Joseph Kürschners „Deutscher Nationalliteratur", Bd. 49); die spätere Form bieten Vossens „Sämtliche Gedichte" (Königsberg 1802), Bd. 3, S. 19.

[2]) Vgl. den Brief an Ernst Theodor Johann Brückner vom 3. November 1772: Briefe von J. H. Voß, herausgegeben von Abraham Voß. Halberstadt 1829. Bd. 1, S. 95f.

[3]) Brief an Heinrich Christian Boie vom 7. April 1777: Briefe von und an G. A. Bürger, herausgegeben von Adolf Strodtmann. Berlin 1874. Bd. 2, S. 61.

[4]) Brief des Advokaten P. Nettelbeck in Bernburg an Bürger vom 7. Februar 1778: ebenda Bd. 2, S. 229.

wesen erinnerte ihn an „den kurzen, aber höchst merkwürdigen Zeitraum der britischen Geschichte, da England eine Republik war und Großtaten wie weder vor- noch nachher vollbrachte“ [1]). Augenscheinlich vom Recht des Volkes überzeugt, verurteilte er schwer die Fehler Karls I., die ihn auf das Blutgerüste führten, ohne daß er jedoch die persönlichen Tugenden des unglücklichen Königs leugnete [2]). Mit noch härterem Tadel traf er den ebenso nichtswürdigen wie leichtsinnigen Karl II. [3]) Aber auch in Cromwell sah er nur den „großen Heuchler“, der in schändlicher Weise die gute allgemeine Sache für seine selbstsüchtigen Zwecke ausbeutete [4]). Mit schroffer Abneigung behandelte er die Iren bei ihren Erhebungen gegen England als roh, barbarisch, grausam, unmenschlich in ihrer durch unduldsame Priester geschürten Mordgier [5]); daß auch sie für die Freiheit kämpften und litten, ließ er völlig außer acht. Die revolutionäre Gesinnung, in der er das Gemälde der englischen Republik im siebzehnten Jahrhundert entwarf, offenbarte sich noch deutlicher in der leidenschaftlich groben Erklärung gegen Pitt und „die aristokratischen Despoten Großbritanniens“ in der Gegenwart, denen er schmachvolle Strafe weissagte, wofern sie nicht von dem ungerechten Kriege gegen das freigewordene Frankreich abstünden [6]).

Weit entfernt von allem Revolutionären war dagegen die Auffassung, in der ein andrer ehemaliger Genosse des Göttinger Kreises, Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, in späteren Jahren ein Kapitel aus der älteren Geschichte Englands erzählte. Er hatte bei Gelegenheit 1783 in einem Sinngedicht die Seeherrschaft Albions erwähnt [7]) und dreizehn Jahre darnach in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung von Pla-

[1]) G. A. Bürgers sämtliche Werke. Göttingen 1844. Bd. 4, S. 2.

[2]) Ebenda Bd. 4, S. 3 f. [3]) Ebenda Bd. 4, S. 96.

[4]) Ebenda Bd. 4, S. 11; vgl. auch S. 14, 89 f., 92.

[5]) Ebenda Bd. 4, S. 14—23.

[6]) Weissagung vom 24. Januar 1793: Briefe von und an Bürger, Bd. 4, S. 219.

[7]) Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1820 ff. Bd. 1, S. 368.

tons „Gorgias“ ziemlich unbestimmt über die Sittlichkeit der Engländer geredet, die zwar hoch über den zügellosen Athenern des Altertums stünden, denen aber trotzdem Shakespeares Muse „noch immer ein sehr heilsames, wiewohl nicht ganz reines Salz gegen die Fäulnis des Egoismus unsrer Zeit mit priesterlichen Händen streue“ [1]). 1815 veröffentlichte er ein „Leben Alfred des Großen“, dem er einen Überblick über die frühere Geschichte Britanniens vorausschickte. Begeistert pries er Alfred als Kriegshelden, König, Gesetzgeber, Schriftsteller und Dichter, vornehmlich auch als frommen Christen. Die Anfänge der englischen Seemacht, ja den Ursprung des Parlaments führte er auf ihn zurück [2]). Allgemeine Urteile aber über Englands Volk und Staat sprach er auch hier nicht aus.

Ebensowenig sind uns charakteristische Äußerungen solcher Art von den übrigen Mitgliedern des Göttinger Bundes überliefert. Auch was der ihnen nahestehende Matthias Claudius 1789 über England als das eigentliche Land der Freiheit, allerdings einer durch Gesetze geregelten Freiheit sagte [3]), zeichnete sich nicht durch bedeutende Eigenart aus.

Unter den süddeutschen Stürmern gewährt Christian Friedrich Daniel Schubart für unsere Frage die reichste Ausbeute. Nicht zwar in seinen Gedichten, in denen er nur einmal Deutschland und England einander ganz allgemein als Länder der Knechtschaft und der Freiheit gegenüberstellte [4]). Auch die Betrachtungen über Pflege der Musik bei den Engländern, die selbst niemals eine eigne musikalische Schule hervorbrachten, in seinen „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst“, die erst lange nach seinem Tode 1806 sein Sohn Ludwig herausgab, bieten nichts wesentlich Neues oder Per-

[1]) Ebenda Bd. 18, S. 295.

[2]) Ebenda Bd. 10, S. 166 und 217 f., auch S. 186 und 200 f.

[3]) Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. Teil 5 (Hamburg 1789), S. 43—54.

[4]) Vgl. die Fabel „Der Wolf und der Hund“: C. F. D. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale. Stuttgart 1839. Bd. 4, S. 255.

sönlich-Wertvolles[1]). Wichtiger sind die zahlreichen Bemerkungen über englische Volks- und Staatsverhältnisse in der „Deutschen Chronik“ und ihren späteren Fortsetzungen. Einzelnes dürfte auf Anregungen Zimmermanns zurückgehen; anderes deutet auf Klopstock und sonstige Vorgänger hin.

Bewundernde Liebe zu den Briten, die Schubart von Jugend auf eingepflanzt war[2]), spricht aus allen diesen Äußerungen. Begeistert ruft er aus[3]): „Wer unter uns legt sein Gesicht nicht in die Falten der Ehrerbietung, wenn er das Wort Engeland ausspricht! — Wahr ist's, der Engeländer hat etwas, das vor ihm keine Nation gehabt hat und nach ihm vielleicht keine mehr haben wird. Seine Ideen reichen beinahe ins Unendliche; Großheit in seinen Entwürfen und Götterstärke in der Ausführung derselbigen; Tiefsinn in seinen Untersuchungen und eine beinahe ganz unerreichbare Laune. Hartsinnig halten sie auf ihre Regierungsform, setzen sich dem Strome der Neuerung entgegen und wagen es mit unbeugsamem Mute, die Wahrheit dicht an den Schranken des Gerichts oder am Fuße des Throns zu sagen. Ihre Baco, Locke, Newton und Shakespeare haben eine solche Höhe in der Erkenntnis erflogen, daß man nicht ohne Schauer und Ehrfurcht zu ihnen emporblicken kann.“ Fast wie Wesen höherer Art betrachtet er die Briten. Eine Insel der Freiheit nennt er ihr Land, wo die Neuigkeiten und Reichtümer aus allen Weltteilen zusammenströmen[4]), und ihr Volk dünkt ihn unüber-

---

[1]) Ebenda Bd. 5, S. 261—266. Vgl. dazu Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, Teil 1 (Stuttgart 1791), S. 137. Die Erklärung Charles Burneys, die Engländer seien nicht liederlich genug, um eine eigne musikalische oder Malerschule zu erzeugen, wollte Schubart nicht gelten lassen, da in neuester Zeit die Briten „größere Beispiele der Ausgelassenheit und Liederlichkeit aufgestellt“ hätten als irgendein Volk in der Welt.

[2]) Vgl. Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart (1798), Kapitel 6, in Schubarts gesammelten Schriften und Schicksalen (1839), Bd. 2, S. 205.

[3]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Stück 31 (14. Juli), S. 241 f.

[4]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Stück 5 (16. Januar), S. 33.

windlich, weil es das Gefühl der Freiheit vermöge seiner Staatsverfassung niemals verlieren könne[1]). Die englischen Zustände sieht er den deutschen vielfach überlegen im Staats-, Rechts- und Gesellschaftsleben, auch da, wo sie den Briten selbst nicht befriedigten[2]). Nirgends aber findet er diesen größer, als wo Gefahren und Untergang ihn bedrohen. Da staunt er seine zähe Kraft an, die herkulische Schwierigkeiten zu überwinden vermag[3]), seine weise Entschiedenheit, die auch grausame Mittel nicht scheut, um Fäulnis im eignen Staatskörper rechtzeitig zu heilen[4]). In den immer mehr zum Krieg zwischen dem Mutterland und den Kolonien sich verschärfenden nordamerikanischen Wirren, die er möglichst genau Schritt für Schritt verfolgt, erblickt Schubart eine solche ernste Gefahr. Selbst mit warmer Teilnahme den „Bostonianern" zugetan, verkennt er die Fehler nicht, die England ihnen gegenüber begangen hat[5]), ja fürchtet zeitweise den jähen Sturz des „nur durch den Handel, durch eingebildete Reichtümer, durch Banknoten und durch unermeßlichen Kredit mächtigen" Landes[6]). Aber rasch widerruft er immer wieder solche Besorgnisse, begeistert von der wunderbaren Anspannung aller Kräfte bei den Engländern[7]), entzückt vor allem von der unverhüllten Bewunderung, mit der sie selbst die amerikanischen Gegner und deren

[1]) Ebenda Stück 24 (23. März), S. 187.

[2]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Stück 15 (19. Mai), S. 117f. und Stück 77 (22. Dezember), S. 611f. Vgl. auch Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart, a. a. O. Bd. 2, S. 205.

[3]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Stück 48 (15. Juni), S. 378. Vgl. auch Deutsche Chronik aufs Jahr 1776, Stück 28 (4. April), S. 217 und Stück 66 (15. August), S. 523.

[4]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Stück 24 (23. März), S. 187.

[5]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Stück 31 (14. Juli), S. 242 und öfter.

[6]) Deutsche Chronik aufs Jahr 1776, Stück 13 (12. Februar), S. 101.

[7]) Ebenda Stück 11 (5. Februar), S. 81 und Stück 28 (4. April), S. 217f. und öfter. Dagegen klagte Johann Martin Miller in seiner Fortsetzung der „Deutschen Chronik" am 19. Mai 1777 (Stück 40, S. 314f.), daß England trotz aller Anstrengung „nichts ersiege".

Kampf um die Freiheit betrachteten[1]). Aber eines verzeiht Schubart den Briten nicht, ihre Selbstgefälligkeit und die Verachtung, mit der sie namentlich auf Deutschland blickten. Dem hält er zu wiederholten Malen die trotzig-stolzen Verse der Ode Klopstocks „Wir und Sie" entgegen[2]). Bei solchem Anlaß weist er auch einmal anklagend auf die Grausamkeit und den Geiz der Engländer unterdrückten Völkern gegenüber, auf die Schandsäulen, die sie sich in vier Weltteilen errichtet hätten, und fällt das vernichtende Urteil: „Ihre so hoch ausposaunte Großmut und Menschenliebe ist meistens ein Hirngespenst." [3])

Auch die späte Fortsetzung der Zeitschrift nach Schubarts Entlassung aus der zehnjährigen Gefangenschaft zeugt von unbegrenzter Hochschätzung des Britentums. Bei der Vorsicht, deren er sich jetzt befleißigen gelernt hat, rühmt er England nicht so sehr wegen seiner Freiheit als wegen seiner „vollkommensten Staatsverfassung, in deren mildem Strahle die Menschheit so gern ausreift", wegen seiner Volkskraft, seines Reichtums an „Geistkolossen"[4]), seiner beherrschenden, auch durch den Abfall der amerikanischen Kolonien nicht wesentlich verringerten Macht zu Land und besonders zur See[5]). Seine Bewunderung versteigt sich zu dem Wort: „Griechenland und Rom in der Sonnenhöhe ihres Ruhms können kaum einen Vergleich mit den Briten aushalten." [6]) Schubart erkennt richtig, daß das erste Gebot im Staatskatechismus der

[1]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Stück 5 (16. Januar), S. 33; Stück 71 (4. September), S. 565; Stück 102 (21. Dezember), S. 812.

[2]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, Stück 21 (9. Juni), S. 164 und Stück 31 (14. Juli), S. 242 und öfter.

[3]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, Stück 63 (7. August), S. 497—500 in dem Brief eines Freundes W*** aus London, besonders S. 499 f.

[4]) Vaterländische Chronik 1787, Stück 2 (Juli), S. 12; vgl. auch Vaterlandschronik 1788, Nr. 5 (15. Januar), S. 39.

[4]) Vaterländische Chronik 1787, Stück 52 (Dezember), S. 409; Vaterlandschronik 1788, Nr. 6 (18. Januar), S. 47 f. und Nr. 27 (1. April), S. 219 f. und öfter.

[6]) Vaterlandschronik 1788, Nr. 77 (23. September), S. 631.

Engländer lautet „Alles mir, nichts dir“[1]), und daß „Meerdespotie“ das höchste Ziel ihrer Politik ist[2]). Aber mit diesem Ziel und dem „erhabenen, alles zersplitternden Trotz“ des englischen Volkes beschönigt er 1790 sogar die Brutalität der Kriegsdrohung gegen Spanien[3]).

Vor allem preist er den „Hochgeist“ des jüngeren Pitt, der die feinsten Gewebe der französischen Staatskunst siegreich zerrissen habe[4]). Nach und nach aber wendet er sich zweifelnd gegen ihn und die ganze englische Politik. Er muß zugeben, daß die ruhige Zurückhaltung den Reichtum und Gewinn im britischen Reiche kräftig mehre[5]); aber doch gefällt es ihm wenig, daß die Briten nicht zu handeln, nur zu lauern schienen, daß ihr Genius auf seinen Kreidebergen schlafe[6]). Er meint sehr verständig, wer, wie England, ganz vom Kaufmannsgeiste besessen sei, dem könne man auch nur so lange trauen, als der Vorteil des andern mit seinem eignen verbunden sei[7]), und wie gern er auch den edlen Freimut der Engländer bewundert und die Abstellung schwerer Mißstände, die Aufhebung der Sklaverei z. B. in ihrem Reiche, mit Beifall begrüßt[8]), klagt er nun doch auch bitter über ihre hochgerühmte, in der Tat aber käufliche Gerechtigkeit[9]) und über ihren maßlosen Stolz, der alle andern Völker verachtet und sich in dem Wahne wiegt, daß Krieg oder Frieden in Europa nur von ihnen abhänge[10]). In dieser Stimmung entringt sich ihm der

[1]) Chronik 1790, Nr. 73 (10. September), S. 618.

[2]) Ebenda Nr. 85 (22. Oktober), S. 722.

[3]) Ebenda Nr. 56 (13. Juli), S. 481 f.

[4]) Vaterländische Chronik 1787, Stück 38 (November), S. 295; Vaterlandschronik 1788, Nr. 5 (15. Januar), S. 39 und öfter.

[5]) Vaterlandschronik 1789, Nr. 91 (13. November), S. 781 f. und Nr. 100 (15. Dezember), S. 863 f.; Chronik 1790, Nr. 4 (12. Januar), S. 30 f.

[6]) Vaterlandschronik 1789, Nr. 86 und 98 (27. Oktober und 8. Dezember), S. 742 und 848.

[7]) Chronik 1790, Nr. 11 (5. Februar), S. 82.

[8]) Ebenda Nr. 4 (12. Januar), S. 31 f.

[9]) Vaterlandschronik 1788, Nr. 52 (27. Juni), S. 416.

[10]) Vaterländische Chronik 1787, Stück 19 (September), S. 148; Chronik 1790, Nr. 11 (5. Februar), S. 81.

sehnliche Wunsch, daß die Deutschen endlich einmal „von der entehrenden Anglomanie genesen“ möchten[1]).

Die Fortsetzer seiner Chronik wiederholten diese Gedanken noch mehrmals nach seinem Tode und schwankten dabei noch unsteter als er zwischen Bewunderung der Briten und Ärger über ihre Selbstsucht und das blind übertreibende Lob, das ihnen ihre deutschen Nachäffer spendeten[2]).

Unter den Stürmern der fränkisch-hessisch-pfälzischen Gruppe sprachen sich Goethe, Maler Müller und einige geringere Gefährten, wie leidenschaftlich sie sich auch der englischen Literatur zuwandten, doch in ihren Briefen und Dichtungen aus der Zeit des jugendlichen Gärens über die Engländer selbst, ihr Staats- und Volkswesen nicht aus. Johann Heinrich Merck murrte gelegentlich über ihre unfreundliche Verschlossenheit gegen Fremde[3]).

Öfter und ausführlicher äußerte sich Friedrich Maximilian Klinger über sie, doch erst in den Werken, die auf russischem Boden lange nach dem Abschluß seiner wild brausenden Jugendzeit entstanden. Bitter genug lautete sein Urteil. In seinem Faustroman (1791) legte er dem Teufel im Anschluß an eine Weissagung auf die englischen Freiheitskämpfe das sarkastische Wort in den Mund: „Übrigens ein wackres Volk im Laster, ein guter Rekrutierungsplatz für die Hölle; denn das Gold allein wird einst ihr Gott werden.“[4]) In der „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ (1798) warf er den Engländern namentlich ihre „Goldgierde“ vor, die nunmehr alle Tugenden verschlungen habe, mit deren Ge-

---

1) Chronik 1790, Nr. 11 (5. Februar), S. 83.

2) Fortgesetzte Schubartsche Chronik für 1792, Nr. 32 (20. April), S. 255 ff.; Nr. 33 (24. April), S. 259—263; Nr. 42 (25. Mai), S. 343 f.; Nr. 54 (6. Juli), S. 433 usw.

3) Im „Akademischen Briefwechsel“ (1782) gegen den Schluß; vgl. J. H. Mercks ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst, herausgegeben von Adolf Stahr (Oldenburg 1840), S. 153.

4) F. M. Klingers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Stuttgart und Tübingen 1842. Bd. 3, S. 194. Die letzten neun Worte fehlen in der ersten Ausgabe 1791.

räusche sie so lange ihre verblendeten Bewunderer täuschten. Mit Schaudern nahm er den Gegensatz wahr zwischen ihrem Traum von politischer Freiheit und der scheußlichen Sklaverei, in der sie fremde, unschuldige Völker hielten. Gewinn habe allein wirklichen Wert für sie, sei er auch zum guten Teil durch Täuschung, Gewalttätigkeit und Raub errungen[1]). Nur vom Handel spreche man jetzt in England; bald werde man wohl das Handelswesen dort als einzige Glücks- und Seligkeitslehre auf den Kanzeln predigen[2]). Heftig eiferte Klinger gegen die besondere Moral und Politik des englischen Kaufmanns, der sich um die sonst in der Welt geltenden Pflichten, um menschliche und göttliche Gesetze nicht kümmere und überall zu Meer und Land das Vorurteil, als habe der Handel einst Kultur und Humanität unter den Völkern verbreitet, zu zerstören suche[3]). Jede Ruchlosigkeit traute er diesem nur von Selbstliebe und Gewinnsucht geleiteten Kaufmannsgeiste zu[4]).

Aber er fürchtete von diesem Jagen nach Schätzen den schwersten Schaden für das englische Volk selbst: in dem gleichen Maße wie der Reichtum einiger wenigen werde das Elend der großen Menge steigen. Der bloße Kaufmannsgeist

---

[1]) Ebenda Bd. 8, S. 130.

[2]) Ebenda Bd. 11, S. 39 (Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur, Nr. 53).

[3]) Ebenda Bd. 11, S. 113 f. (Betrachtungen und Gedanken, Nr. 170).

[4]) Ebenda Bd. 11, S. 176 (Betrachtungen und Gedanken, Nr. 262): „Was mich wundert, ist, daß er als ganz vollendeter Kaufmann nicht die Pest in Ägypten einhandelte, um sie über das ihm verhaßte Frankreich auszuschütten. Ich würde wirklich seine Großmut bewundern, wenn mich nicht ein kleiner Zweifel an dem Bewegungsgrund der Unterlassung dieser ihm so vorteilhaften Spekulation hinderte. Ich glaube nämlich beinahe, die Selbstliebe überwand oder verblendete hier den Kaufmannsgeist. Der Engländer fürchtete vielleicht, die Pest möchte sich als Kontrebande über den Kanal einschleichen. Gleichwohl machte er schon, um eben dieses Frankreich zu demütigen, durch den Hunger, ohne alle Rücksicht auf sich, einen sehr kräftigen Versuch dazu. Dieses, die Taten in Indien — vor Kopenhagen — die Begebenheiten in der Vendée — und — und — lassen uns von diesem Kaufmann noch manches Neue, bisher Unerhörte hoffen." (1802 oder 1803 geschrieben.)

schien ihm der trugvollste der bösen Geister zu sein[1]); der Kampf Englands mit Amerika offenbarte ihm die Schranken dieses gefährlichen Götzen. Mit Haß auf die Briten erfüllte ihn der schmähliche Soldatenhandel, durch den sie sich Deutschlands blühende Söhne zum Kriegsdienst gegen die aufständischen Kolonien erkauften[2]). Dazu empörte ihn der dünkelhafte Hochmut, mit dem der Engländer die übrigen Völker verachte, mehr aber als alle andern, selbst als den mit unauslöschlichem Haß beehrten Franzosen, den Deutschen trotz seiner mannigfachen geistigen und sittlichen Vorzüge, die freilich nicht ebenso viele politische Tugenden sind[3]).

Jakob Michael Reinhold Lenz aber, der seiner Begeisterung für Shakespeare bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab, zeichnete in der dramatischen Phantasie „Der Engländer" (1777) den Typ des starren, in seinem Willen bis zum Wahnsinn folgerichtigen, unbeugsam handelnden Menschen als einen von unheilbarer Liebesraserei ergriffenen Briten, der im wilden Trotz seiner Leidenschaft den Tod sucht, ja noch über den Tod hinaus in phantastischer Begierde an seiner unseligen Liebe festzuhalten entschlossen ist.

Engländer tauchten überhaupt nun immer häufiger als wirksame Bühnenfiguren in deutschen Stücken auf. Hatte sich doch unser bürgerliches Schauspiel von Anfang an unter englischem Einfluß gebildet; England wählten die deutschen Verfasser seit Lessings „Miß Sara Sampson" gern zum Schauplatz ihrer Dramen, Personen der englischen Gesellschaft machten sie mit Vorliebe zu Trägern der Handlung, englische Sitten drängten sich so mehr und mehr in die deutschen Stücke ein. Edel gesinnte, vorurteilslos frei denkende Lords erscheinen

---

[1]) Ebenda Bd. 8, S. 131; Bd. 11, S. 113 (Betrachtungen und Gedanken, Nr. 169).

[2]) Ebenda Bd. 8, S. 128 und 130f.; Bd. 9, S. 162f. (Der Weltmann und der Dichter, 1798, 7. Unterhaltung); Bd. 11, S. 113 (Betrachtungen und Gedanken, Nr. 169).

[3]) Ebenda Bd. 8, S. 130; Bd. 11, S. 92, 114f. und 270 (Betrachtungen und Gedanken, Nr. 128, 171, 174 und 337).

nunmehr in meistens recht mittelmäßigen Bühnenwerken[1]) als großmütige, selbstlose Wohltäter, um Familienwirrnisse zu schlichten, Arme freigebig zu unterstützen, Verbrecher zu entlarven, Reuigen zu verzeihen, ja sogar entsagungsstark dem eignen Nebenbuhler zum Ziel seiner Wünsche zu verhelfen.

Mit einigen besondern Zügen statten Wieland und Schröder diesen Theater-Engländer aus.

Wieland stellt in dem Schwank „La philosophie endormie" (im „Deutschen Merkur" vom Januar 1778) der Modephilosophie neben einem deutschen Baron und drei französischen Adeligen auch einen englischen Lord gegenüber. Diesen aber läßt er, während der Abbé über Herkunft und Charakter der kokett schlummernden Dame berichtet, die Miene des gleichgültig-phlegmatischen Zuhörers annehmen: er „wirft sich in einen Lehnstuhl, schlägt die Beine über einander und sieht aus, als ob er sehr scharf an — nichts denke und gar nicht achtgebe, was die andern sagen." Höchstens unterbricht er mehrmals grob und ungeduldig schimpfend das behaglich breite Geplauder des Abbé. Als die Philosophie erwacht und jedem der Herren seine Aufgabe in ihrem Dienste zuweisen will, bleibt er bei ihren Schmeicheleien im Gegensatz zu den übrigen kalt und lehnt mit unhöflichen Worten ab, daß man auch ihn in das Spiel der andern hineinziehe, so daß die Philosophie über ihn und seinen „humour" schließlich das Urteil fällt:

„England bleibt doch in allen Dingen,
Où le goût n'entre pas, Modell!
Dies Liedchen wollen wir ewig singen."

---

[1]) So z. B. in den Lustspielen „Die drei Töchter" von Christian Heinrich Spieß (1782) und „Die Wirtin mit der schönen Hand" von Ferdinand Eberl (1788), in dem Schauspiel „Die Spieler" von David Beil (1785), auch in Kotzebues Schauspiel „Die Verleumder" (1796). Ebenso ist in Kotzebues Alexandrinerlustspiel „Der Harem" (1810) eine Engländerin als die klügste, edelste und liebenswürdigste von sämtlichen Personen gezeichnet. Etwas anders stellt sich der junge Engländer in Heinrich Becks „Rettung für Rettung" (1802) dar: von Haus aus edel, zeitweise durch Leidenschaft verblendet, rasch jedoch der Tugend zurückgewonnen.

Ob Friedrich Ludwig Schröder diesen Scherz Wielands gekannt hat, darf wohl fraglich heißen. Möglich ist es; notwendig aber ist eine solche Annahme auf keinen Fall. Seine Dramen gingen zum größten Teil auf englische Vorbilder zurück, machten englische Verhältnisse und Personen auf der deutschen Bühne heimisch. Auch den wackern Briten, der sich aus den Schwermutsanfällen seines tollen Spleens zum selbstlosen Wohltäter ehrlicher, in Not geratener Menschen läutert, brachte er in dem Einakter „Der vernünftige Narr oder Keiner versteht den andern“ (1784), der Bearbeitung eines französischen Lustspiels von Patrat, auf die Bretter. In höherem Grade seine eigne Erfindung war Sir Barrington in dem Lustspiel „Das Porträt der Mutter oder Die Privatkomödie“ (1786). Er wurde der Ahnherr aller jener durch ihr angestammtes Phlegma eigenartig komisch wirkenden Engländer, die sich dann etwa ein Jahrhundert lang auf der deutschen Bühne in den verschiedensten Gestaltungen und Gewandungen im Lustspiel und im heitern Singspiel herumtrieben. Schröder lieh der Rolle noch nicht die plump verzerrende, freilich auf dem Theater unfehlbar wirkende Komik, die ihr seine Nachfolger gaben. Er zeichnete seinen Engländer noch nicht wortkarg, rücksichtslos gleichgültig, ja frech-verächtlich allem dem gegenüber, was ihn augenblicklich nicht berührt. Vielmehr begnügte er sich mit einer leicht komischen Färbung. Sein Barrington ist ein Mann von praktisch nüchterner Art, hat aber Sinn für Humor und findet sich mit seiner Gemütsruhe in jede Lage. In die Handlung greift er nicht als führende Persönlichkeit ein, ist aber im Zusammenhang des Ganzen, in der Entwicklung der einzelnen Vorgänge nicht zu entbehren. Eine besondere Bühnenwirkung sichert seiner Rolle das etwas gebrochene Deutsch, das er spricht. Aber auch hier vermied Schröder mit gutem Geschmack jede Übertreibung und beschränkte sich fast ausschließlich auf eine hin und wieder fremdartige Wortstellung in den Reden des Ausländers.

Iffland hatte bei seiner ausgeprägten Absicht, deutsches Bürgertum darzustellen, keine rechte Gelegenheit, diesen The-

ater-Engländer zu verwerten. Auch in den vielen Lust- und Schauspielen Kotzebues begegnet er uns nicht, obgleich in ihnen oft genug Ausländer auftreten. Unter diesen sind zahlreiche Engländer, edle und lächerliche Charaktere, und mehrere Stücke des weitgereisten Verfassers, der sich um keinen Preis deutsch beschränkt zeigen wollte, spielen auch auf englischem Boden. Aber eigentümliche englische Sitten nehmen wir nirgends wahr, und ebensowenig hören wir ein eigentliches Urteil über englisches Volk und Wesen, wenn auch hie und da einmal ein gutes oder schlimmes Wort über England und die Engländer gesagt wird[1]. In seinen sonstigen Schriften erörtert Kotzebue gelegentlich die Frage nach dem Anrecht Englands auf die Seeherrschaft, ohne selbst ganz deutlich Farbe zu bekennen[2]; ernster und bedeutender sprach er sich auch hier nicht über die britischen Verhältnisse aus.

Der junge Schiller aber zeichnete in seiner Lady Milford, die ja literarisch aus der Familie der Marwood, Orsina, Amaldi (bei Gemmingen) stammt, noch einmal in der Begeisterung des Sturms und Drangs für England, wie sie etwa Schubart verkündigt hatte, „das große britische Weib“, die „bewundernswürdige Britin“, „die frei geborene Tochter des freiesten Volks unter dem Himmel“, die sich mit dem ganzen Stolz ihres England umgürten darf[3]; in der zur fürstlichen Buhlerin erniedrigten Tochter aus vornehmstem Geschlechte lebt der Freiheitssinn, der Herzensadel, die der höchsten Ent-

---

1) So spottet z. B. eine Frau in dem Stück „Die Witwe und das Reitpferd“ (1796), das langweiligste Geschöpf auf Erden heiße Engländer (August v. Kotzebues sämtliche dramatische Werke, Leipzig 1827 ff., Bd. 1, S. 207). Das einaktige Lustspiel „Die Uniform des Feldmarschalls Wellington“ ergreift entschieden für die Engländer gegen die Franzosen Partei; auch von der gegenseitigen Liebe der Deutschen und der Engländer ist darin die Rede (ebenda Bd. 34, S. 294). Vgl. auch oben S. 93, Anm. 1.

2) Die Grille. Wien 1812. Bd. 2, S. 136—153.

3) Kabale und Liebe, Akt 1, Szene 7; Akt 2, Szene 3; Akt 4, Szene 8: Karl Goedekes historisch-kritische Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften, Bd. 3, S. 387, 399, 406, 468.

sagung fähige Großmut der edlen Britin, die schließlich in der leidenschaftlichen Aufwallung der reuigen Tugend alles Glück und allen Glanz ihrer innern Freiheit und wahren Ehre aufopfert. Zugleich fand Schiller in den ihr gewidmeten Szenen den gewaltigsten, flammendsten Ausdruck für die vaterländische Empörung über den Soldatenhandel deutscher Fürsten, den Lessing kühl vermerkte, ohne eine persönliche Empfindung zu äußern[1]), den Klinger bei allem Zorn über Käufer und Verkäufer doch schließlich als eine bittere Notwendigkeit entschuldigte[2]), dessen furchtbare Wirkungen, wilden Groll und niederdrückende Verzweiflung, Schubart durch seine „Kaplieder" in sanfte Wehmut zu mildern suchte[3]). Aber mit diesem Schrei aufwiegelnder Leidenschaft klagte Schiller nur die deutschen Seelenhändler an. Gegen die englischen Besteller der Menschenware enthielten seine Worte wenigstens keinen unmittelbaren Vorwurf; ihren Namen nannte er nicht einmal[4]).

Auch seine Briefe aus diesen Jugendjahren zeigen wiederholt, wie hoch er damals britisches Volk und Wesen schätzte. Er selbst fühlte sich nach englischen Mustern gebildet, glaubte sich dem englischen Geschmack mehr als dem deutschen zu nähern und gab sich darum gern dem Wunsche hin, in der englischen Literatur oder auf dem Londoner Theater durch seine

---

[1]) Brief an Eva König vom 23. Januar 1776 (a. a. O. Bd. 18, S. 147). Lessing scheute sogar vor dem Gedanken nicht zurück, dem ältesten Sohn Evas, Theodor König, den Eintritt in die Truppe zu vermitteln, die England zum Krieg gegen Amerika in Braunschweig anwarb.

[2]) Sämtliche Werke (1842), Bd. 9, S. 162f. (Der Weltmann und der Dichter, 1798, 7. Unterhaltung).

[3]) Zwei Gedichte vom Februar 1787, andere (nicht erhalten) vom August 1787. Vgl. Schubarts Briefe an den Berliner Buchhändler Himburg vom 22. Februar 1787 und an seinen Sohn Ludwig vom 26. August 1787: David Friedrich Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen, Bd. 2 (Gesammelte Schriften von D. F. Strauß, Bonn 1878, Bd. 9), S. 196 und 240, auch S. 124f.

[4]) Vgl. auch Schillers Brief an Heribert v. Dalberg vom 1. Mai 1784: „Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich mit Wegwerfung aller amerikanischen Beziehungen wieder ins Stück hineingeschoben habe" (Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, Bd. 1, S. 180).

Werke bekannt zu werden[1]). Freunden empfahl er das Beispiel der Engländer, sich mit allen Geisteskräften nur auf einen beschränkten Teil einer Wissenschaft oder Kunst zu werfen, um in diesem einzig und groß zu werden[2]). Mit volltönenden Worten, wie er sie nur halb so warm und so kräftig in seiner französischen Vorlage bei Louis-Sébastien Mercier fand, pries er 1786 in dem Gedicht „Die unüberwindliche Flotte" den Geist und das Schwert, die Staatsverfassung und die Seemacht der „großherzigen Britannia"; als „der Unterdrückung letzter Felsendamm" und „Tyrannenwehre", als „der Freiheit Paradies, der Menschenwürde starker Schirm" erschien ihm Albion mit seinem Heldenstamm[3]). Diese Empfindungen mußten sich im Verkehr mit Charlotte v. Lengefeld, wo möglich, noch steigern. Denn ihr war, wie sie noch als junge Frau versicherte, die Liebe zu England „angeboren": sie schwärmte für das englische Volk, seine Sprache und Dichtung und übertrug diese Zuneigung auch auf andre Teile der britischen Insel, so auf Schottland[4]).

Aber mit der zunehmenden Reife des Mannes verlor sich jene jugendliche Begeisterung Schillers. In einigen Gedichten, die um die Wende der Jahrhunderte entstanden oder geplant wurden, betonte er zwar wieder die Seemacht der Briten, zugleich aber und mit noch größerem Nachdruck ihre Länder- und Geldgier, ihren Herrscherwillen, die räuberische Anhäufung toter Schätze, antiker Kunstwerke auf ihrer Insel[5]).

---

[1]) Vgl. die Briefe an Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald vom 22. Juli 1783 und an die Schwestern v. Lengefeld vom 27. November 1789 (ebenda Bd. 1, S. 138 und Bd. 2, S. 388).

[2]) Vgl. den Brief an Wilhelm v. Wolzogen vom 18. Januar 1784 (ebenda Bd. 1, S. 172).

[3]) Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 4, S. 110 ff.

[4]) Vgl. den Brief an ihren Schwager W. F. H. Reinwald vom 27. August 1790 (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Stuttgart 1860 ff., Bd. 1, S. 334), auch den Brief an Schiller vom 15. Januar 1789 (Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, herausgegeben von Wilhelm Fielitz, in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur Bd. 1, S. 183).

[5]) Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 11, S. 333 („Der Antritt des neuen Jahrhunderts"), 364 („An die Freunde"), 410—414 („Deutsche Größe").

Brieflich tadelte er ihre Frostigkeit und Gleichgültigkeit, die an allegorischen Spielereien der Phantasie, kaltem Verstandeswesen und gereimter Gelehrsamkeit Gefallen finde[1]).

Um dieselbe Zeit zeichnete er in der „Jungfrau von Orleans“ die Führer des englischen Heeres mit kühler Sachlichkeit. Nähere Anteilnahme an ihren Persönlichkeiten und ihrem Geschick verriet er nirgends; ihre Anschauungen und Absichten mußte er bei seiner Auffassung des geschichtlichen Stoffes von vornherein ablehnen. Aber dabei legte er nicht nur ihren Feinden, den dem angestammten Herrscherhaus treu gebliebenen Franzosen, sondern auch ihrer Verbündeten, der französischen Königin Isabeau, Vorwürfe in den Mund, die er auch selbst außerhalb des dramatischen Zusammenhanges gegen die Engländer erheben mochte. So klagte er über die „harte Herrschaft“ der „frechen Inselwohner“[2]), schalt ihre Ehrsucht, ihren Neid, ihren räuberischen Sinn, der gierig nach fremdem Eigentum trachte, dazu ihre Heuchelei, die den falschen Schein der Gerechtigkeit lügnerisch über den Frevel zu breiten suche, ihr trübmelancholisches Wesen, ihren Mangel an Anmut[3]) und sprach durch Lionel auch seine eigne Überzeugung dahin aus: „Französisch Blut und englisch kann sich redlich nie vermischen.“[4])

Wie bei der ganzen Begeisterung der Stürmer und des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt für England vor allem literarische Einwirkungen maßgebend waren, so war dies auch bei der eigentümlichen Zeichnung des Engländers und seines seltsamen Gebarens auf der deutschen Bühne der Fall. In letzter Linie ging dieser Theater-Engländer auf Gestalten in neueren englischen Romanen zurück, auf die komischen Käuze

[1]) Vgl. den Brief an Goethe vom 30. Januar 1798 (a. a. O. Bd. 5, S. 331).

[2]) Prolog, Auftritt 3 und Aufzug 1, Auftritt 5, Vers 395 und 960 (historisch-kritische Ausgabe, Bd. 13, S. 184 und 203).

[3]) Aufzug 2, Auftritt 1 und 2, Vers 1675, 1677, 1872, 1876—1882, 1886, 1902f., 1916f. (ebenda Bd. 13, S. 227, 233—235).

[4]) Aufzug 2, Auftritt 1, Vers 1715f. (ebenda Bd. 13, S. 228).

etwa, in deren Schöpfung sich Fieldings und Sternes Meisterschaft bewährte. Unsere deutschen Dramatiker fanden in diesen Romanen zwar nicht gerade jene besondere Mischung von Eigenschaften, die für ihre Bühnenfigur hernach üblich wurde; was ihnen zum Vorbild diente, war überhaupt die Ausmalung seltsamer Originale im englischen Volk und ihrer „Steckenpferde“ sowie der lustigen oder gefährlichen Abenteuer, in die sie durch ihr absonderliches Wesen geraten.

Die deutschen Romane, die aus der Nachahmung dieser englischen Muster in bunter Menge erwuchsen, waren bei allem Reichtum an humoristischen Personen und Einfällen doch auffallend arm an Äußerungen über England und seine Bewohner. Sie spielten zum größten Teil auf deutschem Boden und schilderten deutsche Charaktere, deutsche Schicksale, deutsche Lebensverhältnisse. Aber auch die Geschichten, die den Leser über die Nordsee führten und ihm englische Männer und Frauen zeichnen wollten, wie die meisten Erzählungen der nur allzu schreiblustigen Sophie v. La Roche, enthielten in den seltensten Fällen erwähnenswerte Urteile über Englands Volk und Staat. Höchstens rühmte die Verfasserin, die aus ihrer Neigung zum britischen Wesen und zur englischen Literatur nirgends ein Hehl machte, da und dort die Liebe des Briten zu seiner Insel, seinen edlen Ehrgeiz, alles vollkommen zu machen, seinen Sinn für zwanglose Natur, wie er sich in seiner freien Gartenkunst ausspricht, aber auch seine Freude am Reisen, seine Pflege von Wissenschaft und Kunst, seinen Tiefsinn, seinen „Enthusiasmus für Großes, Edles, allgemeines Gute“; daneben übersah sie seine Launen und heftigen Leidenschaften nicht und rügte besonders die Überschätzung des Reichtums als einen „allgemeinen englischen Fehler“ [1]).

Die gleiche Begeisterung für alles Britische sprach sie unermüdlich in dem dickleibigen Tagebuch aus, das ihren Aufenthalt in London und dessen nächster Umgebung während

[1]) Mein Schreibetisch (Leipzig 1799), Bd. 2, S. 37 und 372, auch S. 393 und 469; Fanny und Julie oder Die Freundinnen (Leipzig 1801), Bd. 1, S. 67 und Bd. 2, S. 5 und 7 f.

einer Herbstreise 1787 beschrieb. Wenig über fünf Wochen weilte sie auf der „vielfach seligen Insel“ [1]). Sie vergeudete aber auch keine Minute, besah auf den Straßen und in den Häusern, im öffentlichen und im Privatleben alles Erdenkliche, Kleines wie Großes, besuchte Kirchen, Paläste, Landhäuser, Vergnügungsorte, Theater, Schulen, Sammlungen von Werken der Wissenschaft und der Kunst, Kaufläden, gewerbliche Betriebe und Fabriken, Kranken-, Findel- und Irrenhäuser, verkehrte auch mit vielen Männern und Frauen der vornehmeren und der höher gebildeten Gesellschaft, zu denen sie mehrfach schon von früher her nähere Beziehungen hatte, und erfreute sich selbst bei dem Königspaare der huldreichsten Aufnahme. Mit der nämlichen Aufmerksamkeit betrachtete sie das Alltägliche und das Außerordentliche und trug in ihrem Buch, oft freilich recht äußerlich, einen ungeheuern Stoff über alles Mögliche in der Weltstadt und im Leben der Engländer zusammen. Gern verglich sie London mit Paris, das sie ein Jahr vorher besucht hatte; fast alles fand sie schöner und besser als in Frankreich. Namentlich befriedigte sie die „gleichere Austeilung der Glücksgüter“, der „viel minder merkbare Abstand unter Londons Bewohnern“, den sie richtig auf den „mit der Monarchie verwebten republikanischen Geist“ des Volkes zurückführte [2]). Die geschichtliche Vergangenheit und die Erinnerung an bedeutende Männer der Wissenschaft und der Literatur, die hier wohnten, machten ihr London doppelt lieb [3]). In der Umgegend der großen Stadt aber entzückte sie die Anmut der Landschaft. Die Natur und die Menschen erblickte sie in gleich edler Freiheit [4]). In dieser Freiheit aber sah sie das höchste Gut Englands, in der Freiheit des Denkens, Redens und Schreibens, in dem „allgemeinen Geschmack am Großen, am Einfachen der Wahrheit und der schönen Natur“, in der jedem Bürger zustehenden Möglichkeit, für das Wohl des Staates und für das Recht des einzelnen mit

---

[1]) Tagebuch einer Reise durch Holland und England von Sophie Witwe von La Roche. Zweite Auflage. Offenbach am Main 1791. S. 566.

[2]) Ebenda S. 194. [3]) Ebenda S. 193. [4]) Ebenda S. 189.

allem Nachdruck öffentlich einzutreten[1]). Große, edle Fähigkeiten, verbunden mit Tiefsinn und Ausdauer, schienen ihr im englischen Volkscharakter zu liegen, ein ehrgeiziges Streben nach Vollkommenheit, Kunstgeschmack und Züge einer erhabenen Einfachheit, Ehrfurcht vor den Gesetzen, deren Vortrefflichkeit sie besonders betonte. So fand sie die Briten „dem höchsten Grad des moralischen Verdienstes“ nahe und hielt es für unmöglich, daß sie je, auch bei etwaigem Mißbrauch der Freiheit, des Glücks und der Begabung, „klein denkende Sklaven und Schmeichler“ würden[2]). Wie sie beim ersten Anblick des längst sehnsüchtig geliebten Landes vor Freude bebte[3]), so schied sie innig befriedigt mit heißen Segenswünschen von ihm, das in ihren Augen „so schön“, nach ihrer Meinung „so gut“ war[4]). Ihr schwärmerisches Lob aller britischen Verhältnisse ließ fast nirgends auch nur einen vereinzelten, schwachen Tadel zu. So klagte sie einmal über die Gleichgültigkeit der Engländer gegen ihr Leben, die sich in den vielen Selbstmorden aus nichtigen Ursachen zeige[5]). Ein andermal urteilte sie im Hinblick auf den übergroßen Bodenbesitz englischer Pächter, der in Brabant geltende Grundsatz, daß ein reicher Bauer nur eine bestimmte Anzahl von Feldern und Wiesen besitzen dürfe, sei „das einzige Gute, welches dem gemeinen Besten in England fehle“ [6]).

Einige Jahre vor Sophie v. La Roche war, ebenfalls nur zu einem kurzen Besuch von knapp sieben Wochen, der Berliner Schulmann Karl Philipp Moritz im Sommer 1782 nach England gekommen. Auch er war wohl vorbereitet, hatte sich von Jugend auf in das Studium der britischen Dichter, besonders Shakespeares, leidenschaftlich vertieft, sich die Sprache ihres Landes gründlich zu eigen gemacht und nutzte nun die eng bemessene Zeit gewissenhaft aus. Auch ihn erfüllte frohe Begeisterung, in der er sich selbst durch schlimme Erfahrungen

---

[1]) Ebenda S. 500 und 504f.
[2]) Ebenda S. 566ff., auch S. 564.
[3]) Ebenda S. 183. [4]) Ebenda S. 585, auch S. 569 und 597.
[5]) Ebenda S. 287. [6]) Ebenda S. 639.

nicht irre machen ließ; von der blinden, empfindsamen Schwärmerei Sophiens aber für alles Englische hielt er sich fern. Mit rastlosem Eifer sah er, soviel er nur immer konnte, beobachtete scharf und schilderte, was er von dem fremden Land und seinen Bewohnern kennen lernte, frisch und anschaulich in Briefen an seinen Berliner Freund Friedrich Gedike, die 1783 im Druck erschienen, 1785 neu aufgelegt und 1795 auch ins Englische übersetzt wurden.

Er hielt sich zuerst drei Wochen in London auf, streifte in den Straßen umher, besuchte Kirchen und Schulen, Kaffee- und Speisehäuser, Theater und Vergnügungshallen, das Britische Museum und die Börse und vor allem die Parlamentssitzungen, die ihm bald das Wichtigste wurden und allein schon die Reise nach England zu lohnen schienen, zu denen er darum auch fast täglich zurückkehrte; denn die Unterhaltung, die er hier fand, die Charakterstudien, die er machen konnte, zog er den meisten übrigen Vergnügungen Londons vor[1]). Dabei merkte er sich von den Einrichtungen im öffentlichen und häuslichen Leben alles an, was ihm als fremdartig oder absonderlich auffiel, von den kleinsten Alltagsdingen angefangen. Zum Vergleich mit den Londoner Verhältnissen drängten sich ihm öfters Erinnerungen an Berlin auf; er bemühte sich redlich, die Vorzüge der beiden Städte sachlich und gerecht abzumessen. Überall berichtete er nur von seinen unmittelbaren Eindrücken, vermied es aber meistens, allgemeine Anschauungen über das englische Volk auszusprechen. Kaum, daß er einmal den politischen Sinn und die Vaterlandsliebe aller mit starken Worten hervorhob: „O lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem, was vorgeht, seine Teilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volks mit einstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu erkennen gibt, daß er auch

---

[1]) Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782, in Briefen an Herrn Direktor Gedike, neu herausgegeben von Otto zur Linde in den „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts“, Nr. 126 (Berlin 1903), S. 29, 34, 36.

ein Mensch und ein Engländer sei, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zumute, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerzieren sehen."[1]) Über die Anzüglichkeiten, die sich die Führer der politischen Parteien in den Zeitungen gefallen lassen mußten, war er geradezu erschrocken[2]). Er verschwieg nicht, daß er manches wahrnahm, was ihm mißfiel: die rohen Sitten des Theaterpöbels, das zügellose Leben einzelner Geistlichen und ihr erbärmliches Gewäsche öfters auf den Kanzeln, die zunehmende Nachahmung französischer Moden bei den feineren Ständen, eine gewisse Eintönigkeit des Vortrags in den öffentlichen Reden und dergleichen[3]). Unendlich mehr aber erregte seinen lebhaften Beifall die reinliche Kleidung auch der meisten Leute aus den niedrigen Kreisen, das gesunde Aussehen und die freie, natürliche Tracht der Schulknaben, die nachsichtige Behandlung der Kinder, ihre Erziehung zur Selbständigkeit, die eifrige Pflege des Andenkens großer Männer, das wirkliche Fortleben der nationalen Schriftsteller im Volk und die dadurch bewirkte Veredlung der geringeren Stände, der Abscheu vor dem Vorwurf der Lüge und vieles Ähnliche[4]). Vor allem entzückte ihn der Anblick der Stadt, der sich ihm von den Brücken und Ufern der Themse aus darbot.

Einen noch reicheren Genuß bereiteten ihm die anmutigen und großartigen Landschaftsbilder auf einer Reise von London über Oxford tief hinein in das englische Land bis zu den Höhlen von Castleton in Derbyshire. Er legte den größten Teil des Weges zu Fuß zurück, so daß er die Schönheit der Natur völlig auskosten konnte. Aber er verstieß dadurch gegen die Gewohnheit des Engländers, im Wagen oder zu Pferde zu reisen, und erregte bei den Wirtsleuten, bei denen er einkehren wollte, Mißtrauen, das sich in unfreundlichen Reden und verletzend ungastlichem Benehmen äußerte. Auch lernte er nur in seltenen Fällen die Bewohner der Gegenden, die er

---

[1]) Ebenda S. 38f. [2]) Ebenda S. 144.

[3]) Ebenda S. 42f., 45, 49f., 52f., 145, 147.

[4]) Ebenda S. 16, 22—26, 49, 59f., 115f.

durchwanderte, wirklich kennen und auch da meist nur Leute aus den niedrigsten Volkskreisen. Dennoch verwand er stets schnell den Ärger über die erlittene Unbill und begeisterte sich immer wieder aufs neue an den Reizen der Landschaft, schließlich an der gewaltigen Natur im Hochland von Derbyshire.

Wie sehr auch Moritz darauf ausging, nur sein persönliches Erleben und Empfinden auszusprechen, doch reihte sich seine Darstellung den zahlreichen Werken jenes Jahrzehntes an, die offenkundig in schrankenloser Begeisterung alles Englische verherrlichten, freilich auch wegen ihrer blinden Anglomanie scharfen Tadel und Spott bei kühleren Beurteilern hervorriefen. Von den Vertretern der deutschen Literatur im engeren Sinne stand dieser Gruppe noch Georg Forster nahe, der selbst aus einer schottischen Familie stammte und ein gut Teil seiner Jugend in England verlebte. Nach fast zwölfjähriger Abwesenheit besuchte er es noch einmal auf mehrere Wochen im Mai und Juni 1790. Er machte von London aus ungefähr dieselbe Reise nach Derbyshire wie Moritz, auf einigen Umwegen freilich, denen er Einblicke in das wirtschaftliche Leben Englands verdankte, die seinem Vorgänger versagt geblieben waren. Eindringlicher als dieser beobachtete er alles, was den Naturforscher anziehen mußte; die landschaftlichen Eindrücke gab er nicht immer so unmittelbar anschaulich wieder. Dagegen betrachtete er mit ungleich größerem Eifer und Verständnis die Werke der bildenden Künste; widmete er doch der Geschichte der Kunst in England und namentlich den Baudenkmälern, Skulpturen, Gemälden, Kupferstichen in London und Oxford eine ausführliche, an feinsinnigen Bemerkungen reiche Darstellung. Eine eigentliche, künstlerisch durchgestaltete Beschreibung seiner englischen Reise aber vermochte er nicht mehr zu vollenden; nur Bruchstücke und erste Entwürfe eines solchen Werkes hinterließ er bei seinem frühen Tode, die 1794 im dritten Teil seiner „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich“ erschienen, von seinem Freund Ludwig Ferdinand Huber herausgegeben.

Auch er war von der Schönheit der englischen Gegenden entzückt; beinahe ganz England kam ihm „wie ein fortwährender Lustwald“ vor, „wo Wiesen und Triften, Äcker und Anger und die lieblichen Ufer der Flüsse mit dem herrlichsten blühenden Gebüsch und den schattenreichsten Bäumen in ewiger Abwechselung prangen“ [1]). Er bewunderte den verschwenderischen Reichtum der Natur, dem er nur eine zweckmäßigere Verwertung in der vorerst noch mannigfach rückständigen Landwirtschaft wünschte; er erhoffte davon auch für Handel und Gewerbe den größten Vorteil, wenn einmal die englischen Fabrikwaren nicht mehr auf den Absatz im Ausland angewiesen wären, sondern in der Hauptsache im Lande selbst verbraucht würden [2]). Mit Befriedigung sah er, wie sich der blühende Wohlstand, den England durch Handel und Schiffahrt und seinen Kolonialbesitz erworben hatte, mit energischer Anspannung aller Geisteskräfte, mit verständiger Tätigkeit zu gemeinnützigem Zwecke, mit rastlosem Ringen nach neuen Vorstellungen jeglicher Art vereinigte [3]). Freiheit und Gemeinsinn, das Höchste, was er selbst im Leben kannte, pries er als die unschätzbaren Güter des englischen Volkes; untrennbar mit ihnen verbunden aber erblickte er einen lebhaften Sinn für alles Edle und Gute, Gefühl für Vaterlandsehre und allerlei Züge von menschlicher Vollkommenheit und Größe [4]). Diese Freiheit, die jedem Briten einen stolzen innern Frieden schenkt, rühmte Forster auch in andern seiner Schriften, die Gewissensfreiheit zunächst, die statt zur Auflösung der Religion vielmehr zu einem „treuen, frommen, blinden Glauben aller Art“ führte, dann die Preßfreiheit, die Anerkennung aller Rechte der Vernunft bei jedem Menschen, die Freiheit und Öffentlich-

[1]) Ansichten, Bd. 3, S. 209 f.: Gg. Forsters sämtliche Schriften, herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forsters von G. G. Gervinus (Leipzig 1843), Bd. 3, S. 427.

[2]) Ansichten, Bd. 3, S. 115 ff.: a. a. O. Bd. 3, S. 395 f.

[3]) Ansichten, Bd. 3, S. 36 und 67 ff., Anhang S. 4 f. und 7: a. a. O. Bd. 3, S. 369, 379 f., 447 f.

[4]) Ansichten, Bd. 3, Anhang S. 159: a. a. O. Bd. 3, S. 498.

keit der Rechtspflege[1]). Von der englischen Verfassung war er überzeugt, daß sie „das Glück des einzelnen Bürgers und seine innere Unabhängigkeit vollständiger sichere, als es in irgendeinem andern bekannten Reiche der Erde geschieht“, daß durch sie allein sich alle Geisteskräfte im Lande bis zur möglichsten Vervollkommnung entwickelten. Aber darum verkannte er ihre Mängel nicht, die ungleiche Vertretung des Volkes im Parlament, den „hierarchischen Despotismus der anglikanischen Kirche“; tadelnd sprach er von der „komplizierten, planlos zusammengeflickten Maschine“ dieser Verfassung[2]). Eine Reform des englischen Staatswesens betrachtete er als eine ziemlich allgemein erkannte Notwendigkeit; aber im Anschluß an die französische Revolution eine solche Reform zu wagen hielt er für allzu gefährlich, zumal da das Gewicht Englands in den politischen Verhältnissen des damaligen Europa durch weise Schonung der Kräfte eher wachsen als abnehmen konnte[3]). Richtig erkannte er, daß sich diese Bedeutung des britischen Staates im Kampf der übrigen Mächte Europas unter einander wesentlich gehoben habe und daß Friede mit aller Welt die Grundlage der britischen Politik bleiben müsse, solange England selbst vom Krieg keinen Vorteil zu erwarten habe[4]).

Zu der Einbildung der Engländer, als ob keine Vollkommenheit außer den Grenzen ihrer glücklichen Insel zu suchen sei, schüttelte Forster spöttisch den Kopf[5]). Er wußte,

---

[1]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1788 und 1791: a. a. O. Bd. 6, S. 23 und 122 ff.; ferner Ansichten, Bd. 3, S. 31 ff.: a. a. O. Bd. 3, S. 367 f.

[2]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1790 und 1791 und Aufsatz über John Howard in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790“: a. a. O. Bd. 6, S. 75 f., 83, 135 f., 209; Ansichten, Bd. 3, S. 130 ff.: a. a. O. Bd. 3, S. 400 f.

[3]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1791: a. a. O. Bd. 6, S. 129 f.

[4]) Aufsatz über William Pitt in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790“: a. a. O. Bd. 6, S. 247.

[5]) Ansichten, Bd. 3, Anhang S. 9 f.: a. a. O. Bd. 3, S. 449.

wie blind gerade sie an alten Formen und Vorurteilen hingen, wie rückständig viele ihrer Gesetze waren, deren äußerliche Strenge nicht mehr beobachtet werden konnte und deshalb zu ihrer vollen Mißachtung geführt hatte, wie verfehlt und schädlich manche Einrichtungen ihrer Schulen und Universitäten waren[1]). Er warf der englischen Erziehung überhaupt vor, daß sie nur für den Kopf, „wenn schon in geringem Grade", aber gar nicht für das Herz, für die Bildung des Charakters, auch nicht für die Pflege eines reinen Geschmackes sorge[2]). Daraus leitete er die wichtigsten Fehler im sittlichen und gesellschaftlichen Betragen der Engländer her. Er schalt sie plump, unfein, unbeholfen, roh, sinnlich, unachtsam auf sich und andere, mißtrauisch und zurückhaltend, gleichgültig gegen Fremde, indezent, ohne Rücksicht auf das Empfinden ehrbarer Frauen, deren Nähe darum beengend auf sie wirke, von ihnen gemieden werde; die Frauen hinwiederum fand er ängstlich, steif, pretiös und prüde[3]). Daneben aber fiel ihm die Gutherzigkeit und Empfindsamkeit der Engländer auf, ihre Wahrheit und Naivität, sobald das Herz spricht, die Vortrefflichkeit ihrer Schauspiele trotz aller Unanständigkeit und äußerlichen Effekthascherei[4]). Einzelne auffallende Sitten, so die sonderbare Art von Gastlichkeit, die damals in London gewöhnlich war, nahm er fast allzu nachsichtig in Schutz, wie er denn überhaupt das Reisen in England dem in andern Ländern unbedingt vorzog[5]). Die Schranken, die bei den

[1]) Ansichten, Bd. 3, S. 86f., 220f., 225f.: a. a. O. Bd. 3, S. 386 und 430ff.

[2]) Ansichten, Bd. 3, S. 21 und 87: a. a. O. Bd. 3, S. 364 und 386; Leben Dr. Wilhelm Dodds, Anfang: a. a O. Bd. 5, S. 3f.

[3]) Ansichten, Bd. 3, S. 20f. und 58f.: a. a. O. Bd. 3, S. 363f. und 376; Briefe an Huber vom 23. Mai und an Christian Gottlob Heyne vom 24. Mai und 13. Juli 1790: a. a. O. Bd. 8, S. 113 und 116, ferner bei Albert Leitzmann, Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790 (Halle a. S. 1893), S. 113 und 117.

[4]) Ansichten, Bd. 3, S. 20f. und 23: a. a. O. Bd. 3, S. 363f.

[5]) Ansichten, Bd. 3, S. 59—67 und 261f.: a. a. O. Bd. 3, S. 377ff. und 444.

übrigen Völkern den Umgang zwischen Menschen aus verschiednen Ständen erschwerten, sah er hier beseitigt; aber im Publikum fehlte es an Geschmack und selbständigem Urteil gegenüber der öffentlichen Kritik, in dieser aber an zuständigen Richtern[1]). Doch Sinn für dichterische Schönheit nahm Forster überall in England wahr; innig war damit die Gabe der Darstellung verbunden[2]). Und gleich mächtig wie den kaufmännischen fand er den wissenschaftlichen Unternehmungsgeist der Briten entwickelt; 1788 spendete er ihnen das Lob: „Es gibt keinen Zweig menschlicher Kenntnisse, der nicht unter diesem Volke seinen Beförderer fände.“[3]) Als er dann 1790 England, das ihm in seiner Sehnsucht zu einem „göttlichen Land“ geworden war[4]), selbst wieder aufsuchen konnte, klagte er zwar über Vernachlässigung der naturwissenschaftlichen Studien bei den Briten mit Ausnahme der emsig und glücklich von ihnen gehegten Botanik[5]). Aber sein Urteil im ganzen brauchte er darum nicht herabzustimmen; noch immer konnte er ihnen, wie in allem übrigen, so auch auf wissenschaftlichem Gebiete den „Ruhm des ersten unter den gesitteten Völkern, des aufgeklärtesten, weisesten Volkes“ zuerkennen, des Volkes, das durch alle seine Klassen die auffallendsten und häufigsten Beispiele eines in der Forschung und im praktischen Gebrauche der Wahrheit geübten Verstandes aufzuweisen habe[6]).

[1]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1789: a. a. O. Bd. 6, S. 30f.; Ansichten, Bd. 3, S. 25: a. a. O. Bd. 3, S. 365. Vgl. dazu den Brief an Huber vom 25. Mai 1790 bei Leitzmann, S. 115. Auch die sonstigen Bemerkungen über England in den „Ansichten“ finden sich in den von Leitzmann herausgegebenen Briefen und Tagebüchern zum allergrößten Teile wieder, meistens in wörtlicher Übereinstimmung.

[2]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1788: a. a. O. Bd. 6, S. 18.

[3]) Ebenda: a. a. O. Bd. 6, S. 15. Vgl. auch Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1790: a. a. O. Bd. 6, S. 107.

[4]) Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 3. Januar 1789: a. a. O. Bd. 8, S. 44.

[5]) Ansichten, Bd. 3, S. 50ff.: a. a. O. Bd. 3, S. 373f.

[6]) Geschichte der englischen Literatur vom Jahre 1788: a. a. O. Bd. 6, S. 8.

Schärfer als diese warmen Verehrer des Britentums betonte Johann Timotheus Hermes die ungerechten Vorurteile im sittlich-gesellschaftlichen Leben der Engländer, das Ausschweifende, Übertriebene überhaupt in ihren Anschauungen[1]. Mit Abscheu und Grauen sprach er von der Zügellosigkeit des Lasters in London[2].

Johann Karl Wezel dagegen gab zwar den gefährlichen Mißbrauch zu, den dreiste Verhetzer des Volkes, die nur ihre eigennützigen Absichten verfolgen, in England mit dem alle beseelenden Eifer für die Freiheit trieben, das vermochte aber seine Begeisterung für dieses Land und Volk nicht abzuschwächen, dessen angestammten edlen Sinn der Held seines Romans sogar zum eignen Nachteil erfahren muß[3]. Ähnlich meinte Anton-Wall (Christian Leberecht Heyne) in dem Lustspiel „Karoline" (1780): „Was ist britisch? Wer nicht wüßte, was Edelmut ist, dem könnte auch nicht erklärt werden, was britisch ist."[4] In der märchenhaften Erzählung „Amathonte" jedoch (1799) charakterisierte er in aller Kürze einen Engländer dadurch, daß er seinem Sklaven gewöhnlich den Namen Europa gibt; wenn er aber mit dem Fuße nach ihm tritt, nennt er ihn „du Hund"[5].

Dem Engländer als Sonderling begegnen wir in diesen Romanen auch mehrfach, doch nicht allzu häufig. So schildert Moritz August v. Thümmel in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" wiederholt rücksichtslose, anmaßend auftretende, milzsüchtig tadelnde, nüchtern jede Be-

---

[1]) Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Zweite Auflage. Bd. 2 (Leipzig 1774), S. 47 f.

[2]) Ebenda Bd. 6 (1776), S. 83 f.

[3]) Belphegor oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne (Leipzig 1776), Teil 1, S. 167—170 und 270 f.: als Belphegor nach abenteuerlichen Schicksalen als Sklave verkauft werden soll, weigert sich zu seinem Schmerze ein Engländer, ihn zu kaufen, weil er den angeborenen Edelmut seines Volkes nicht so sehr verleugnen will, daß er weiße Christen erhandle.

[4]) Karoline oder So wahr ich bin ein freier Mann (Leipzig 1780), S. 75.

[5]) Reclams Universalbibliothek, Nr. 454 (Leipzig 1873), S. 98.

geisterung und jeden frohen Glauben untergrabende Engländer, die störend wirken, ja von Anfang an unerwünscht oder zur Unzeit kommen[1]).

Theodor Gottlieb v. Hippel läßt im dritten Teil der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1781) den Helden seiner Geschichte mit einem Engländer zusammentreffen, in welchem jener einen typischen Vertreter seines Volkes erblickt[2]). Er fühlt sich den Deutschen unendlich näher als den Franzosen und urteilt klug über deutsche Verhältnisse, über den Unterschied zwischen Rußland und Preußen, über Friedrich den Großen. Ein hervorstechender Charakterzug von ihm ist die Ungeselligkeit. Auch ungefällig erweist er sich; als er merkt, daß es seinem neuen Bekannten angenehm wäre, wenn er noch einige Tage am nämlichen Orte mit ihm verweilte, reist er am nächsten Morgen ohne Abschied ab. In den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z" [3]) zeichnet Hippel einen andern Engländer im ganzen mit edlen Eigenschaften, doch als einen Mann von besondern Meinungen und Sitten. Er ist ein Menschenfreund, der an Tugend und Unschuld glaubt und das Gute rein um des Guten willen tut. Im Grunde kein Weltmann, nennt er wie der Pastor den Tod einen Sieg des Lebens und ehrt die Schriftsteller als eigentliche Geistliche, weil sie den Geist beschäftigen. Doch hat er „sich eine gewisse Zerstreuung angewöhnt, die einzig in ihrer Art war und zu lustigen Mißverständnissen Anlaß gab".

Auch Jean Paul führt uns im „Hesperus" (1795) neben andern Briten einen seltsamen Kauz vor, der aus Laune „Sonderbarkeit sucht" [4]). Bedeutender als diese Nebenfigur

[1]) A. M. v. Thümmels sämtliche Werke (Leipzig 1853), Bd. 2, S. 109; Bd. 4, S. 135 f.; Bd. 6, S. 93 ff.

[2]) Th. G. v. Hippels sämtliche Werke (Berlin 1828), Bd. 3, S. 302 ff.: „Seine Nation war in ihm getroffen, wie aus dem Auge gerissen." Vgl. noch besonders S. 308 f.

[3]) Besonders gegen den Schluß des zweiten Teils (1794): a. a. O. Bd. 9, S. 361—366.

[4]) 35. Hundsposttag; vgl. Jean Pauls sämtliche Werke, dritte Auflage (Berlin 1860 ff.), Bd. 7, S. 175.

tritt in dem Roman Lord Horion hervor, der Berater des Fürsten Januar und Wohltäter seines Landes, der immer ein Brite und ein Lord bleibt, ein unveränderlich fester, uneigennütziger, stolzer Charakter, den „eine sonderbare Mischung von Kälte und Genie" zum uneingeschränkten Beherrscher der Seelen macht, ein großer, aber ruheloser und nicht glücklicher Mensch[1]). Über England selbst aber sprach sich Jean Paul hier und in seinen übrigen Werken nur wenig und nicht immer freundlich aus. Das „tätige Gewühl der Freiheit" und den „Schimmer des Luxus und des Handels" in London erwähnte er einmal nebenher im „Hesperus"[2]). Aber in der „Friedenspredigt an Deutschland" (1808) eiferte er zornig gegen „die englischen Meergötter", die „die Freiheit der ganzen Erde auf eine enge Insel einpferchen" wollten. Auch für die andern Staaten forderte er „die breite Wasserfreiheit"; ja, er gab Napoleon Recht, „daß er die Völker nicht als die Schiffszieher der Briten will keuchen sehen"[3]). Ebenso hoffte er in einem Aufsatz des folgenden Jahres das Heil Europas und der Erde nur von der Zerstörung der englischen Seeherrschaft[4]), und auch bei dem Wiederabdruck dieses Aufsatzes im zweiten Bändchen der „Herbstblumine" (1815) sagte er sich trotz allem sonstigen Wandel in seinen politischen Gedanken von dieser Anschauung nicht los, weil er noch immer überzeugt war, daß England zwar die eigne geistige oder staatliche Freiheit gern auch fremden Völkern vergönne, ja zuzuführen suche, ihnen jedoch jede andere Freiheit, z. B. die des Handels oder des Meeres, nach dem Staatenegoismus vorenthalte. Den Deutschen empfahl er jetzt als einziges Mittel zur Wehr gegen die Engländer die Nachahmung ihres Beispiels: wir sollten das fremde Gute nicht verbieten, sondern es durch eignes zu erreichen, zu verdrängen, zu ersetzen

---

1) 2. und 13. Hundsposttag: a. a. O. Bd. 5, S. 43, 47 f., 206 ff.

2) 41. Hundsposttag: a. a. O. Bd. 8, S. 90.

3) A. a. O. Bd. 25, S. 34.

4) Bittschrift an den im Jahre 1809 uns alle regierenden Planeten Merkurius: a. a. O. Bd. 30, S. 218 f.

streben[1]). Nicht minder bekämpfte er 1809 in den „Dämmerungen für Deutschland“ das englische Handelssystem, die Herrschaft der englischen Fabrikate und Luxuswaren in Deutschland, die Bereicherung Englands an unserer Verarmung[2]). Im Engländer sah er vor allem den „Kaufmenschen“ ausgegeprägt, den freilich bei der Aufhebung des Sklavenhandels einmal der „Lichtmensch“ niederrang[3]). Ganz unähnlich aber seinen Landsleuten, als ein „lebendiger Gegenanglicismus“ erschien ihm der lebensfrohe, gesellige Sterne, den er wegen seines „echt poetischen und freien Gemütes“ und seiner „Gabe der Rührung und Naturkunst“ unter allen Briten unserm Goethe am verwandtesten fand[4]).

Auch der alternde Friedrich Nicolai erzählte in seiner „Geschichte eines dicken Mannes“[5]) von einem Briten, der sonderbare Launen aufweist, nicht auf der geraden Landstraße, sondern lieber auf Nebenwegen reist und sich manchmal Stunden lang mit geringen Leuten unterhält. Hier ist es aber ein Schotte, der Spionsdienste leistet; was als unberechenbare Seltsamkeit seines Charakters erscheint, sind in Wirklichkeit wohlüberlegte Winkelzüge eines schlauen Kopfes, die über seine wahren Absichten hinwegtäuschen sollen. Noch in seinen letzten Lebensjahren kämpfte Nicolai in der Sammlung seiner „Philosophischen Abhandlungen“[6]) mehrfach gegen das englische Gerichtsverfahren an, besonders gegen ungerechte, wenn auch nach dem Buchstaben unangreifbare Ur-

---

[1]) A. a. O. Bd. 30, S. 225 f.

[2]) A. a. O. Bd. 25, S. 113, 134 f., 151 f.

[3]) Friedenspredigt an Deutschland, gegen den Schluß: a. a. O. Bd. 25, S. 42.

[4]) Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule (1825), § 9: a. a. O. Bd. 19, S. 310 f.

[5]) Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heiraten und drei Körbe nebst viel Liebe (Berlin und Stettin 1794), Bd. 2, S. 35—46.

[6]) Berlin und Stettin 1808, Bd. 1, S. 113—146, in der Abhandlung „Einige Zweifel über die Gesetze, wodurch die Befugnis, über die moralische Beschaffenheit anderer zu urteilen, eingeschränkt wird“. Vgl. besonders S. 123: „England ist das Land, wo man die sonderbarsten Dinge mit einander vereinigt findet.“

teile bei Beleidigungsanklagen, wovon er mehrere Beispiele zusammenstellte.

Wohl nur irrtümlicherweise wird Nicolai als Verfasser zweier Aufsätze in Johann Erich Biesters „Neuer Berlinischer Monatschrift“ von 1803 bezeichnet[1]), die sich als Schreiben eines Deutschen in London an den Herausgeber darstellen[2]). Darin wird die große Denk- und Tatkraft, auch die Gutmütigkeit und der Edelmut der Engländer bereitwillig anerkannt, desto entschiedener aber ihr „plumper Nationalstolz“ getadelt, ihre gedankenlose Verachtung anderer Völker, ihre Unwissenheit, besonders auch in deutscher Literatur, verbunden mit grob absprechender Keckheit im Urteil, ihre Unfähigkeit, sich von ihren Irrtümern bekehren zu lassen, ihre „substanzielle Nullität“. Schlimmste Selbstsucht wird ihnen vorgeworfen, die ihnen den industriellen Aufschwung anderer Staaten geradezu als ein abscheuliches Verbrechen erscheinen läßt: „Die Freiheit, wovon in England so viel gerühmt wird, soll ausschließend nur für Engländer gelten“. . . . „England soll alles, andere Nationen sollen nichts sein“[3]). Aus dieser Selbstsucht wird auch die Unzufriedenheit der Engländer mit dem preußischen Sonderfrieden von 1795 erklärt: die Londoner Bürger wüßten nur zu gut, daß während des letzten Krieges England den Alleinhandel in der ganzen Welt hatte; so wollten sie nichts vom Frieden hören, um nur noch mehr Kaffee und Zucker zu immer teuerern Preisen verkaufen zu können; sie selbst fühlten ja in der Welt, in der sie lebten,

---

[1]) Vgl. L. F. G. v. Göckingk, Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlaß (Berlin 1820), S. 46.

[2]) „Von der Beschaffenheit der Urteile der Engländer über die deutsche Nation und die deutsche Literatur“, vom 3. Dezember 1802 datiert, im Februarheft 1803 (Bd. 9, S. 98–147) und die widerlegenden Anmerkungen zu der Gegenschrift eines in Deutschland weilenden Engländers gegen diesen Aufsatz, im Septemberheft 1803 (Bd. 10, S. 191—228). Der erste Aufsatz wurde mit einigen Kürzungen wieder abgedruckt in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1915, Nr. 21 (23. Mai), S. 162 ff., herausgegeben von Emil Schaeffer.

[3]) Bd. 9, S. 143 und 147.

in ihren Schreibstuben, Klubs und Kaffeehäusern, das Elend des Krieges nicht[1]). Die Entgegnungen von englischer Seite, die Biester in seiner Monatsschrift mit einer schwächlichen Einleitung mitteilte, widerlegten diese Vorwürfe in keiner Weise; die britischen Verteidiger gaben sogar ohne weiteres zu, daß ihre Landsleute von fremder Freiheit, auch von den staatlichen und militärischen Einrichtungen Preußens oft recht schief urteilten, und daß selbst die wirklich Gelehrten und der bessere Teil der Publikums in England von deutscher Sprache und Literatur herzlich wenig verstünden[2]).

Begeisterte Aussprüche über Werke und Gestalten der englischen Dichtung klingen uns noch aus manchem deutschen Roman der Aufklärungszeit wie des Sturms und Drangs entgegen, aus „Grandison dem Zweiten“ von Johann Karl August Musäus wie aus dem „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz. Aber bemerkenswerte Urteile über England selbst und die Engländer finden wir in diesen Werken ebensowenig wie in den Erzählungen Johann Jakob Engels, des Freiherrn Adolf von Knigge, Johann Martin Millers, Wilhelm Heinses, auch nicht in den Romanen Wielands, mit dem ja viele dieser Schriftsteller literarisch eng zusammenhängen.

Aber wie eifrig auch Wieland selbst bei Richardson, Sterne und andern ihrer Landsleute in die Lehre gegangen war, so verwahrte er sich doch unter Umständen gegen die Überschätzung der Engländer durch ihre deutschen Bewunderer[3]) und wies in Briefen und Schriften die Selbstüberhebung der Briten zurück, die in ihrem Stolz alles Ausländische verachteten, bloß weil es ausländisch sei, und in ihrer Unkenntnis von deutscher Literatur hochmütig auf unser

[1]) Bd. 9, S. 105 f. [2]) Bd. 10, S. 205 f. und 218 ff.

[3]) So in der Vorrede und in einer Anmerkung zu dem von ihm herausgegebenen Roman seiner Freundin Sophie v. La Roche, der „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim“, in Kuno Ridderhoffs Neudruck (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 138, Berlin 1907) S. 7 f. und 82.

Geistesleben herabblickten, obgleich sie selbst Wissenschaften und Künste nie weniger geschätzt und aufgemuntert hätten als gerade jetzt[1]).

Von den englischen Staatsmännern scheint ihn am meisten Cromwell angezogen zu haben. Zu wiederholten Malen drängte sich ihm in recht verschiedenem Zusammenhange diese geschichtliche Erscheinung auf. Am stärksten bemühte er sich in dem Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit“[2]) ihr gerecht zu werden. Da nannte er Cromwell neben den größten Herrschern der Weltgeschichte und erkannte in ihm, dem Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, dem Mörder seines Königs, zugleich den tapfersten, tugendhaftesten, devotesten Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat, namentlich aber den Stärksten unter seinem Volk zu seiner Zeit, der eben darum auch zur Herrschaft über dieses Volk berufen war. In den „Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers“[3]) zählte er ihn unter die „gefährlichen Sachwalter der Menschheitsrechte“, die, statt das Wachstum der Vernunft unter den Völkern der Erde geduldig abzuwarten, es unüberlegt durch verderblich wirkende Mittel beschleunigen wollten. Noch später, in dem Aufsatz „Über Krieg und Frieden“[4]), stellte er ihn nach seinem sittlichen Wert wie seiner politischen Machtbefugnis auf eine Stufe mit Robespierre, wie er denn auch den französischen Nationalkonvent dem langen Parlament in England gleichzusetzen geneigt war.

---

1) Vgl. das Januarheft des „Deutschen Merkur“ 1774, Bd. 1, S. 113—119 (wieder abgedruckt in der Hempelschen Ausgabe von Wielands Werken, Teil 36, S. 300—311) und den Brief an Heinrich Geßner vom 17. November 1797 in den Ausgewählten Briefen, Bd. 4 (Zürich 1816), S. 180f.

2) Im „Deutschen Merkur“ vom November 1777; vgl. besonders Bd. 4, S. 131f., in J. G. Grubers Ausgabe der sämtlichen Werke Wielands Bd. 40 (Leipzig 1825), S. 62f.

3) Deutscher Merkur vom Juni 1783, Bd. 2, S. 234f.; in Grubers Ausgabe Bd. 34, S. 194.

4) Geschrieben 1793, gedruckt im „Deutschen Merkur“ vom Juni 1794, Bd. 2, S. 194; in Grubers Ausgabe Bd. 41, S. 350.

Neben Cromwell fesselte ihn namentlich Königin Elisabeth. Im letzten der „Neuen Göttergespräche“ (1791), das sie ebenbürtig neben Juno, Semiramis, Aspasia und Livia stellt, ja sie in ihren besonnenen Urteilen und klugen Ratschlägen geradezu Wielands eigne Anschauungen aussprechen läßt, rühmt er ihr nach, sie habe der Welt „das in seiner Art einzige Beispiel einer willkürlichen Regierung über ein freies Volk“ hinterlassen, das sie abgöttisch liebte[1]). Um diese Liebe hat sie zwar selbst mit politischer Koketterie gebuhlt, um ihrer willkürlichen Regierungsart das Verhaßte zu nehmen und auf einem unsichern Throne desto fester zu sitzen; aber ihr Volk befand sich wohl dabei[2]). Viel nachdrücklicher betonte Wieland 1798 in den „Gesprächen unter vier Augen“[3]) den Gegensatz zwischen dem sittlichen Wert der „eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Beß“, die in allen bürgerlichen Tugenden einem Georg III. nachstand, und ihrer Regierungskunst, der ihr Volk ein unter diesem späteren Herrscher ihm nicht mehr beschertes Glück verdankte.

Überhaupt nahm er, der ruhig abwägende Beobachter der politischen Vorgänge, in diesen Schriften aus der Revolutionszeit gerne Bezug auf England, deutete richtig die Gründe der großen Rebellion an[4]) oder wies rühmend auf den englischen Adel hin, der von seiner Würde nichts dadurch verliere, daß seine jüngeren Söhne nicht den vollen Rang des Vaters erben, und empfahl verschiedne Einrichtungen des englischen Oberhauses zur Nachahmung auch in Frankreich[5]). Bei jeder Ge-

---

[1]) Grubers Ausgabe, Bd. 40, S. 360.

[2]) Ebenda Bd. 40, S. 395.

[3]) Elftes Gespräch; in Grubers Ausgabe Bd. 42, S. 336 f.

[4]) Im letzten „Göttergespräch“ 1791; in Grubers Ausgabe Bd. 40, S. 400.

[5]) „Unparteiische Betrachtungen über die dermalige Staatsrevolution in Frankreich“, im „Neuen deutschen Merkur“ vom Juni 1790, Bd. 2, S. 162 ff.; in Grubers Ausgabe Bd. 41, S. 130 f.

legenheit erkannte er die Trefflichkeit der englischen Verfassung an, ohne diese jedoch deshalb für fehlerfrei erklären zu wollen[1]), und wünschte, daß alle unumschränkten Könige sie mit ganz wenigen Verbesserungen, die auf noch größere Freiheit des Parlaments und Verminderung der Macht der Krone abzielten, freiwillig in ihren Staaten einführen möchten[2]). Dabei pries er „die beneidenswürdige Glückseligkeit der Briten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, den blühenden Zustand ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung“. Und einige Seiten vorher sah er mit bewundernder Zuversicht „die große Beherrscherin der Meere mit dem Reichtum der ganzen Welt in ihrem unerschöpflichen Füllhorn“ sich mit unbeweglichem Mute den ungeheuern Anstalten Frankreichs entgegenstellen und die übrigen großen Mächte Europas durch das stärkste aller Bande, den Trieb der Selbsterhaltung, zum Bund gegen die alle Welt bekämpfende Republik vereinigen, die freilich auch für eine solche Gefahr gerüstet sei[3]).

Wie ehrlich aber auch Wieland die Vorzüge im britischen Staatswesen und Staatsleben anerkannte, so kräftig wehrte er sich gegen Übergriffe von dieser Seite her, die Europas Frieden bedrohten, nur damit Englands Macht wachse. Als sein prophetischer Hinweis auf Bonaparte als künftigen Diktator Frankreichs[4]) in Erfüllung gegangen war, erschien im „St. James Chronicle“ am 25. Januar 1800, angeblich aus der Feder eines auswärtigen Gesandten, ein Aufsatz, der, im einzelnen bitter

[1]) „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes“, im „Neuen deutschen Merkur“ vom Januar 1793, Bd. 1, S. 21 (in Grubers Ausgabe Bd. 41, S. 288); „Gespräche unter vier Augen“, viertes Gespräch gegen den Schluß, im „Neuen deutschen Merkur“ vom Mai 1798, Bd. 2, S. 47 f. (in Grubers Ausgabe das fünfte Gespräch, Bd. 42, S. 175).

[2]) Sechstes der „Gespräche unter vier Augen“, in Grubers Ausgabe Bd. 42, S. 193—196.

[3]) Ebenda Bd. 42, S. 181—186.

[4]) Im zweiten der „Gespräche unter vier Augen“, im „Neuen deutschen Merkur“ vom März 1798, Bd. 1, S. 285 ff.; in Grubers Ausgabe Bd. 42, S. 70 ff.

tadelnd, die ganze Voraussagung Wielands nur als einen Versuch der hassenswürdigen Illuminaten hinstellte, das französische Volk für Bonaparte und dadurch für ihre staats-, religions- und sittengefährlichen Zwecke zu gewinnen. Mit aller Entschiedenheit verwahrte sich der Angegriffene im „Neuen deutschen Merkur“ [1]) gegen die Beschuldigung, er sei ein heimliches Werkzeug dieses Ordens und unterstütze verworfene Bestrebungen. Die leidenschaftlichen Ausfälle seines Gegners erklärte er aus dessen Furcht vor einem Frieden, den Frankreich mit einem seiner Feinde schließen könnte, nur weil England jetzt einen solchen Frieden der französischen Republik nicht gönne. Wie zerrüttet, fragte er empört, müsse das Gehirn dieses Menschen sein, der sich vor einem Frieden mit Bonaparte scheue, den doch alle europäischen Völker wünschten, und das Unglück des fortgesetzten Krieges nicht einsehen wolle [2]). Auch hier erkannte er klarer als die meisten seiner Zeitgenossen und selbst der Nachlebenden die — im wesentlichen sich stets gleich bleibenden — innern Beweggründe der englischen Politik und ihrer Vorkämpfer in der Presse.

Diesem Urteil über die Selbstsucht Englands und die Gefahren, mit denen sie das europäische Staatenleben bedrohe, stimmte Herder rückhaltlos bei; er sprach es sogar noch kräftiger als Wieland aus, indem er es geschichtlich begründete.

---

[1]) Vom April 1800, Bd. 1, S. 243—276; in der Hempelschen Ausgabe Teil 34, S. 365—384.

[2]) Ebenda Bd. 1, S. 274 ff.; in der Hempelschen Ausgabe Teil 34, S. 382 ff. — Als dann England doch im Frühling 1802 zu Amiens Frieden mit Frankreich schloß, sagte sich der alte Gleim in einem klagenden Sinngedicht von dem bisher bewunderten, für diesen Friedensschluß übrigens nicht einmal verantwortlichen jüngeren Pitt los, von dem er die Vernichtung des Feindes, nicht Versöhnung mit ihm erhofft hatte (J. W. L. Gleims sämtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Körte. Bd. 8: Vater Gleims Zeitgedichte von 1789 bis 1803. Leipzig 1841. S. 61). In ähnlicher Weise handelten mehrere ungefähr gleichzeitige Gedichte des Achtzigjährigen von dem Kampf der beiden Völker, den frechen, drohenden Ansprüchen der Franzosen und der durch Nelsons Siege verbürgten Seeherrschaft der Briten (ebenda Bd. 8, S. 62—67).

Als Historiker erwies er sich auch in seinen Äußerungen über das englische Volk.

In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ [1]) ging Herder den Ursprüngen des britischen Staates nach, hob unter den angelsächsischen Herrschern Alfred den Großen bedeutsam hervor und zeigte die weit in die Zukunft hinaus wirkenden Vorteile der Mischung von Normannentum und angelsächsischem Wesen: durch sie erst erhielt das englische Volk sein eigenartiges Gepräge. Die freie Fortsetzung dieser „Ideen“, die „Briefe zu Beförderung der Humanität“, brachte 1796 in ihrer achten Sammlung einen Überblick über die neuere englische Literatur; als die Grundlage ihrer künstlerischen Prosa, des Romans bezeichnete da Herder die größere Freiheit und Mannigfaltigkeit des Volkslebens und der Sitten in dem Inselreich. England war das erste Land in Europa, in welchem der dritte Stand über Angelegenheiten des Reiches mitsprechen durfte; seit den Zeiten der Elisabeth war es ein „bewerbsamer Handelsstaat“ geworden. Die eigentümlichen Sitten seiner Einwohner gingen „freier aus einander“; jeder Stand „zeichnete sich in seinen Sitten ungestört aus“, ohne daß er Sitten und Sprache seiner „höhern Mitstände“ nachzuahmen brauchte; er durfte „sich auch in seinem humour zeigen“. Damit war ein großes Feld für Lustspiele und Romane eröffnet. Eine weitere Förderung kam ihnen von den Zeitungen, Wochenblättern und Monatsschriften zu: durch sie wurden „Einkleidungen und Schreibart dem englischen Roman gleichsam zugebildet“ [2]).

Feinsinnig urteilte Herder 1800 in der „Kalligone“ über die ästhetische Anlage der Engländer. In der Ausübung der Künste des Schönen wollte er sie zwar nur selten Meister und im Geschmack an ihnen oft mehr Käufer und Besitzer als wahre Eigentümer nennen; aber er gab zu, daß sie in der Philo-

[1]) Buch 18 (1791), in Suphans Ausgabe Bd. 14, S. 372 ff., besonders S. 374 ff., 380, 515 f.

[2]) Suphans Ausgabe, Bd. 18, S. 108 f.

sophie des Schönen, in der Anwendung des Schönen auf das Sittliche dem edlen Begriff der Griechen nachstrebten[1]).

Ungewöhnlich streng aber fiel die abschließende Würdigung aus, die Herder am Ende seines Lebens in der „Adrastea“ (1801) der Einmischung Englands in die europäische Politik zu Anfang des verwichenen Jahrhunderts angedeihen ließ. In bitterm Groll über die Selbstsucht Großbritanniens, deren Kosten vornehmlich das verwüstete und erniedrigte Deutschland zu tragen hatte, fragte er, was wir Deutsche damals, im spanischen Erbfolgekrieg, mit Spanien zu tun hatten, was uns der auch bei uns laut verkündigte Ruhm Marlboroughs kümmerte, der doch nur „den ersten Kaiserthron Europas zu einem volk-, geld- und schiffbedürftigen Lehnsträger zweier Handels- und Krämermächte, Englands und Hollands, machte“[2]). Die angemaßte Größe Marlboroughs und seiner Gemahlin bekämpfte er überhaupt leidenschaftlich[3]). So bekannte er sich willig zu der auf jenen zunächst zielenden Satire in der „Geschichte John Bulls“, die er für Swifts Werk hielt, wünschte hinter jedem Kriege ein solches „Gemälde der Wahrheit, wo den Begebenheiten ihr falscher Firnis still weggestrichen“ werde, und rief entrüstet: „Englands Interesse an den Angelegenheiten des festen Landes, ist's gewöhnlich etwas anders als die zärtliche Sorge John Bulls, des Alleinhändlers und Allfabrikanten, um Einkauf, Gewinn und Absatz, so heilige Namen dabei auch gemißbraucht werden? Und seitdem er dergleichen blutige Prozesse nicht einmal selbst führen kann oder mag und nur solche aufhetzt und erkauft, die sie führen, wie verächtlich ist sein Name!“[4])

Auch über frühere Zeiten der englischen Geschichte sprach Herder nun schroffer als je, doch nicht ungerecht, so über die Kämpfe der Reformation, die, wie greuelreich sie auch sonst gewesen, doch nirgends „so ganz ein Flecke in der neuern

---

1) Ebenda Bd. 22, S. 95.

2) Ebenda Bd. 23, S. 33.

3) Ebenda Bd. 23, S. 164 f., 167, 169, 197 f.

4) Ebenda Bd. 23, S. 33—37, besonders S. 36.

Christentumsgeschichte“ waren wie in England[1]). Den Grund für viele Vorzüge wie Fehler der Engländer sah er jetzt in einer Nationaleigenschaft, „die man nicht anders als eine insularische Beschränktheit nennen kann, da sie von der Verfassung ihrer Insel erbeigentümlich herrühret“, in der „Festigkeit nämlich, sich einem Gedanken, einem Zweck und Geschäft, abgeschränkt von allem, hinzugeben und es verfolgen zu mögen“[2]). Den Anspruch Englands, daß es der Schiedsrichter Europas und der geborene Herrscher der Meere sei, verwarf er als einen schlimmen Wahn, der dem Festland schweres Unheil drohe, und beklagte bitter die törichte Bewunderung des Britentums durch die Deutschen, denen das Inselvolk doch nur mit hochmütiger Verachtung begegne[3]). Er selbst verriet nicht nur bei der Würdigung deutscher Gelehrten und Künstler wie Kepler und Händel neben ihren englischen Zeitgenossen oder Nebenbuhlern, daß seine ganze Liebe jenen gehörte[4]), sondern hielt auch gelegentlich in einem Sinngedicht dem stolzen Britannien, das aus den verschiedensten Gegenden der Erde kostbare Schätze ausschließlich für die eignen Zwecke raube, den selbstlosen, allen Völkern gleichmäßig dienenden Sammelfleiß der Deutschen entgegen[5]).

Mehr als seine übrigen Geistesgenossen in Weimar verkehrte Goethe mit Engländern, und je älter er wurde, desto häufiger traten ihm Ankömmlinge aus dem Inselreiche nahe, solche, die nur für kurze Zeit Deutschland bereisten, und andere, die sich für längere Dauer in der Musenstadt an der Ilm niederließen. Mit besonderer Freundlichkeit kam er nebst den Seinigen diesen Gästen entgegen; schon ihr freies, natürlich-sicheres, zuversichtliches Auftreten gewann ihnen seine Gunst. Den meisten Beifall fanden in seinem Hause freilich

---

1) Ebenda Bd. 23, S. 123. 2) Ebenda Bd. 23, S. 159.

3) Ebenda Bd. 23, S. 162.

4) Ebenda Bd. 23, S. 508–515, 520—530, 535—559, 565—570.

5) Vgl. das Epigramm „England und Deutschland“ in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1796; in Suphans Ausgabe, Bd. 29, S. 160.

die Iren[1]). Dennoch urteilte er über ihre freiheitlichen Bestrebungen nicht ohne Einseitigkeit; daß nun auch England in die Übel mit hineingezogen wurde, die früher Irland allein zu tragen hatte, schien ihm besonders schlimm[2]). Auch sein Briefwechsel erstreckte sich in späterer Zeit auf mehrere Briten, und unter diesen befanden sich literarische Größen wie Walter Scott und Thomas Carlyle.

Zur englischen Literatur hatte er in jungen wie in alten Jahren das innigste Verhältnis. Unverrückbar hoch über allen neueren Dichtern stand ihm Shakespeare; neben ihm schätzte er Lord Byron am höchsten, den er allen seinen Nebenbuhlern in der Poesie der Gegenwart vorzog. Mit welcher Begeisterung aber hatte er sich einst auch in Macphersons Ossian und in Percys „Reliques" versenkt, wie wertvoll und persönlich lieb blieben ihm stets die Romane Sternes und Goldsmiths! Und ebenso hielt er möglichst Schritt mit den englischen Dichtungen der folgenden Jahrzehnte bis zu den verschiedenartigsten Erzeugnissen der Romantik. Zwar verbarg er einem Kenner der ausländischen Literatur wie Wilhelm v. Humboldt nicht eine gewisse Vorliebe für die sinnlich reicheren und klareren Italiener, die zu ihm „gleichsam durch alle Sinne" sprachen, während die englischen Schriftsteller immer „der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt" blieben, so daß er nie ganz gewiß wußte, ob er beim Lesen ihrer Werke auch das Gehörige denke und empfinde[3]). Auch beklagte er die düstere Grundstimmung dieser Schriftsteller, die meistens nur Trauer, Lebensüberdruß und Menschenhaß verkündigten[4]). Gleichwohl aber las er mit wohlwollendem Eifer, was die dichterische und die wissenschaftliche Literatur Eng-

---

1) Vgl. den Brief an Sulpiz Boisserée vom 12. Oktober 1827: Weimarer Ausgabe, Abteilung IV, Bd. 43, S. 108.

2) Gespräch mit Johann Peter Eckermann vom 7. April 1829; vgl. Goethes Gespräche, herausgegeben von Woldemar Freiherrn v. Biedermann (Leipzig 1889 ff.), Bd. 7, S. 59 f.

3) Brief vom 26. Mai 1799: Weimarer Ausgabe, Abteilung IV, Bd. 14, S. 95.

4) Dichtung und Wahrheit, Buch 13: ebenda Abteilung I, Bd. 28, S. 214 f.

lands Neues brachte, äußerte sich, besonders in späteren Jahren, öffentlich über mehreres mit Beifall, lobte auch im Gespräch mit Freunden wiederholt die Fortschritte der englischen Kritik und des gesamten britischen Schrifttums. Getrost durfte er bei solchen Gelegenheiten betonen, wie gut er die Lebenseinrichtungen jenseits des Kanals kannte: „Käme ich nach England, ich würde kein Fremder sein.“ [1]) Doch ist uns von ausführlicheren Urteilen über englisches Volks- und Staatswesen aus Goethes Mund oder Feder verhältnismäßig wenig überliefert. Von mehreren Gesprächen dieses Inhalts, die sein Tagebuch verzeichnet, wissen wir überhaupt nichts Näheres [2]).

Öfters rühmte er das Gefühl der persönlichen Freiheit und den nationalen Stolz der Engländer, ihre imponierende Ruhe, Sicherheit, unendliche Rührigkeit und unablässige Tätigkeit, ihre praktische Klugheit, die aus allem Vorteil zieht und, was sie entdeckt, sogleich zu nutzen versteht, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt, ihren „reinen Menschenverstand und guten Willen“, ihr gesundes, natürlich-echtes Wesen, das keine Halbheiten und Schiefheiten duldet, sondern „immer durchaus komplette Menschen“ aufweist, die Ausbildung vieler „derber, tüchtiger Individuen“ bei ihnen, ihr bedeutendes Leben, ihren Reichtum, ihre vielseitigen Kenntnisse, ihre „Liebe zu biographischen Nachrichten“, ihr Verständnis für das Gute und ihre grandiose Art, es zu verbreiten, das Bewußtsein ihres eignen Wertes und ihrer weltbeherrschenden Macht, aber auch die Zartheit ihrer Umgangsformen [3]). Mit

---

[1]) Gespräch mit Eckermann vom 10. Januar 1825: a. a. O. Bd. 5, S. 123.

[2]) Vgl. die Aufzeichnungen vom 9. November 1824, 31. Dezember 1827, 21. Januar 1828, 10., 20., 27. Januar, 10. und 24. Februar 1830: Weimarer Ausgabe, Abteilung III, Bd. 9, S. 294, Bd. 11, S. 156 und 168, Bd. 12, S. 179, 184, 187, 195, 201.

[3]) Vgl. Italienische Reise, Brief vom 27. September 1786: ebenda Abteilung I, Bd. 30, S. 87; Besprechung von Eschenburgs Übersetzung des „Versuchs über Shakespeares Genie und Schriften“: ebenda Bd. 38, S. 336; Shakespeare und kein Ende: ebenda Bd. 41, Teil 1, S. 56; Aufsätze über Manzoni, „Graf Carmagnola“ und über Wilhelm Schulz, „Irrtümer und Wahrheiten“: ebenda Bd. 42, Teil 1, S. 157 und Teil 2, S. 67; Maximen

diesen Vorzügen sah er freilich auch abstoßende Eigenschaften verbunden, Selbstsucht, Härte und Ungerechtigkeit gegen das Ausland, inhumanes Verhalten im staatlichen und privaten Leben, vor allem im Handelsverkehr, unbelehrbaren kaufmännischen Hochmut, der auf der Würde des Goldes ruht, Starrsinn und Verstocktheit, Scheinheiligkeit und sittliche Beschränktheit bei einem oft wilden Leben, Mangel an Reflexion, an ruhiger Ausbildung, an ästhetisch-moralischem Urteil[1]). Er schalt die Briten unartig[2]), meinte resigniert, daß mit ihnen

---

und Reflexionen über Literatur und Ethik: ebenda Bd. 42, Teil 2, S. 238; Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, XV, 1: ebenda Bd. 44, S. 370; Geschichte der Farbenlehre, Abteilung 6, Abschnitt „Newtons Persönlichkeit“ und „Anglomanie“: ebenda Abteilung II, Bd. 4, S. 96 und 141; Sprüche zur allgemeinen Naturlehre: ebenda Bd. 11, S. 134, auch S. 255; „Meteore des literarischen Himmels“ und „Erfinden und Entdecken“: ebenda Bd. 11, S. 250 und 255; Briefe an Friedrich v. Stein vom 16. März, 14. und 28. August 1794, an Karl Ludwig v. Knebel vom 7. November 1816, an Heinrich Meyer vom 28. Oktober 1817, an Karl Friedrich v. Reinhard vom 10. Juni 1822: ebenda Abteilung IV, Bd. 10, S. 146, 181, 186, Bd. 27, S. 225, Bd. 28, S. 293, Bd. 36, S. 61; Gespräche mit Eckermann vom 14. April 1824, 24. Februar 1825, 15. Mai 1826 und 12. März 1828, mit Eduard Gans vom 31. August 1827: a. a. O. Bd. 5, S 64, 147, 282, Bd. 6, S. 196 und 294f.

[1]) Vgl. das Xenion „Menschlichkeiten“ gegen Newton: Weimarer Ausgabe, Abteilung I, Bd. 5, Teil 1, S. 230; Italienische Reise, Brief vom 12. September 1787: ebenda Bd. 32, S. 79; Biographische Einzelheiten, Lord Bristol Bischof von Derry: ebenda Bd. 36, S. 256; Aufsatz über Manzoni, „Graf Carmagnola“: ebenda Bd. 42, Teil 1, S. 157; Geschichte der Farbenlehre, 18. Paralipomenon: ebenda Abteil. II, Bd. 4, S. 477f.; Brief an Knebel vom 9. März 1814: ebenda Abteil. IV, Bd. 24, S. 191; Gespräche mit August Wilhelm Schlegel vom April 1804, mit Thomas Johann Seebeck vom 6. April 1808, mit dem Kanzler Friedrich v. Müller vom 30. Mai 1814, mit Eckermann vom 24. Februar 1825, mit dem Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau vom 14. September 1826 (doch zweifelte Pückler, als er dieses Gespräch im dritten Band der „Briefe eines Verstorbenen“ mitteilte, selbst, ob er hier nicht etwa Goethe nur seine eigne Meinung in den Mund gelegt habe) und mit Friedrich Förster vom 17. Oktober 1829: a. a. O. Bd. 1, S. 278, Bd. 2, S. 201, Bd. 3, S. 131, Bd. 5, S. 147, 149, 307, Bd. 7, S. 156.

[2]) Vgl. die Verse gegen die „Philister-Pfaffen“: Weimarer Ausgabe, Abteil. I, Bd. 5, Teil 1, S. 101.

bös rechten sei[1]), spottete über ihre Reise- und Entdeckungssucht[2]), über ihre vorurteilsvolle, einseitige Bewunderung des klassischen Altertums[3]). Klar erkannte er, daß auch da, wo sie nur aus den edelsten Beweggründen zu handeln schienen, wie bei ihren „Deklamationen gegen den Sklavenhandel", in Wahrheit „ein reales Objekt" sie bestimmte, „ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun", der eigne Handelsgewinn nämlich. Aber diesen Wirklichkeitssinn hielt er auch mahnend seinen Deutschen vor das Auge: während wir uns „mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt" [4]).

Mit ruhiger Kritik betrachtete Goethe die politischen Verhältnisse des Inselvolkes, die gegenseitige Abneigung der Engländer, Schotten und Iren[5]), die gegen einander wirkenden und so einander lähmenden Kräfte im englischen Parlament, die es der Einsicht eines einzelnen schwer machten durchzudringen[6]). Desto höher rechnete er es dem Staatsmann an, dem dieser Sieg gelang. So sprach er mit warmer Anerkennung von Canning, mit noch größerer Bewunderung von dem älteren Pitt[7]). Aber ebenso herb verurteilte er den schmachvollen Prozeß, durch den 1820 Georg IV. die Scheidung seiner Ehe mit Königin Karoline vergeblich zu erzwingen trachtete[8]). In

---

[1]) Brief an Franz Kirms vom 5. Februar 1805: ebenda Abteil. IV, Bd. 17, S. 257.

[2]) Faust, Klassische Walpurgisnacht, Vers 7118 ff.: ebenda Abteil. I, Bd. 15, Teil 1, S. 115.

[3]) „Urteilsworte französischer Kritiker": ebenda Bd. 41, T. 1, S. 125. Vgl. auch die Noten und Abhandlungen zum „West-östlichen Divan", Abschnitt „Warnung" und „Lehrer": ebenda Bd. 7, S. 108 f. und 218 f.

[4]) Gespräch mit Eckermann vom 1. September 1829: a. a. O. Bd. 7, S. 149.

[5]) Vorrede zur Übersetzung von Carlyles „Leben Schillers": ebenda Bd. 42, Teil 1, S. 205 f.

[6]) Gespräch mit Eckermann vom 9. Juli 1827: a. a. O. Bd. 6, S. 158.

[7]) Gespräche mit Eckermann vom 3. Januar 1827 und mit Eduard Gans vom 31. August 1827: ebenda Bd. 6, S. 1 und 195 f.

[8]) „Wie aber Pöbel-Majestät sich über alles, alles bläht, mag Albion uns lehren": Weimarer Ausgabe, Abteilung I, Bd. 5, Teil 1, S. 194. Vgl. auch ebenda S. 116.

„Des Epimenides Erwachen“ sollten auch die Engländer, die ja den endgültigen Sieg über Napoleon miterfochten, ihren Anteil bekommen[1]); aber im Text des Festspiels selbst deutet außer einer leisen Anspielung im zweiten Aufzug[2]) kein Vers unmittelbar auf sie und ihren Beistand im Befreiungskampf. Losgelöst von jedem politischen Hintergrund hatte den Engländer Goethe schon einige Jahre vorher in den „Wahlverwandtschaften“ [3]) mit sichtlichem Wohlwollen geschildert, einen vornehmen, edel und ernst gesinnten Lord, der weit gereist und entschlossen ist, sein Leben fern von der Heimat auf Reisen zuzubringen, schöne Kenntnisse besitzt, treffend wahre Betrachtungen über das Leben anstellt und an allem heitern Anteil nimmt, was es reizvoller und bedeutender machen kann.

So frei Goethe auch von blinder Voreingenommenheit war, im ganzen überwog doch bei ihm den britischen Verhältnissen gegenüber die Anerkennung und Zuneigung. So sah er mit Befriedigung in England „im größten Maßstab die echte Staatsmaxime durchgesetzt, daß die Regierung dasjenige anschaffen, zusammenhalten und verewigen muß, was der einzelne mit vielem Fleiß gesammelt hat“ [4]). Er zeichnete die Engländer und die Franzosen durch den Ehrentitel der „beiden gleichsam vorzüglich kultivierten Nationen“ aus[5]). Und der Tatsache, daß unter den seefahrenden Völkern sich keines mit

[1]) Bemerkungen über das Festspiel an Iffland vom 24. Mai und 15. Juni 1814: ebenda Bd. 16, S. 505 und 511.

[2]) Auftritt 3, Vers 646 ff.: ebenda Bd. 16, S. 366.

[3]) Teil 2, Kapitel 10 und 11: ebenda Bd. 20, besonders S. 315—320. Ebenda im zweiten Kapitel (a. a. O. Bd. 20, S. 212) verwertete übrigens Goethe die Einrichtung der englischen Marine, daß durch sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte ein roter Faden unlösbar hindurchgesponnen ist, gleichnisartig in dem seither üblichen Sinn einer Grundstimmung, die sich durch alle Einzelheiten einer größeren geistigen Äußerung hindurchzieht.

[4]) Brief an Christian Gottlob v. Voigt vom 19. Juni 1818: Weimarer Ausgabe, Abteil. IV, Bd. 29, S. 202 f.

[5]) Geschichte der Farbenlehre, Abteilung 6, Abschnitt „Louis Bertrand Castel“: ebenda Abteil. II, Bd. 4, S. 148.

dem englischen an Macht messen konnte, huldigte er als Greis mit dem Wunsche, die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez zu sehen[1]. Auch dachte er sich, wenn er „zum Heile der Welt“ einen engen Bund der nördlichen protestantischen Staaten gegen die „nordöstlichen Barbaren“ forderte, neben Preußen hauptsächlich England als Mitglied dieses Bundes[2]. Besonders aber weckten die Meisterwerke hellenischer Plastik, die Lord Elgin aus Griechenland in seine Heimat entführte, die innigste Begeisterung des alten Dichters. Neigung zur Kunst, aufmunternde Förderung auch ihrer mittelmäßigen Künstler rühmte er den Briten stets nach[3]. Während er aber früher die fabrikmäßige Herstellung von Kunstwaren in England höchst mißtrauisch angeschaut hatte[4], glaubte er nun, London und München, wo Kronprinz Ludwig die Glyptothek für die von ihm gesammelten Schätze antiker Kunst zu erbauen begann, würden „künftig die Freistätte wahrer Kunstbildung bleiben“[5], und der Gedanke einer Reise nach London, dem er sich früher schon flüchtig hingegeben hatte[6], stieg wieder in ihm, auf Augenblicke wenigstens, auf; eine solche Reise schien ihm jetzt eine zwar große, doch ganz vernünftige Torheit[7]. Am Ende seines Lebens aber zeichnete er das großartige Wirken des alternden Faust, der in friedlicher Eroberung neue Wohnsitze den Menschen gewinnt und sichert,

---

[1]) Gespräch mit Eckermann vom 21. Februar 1827: a. a. O. Bd. 6, S. 63f.

[2]) Gespräch mit Adolf Wagner vom Sommer 1824: ebenda Bd. 10, S. 123.

[3]) Philipp Hackert, Nachträge, Abschnitt „Über Landschaftsmalerei“ am Schluß: Weimarer Ausgabe, Abteil. I, Bd. 46, S. 375. Ferner: Triumphzug von Mantegna, Abschnitt 2: ebenda, Bd. 49, Teil 1, S. 273.

[4]) Vgl. den Entwurf über Kunst und Handwerk von 1797: ebenda Bd. 47, S. 59.

[5]) Brief an Johann Friedrich Heinrich Schlosser vom 1. Juni 1817: ebenda Abteil. IV, Bd. 28, S. 115.

[6]) Brief an Friedrich v. Stein vom 28. August 1794: ebenda Bd. 10, S. 186.

[7]) Vgl. die gestrichenen Sätze im Brief an Georg Sartorius vom 20. Juli 1817: ebenda Bd. 28, S. 412.

zum guten Teile nach einem englischen Vorbild, das er bei dem Fürsten Pückler-Muskau in den „Briefen eines Verstorbenen"[1]) fand, nach der Tätigkeit des Kulturtechnikers William Alexander Madocks, der seit 1789 in Nordwales in der Grafschaft Carnarvon durch gewaltige Dammbauten größere Landstrecken dem Meeresboden abrang. Ja, auch bei der Charakteristik der räuberischen Handelsunternehmungen des Mephistopheles[2]) und bei der Gewalttat, durch die er den Frieden und das Leben des greisen Paares Philemon und Baucis vernichtet, hat der Dichter vielleicht mit an die rücksichtslose Handelspolitik Englands, an das unbarmherzige Verfahren britischer Grundherren gegen ihre Pächter gedacht[3]).

Noch strenger als Goethe wog der größte deutsche Denker seiner Zeit, Immanuel Kant, Vorzüge und Fehler der Engländer gegen einander ab. Er kannte die britische Dichtung nicht entfernt so gut wie Goethe, fand jedoch namentlich an den Hauptwerken des englischen Romans Gefallen und erfuhr von der englisch-schottischen Philosophie einen für seine eigne geistige Entwicklung entscheidenden Einfluß. Dadurch ließ er aber sein Urteil über das Wesen des Engländers in keiner Weise bestimmen. Er sprach es vornehmlich in zwei zeitlich weit aus einander liegenden Werken aus, den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) und der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798).

---

[1]) Bd. 1 (München 1830), S. 124 f. Vgl. Gregor Sarrazin, Ein englisches Urbild für Goethes „Faust", in der „Internationalen Monatsschrift" vom Oktober 1911, Sp. 111—126.

[2]) Vers 11173—11188: Weimarer Ausgabe, Abteil. I, Bd. 15, Teil 1, S. 296 f.

[3]) Fraglich mag dagegen bleiben, ob auch die Verse vom 21. Juni 1814 „Daß ich bezahle, um zu verführen, das gilt in Westen, das gilt in Osten" (ebenda Bd. 5, Teil 1, S. 115) auf England zu beziehen sind. Goethe ließ sie ohne nähere Bezeichnung. Die Überschrift, die ihnen Karl Strecker in seiner reichhaltigen, aber tendenziösen und im einzelnen keineswegs genauen Sammlung „England im Spiegel der Kulturmenschheit" (München 1915, S. 81) gibt, „England ins Stammbuch", scheint zuverlässiger Begründung zu ermangeln.

In der älteren Schrift legte er dem Engländer Gefühl für das Erhabene, besonders für das Edle bei und schrieb ihm Gedanken von tiefsinnigem Gehalte, „schweres Gold von Witze“ zu. Er schilderte ihn als kalt und gleichgültig gegen Fremde, wenig geneigt zu kleinen Gefälligkeiten, aber Freunden gegenüber zu großen Diensten bereit, im Umgang nicht geistreichblendend, aber verständig und gesetzt, selbständig im Urteil, stolz im Bewußtsein des eignen Wertes, voll höchster Achtung für die Frauen, standhaft bis zur Hartnäckigkeit, kühn und entschlossen bis zur Vermessenheit, im Handeln seinen Grundsätzen treu bis zum Eigensinn. So werde er leicht durch seine selbstsichere Unbekümmertheit um andre zum Sonderling, den man weniger liebe als achte; auch lasse er sich trotz seiner Klugheit oft zum Glauben an das Wunderliche und Ungereimte verleiten[1]).

Wie schon hier, so maß Kant auch später in der „Anthropologie“ nach der seit Muralt beliebten Weise die Engländer gern an den Franzosen[2]); beide galten ihm wie dem alten Goethe als die zivilisiertesten Völker auf Erden — die Deutschen schloß er von vornherein bei dieser Erwägung aus, um sich keines Eigenlobes verdächtig zu machen[3]). Zum Seehandel sah er die Briten schon durch ihre Insellage getrieben; ihren kaufmännischen Geist offenbarten ihm selbst gewisse Ausdrücke ihrer Sprache, der „ausgebreitetsten Handelssprache der kommerzierenden Welt“. Am englischen Charakter betonte er

[1]) Kants Werke, herausgegeben von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 2 (Berlin 1905), S. 243 f. und 247—250.

[2]) Dasselbe tat etwa um die gleiche Zeit Jens Baggesen in seiner von Karl Friedrich Cramer übersetzten Beschreibung einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich (Baggesen oder Das Labyrinth . . . Fünftes Stück. Altona und Leipzig 1795. S. 474). Er betonte dabei besonders die „gewaltsamere Begeisterung“, deren die Engländer bedürften, um ausgelassen schwärmen zu können, ihre Unfähigkeit, die rechte Mitte zwischen Stille und Lärm lange zu halten, das Unbehagen, das sie in Damengesellschaft empfänden, während die Franzosen ein solcher Verkehr freudig belebe.

[3]) A. a. O. Bd. 7, S. 311 f.

wieder das Eigenwillige, Trotzig-Beharrliche, Rücksichtslos-Selbstgenügsame, den Mangel an gewinnenden Umgangsformen, auch den Hang, andre zu tadeln und verächtlich zu behandeln. Dagegen rühmte er, daß Wohlstand und Kenntnisse in England allgemein verbreitet seien, daß hier in allen Arbeiten Gründlichkeit und edle Einfachheit ohne zweckwidrigen Schmuck walte. Den Verstand und die Manieren des gemeinen Mannes fand er hier wie in Frankreich denen des Vornehmeren gleich, nur mit dem Unterschied, daß in Frankreich das Vornehme auf das Gemeine, in England das Gemeine auf das Vornehme seinen Einfluß ausgeübt habe. Viel stärker als früher hob Kant nun die gegen alles Fremde gekehrte Selbstliebe des Engländers hervor, der sich zwar seinen Landsleuten im reichsten Maße mildtätig erweise; der Fremde hingegen, der auf englischen Boden verschlagen und in Not geraten sei, könne „immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Mensch ist“. Nachdrücklich wies Kant auf den Haß hin, mit dem der Brite den Franzosen betrachte. Er erklärte sich dieses Gefühl aus der Nebenbuhlerschaft der beiden benachbarten Völker im Handel und erkannte als sein Ziel die Beherrschung und, falls dies nicht gelingen sollte, die Vertilgung des Gegners. So verurteilte er auch das Bemühen Englands, die amerikanischen Kolonien sich wieder zu unterwerfen. Am schärfsten faßte er diese und ähnliche Gedanken in die Sätze zusammen, die erst aus den Papieren seines Nachlasses veröffentlicht wurden: „Die englische Nation (gens), als Volk (populus) betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen in Verhältnis gegen einander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten allein das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendeste unter allen.“ [1])

Einen ähnlichen Unterschied beobachtete Johann Gottfried Seume zwischen dem Freiheitssinn der Engländer zu

[1]) Ebenda Bd. 7, S. 314 f. und 317 ff. Vgl. dazu die handschriftlich erhaltenen Reflexionen zur Anthropologie und die Entwürfe zu den Vorlesungen über Anthropologie aus den achtziger Jahren: ebenda Bd. 15, S. 589, 593 ff., 630, 883 f.

Hause und ihrer Haltung als Volk andern Völkern gegenüber; da wollte er nur ihre Energie anerkennen, aber von Gerechtigkeit, Humanität und reinem Wohlwollen nichts hören, zumal wenn von ihrem Vorgehn in fremden Erdteilen oder ihrer Behandlung der Sklaven die Rede war[1]). Über die Beschränktheit, mit der sie alles nur an ihren heimischen Verhältnissen maßen, und die Selbstzufriedenheit, mit der ihre Schriftsteller oft von ihren Privilegien sprachen, lächelte er ironisch; denn, wo Freiheit ist, da gab es nach seiner Überzeugung keine Privilegien[2]). Nach England selbst war er in dem abenteuerlichen Verlaufe seiner Jugendjahre nur auf wenige Tage gekommen, ohne daß er einen bemerkenswerten Eindruck von Land und Leuten empfing[3]).

Dagegen weilte Wilhelm v. Humboldt zweimal längere Zeit auf britischem Boden[4]), zuerst vom Oktober 1817 bis zum Oktober 1818 als preußischer Gesandter am englischen Hofe, dann wieder vom Mai bis zum Juli 1828 zum Besuch seiner Tochter in London. Vor allem machten die Größe der Weltstadt, ihre Riesenbevölkerung und das bewegte, mannigfaltige, lärmende Leben in ihr starken Eindruck auf ihn. Dabei genoß und studierte er, was ihm London an Kunstschätzen und wissenschaftlichen Anregungen bot, und richtete gleichmäßig auf staatliche, kirchliche, gesellschaftliche, der öffentlichen Wohlfahrt dienende Einrichtungen sein Augenmerk[5]).

---

[1]) Vorrede zur Übersetzung von Robert Percivals Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung (1805): J. G. Seumes sämtliche Werke. Fünfte Gesamtausgabe. Leipzig 1853. Bd. 6, S. 77—81.

[2]) „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802" und „Apokryphen" (1806 und 1807): ebenda Bd. 2, S. 40 und Bd. 4, S. 259.

[3]) „Mein Leben" (1813): ebenda Bd. 1, S. 96.

[4]) Abgesehen von einigen wenigen Tagen 1814.

[5]) Briefe an seine Frau vom 5. November 1817, 2. Januar, 3. März, 17. April, 15. Mai, 19. und 23. Juni, 10. und 17. Juli 1818: Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna v. Sydow, Bd. 6 (Berlin 1913), S. 39, 92f., 141, 144, 175ff., 192ff., 225—229, 233ff., 242f., 252; Briefe an Charlotte Diede vom 20. Mai, 20. Juni und 16. Juli 1828: W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin, herausgegeben

Die Machtstellung Großbritanniens, die Gefahren namentlich, die in seinen politischen Zielen für den Frieden des europäischen Festlandes lagen, erörterte er schon 1813 mit aller Rücksicht in einigen amtlichen Gutachten und Denkschriften[1]. Eine „gewisse Inseleingeschränktheit", wie es seine Gattin einmal nannte[2], fiel auch ihm bei näherem Verkehr mit den Engländern mehrfach störend auf. Das ganze Volk schien ihm zu sehr an die Wirklichkeit gebunden, ohne wahres Verständnis für „das Geistigere und Abgezogenere in der Empfindung". Vornehmlich aus dieser Ursache leitete er es her, daß das Theater zu London nur Darstellung der äußeren Leidenschaft ohne Geist und Gemüt zeige[3]. Subjektiver, einseitiger als die Deutschen fand er die Engländer im Urteil über andre[4]. Aber er suchte von Anfang an den britischen Verhältnissen gerecht zu werden und gewann ihnen bald auch Geschmack ab[5]. So erfreute er sich als preußischer Gesandte in London nicht nur bei dem Prinzregenten, dem späteren König Georg IV., und seinen Ministern eines außerordentlichen Wohlwollens, sondern, als es zur Abreise kam, sagte er sich selbst, daß er mit Bedauern, ja mit einer Art von Sehnsucht an England zurückdenken werde, obgleich er die dort verlebte Zeit nicht ein frohes Jahr nennen konnte: „Doch bin ich dem Lande nicht abhold, noch weniger den Menschen, und den Statuen ver-

---

von Albert Leitzmann (Leipzig 1909), Bd. 1, S. 359 und 361—365; Brief an F. G. Welcker vom 3. Dezember 1828: W. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker, herausgegeben von R. Haym (Berlin 1859), S. 147. Vgl. auch Karolinens Brief an ihre Tochter Adelheid vom 3. Juli 1828: Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, Bd. 7, S. 331.

[1]) W. v. Humboldts gesammelte Schriften, herausgegeben von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 11 (Berlin 1903), S. 49—67 und 76f.

[2]) Brief an W. v. Humboldt vom 4. November 1817; a. a. O. Bd. 6, S. 38.

[3]) Brief an seine Frau vom 22. Oktober 1817: ebenda Bd. 6, S. 22.

[4]) Brief an seine Frau vom 23. Oktober 1818: ebenda Bd. 6, S. 351.

[5]) Briefe an seine Frau vom 27. Februar und 17. März 1818: ebenda Bd. 6, S. 138 und 153. Vgl. auch den früheren Brief an seine Frau vom 28. Oktober 1815: ebenda Bd. 5, S. 107f.

danke ich sehr viel." [1]) Sein endgültiges Urteil über das englische Volk sprach er in seinen letzten Lebensjahren in dem Sonett „Albion" aus, dem sich ähnliche Verse auf Irland und Schottland anschlossen [2]). In der Form ziemlich ungelenk, aber reichhaltig und treffend in den Gedanken, besang das Gedicht die kraftvolle Regsamkeit der Engländer, ihr kühnes Streben nach Ruhm und Erfolg, ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe und ihren Sinn für Ordnung und Gesetz.

Viel ärmer an persönlichem Gehalt, nahezu farblos erscheinen gegenüber diesen Worten Humboldts verschiedne, meist freundliche Hinweise auf England, sein Leben und besonders seine Literatur in den Schriften Friedrich v. Matthissons. Soviel er auch in Europa hin und her reiste, der Versuchung, von Holland aus nach den britischen Inseln hinüber zu fahren, gab er nicht nach. Ein bestimmtes, eignes Urteil über sie und ihre Bewohner fällte er denn auch nicht. Noch weniger findet sich etwas dergleichen in den Schriften Knebels, Zschokkes, Tiedges, Hölderlins, der Brüder Collin, Schreyvogels und andrer Zeitgenossen.

Auch die ältere Romantik ist nichts weniger als reich an Äußerungen dieser Art trotz aller Begeisterung für Shakespeare und englische Dichtung. Wackenroder und Novalis kamen ebenso wie Philipp Otto Runge und Heinrich v. Kleist [3]) in ihren Schriften und Briefen auf britische Verhältnisse überhaupt nicht zu sprechen. August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck aber hielten sich sogar kurze Zeit in England

[1]) Briefe an seine Frau vom 17. Juli und 29. Oktober 1818: ebenda Bd. 6, S. 251 f. und 358.

[2]) Nr. 1101 der Sonette: Gesammelte Schriften, Bd. 9, S. 431.

[3]) Höchstens könnte sich in seiner selbstmörderischen Absicht, 1803 bei dem geplanten Feldzuge Napoleons gegen England in das französische Heer einzutreten, weil auf dieses über dem Meere unrettbares Verderben lauere, die Überzeugung von der britischen Unbesiegbarkeit aussprechen. Vgl. den Brief an seine Schwester Ulrike vom 26. Oktober 1803: Kleists Werke, herausgegeben von Erich Schmidt, Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig (Leipzig und Wien), Bd. 5, S. 301.

auf, jener 1814, um Frau v. Staël von dort nach Frankreich abzuholen, und wieder 1823 und 1832 zu gelehrtem Zwecke, dieser 1817 zu literarischen Studien. Wissenschaftliche Früchte brachte Tieck von dieser Reise mit, eine genauere Kenntnis des älteren englischen Dramas vor allem; auch gewann er aus dem, was er persönlich im fremden Lande sah und erlebte, frische Farben zur wahrheitsgetreuen Schilderung Altenglands in den drei der Verherrlichung Shakespeares gewidmeten Erzählungen. Der großen Elisabethanischen Zeit und ihren Dichtern gehörte seine ganze Liebe. Vergebens suchte er den frohen, zu Witz und Scherz geneigten Sinn dieser Zeit, der in der puritanischen Revolution einer mißverstandenen Frömmigkeit Platz gemacht hatte, in der Pedanterie des modernen englischen Lebens, die ihm alles Individuelle nach und nach in trockne Gleichförmigkeit aufzulösen schien[1]). Auch vom englischen Theater, das er in London fleißig besuchte, namentlich von der Darstellung der willkürlich und äußerlich bearbeiteten Dramen Shakespeares, war er bitter enttäuscht. Viel ist in seinen Schriften, früheren wie späteren, von diesem seinem Lieblingsdichter und der englischen Literatur überhaupt die Rede. Auch spielen verschiedne Szenen seiner Dramen und Romane („William Lovell", „Fortunat" u. a.) auf britischem Boden. Aber außer einem wenig bezeichnenden Wort in der Geschichte von Peter Lebrecht (1795)[2]) und einer gleichzeitigen, sorgfältig abwägenden Charakteristik Cromwells, den er edel auffaßte in dem reinen, schwärmerischen Eifer seiner politischen Anfänge wie in dem Stolz und der Eigenliebe seines

[1]) Vorrede zu „Shakespeares Vorschule", Bd. 1 (1823), S. X: Kritische Schriften (1848), Bd. 1, S. 245 f. Ähnlich schrieb Heinrich Voß, für Shakespeare schwärmerisch begeistert, im September 1818: „Wie prosaisch sind jetzt die Engländer geworden, seitdem sie vom Gewinn jener großen Zeit zehren!" (Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul, herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg 1833. S. 56.)

[2]) Teil 1, Kapitel 15 (Ludwig Tiecks Schriften, Berlin 1828 ff., Bd. 14, S. 238): „Die ganze Insel ist voll von seltsamen Leuten, ein gutes Volk und ein böses, je nachdem man es gerade trifft oder macht; phlegmatisch und voll Enthusiasmus."

späteren, tatenreichen und glückgekrönten Lebens[1]), äußerte sich Tieck nirgends ausführlicher oder bedeutender über englisches Volks- und Staatswesen.

Auch August Wilhelm Schlegel verweilte gern bei der Betrachtung der englischen Dichtung, am liebsten bei dem begeisterten Lobe Shakespeares, dessen künstlerische Erscheinung er freilich mit den Engländern der Gegenwart nicht in Einklang zu bringen wußte. Als Tieck seine „Briefe über Shakespeare" vorbereitete, schrieb ihm Schlegel erwartungsvoll[2]): „Ich hoffe, Sie werden in Ihrer Schrift unter anderm beweisen, Shakespeare sei kein Engländer gewesen. Wie kam er nur unter die frostigen, stupiden Seelen auf dieser brutalen Insel? Freilich müssen sie damals noch mehr menschliches Gefühl und Dichtersinn gehabt haben als jetzt." Ähnlich wie Tieck suchte auch er sich diese Veränderungen im englischen Volkscharakter geschichtlich zu erklären. Dabei legte er einen gewissen Nachdruck auf das sittenlose Treiben am Hofe Karls II., auf die Schwerfälligkeit, mit der sich damals die Engländer in den ihnen unnatürlichen Leichtsinn warfen, auf ihre Verwechselung von gröbster Zügellosigkeit mit freier Aufgewecktheit des Geistes, bis dann zur Zeit der Königin Anna die Sitten wieder anständiger wurden und endlich, gut ein halbes Jahrhundert darnach, zu „einer fast übertriebnen Strenge der Sittsamkeit" im gesellschaftlichen Gespräch, in Dichtung und bildender Kunst ausarteten[3]). Von der Sprache, dem künstlerischen Schaffen und dichterischen Geschmack der Engländer seiner Zeit urteilte Schlegel wenig günstig. Flache Manier

[1]) William Lovell (1795f.), Buch 7, Abschnitt 7: Schriften, Bd. 7, S. 70–74.

[2]) Brief vom 11. Dezember 1797: Briefe an L. Tieck, herausgegeben von Karl v. Holtei (Breslau 1864), Bd. 3, S 227.

[3]) Über dramatische Kunst und Literatur (1809ff.), Vorlesung 34: A. W. Schlegels sämtliche Werke, herausgegeben von Eduard Böcking (Leipzig 1846), Bd. 6, S. 357 und 367. Vgl. auch Schlegels Berliner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (1801–1804), herausgegeben von J. Minor, Teil 2 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 18, Heilbronn 1884), S. 35.

schien ihm überhaupt das Wesen ihrer modischen Kunst, Effekt ihr Ziel zu sein[1]). In ihrer Sprache aber, der „gemischtesten unter allen europäischen“, und namentlich in ihrer charakterlos-weichen Aussprache sah er phlegmatische Gleichgültigkeit ausgedrückt. Die genialische Freiheit, mit der Shakespeare und seine Zeitgenossen sie behandelten, fand er bald hernach durch einreißende Barbarei und schließlich durch eine noch immer autoritativ geltende konventionelle dichterische Redeweise verdrängt[2]).

In den politischen Flugschriften, die Schlegel 1813 gegen Napoleon verfaßte, ergriff er unbedingt die Partei der Engländer. Er ging von der Tatsache aus, daß die britische Seemacht größer sei als die aller andern Staaten zusammen, und betrachtete diese Überlegenheit als das notwendige Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung während der letzten Jahrzehnte[3]). In England erblickte er den Sieger, vor dem der Stern des korsischen Eroberers erbleichte[4]). So rühmte er froh die Erfolge der britischen Flotte über die französische. Aber auch die Härte Englands gegen die neutralen Staaten suchte er durchaus zu rechtfertigen. Nicht nur die besondern Bedingungen des Seekriegs ließen ihm manches als notwendig erscheinen, was im Landkrieg verwerflich wäre; er betonte namentlich auch, daß Napoleon, in dessen Handlungen er nur Unrecht und Gewalttat sah, noch härter als seine Gegner mit den Neutralen verfuhr[5]). So erblickte er selbst in der rohen, allem Völkerrecht Hohn sprechenden Vergewaltigung Dänemarks von 1807 nur eine gerechte Strafe für seine den Briten nachteilige Neutralität, und während, wie er selbst zugab, von

---

1) Über Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxmans Umrisse (1799): Sämtliche Werke, Bd. 9, S. 108. Vgl. auch das spöttische Sonett in der Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue“ (1800): ebenda Bd. 2, S. 264 f.

2) Berliner Vorlesungen, Teil 1 (a. a. O. Nr. 17), S. 309 f.

3) Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède. 1813. S. 25 und 71.

4) Ebenda S. 24. 5) Ebenda S. 72—75 und 78.

allen Seiten Rufe des Schmerzes und der Entrüstung erschollen über die Besetzung Seelands und Beschießung des wehrlosen Kopenhagen, während z. B. Johann Peter Hebel im „Rheinländischen Hausfreund“ diese frevelhaften Angriffe und die selbstsichere Gleichgültigkeit des Inselvolks gegen die Händel und Leiden des europäischen Festlandes in seiner volkstümlichen Darstellung höchst wirkungsvoll geißelte[1]) oder die Freundin des Schillerschen Hauses, Gräfin Charlotte v. Schimmelmann, die treulose Selbstsucht der Engländer durchschaute, denen der Untergang Europas ganz recht war, wenn nur sie selbst dabei gut bestehen blieben[2]), fand Schlegel ihr Vorgehen gegen Dänemark, dessen feindseliges Verhalten gegen Deutschland er allerdings bei diesen Gelegenheiten auch stets im Auge behielt, noch äußerst maßvoll und warf dem englischen Ministerium nur den einen, großen Fehler vor, daß es das eroberte Seeland nicht behalten habe[3]). Der „Verleumdung“, daß die Engländer die Tyrannen der Meere und die ewigen Feinde des Kontinents seien, wollte er nicht glauben. Er sträubte sich dagegen, nur ein Kaufmannsvolk mit ausschließlichen Handelsabsichten in ihnen zu sehen. Entschieden bestritt er, daß England auf irgendwelche Eroberung in Europa ausgehe; es kämpfe natürlich für sein eignes Heil, zugleich aber mit edler Aufopferung für die Sache Europas, für einen dauernden, durch Festigkeit der Regierungen und Unabhängigkeit eines jeden Staates gesicherten Frieden[4]).

Die vorurteilsvolle Parteilichkeit, mit der Schlegel damals, gegen Napoleon eifernd, für die britische Politik eintrat, stimmte aber sein Urteil über den allgemeinen Charakter der

[1]) Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, Nr. 89: Hebels Werke, herausgegeben von O. Behaghel (Joseph Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 142), Teil 2, S. 148—151.

[2]) Vgl. ihre Briefe an Schillers Witwe vom 9. November und 3. Dezember 1807: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. 2, S. 425—431.

[3]) Sur le système continental, S. 106; Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung (1813), S. 27 ff. und 35 ff.

[4]) Sur le système continental, S. 79 f. und 86 f.; Betrachtungen über die dänische Politik, S. 29.

Engländer nicht günstiger. Sie blieben für ihn auch fernerhin die „βαναυσότατοι aller Menschen“ [1]), und noch in einem französischen Sinngedicht aus seinen letzten Jahren rügte er die Ideenarmut John Bulls, sein Unvermögen, die Gedanken großer Geister aus andern Zeiten zu verstehen, die weltlichen Absichten, die selbst seine Frömmigkeit beherrschen, und überhaupt die Beschränktheit und Äußerlichkeit der anglikanischen Kirche [2]).

Wie August Wilhelm, so wandte sein Bruder Friedrich Schlegel vor allem der Literatur der Engländer sein Augenmerk zu, ihrer Dichtung wie ihrer Philosophie; aus dieser Betrachtung leitete er fast immer das Wenige ab, was er über ihr Volk und dessen Staatswesen bemerkte. Zuerst hob er mehrfach die Pedanterie der Briten hervor, bei denen alles, auch der Witz, zünftig werde. In ihrer „Bigotterie für die Alten“ nahm er diese Pedanterie ebenso wahr wie in der Tollheit ihrer Schöngeister, die auch witzig leben wollen und für ihre Grundsätze sterben [3]). Später beklagte er besonders ihre Neigung zum Skeptizismus, auch zum Materialismus, zum Unglauben in neuerer Zeit [4]), während im frühen Mittelalter England in Religion und frommer Sitte weit vor allen andern Ländern hervorstrahlte und für diese die erste Schule des Christentums, der Wissenschaft und Kultur wurde [5]). Dagegen

[1]) Brief an Christian Lassen vom 11. Januar 1832: Briefwechsel A. W. v. Schlegels mit Chn. Lassen, herausgegeben von W. Kirfel (Bonn 1914), S. 217.

[2]) Oeuvres de M. Auguste-Guillaume de Schlegel, écrites en français et publiées par Edouard Böcking (Leipzig 1846), Bd. 1, S. 93.

[3]) Lyceumsfragmente (1797), Nr. 67; Athenäumsfragmente (1798), Nr. 219: Frd. Schlegels prosaische Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor (Wien 1882), Bd. 2, S. 192 und 237.

[4]) Frd. Schlegels philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806, herausgegeben von C. J. H. Windischmann (Bonn 1836), Bd. 1, S. 51; ferner 14. Vorlesung über Geschichte der alten und neuen Literatur (1812): Frd. v. Schlegels sämtliche Werke, zweite Originalausgabe (Wien 1846), Bd. 2, S. 154—158.

[5]) 13. Vorlesung über Philosophie der Geschichte (1828): ebenda Bd. 14, S. 103.

rühmte er den allmählich bis zur ausschließlichen Vaterlandsliebe gesteigerten Nationalgeist der Engländer, der auch ihre Literatur beseele[1]), und bei all ihrem Eifer für praktisch-äußere Tätigkeit, der sie selbst zu einem tieferen philosophisch-religiösen Denken kaum kommen lasse, doch ihr standhaftes Festhalten und genaueres Ergründen der alten Größe im Leben wie in der Wissenschaft, das zugleich geeignet sei, sie weit über alle Vorurteile und gewöhnlichen Beschränkungen der britischen Denkart hinauszuführen[2]). Ohne heftige Besorgnis sah er, wie der republikanische Geist und der Keim zu innerer revolutionärer Unruhe sich noch immer kräftig im literarischen und staatlichen Leben Englands regte[3]); denn das kunstreiche Gleichgewicht der allseitig bewunderten und in andern Ländern vielfältig nachgeahmten englischen Verfassung vermochte jene Unruhe fortdauernd anzuhalten und zu zerteilen[4]). Die letzte Ursache dieser Verfassung suchte Schlegel in der Stiftung der anglikanischen Kirche durch Heinrich VIII.; den Zwiespalt in der Religion aber, den der königliche Reformator herbeiführte, beklagte er als ein bis auf den heutigen Tag unauflösbares, ja vielleicht überhaupt ganz unauflösliches Problem[5]). Und im Gegensatz zu dem mächtigen Einfluß, den England im achtzehnten Jahrhundert auf die europäische Denkart und Geistesbildung ausübte, hatte er den Eindruck, als ob es sich im neunzehnten „nicht mehr in gleicher Weise einheimisch fühlte noch recht zu orientieren wüßte“ [6]).

---

[1]) 1. und 11. Vorlesung über Geschichte der Literatur: ebenda Bd. 1, S. 5 und Bd. 2, S. 64 f.

[2]) 14. Vorlesung über Geschichte der Literatur: ebenda Bd. 2, S. 164 ff.

[3]) 14. Vorlesung über Geschichte der Literatur: ebenda Bd. 2, S. 149 f. und 157.

[4]) 14. Vorlesung über Geschichte der Literatur und 16. Vorlesung über Philosophie der Geschichte: ebenda Bd. 2, S. 157 und Bd. 14, S. 181; auch 13. Vorlesung über Philosophie des Lebens (1827): ebenda Bd. 12, S. 339.

[5]) 13. Vorlesung über Philosophie des Lebens: ebenda Bd. 12, S. 339.

[6]) 18. Vorlesung über Philosophie der Geschichte: ebenda Bd. 14, S. 235 f.

Nur an wenigen Stellen, an einer aber sehr einschneidend, sprach sich Friedrich Schlegels Freund Schleiermacher über die Engländer aus. Daß er seine „Reden über die Religion“ (1799) an die Deutschen, nicht auch an Franzosen und Engländer richtete, begründete er durch Wesenseigenschaften dieser beiden Völker. Da klagte er herb über den Mangel höherer Lebensideale bei den Briten: „Jene stolzen Insulaner, von vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgefecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesetzt, wie sie pflegen, und ihre heilige Freiheit dient selbst nur der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend ja ist es ihnen Ernst mit dem, was über den handgreiflichen Nutzen hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen und brauchen nur das tote Holz zu Masten und Rudern bei ihrer gewinnlustigen Lebensfahrt. Und ebenso wissen sie von der Religion nichts, außer daß nur jeder Anhänglichkeit prediget an alte Gebräuche und seine Satzungen verteidiget und dies für ein durch die Verfassung weislich ausgespartes Hilfsmittel ansieht gegen den Erbfeind des Staates.“ [1]) Leichter wog der — übrigens treffende — Spott über die lächerliche Prüderie der Engländerinnen, den Schleiermacher bei guter Gelegenheit in die „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ (1800) einstreute[2]).

Auch in den Werken seiner späteren Jahre nahm er mehrmals Bezug auf britische Verhältnisse, besonders auf die eigentümlichen Zustände im englischen Erziehungswesen, das der Staat fast ausschließlich Privatunternehmern vertrauensvoll überläßt, auf die Vernachlässigung der Bildung der niedrigsten Volksklassen, die größere Strenge der Lebensordnung für die Studierenden der dortigen Hochschulen, die es mehr „auf einen fortlaufenden Prozeß der Selbsttätigkeit“ als auf Belehrung

[1]) Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Zweite Ausgabe. Berlin 1806. S. 17f.

[2]) Friedrich Schleiermachers sämtliche Werke. Dritte Abteilung. Zur Philosophie. Bd. 1 (Berlin 1846), S. 439.

durch Vorlesungen abgesehen haben[1]). Dabei betonte er wiederholt, daß in einem Lande, wo eine so hohe bürgerliche Freiheit, ein so reges, mannigfach verzweigtes öffentliches Leben herrscht, auch der Gemeingeist durch alle Klassen verbreitet sei, jeder die Lebensverhältnisse richtig zu schätzen vermöge und alle, die sich über die rohe Masse erheben, das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer strengen Gesetzlichkeit in sich trügen. Unter den englischen Staatsmännern stellte er Canning überaus hoch; sein Tod entlockte ihm Worte bewundernder Anerkennung und tiefen Schmerzes[2]). In Wellingtons europäischer Stellung sah er dagegen eher einen Nachteil für England[3]).

Bei Fichte findet sich kein bemerkenswertes Urteil über die Briten als Staat und Volk, ebenso wenig bei Dorothea und Karoline Schlegel (trotz allgemeiner Begeisterung für englische Sprache, Dichtung und Lebenseinrichtungen). Auch nicht bei dem jungen Schelling. In frühen Jahren hatte er zwar auf eine Reise nach England gehofft und besonders im Hinblick darauf 1795 eine Hofmeisterstelle angenommen; aber sein Hoffen blieb unerfüllt[4]). Mehr als fünf Jahrzehnte später betrachtete er in einer seiner letzten Arbeiten die Abneigung der Engländer gegen metaphysische Forschung als eine Folge der Stellung Großbritanniens im modernen Völkergetriebe. Sein Welthandel, die ungeheure Entwicklung des Kunstfleißes, die unablässige Bewegung seines politischen Lebens, dazu seine „barbarische Rechtsgelehrsamkeit“ und sein „starres Kirchen-

---

[1]) Vgl. seine Lehre vom Staat (1829), herausgegeben von Chr. A. Brandis (ebenda Bd. 8, S. 50f.), über Mißstände in den Einrichtungen zu den Parlamentswahlen auf dem platten Lande; ferner seine Erziehungslehre, herausgegeben von C. Platz (ebenda Bd. 9, S. 189f. und 567).

[2]) Briefe an seine Frau und seinen Sohn vom 12. und 29. August 1827: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Berlin 1858ff. Bd. 2, S. 401 und 403.

[3]) Lehre vom Staat (1829): a. a. O. Bd. 8, S. 77.

[4]) Aus Schellings Leben. In Briefen (herausgegeben von G. L. Plitt). Leipzig 1869. Bd. 1, S. 91f.

tum“ ließen ihm nicht Zeit und Lust wie den Deutschen zur Verfolgung der höchsten Wissenschaft[1]).

Auch Hegel sprach sich erst in seinen späteren Werken einige Male ausführlicher über England aus. Sein Urteil stimmte in wesentlichen Punkten mit dem Schellings überein. Er war der Ansicht, daß dieses Land, dessen Verfassung als die freieste gelte, „in der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung, dem Rechte und der Freiheit des Eigentums, den Veranstaltungen für Kunst und Wissenschaft usw. gegen die andern gebildeten Staaten Europas am weitesten zurück“ sei; „die objektive Freiheit, d. i. vernünftiges Recht“ sah er der formellen Freiheit und dem besondern Privatinteresse überall, sogar auf religiös-kirchlichem Gebiete, aufgeopfert[2]).

Die Rückständigkeit Englands in der Rechtspflege gegenüber andern europäischen Ländern tadelte Hegel auch in der kleinen Schrift von 1831, zu der ihn die Änderung des Gesetzes über die Parlamentswahlen veranlaßte[3]). In den Rechten der britischen Gutsherren, die die Masse der Ackerbau treibenden Klasse mit härterer Armut als Leibeigne drückten, sah er einen schon oft, aber noch immer vergebens gerügten Krebsschaden des Staates[4]). Scharf wandte er sich gegen den falschen Nationalstolz der Engländer, der sie abhält, die Fortschritte andrer Völker mitzumachen[5]). Dann aber rühmte er wieder ihren gesunden Menschenverstand[6]), und wie er in der Käuflichkeit zahlreicher Parlamentssitze ein Symptom von politischer Verdorbenheit erblickte, wie es schwerlich bei einem andern Volk anzutreffen sei, eine ernste Gefahr für die staatliche Frei-

---

[1]) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, herausgegeben von Karl Friedrich August Schelling, 12. Vorlesung: Friedrich Wilhelm Joseph v. Schellings sämtliche Werke, zweite Abteilung, Bd. 1 (Stuttgart und Augsburg 1856), S. 277 f.

[2]) Vgl. sein Kollegienheft zur Philosophie des Geistes, herausgegeben von Ludwig Boumann: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Werke, Bd. 7, Abteil. 2 (Berlin 1845), S. 416.

[3]) Über die englische Reform-Bill: a. a. O. Bd. 17, S. 432.

[4]) Ebenda Bd. 17, S. 441 f. [5]) Ebenda Bd. 17, S. 446.

[6]) Ebenda Bd. 17, S. 457.

heit, so sah er doch auch in dem Verlangen nach Änderung des Wahlgesetzes ein Wiedererwachen des moralischen Sinnes[1]). Mannigfach äußerte er sich bei dieser Gelegenheit über die Bedeutung des Parlaments und dessen Verhältnis zum Königtum.

Auch in andern Werken seiner letzten Jahre, so in der Philosophie des Rechts, den Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, kam er gelegentlich auf britische Verhältnisse zu sprechen[2]). Wenig befriedigte ihn die Kunst englischer Schauspieler, die er im Herbst 1827 auf einer Pariser Reise kennen lernte. Ihre „Leidenschaft, Diktion und Deklamation" wirkte fremdartig, doch nicht abstoßend auf ihn; dagegen empörte ihn, „wie sie den Shakespeare verhunzen"[3]).

Von den Mitgliedern des romantischen Kreises in Heidelberg kannte Achim v. Arnim England aus eigner Anschauung. Er hatte sich über ein Jahr, vom Sommer 1803 bis zum Sommer 1804, auf der britischen Insel aufgehalten, großenteils in London; doch suchte er auch die Insel Wight, dann auf einer dreimonatigen Reise Wales und das schottische Hochland auf. Beobachtungen und Erlebnisse auf diesen Fahrten verwertete er später in der Novelle „Die Ehenschmiede" und in der Reisegeschichte „Owen Tudor". Unmittelbar aber regte ihn, was er in den britischen Ländern sah, dichterisch nur wenig an. Sehnsuchtsvoll träumte er in Schottland von Italien, unwillig, daß seine Gefährten ihn aus solchen Träumen in die unbehaglich-rauhe Wirklichkeit zurückriefen[4]). Auch seine Briefe aus dieser Zeit geben nur spärlich Auskunft von den Eindrücken, die er damals empfing. Die „wunderbare Luft" in England verglich er einem immerwährenden Alpdruck, einem

---

[1]) Ebenda Bd. 17, S. 427 f.

[2]) Vgl. z. B. a. a. O. Bd. 8, S. 423 f.

[3]) Vgl. die Briefe an seine Gattin vom 19. und 21. September 1827: Briefe von und an Hegel, herausgegeben von Karl Hegel, Leipzig 1887, Teil 2 (= Hegels Werke, Bd. 19, Teil 2), S. 263—266.

[4]) Vgl. die zuerst in der „Zeitung für Einsiedler" vom 30. April 1808 mitgeteilte „Elegie aus einem Reisetagebuche in Schottland".

Spiegel, über den ein Flor gezogen ist. Die Kunst kam ihm hier wie eine Art Feuermaschine vor, die man brauche, um Bewegung, leider fast immer die gleiche Bewegung hervorzubringen. Malerei freilich und Kupferstechkunst fand er, im Mechanischen wenigstens, hoch entwickelt; auch für die Pflege des Trauerspiels hatte er lobende Worte. Die Engländer im ganzen aber schienen ihm seit den Zeiten der Königin Elisabeth stets gesunken zu sein. Der geheimnisvolle Schleier, der früher für seinen Geist auf England lag, hinter dem er sich die Lords und Ladies in phantastischer Tugend und Vortrefflichkeit dachte und auch den alltäglichsten Engländer mit einem gewissen Schimmer umwob, verschwand nur allzu schnell, und nun sah er ernüchtert „lauter hölzerne Puppen wie dürre Beinmänner am Galgen". Langweile und „Zeitungsmanie" fand er überall unter den Briten; die Zeitungen stellten sich ihm als „die einzigen lebenden Poesien der Engländer" dar[1]). Voll Sehnsucht nach Deutschland, wo man noch etwas anderes als bloß das Geld schätze, klagte er im Mai 1804, der Mensch gelte in England nur wie eine Kanone, wie viel Pfund er verschießen könne[2]).

Auch in den nächsten Jahren nach der Rückkehr in die Heimat blieb er den Engländern, deren „scheinheilige, kurzsichtige Bosheit" sich bald strafen werde, „von ganzer Leber feind"[3]). Aber der Groll des preußischen Patrioten auf Napoleon flößte ihm bald freundlichere Gefühle für das Volk ein, das sich allein mächtig und unbesiegt in seiner Gegnerschaft

---

[1]) Vgl. seine Briefe an Clemens Brentano vom 5. Juli und 19. August 1803, bei Reinhold Steig, Achim v. Arnim und die ihm nahe standen (Stuttgart 1894 ff.), Bd. 1, S. 94 f. und 98 f. Auch noch in der Novelle „Mistris Lee" aus dem „Wintergarten" (1809) wies er auf diese Langweile hin, die sich hinter einer großen bürgerlichen Ordnung verstecke; alles in England, selbst das flüchtige Vergnügen, müsse sich diese strenge Form gefallen lassen, wenn es geduldet werden wolle (Ludwig Achim v. Arnims sämtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Grimm, Berlin 1839 ff., Bd. 11, S. 204 f.).

[2]) Brief an seinen Oheim, bei Steig, Bd. 1, S. 108.

[3]) Brief an Brentano vom 14. Juni 1806: ebenda Bd. 1, S. 181.

gegen den Weltherrscher zu erhalten vermochte. Ähnlich wie A. W. Schlegel ließ er sich nun durch alle Übergriffe und Frevel Englands in diesem Kampfe nicht schrecken und feierte so 1811 in dem zweiten Teil seiner dramatischen Dichtung „Halle und Jerusalem“, dem „Pilgerabenteuer“, die britischen Verteidiger Akkas von 1799, ihre unerschrockene Tapferkeit, ihren frohen Kampfesmut, dem es selbst an grotesken Zügen nicht fehlt, namentlich den edlen Sinn, die geistige Freiheit und sittliche Größe ihrers Führers. Zugleich verherrlichte er in einem frischen Matrosenliede die Briten als Beherrscher aller Meere, als das Volk, das nie die Freiheit verloren habe und darum auch von Gott ausersehen sei, von aller Tyrannei die Welt zu befreien. Staatliche und religiöse Freiheit vereinigte sich dabei in den Gedanken des Dichters; auch die Duldung jeglichen Glaubens in England betrachtete er als Vorbild für alle Welt[1]). Noch viele Jahre später bekannte er gelegentlich seine Achtung vor dem „großartigen politischen Dasein“ Englands, das im Gegensatz zu andern Ländern ohne Gefahr für die eigne Stärke auch das Fremde dreist bewundern und preisen dürfe[2]).

Arnims Jugendfreund Clemens Brentano nahm, abgesehen von dem Preis Wellingtons in einzelnen Gedichten, nur in dem Festspiel „Am Rhein, am Rhein!“ (1814) die Gelegenheit wahr, den Bund Englands und Deutschlands zur Befreiung unsers Vaterlands und dabei zugleich das freie, reiche, starke, kühne, stammverwandte Volk an der Themse zu rühmen[3]). Später, als er einzig in strengster kirchlicher Frömmigkeit sein Heil fand, zogen besonders die sich mehrenden Übertritte zum Katholizismus in England sein Augenmerk auf sich[4]). Im übrigen aber lag es seinem Wesen und ebenso dem Charakter

[1]) Sämtliche Werke, Bd. 16, S. 265 ff., 273, 293, 296 ff., 352 ff., 383.

[2]) Brief an Wilhelm Grimm vom 7. Januar 1826, bei Steig, Bd. 3, S. 548.

[3]) C. Brentanos gesammelte Schriften, herausgegeben von Christian Brentano. Frankfurt a. M. 1852. Bd. 7, S. 475 f.

[4]) Vgl. den Brief an seinen Bruder Franz vom Mai 1840: ebenda Bd. 9, S. 389.

seiner Schwester Bettina fern, sich bestimmte, klare Gedanken über solche Fragen, wie sie das britische Volks- und Staatsleben stellte, zu machen und in Briefen oder dichterischen Schriften zu äußern[1]).

Desto häufiger kam sein und Arnims Heidelberger Freund Joseph Görres durch seine publizistische Tätigkeit in diese Lage. Am ausführlichsten schilderte er die Wesenseigenschaften des englischen Volkes 1821 im dritten Kapitel seines Buches „Europa und die Revolution“[2]). Aus der Mischung germanischer und gälischer Elemente erklärte er sich den Doppelcharakter der Engländer, ihre Häuslichkeit, Treue, Anhänglichkeit und Innigkeit im Familienleben und zugleich ihren lebendigen Gemeingeist, durch den sie sich dem Staatsganzen auf Tod und Leben in Freud und Leid verbunden fühlen, ihre Liebe zur heimatlichen Insel und auch wieder ihren unruhigen Trieb in die Fremde nach neuen Wohnsitzen. So nannte er sie „finster, verschlossen, abstoßend, kalt und stolz im gewöhnlichen Leben und wieder wohlwollend, mitteilend in der Begeisterung; karg, gewinnsüchtig und oft geizig im Privatleben, in ihren öffentlichen Anstalten aber menschenfreundlich, großmütig und liebereich; wilde, reißende Tiere in ihren Bürgerkriegen, im Frieden mild, emsig, betriebsam und leicht sich fügend“. In der Religion sah er sie „dem Buchstaben ergeben wie in der Gerechtigkeitspflege und doch wieder durch die innere Natur zur freien Untersuchung hingetrieben“, meistens in Zwist mit Rom, „Protestanten schon zu der Zeit, als sie noch katholisch waren“, in der Wissenschaft weder durch die spekulative Höhe der Deutschen noch durch die analytische Fertigkeit der Franzosen, aber durch einen offnen Natursinn und eine scharfe Beobachtungsgabe ausgezeichnet, die sie zu den bedeutendsten Entdeckungen in den Naturwissenschaften

[1]) Auch in Friedrich Gottlob Wetzels „Nachtwachen von Bonaventura“, die nach ihrem geistigen und künstlerischen Charakter in die Nachbarschaft dieser Romantiker gehören, findet sich nichts dergleichen.

[2]) J. v. Görres' gesammelte Schriften, herausgegeben von Marie Görres. München 1854 ff. Bd. 4, S. 393—406, besonders S. 395 f. und 402 f.

führten. Ebenso rühmte er ihre Verdienste um die Geschichtschreibung, ihre Genialität für alles Technische, die den Mangel an Talent für die bildenden Künste reichlich aufwiege, und ihre Meisterschaft in der Redekunst.

Als den eigentlichen Atemzug ihres nationalen Lebens aber erkannte er die Politik und zwar jene erhaltende Politik, „die mit der Einheit die Freiheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen sich bestrebt“. In ihr sah er „durch die langsame Anschwemmung der Jahrhunderte wie ein Flözgebirge“ die englische Verfassung erwachsen, monarchische, aristokratische und demokratische Elemente in ihr vereinigt, alle drei auf Grund allmählicher geschichtlicher Entwicklung weise gegen einander abgewogen, das Ganze ein Wunderbau, dessen Grundstein die Religion und zwar eine ständig und bleibend an den britischen Boden gefestete, in ihrer Macht und ihrem Eigentum unantastbare nationale Kirche bildet, ein Dauerwerk, das gerade in den letzten Jahrzehnten den furchtbarsten Angriffen und den größten Fährlichkeiten unerschüttert trotzte. Aus dieser Verfassung leitete Görres die Festigkeit, Kühnheit, Sicherheit und das stolze Selbstgefühl des englischen Volkscharakters her, die Stetigkeit, Beharrlichkeit und zielbewußte Folgerichtigkeit im staatlichen und industriellen Leben Englands, ja selbst seinen Reichtum an wunderbaren Erfindungen in der Maschinenwelt. Als den Mittelpunkt des großen Weltverkehrs betrachtete er England, dessen Herrschaft auf allen Meeren unter dem erwärmenden Sonnenstrahl der Freiheit langsam wuchs, dabei eine stets zunehmende Masse von erfinderisch betriebsamen Geisteskräften nebst praktischem Geschick und regem Gemeinsinn aus dem Innern der Nation hervorlockte, aber auch den reichen Besitzstand der heimatlichen Insel ungeheuer mehrte[1]).

Allein er bemerkte auch die starken Keime des Verderbens, die sich mitten in dieser Blüte entwickelt hatten, den lähmenden Einfluß der formelhaft erstarrten Überlieferung und den ge-

[1]) Ebenda Kapitel 4: a. a. O. Bd. 4, S. 429 ff.

hässigen Kampf, den eine radikale, alles begehrende Partei gegen die Inhaber der Macht und des Besitzes vorbereitete, die revolutionäre Gefahr, die von den Armen und Heimatlosen, der Fabrikarbeiterschaft und dem sittlich entarteten Pöbel drohte. Die Sicherheit Englands schien ihm auf jeden Fall an die Ruhe des europäischen Festlandes geknüpft[1]).

Dieselbe Bewunderung für Englands Größe „in aller Mechanik“ und für seine längst auf das glücklichste bewährte Verfassung, aber auch dieselbe Besorgnis, daß das kühne Werk, an dem doch schon vieles ausgelaufen, abgeschliffen und eingerostet sei, einmal den Dienst ganz versagen werde, sprach Görres ein Jahr später (1822) etwas kürzer in der Schrift über die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse von Verona aus[2]).

Doch längst, bevor diese geschichtlich begründeten Urteile über das britische Volk und die Macht seines Staates in ihm reiften, beleuchtete er zu wiederholten Malen die kluge, aber rücksichtslos selbstsüchtige Politik Englands in und außer Europa[3]), namentlich aber die schwere Schädigung Deutschlands durch diese Politik im ersten Pariser Frieden und auf dem Wiener Kongreß. Bitter beklagte er, daß England nicht nur einen größeren deutschen Staat, Hannover, sondern den ganzen Nordwesten Deutschlands mit allen seinen Küsten und Häfen beherrsche, daß seinem Handelseinfluß bei uns alle Tore weit aufgetan seien, daß seine Staatsmänner bei den Friedensverhandlungen mehrfach Frankreich auf unsre Kosten gefördert hätten, daß besonders Wellington für die treue Hilfe Blüchers, die ihn bei Belle-Alliance vor dem Untergang rettete, schlechten Dank erstattet und mit seiner persönlichen Eifersucht auf Preußen

---

[1]) Ebenda Kapitel 3: a. a. O. Bd. 4, S. 403 ff.

[2]) A. a. O. Bd. 5, S. 9.

[3]) Vgl. die erdichtete Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba, im „Rheinischen Merkur“ 1814: a. a. O. Bd. 1, S. 396 f. Ferner die Bemerkungen über Wellingtons Wirken in Spanien, ebenda 1814 (a. a. O. Bd. 1, S. 462), und über die Vereinigung Irlands und Schottlands mit England, ebenda 1815 (a. a. O. Bd. 2, S. 377).

die Erwartungen Deutschlands schwer getäuscht habe, während gleichzeitig die britische Herrschaft auf die ionischen Inseln ausgedehnt wurde und ein britisches Heer auf dem Festland an der Nordostgrenze Frankreichs festen Fuß zu fassen suchte[1]). Aber Görres wollte nicht glauben, daß diese Politik der englischen Staatsmänner auch die Zustimmung des „tüchtigen" englischen Volkes finde, des einzigen Volkes zur Zeit, das seiner Regierung gegenüber einen Willen habe, den diese achten müsse. Dieses Volk rief er gegen das schwere Unrecht zu Hilfe, das der Hamburger Bank widerfuhr, als man sich beim Friedensschlusse weigerte, die Rückgabe der ihr in den Kriegsjahren geraubten Millionen von Frankreich zu erzwingen[2]). Etwa anderthalb Jahre zuvor hatte er freilich mit dem kühnen Freimut der Engländer ihr dumpfes und einseitig beschränktes Wesen im Kampf gesehen, ihren in ihrer besonderen Eigentümlichkeit befangenen Geist, der sich nicht zu einer freien, umfassenden Übersicht der großen Verhältnisse des allgemeinen Staatslebens erheben könne[3]); jetzt dagegen hoffte er, die Rücksicht auf den eignen Vorteil, der die Wiederherstellung von Treu und Glauben in der Handelswelt verlange, werde sie zum Beistand der deutschen Nachbarstadt treiben.

Die späteren Romantiker bezeugten zwar den großen Dichtern des Inselreichs bei verschiednen Gelegenheiten ihre Bewunderung, kümmerten sich aber meistens sehr wenig um den Charakter und die Lebensverhältnisse des englischen Volkes. E. T. A. Hoffmann und die Schicksalsdramatiker Zacharias Werner, Müllner und Houwald, ebenso Fouqué, Ernst Schulze, Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab äußerten sich überhaupt nicht über die Briten als Volk oder Staat. Höchst unbedeutend war eine vereinzelte Bemerkung Joseph v. Eichen-

---

[1]) Rheinischer Merkur 1815: a. a. O. Bd. 2, S. 490 ff., Bd. 3, S. 37 f., 191, 235 ff., 315. Vgl. auch die Schrift über die heilige Allianz (1822): a. a. O. Bd. 5, S. 67.

[2]) Rheinischer Merkur 1816: a. a. O. Bd. 3, S. 372 f.

[3]) Ebenda 1814: a. a. O. Bd. 2, S. 2 f.

dorffs über die „rustikalischen Engländer“, denen er 1805 an der Wirtstafel zu Hamburg begegnete[1]). Auch der rasche Hinweis auf die Geschichte der englischen Verfassung in seinem politischen Aufsatz „Über Garantien“ von 1833[2]) wiederholte nur Bekanntes, doch ohne die eigenartige Färbung, die ihm z. B. Görres zwölf Jahre vorher gegeben hatte[3]).

Persönlicher sprach sich Adalbert v. Chamisso gelegentlich seines Aufenthaltes in Plymouth 1815, bevor er seine Weltreise antrat, über England aus, „dieses wunderbare Land, das ich sehr bewundre, aber nicht liebe“[4]). Der wortkarge, freudlose Ernst der Menschen, die er nur durch sein zweifelhaftes Englisch zum Lachen bringen konnte, befremdete ihn; doch rühmte er ausdrücklich ihr höfliches und dienstfertiges Benehmen, und die Ordnung und Reinlichkeit und reichliche Ausstattung des Seehospitals kam ihm beinahe wie ein Märchen vor. Vom englischen Theater dagegen war er recht wenig erbaut. Angenehm fiel ihm die einmütige Begeisterung des Volkes für den besiegten Napoleon auf, der damals vor der Fahrt nach St. Helena an Bord des Bellerophon auf der Reede von Plymouth geweilt hatte. Wieder berichtete Chamisso von diesen Eindrücken, zum Teil nahezu mit den gleichen Worten, in dem gedruckten Tagebuch seiner „Reise um die Welt“ (1836). Auch hier charakterisierte er die Engländer als „mehr Ehrfurcht gebietend als durch Liebenswürdigkeit anziehend“[5]). Aber mit Bewunderung und Wärme sprach er hier von London, wo er auf dem Rückweg von der Weltreise im Juni 1818 eine Woche zubrachte, dem „riesenhaften Menschenameisenhaufen“, dem „unermeßlichen Menschenbienenbau“, der Stadt, die „nächst und abwechselnd mit Paris die

[1]) Tagebuch vom 18. September 1805: Sämtliche Werke des Freiherrn J. v. Eichendorff, herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer, Bd. 11 (Regensburg 1908), S. 125.

[2]) Ebenda Bd. 10 (1911), S. 333f. [3]) Vgl. oben S. 147f.

[4]) Brief an Hitzig vom September 1815: Leben und Briefe von A. v. Chamisso, herausgegeben von Julius Eduard Hitzig, Leipzig 1839, Bd. 2 (= A. v. Chamissos Werke, Bd. 6), S. 17f.

[5]) A. v. Chamissos Werke (Leipzig 1836), Bd. 1, S. 40.

Geschichte für die übrige Welt macht und verkündigt", von ihren Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen und Kunstschätzen, ganz besonders aber von der Freiheit ihres politischen Lebens. Die Parlamentswahlen, öffentlichen Aufzüge und Reden enthüllten ihm eine neue, bewundernswürdige Welt; die Mauern Londons mit ihren herausfordernd kühnen Anschlägen politischen Inhalts schienen ihm „für den Fremden, der seinen Augen nicht traut, das märchenhaft-wundersamste, das unglaublichste Buch, das er je zu sehen bekommen kann". Diese „heiligen Freiheiten" des öffentlichen Lebens flößten ihm die Hoffnung ein, daß die revolutionäre Bewegung, die sich namentlich seit der Julirevolution auch in England regte, hier ruhig und ohne Gefahr für Volk und Staat verlaufen werde[1]).

Herb urteilte Wilhelm Müller über die Briten. Die ungenügende, halbe Hilfe, zu der sie sich im Anfange des griechischen Freiheitskampfes nur verstehen wollten, reizte den Zorn des begeisterten Philhellenen. So klagte er unter anderm über Lord Elgins Raub altattischer Kunstwerke, über die Preisgabe der Seefestung Parga durch ihre englische Besatzung an die Türken[2]) und rühmte nur den einen edlen Kämpfer für die Freiheit, Lord Byron, der alles, was sein Volk an den Griechen mit Rat und Tat verschuldet hatte, reichlich bezahlte[3]). Schroff arbeitete er in seiner Biographie Byrons den Gegensatz heraus zwischen dem heftig fortstrebenden Geist des überkühnen Menschen und Dichters, der sich keinem Zwang unterwarf, und den engen Schranken der pedantischen Sitte unter seinem Volke. Auch da sprach er strenge, aber ge-

---

[1]) Ebenda Bd. 1, S. 421—429 und 431; vgl. dazu den Brief an Hitzig vom 10. Juli 1818, ebenda Bd. 6 (= Leben und Briefe Chamissos, Bd. 2), S. 56f.

[2]) In den Gedichten „Die Ruinen von Athen an England" (1821) und „Der Pargioten Abschied von den Engländern" (1822): Wilhelm Müllers Gedichte, herausgegeben von James Taft Hatfield, Berlin 1906 (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 137), S. 187f. und 200f.

[3]) Im Gedicht auf Byrons Tod (1824): ebenda S. 226—229; vgl. auch S. 231.

rechte Worte über den „eingefleischten John Bull, welcher alles, was nach Old-England riecht, für unverbesserlich hält“, über diesen Pseudopatriotismus, der eigentlich nur „ein multiplizierter Egoismus“ ist und viele Engländer ganz unbrauchbar für das Ausland macht, über die „moralische Sprödigkeit“ endlich, die der Brite, ohne in der Tat andern Völkern sittlich überlegen zu sein, doch gern zur Schau trägt[1]).

In Müllers Ton stimmte, nur noch schriller als er, Graf Otto Heinrich zu Loeben ein, als er 1821 dem Griechen ein grollendes Sonett gegen die Engländer in den Mund legte[2]). Bitter klagte er die fühllose Selbstsucht des stolzen, seebeherrschenden, ruhmgekrönten England an, daß es seiner wucherischen Habgier das Herzblut der Welt aufopfere und, taub gegen das Flehen des Armen, sich den Horden der Barbaren gleichstelle.

Mit behaglicherem Humor zeichnete Wilhelm Hauff in seinen „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“ (1826 f.) die auffallende Eigenart des Engländers im gesellschaftlichen Verkehr, sein Phlegma, seine schweigsame Zurückhaltung. Durch seine zweifelnden Fragen verwirrt der Lord in der Erzählung den prahlenden deutschen Stutzer; mit satirischer Überlegenheit betrachtet er die Modetorheiten des Lebens und der Literatur in Deutschland. Er muß sich zwar den Vorwurf gefallen lassen, daß sein Land „kalt, systematisch, nach Gesetzen ängstlich zugeschnitten“ sei; aber er selbst glaubt fest an die Würde und Selbständigkeit Altenglands und schaut stolz auf die andern Staaten Europas herab[3]).

Auch Wilhelm Waiblinger schilderte den englischen Nationalcharakter ohne alle Seitenblicke auf das politische

---

1) Vermischte Schriften von Wilhelm Müller, herausgegeben von Gustav Schwab. Leipzig 1830. Bd. 3, S. 301 f., 333, 417.

2) Gedichte von O. H. Grafen zu Loeben, herausgegeben von Raimund Pissin. Berlin 1905 (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 135), S. 155 f.

3) Teil 1, Kapitel 18 f. und Teil 2, Der Festtag im Fegefeuer: W. Hauffs sämtliche Werke mit Einleitung von Hermann Fischer (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur), Bd. 4, S. 115—125, 238—249, 253—255.

Leben. Aber er verhehlte nirgends seine Abneigung gegen die Briten, die ihm namentlich in Italien den Genuß des Landes, seiner Natur und seiner Kunstschätze vergällten[1]). Die Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, mit der sie das Reisen überhaupt und besonders die Betrachtung der fremden Kunstwerke auffaßten, ihre Originalitätssucht und ihr protziges Auftreten reizten immer wieder seinen Ärger[2]). Vor allem geißelte er diese Fehler in der umfangreichen Novelle „Die Briten in Rom" (1829). Das ganze rücksichtslose, in seiner Anmaßung unglaublich törichte Gebaren der Engländer dem italienischen Volk gegenüber, ihre verblendete Selbstgerechtigkeit und Selbstbewunderung, ihre verächtliche, gewalttätige Behandlung alles dessen, was nicht zu ihren eignen Sitten und Anschauungen stimmt, und die bitterbösen Erfahrungen, die sie dafür auf Schritt und Tritt einheimsen, bilden den hauptsächlichen Inhalt der Erzählung. Aber sie verspottet auch den falschen englischen Ernst, der die Kinder schon im zartesten Alter zu reifen und gesetzten Menschen zu bilden sucht, und namentlich die unnatürliche Empfindsamkeit und widerliche Prüderie in der Denk- und Redeweise und im gesellschaftlichen Leben der britischen Damenwelt. Selbst über die gleichförmige Gesichtsbildung der Engländer, den „Nationalstempel", den sie alle „unverkennbar auf den Mund gedrückt" tragen, macht Waiblinger sich lustig; „die hölzerne Form des Kopfes, die oft harte und vordrückende, ziegenartige Stirne, unter der ein Auge voll geistreichem, modernem Wesen, oft raffiniert, oft naiv, oft hämisch, liegt", betrachtet er als „charakteristische Zeichen für den Insulaner"[3]). Ohne Zweifel übertrieb Waiblinger die einzelnen Züge in seiner Zeichnung bald mehr, bald weniger. Nach den Versen, die er entschuldigend seiner Ge-

[1]) Vgl. die „Bilder von Neapel", Nr. 30: W. Waiblingers gesammelte Werke, herausgegeben von H. v. Canitz, zweite Gesamtausgabe (Hamburg 1842), Bd. 7, S. 95. Vgl. ferner die Briefe aus Capri 1828 (Brief 7) und über Pompeji 1829 (Brief 7): ebenda Bd. 9, S. 195 f. und 271.

[2]) Vgl. die spöttischen Verse ebenda Bd. 5, S. 247 f. und 262.

[3]) Erste Abteilung der Novelle, Abschnitt 3: ebenda Bd. 1, S. 196.

schichte vorausschickte, wollte er „ohne Arg und Hohn“ mit dem englischen Volk nur „ein wenig scherzen“, in voller sonstiger Anerkennung des Großen, das es geleistet habe. In der Tat aber bot er ein lustiges, meist freilich harmloses, geistig jedoch nicht sonderlich bedeutendes Zerrbild, nicht zu vergleichen mit Byrons grimmigen Worten verwandten Inhalts, die doch wohl auch bei ihm den Widerhall geweckt hatten.

Keine bestimmte Eigenart verraten die Äußerungen Friedrich Rückerts über England. Es sind nur wenige Sätze in der kaum übersehbaren Menge seiner Verse, alle durch die politischen Ereignisse der Zeit hervorgerufen. Im Kampf Europas gegen Napoleon preist der junge Dichter wiederholt den britischen Drachen, der, von seiner ewigen See umflossen, über die Freiheit der Welt wacht. Nach dem Beispiel Albions, das ihr eine sichere Zuflucht vor der Verfolgung des Wüterichs bot, wünscht er den Freiheitstempel der übrigen Völker erbaut zu sehen[1]). Auch die beiden ersten Teile der politischen Komödie „Napoleon“ (1815 und 1818) weisen dem meerbeherrschenden England die Aufgabe zu, die Geschicke Europas zu leiten, die Völker, wo es gilt, zum Krieg oder Frieden aufzurufen[2]). In dem dritten, erst ein Jahrhundert später veröffentlichten Teil der satirischen Dichtung wendet sich Rückert aber bereits warnend und drohend gegen die falsche Schonung, die England dem gallischen Hahn gewähren will, und weist verächtlich den Krämerslohn zurück, mit dem es das vergossene Völkerblut bezahlen zu können wähnt[3]). Den ehrenden Empfang, der dem Fürsten Blücher in London bereitet wurde, besingen mehrere, zum Teil volkstümlich-heiter gehaltene Gedichte[4]); andere verkünden gemeinsam Welling-

[1]) Vgl. „Festlied“ (1814) und „Der rückkehrenden Freiheit Lied“ (1814): F. Rückerts gesammelte Gedichte (Erlangen 1836 ff.), Bd. 2, S. 35 f. und Bd. 3, S. 322 ff.

[2]) Vgl. besonders Stück 1 (1815), S. 10 ff. und 34.

[3]) „Der Leipziger Jahrmarkt“ (1815 geschrieben), herausgegeben von Georg Schenk (München 1913), S. 52 f. und 56 f.

[4]) Gesammelte Gedichte, Bd. 3, S. 458 ff.

tons und Blüchers Lob[1]). Dreißig Jahre später, als sich England gegen die Angliederung Schleswigs an Deutschland erklärte, beschwor Rückert das britische Volk, es möge sich nicht durch seine Regierung mißleiten lassen, nicht der Freiheit, zu der es sich stets bekenne, die Wunde schlagen und dem Dänen beistehn, der ein teures Glied vom deutschen Leibe reißen wolle[2]).

Von den bedeutenderen Sängern der deutschen Befreiungskriege fällten Schenkendorf und Theodor Körner, auch Staegemann kein eigenartig-bemerkenswertes Urteil über England. Desto häufiger fand Ernst Moritz Arndt Anlaß zu solchen Betrachtungen, von seinen ersten vaterländischen Schriften zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an bis zu den Werken seiner letzten Lebensjahre. Im Laufe der Zeit verschob sich sein Urteil nur wenig; im Grund blieb seine Auffassung des britischen Wesens die gleiche. Sie berührte sich in Lob und Tadel mehrfach mit den Ansichten andrer, älterer und gleichzeitiger deutscher Schriftsteller, besonders mit Äußerungen von Schubart, Klinger und Görres, doch ohne daß sich eine eigentliche Abhängigkeit Arndts von ihnen feststellen ließe.

Schon seine entschiedne Abneigung gegen alles Französische stimmte ihn im allgemeinen günstig für das Britentum, das er gern in scharfen Gegensatz zu jenem stellte[3]). Dem beweglichen, flatterhaften, unruhig-geschäftigen, oberflächlich-gewandten, liebenswürdig-geselligen Franzosen gegenüber schien ihm der Engländer „gemessen, ernst, schwer, stumm, oft düster, trotzig, stolz, treu“, einseitig, schroff, spröde, äußerlich unbeholfen, ohne Sinn für den bloßen Schein, nirgends blendend, aber mit klarem, sicherm Blick für das Wirkliche begabt, besonnen, gediegen und gründlich, entschlossen, tapfer,

---

[1]) Rückert-Nachlese, herausgegeben von Leopold Hirchberg (Weimar 1910 f.), Bd. 1, S. 13.

[2]) Politisches Notizbuch. 172 ungedruckte Gedichte von F. Rückert, herausgegeben von Leopold Hirschberg (Berlin und Leipzig 1911), Nr. 12 (1848), S. 30 f.

[3]) So namentlich in der Schrift „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa“ (1813), aber auch sonst öfters.

fest und zielbewußt, beständig bis zur Hartnäckigkeit. Von gediegenem Ernst zeugte namentlich auch die strenge Regelung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, die rücksichtsvolle Würde im Verkehr des gebildeten Engländers mit Frauen und Mädchen; höhere Begabung freilich und liebenswürdige Anmut mochte man bei diesen schmerzlich vermissen. Alles in allem fand Arndt die „vollendete Seemannsnatur", kühn, hart, fest, auch herb, in dem Briten ausgeprägt[1]).

In der Hauptsache den nämlichen Eigenschaften begegnete er im englischen Volks- und Staatsleben wieder. Volle Hingabe an das gemeinsame Ganze, ruhigen Bürgersinn, den Geist der Freiheit und Gesetzlichkeit sah er hier walten. So hielt er es für unwidersprechlich, „daß Leben, Gesetz und Gerechtigkeit am meisten geblüht hat und blüht, wohin der Engländer den Fuß setzte", daß durch ihn Leben in das Tote und Verjüngung in das Veraltete gekommen ist, wo Leben und Verjüngung irgend möglich war[2]). Er rühmte die „mächtige politische Einheit" Englands, seine in der Eigenart des Volkes und schon im Klima begründete Geschlossenheit[3]). Durch seine Lage stehe es in Europa „gleichsam als eine Welt für sich"

[1]) Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa (1813): E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen (Leipzig 1845 ff.), Teil 1, S. 451—454 und 472 f.; Geist der Zeit, Bd. 4 (1818): E. M. Arndts ausgewählte Werke, herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds (Leipzig, Max Hesse), Bd. 12, S. 43 und 157; Briefe an Psychidion oder Über weibliche Erziehung (= Fragmente über Menschenbildung, Teil 3, Altona 1819), Brief 3, S. 65 f.; Versuch in vergleichender Völkergeschichte (Leipzig 1843), S. 254 und 279 ff.

[2]) Der Bauernstand, politisch betrachtet (1810): Arndts Werke, Auswahl, herausgegeben von August Leffson und Wilhelm Steffens (Goldene Klassikerbibliothek), Teil 10, S. 50 f. und 62; Verhältnis Englands . . . zu Europa (1813): a. a. O. Teil 1, S. 467 ff.; Blick aus der Zeit auf die Zeit (1814), S. 49; Aufsatz zum neuen Jahr in der Zeitschrift „Der Wächter", Bd. 3 (1816), S. 114 und 123; Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande (1831): Ausgewählte Werke, Bd. 15, S. 41; Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1840): ebenda Bd. 7, S. 314; Vergleichende Völkergeschichte (1843), S. 291.

[3]) Über den deutschen Studentenstaat (1815): Ausgewählte Werke, Bd. 13, S. 280.

da, in Verhältnissen, die fast nur ihm eigen, den meisten Völkern des festen Landes fremd und namentlich von den deutschen Zuständen grundverschieden sind. So wecke und unterhalte auch in ihm das Element, durch das es seine unermeßliche Welttätigkeit gewann, das Meer, die Kraft und Betriebsamkeit, den trotzigen Stolz, den zuversichtlichen, Gefahren verachtenden Sinn[1]). Bewundernd erinnerte Arndt daran, wie das englische Volk in allen Stürmen seiner Geschichte sich die Freiheit wahrte und beständig mehrte und so die andern Völker lehrte, „was Beständigkeit, Festigkeit und Kraft in der Weltgeschichte und im Leben bedeuten", wie es namentlich durch seine — zwar ausschließlich auf die eignen Verhältnisse berechnete — Verfassung wohltätig auf die Nachbarländer einwirkte, wie es endlich dritthalb Jahrhunderte lang das mannigfach bedrohte Gleichgewicht unter den Staaten Europas erhielt und so, vornehmlich im Kampf gegen Frankreich, die Freiheit der Welt rettete[2]). Er pries darum England, das seine Seele für die Freiheit gegeben hat, selbst als die Seele der europäischen Freiheit und die Engländer als das größte Volk in der neuen Geschichte jetzt und in den künftigen Jahrhunderten[3]). Zugleich erkannte er in ihnen das Volk, das den größten Teil der Welt beherrscht, die höchste Macht auf allen Meeren, die gewaltigste Flotte, riesige Kolonien, den Welthandel besitzt, reicher als alle andern Völker, durch seine Industrie, seine Fabriken und Manufakturen ihnen allen weit überlegen ist[4]).

Aber er unterschätzte auch die verderblichen Folgen dieses Glückes nicht, die ungeheuren Schulden, die bisher die Kolo-

---

[1]) Germanien und Europa (Altona 1803), S. 349; Der Bauernstand (1810): a. a. O. Teil 10, S. 50f.; Verhältnis Englands . . . zu Europa (1813): a. a. O. Teil 1, S. 477 ff.; Phantasien für ein künftiges Deutschland (Frankfurt a. M. 1815), S. 128f.

[2]) Verhältnis Englands . . . zu Europa (1813): a. a. O. Teil 1, S. 469—480 und 503—514, besonders S. 475—479.

[3]) Ebenda S. 513 und 519f.

[4]) Ebenda S. 520; ferner Germanien und Europa (1803), S. 345f.; Der Wächter, Bd. 3 (1816), S. 117—124.

nien dem Mutterland verursacht hatten, den harten Druck, unter dem das niedre Volk, die Tagelöhner und Fabrikarbeiter und besonders die von den reichen Grundherren schlimmer als Leibeigene gehaltenen kleinen Landbesitzer seufzten, den Mangel eines freien, kräftigen Bauernstandes, demzufolge das Brachliegen weiter Strecken in England und Irland, die für den Ackerbau ausgenutzt werden könnten, die Schätzung aller Dinge nur nach dem Gelde, die Würdigung von Menschen und Völkern bloß nach ihren Reichtümern, die selbstgefällige Unverbesserlichkeit, die „nur in Altengland ein Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet", die rohe Verachtung alles Schönen und Großen, wenn es von auswärts kommt, die despotische Unterdrückung der besiegten fremden Stämme, die Untergrabung der Säulen der alten Freiheit durch Bestechungen und andern Mißbrauch des Goldes, kurz die ganze durch Reichtum und Macht bewirkte Entartung der ererbten Sitten und Tugenden in Ungerechtigkeit und Laster[1]. Dem scharf beobachtenden Auge Arndts entging es nicht, daß diese freche Entheiligung der einst ehrwürdigen Verfassung und die schamlose Selbstsucht, der brutale Übermut gegen fremde Völker überall statt der ehemaligen Bewunderung Haß und Groll gegen die Briten erweckte. „Allgemeine Seetyrannen" und „Feinde des Menschengeschlechts" schalt er sie selbst im Zorn und fürchtete angesichts ihres ungehemmt schnellen sittlichen Rückgangs in den letzten Jahrzehnten zeitweise sogar ihren vollständigen Fall und damit den Untergang des letzten Hortes der europäischen Freiheit[2]. Dann wieder mahnte er England, künftig von allen „künstelnden und zwingenden" Übertreibungen seines Handels abzulassen und dafür den Ackerbau zu fördern,

---

[1]) Germanien und Europa (1803), S. 346—350; Fragmente über Menschenbildung (Altona 1805), Teil 2, S. 201 f.; Geist der Zeit, Bd. 1 (1806): Ausgewählte Werke, Bd. 9, S. 168 f.; Der Bauernstand (1810): a. a. O. Teil 10, S. 50 ff.; Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1840): a. a. O. Bd. 7, S. 244 f., 256 f., 263 und 277.

[2]) Geist der Zeit, Bd. 1 (1806) und 2 (1808): a. a. O. Bd. 9, S. 166—169 und Bd. 10, S. 19.

in seinen Bauern ein rüstiges, männliches Geschlecht zur Kräftigung des Staates und Stütze der Freiheit heranzubilden[1]). Andre Gefahren besorgte er für England nicht. Revolutionäre Bewegungen, die etwa der Pöbel entfesseln könne, werde es leicht durch seine tüchtigen Bürger selbst überwältigen. Auch vor den schwer mißhandelten Iren brauche es nicht zu bangen, weil sie ohne Seemannslust und Seemannsmut seien[2]).

Seit den Verhandlungen des Wiener Kongresses klang aus diesen Urteilen Arndts ein schriller Mißton hervor. Wieder und wieder klagte der treue deutsche Mann über die „kleinliche und knickerige Krämerpolitik", deren sich England gegen sein Vaterland schuldig machte[3]).

Noch 1813 hatte er es für niedrigen Undank erklärt, wenn wir bei den Briten, die doch unsre Freiheit retteten, nichts als Kaufmannsgeist und Eigennutz finden wollten. Er gab zu, daß sie in ihrem Trachten nach Welthandel und Seeherrschaft oft das Maß überschritten, daß sie nicht allein für den Vorteil der Welt, sondern ebensosehr für den eignen Nutzen fochten, daß sie im Kampf für die Freiheit, wie ihn der jüngere Pitt ruhmreich gegen die Franzosen führte, auch manchen Fehler und Übergriff sich zuschulden kommen ließen; aber das machte ihn in seiner dankbaren Begeisterung für sie nicht irre[4]). Jetzt aber öffnete ihm die anmaßende Einmischung Englands in die deutschen Angelegenheiten die Augen, sein listiges Streben „nach dem alleinigen Besitz aller unserer

---

[1]) Germanien und Europa (1803), S. 350ff.; Der Bauernstand (1810): a. a. O. Teil 10, S. 51.

[2]) Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande (1831): a. a. O. Bd. 15, S. 41; Erinnerungen (1840): ebenda Bd. 7, S. 314; Vergleichende Völkergeschichte (1843), S. 291 und 293—299. Vgl. auch den Aufsatz zum neuen Jahr im „Wächter", Bd. 3 (1816), S. 118—124.

[3]) Das Wort von 1815: Das Wort von 1814 und das Wort von 1815 über die Franzosen (1815), S. 51; Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen (1815): Ausgewählte Werke, Bd. 14 S. 22; Erinnerungen (1840): ebenda Bd. 7, S. 313f.

[4]) Verhältnis Englands . . . zu Europa (1813): a. a. O. Teil 1, S. 503—520; Der Wächter Bd. 3 (1816), S. 117.

westlichen Küsten und Ströme", seine Besetzung Helgolands, von dessen Abtretung an Deutschland in Wien nicht die Rede war, sein bereitwilliges Eingehen auf Frankreichs Verlangen nach der Begründung eines neuen belgisch-niederländischen Königreichs zu Deutschlands Nachteil[1]).

Er sah in diesem Verfahren eine schwere Ungebühr gegen den gleichberechtigten Bundesgenossen, dessen Siege über den „französischen Koloß" auch das Inselreich von schlimmer Gefahr befreit hatten. Die von England erstrebte Vergrößerung Hannovers aber und der mächtige Einfluß, den es als Herr dieses Landes auf die deutschen Verhältnisse auszuüben suchte, ängstigte ihn als eine stete Bedrohung unsrer heimischen Kraft[2]). Er empfand das britische Vorgehen als schmählichen Undank gegen Deutschland, besonders gegen Preußen, das für den Tag von Belle-Alliance nicht solche Eifersucht, solchen unwürdigen Neid verdient hatte, dem auch Pitt einst eine andre, weit größere Rolle zudachte, die Aufgabe, die deutschen Grenzen gegen Frankreich zu hüten, und im Zusammenhang damit den Anspruch auf alles Land rechts vom Rhein. Statt dessen mußte er erfahren, daß England lieber mit Frankreich zusammenging, um Deutschland niederzuhalten, daß seine Staatskunst unsere natürliche Lebenskraft und Bewegung auf alle Weise zu hemmen strebte, daß es sich jede Hilfe, die es einmal geleistet hatte, teuer bezahlen ließ, noch lieber aber überhaupt keinen Beistand leistete[3]).

[1]) Blick aus der Zeit auf die Zeit (1814), S. 51 ff. und 60 ff.; Preußens rheinische Mark (1815): a. a. O. Bd. 14, S. 21 f.; Belgien und was daran hangt (1834): ebenda Bd. 15, S. 90—93 und 150; Erinnerungen (1840): ebenda Bd. 7, S. 299—302 und 314; Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein (1858): ebenda Bd. 8, S. 166 f.

[2]) Blick aus der Zeit auf die Zeit (1814), S. 47 ff., 51, 54—59; Belgien (1834): a. a. O. Bd. 15, S. 137; Wanderungen und Wandelungen mit Stein (1858): ebenda Bd. 8, S. 166 f.

[3]) Der Wächter, Bd. 1 (1815), S. 269 ff. und 274 ff.; Bd. 3 (1816), S. 112; Belgien (1834): a. a. O. Bd. 15, S. 77 ff. und 95 ff.; Erinnerungen (1840): ebenda Bd. 7, S. 313 f.; Jetzt und weiland und von starken Männern (1854): Schriften für und an seine lieben Deutschen, Teil 4, S. 360 f.

Auch den Grund dieser Scheelsucht glaubte Arndt zu erkennen: „England fürchtet und beneidet im Nordwesten Deutschlands eine Macht, möglicherweise eine Seemacht, die doch einmal entstehen wird.“ [1]) Er nahm die gleiche Selbstsucht in der türkenfreundlichen Gesinnung der britischen Staatsmänner während des griechischen Befreiungskampfes, in der gesamten englischen Politik wahr [2]). Er hielt es nicht für unmöglich, daß diese Politik, die uns unser Vermögen abzusaugen, unsre Gewerbe und Fabriken aufzufressen trachte, auch zur Wiederkehr des schmachvollen Soldatenhandels aus dem achtzehnten Jahrhundert führe [3]). Gelegentlich zog er aus dieser Bedrohung Deutschlands durch die Ausdehnung der britischen Macht die Lehre, „daß die Küsten Hollands und Belgiens und der Wachtposten, den England sich auf Helgoland angelegt hat, einst so wahrhaftig unser sein müssen, als ihre Ströme das Herzblut unseres Fleißes und unserer Bildung, Kunst und Macht dem Ozean und den Weltteilen zuführen“ [4]). Dann wieder aber wollte er trotz alledem das Lob Englands, das er so oft verkündet hatte, nicht zurücknehmen. Denn er sagte sich, daß Deutschland für seine politischen Lehrjahre die Briten noch lange nötig haben werde, und so entrang sich ihm aus seiner zürnenden Verstimmung heraus doch der Ruf der Sehnsucht: „O wären wir schon da, wo sie sind!“ [5])

Die allermeisten dieser Äußerungen über englisches Volk und englischen Staat vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahr-

---

[1]) Jetzt und weiland (1854): a. a. O. Teil 4, S. 361. Ähnlich hatte Arndt schon 1810 in den „Erinnerungen“ (a. a. O. Bd. 7, S. 314) mit Bezug auf England geschrieben: „Welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?“

[2]) Christliches und Türkisches (Stuttgart 1828), S. 324—329; Vergleichende Völkergeschichte (1843), S. 42 f. und 66.

[3]) Der Wächter, Bd. 3 (1816), S. 112.

[4]) Erinnerungen (1840): a. a. O. Bd. 7, S. 302.

[5]) Der Wächter, Bd. 3 (1816), S. 110; Erinnerungen (1840): a. a. O. Bd. 7, S. 314.

hundert sind nicht ausschließlich durch sachliche Kenntnis, sondern ebensosehr durch persönliche Empfindungen ihrer Urheber bestimmt, durch die Vorliebe für humanistische Wissenschaft, durch rechtlich-sittliche oder philosophisch-religiöse Ansichten, ja Vorurteile, durch literarisch-künstlerische Begeisterung, durch die kirchliche und besonders durch die politische Parteistellung. Aus eigner Anschauung waren mit England nur die wenigsten gründlich bekannt geworden, die über britische Verhältnisse sprachen oder schrieben. Wirklich genauere Kunde von Land und Leuten, einen aufschlußreichen, zuverlässigen Einblick in das ganze Leben des englischen Volkes brachten erst 1830 die Reisebriefe des Fürsten Pückler-Muskau, denen Heines „Englische Fragmente“ unmittelbar folgten. Diese beiden Werke trugen wesentlich dazu bei, die Gedanken unsrer Dichter und Schriftsteller über britisches Volk und Leben in neue Bahnen zu lenken.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 4. Abhandlung

Lesungen und Deutungen
II

von

Friedrich Vollmer



Vorgetragen am 4. Mai 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 4. Abhandlung

Lesungen und Deutungen
II

von

Friedrich Vollmer

Vorgetragen am 4. Mai 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

VI.*) Zu Horaz epod. 15, 15.

Der Dichter droht der ungetreuen Geliebten

nam siquid in Flacco viri est,
non feret assiduas potiori te dare noctes
et quaeret iratus parem
nec semel offensae cedet constantia formae
si certus intrarit dolor.

An dem Sinne der Stelle konnte niemand zweifeln: *nec vincetur constantia mea a tua forma, quominus illam contemnat ac relinquat,* ⟨*si*⟩ *indignationem certam concepero* steht in unsern Porphyrio-Scholien, noch deutlicher die Schol. ΓV: *si offensus fuero, non cedam formae tuae id est non tibi serviam* oder, mit dem offenbaren Versuch das unverstandene *offensae* zu verstehen: *non cedet constantia formae, a qua semel offensa est,* wobei *offensae* glatt hingenommen wird als *quae offenderit.* Daß das bei allem Verständnis für die Zwitterstellung des Verbaladjectivs auf *-tos* zwischen aktiver und passiver Bedeutung nicht geht, auch nicht wenn man *offensus* in allgemeinerem Sinne von *invisus* nehmen wollte, hat Bentley dargetan und mit Recht darauf hingewiesen, daß *offensus* an den drei andern Stellen, wo es sich bei Horaz findet, durchaus deutlich passiv ‘gekränkt’ heißt. Bentley hat dann geändert *offensi,* und das haben die meisten Erklärer, die nicht *offensae* in dem von Bentley mit Recht verworfenen aktiven Sinn auffaßten, angenommen, zuletzt noch Heinze[6]; ich selbst habe sogar geglaubt in dem Schol. ΓV einen Zeugen für alte Überlieferung von *offensi* finden zu dürfen, aber das Scholion umschreibt

*) Fortsetzung zu Jahrgang 1909, 9. Abhandlung.

doch zu allgemein. So leicht nun an sich die Änderung ist — schon Bentley hob hervor, daß sich *offensi*, wie es hunderte von Malen durch die Abschreiber geschehen ist, unversehens an *formae* angleichen konnte, — ich glaube nicht mehr an ihre Richtigkeit, weil auch so der Gedanke nicht klar ist. Weshalb fügt denn der Dichter überhaupt *semel offensi* zu? Es kann nicht einfach den Nebensatz *si certus intrarit dolor* vorwegnehmen, denn es besagt nicht dasselbe. *semel offensus* war Horaz, wenn Neaera sich einmal vergessen, ihm einmal ungetreu geworden war: da wäre er zum Verzeihen geneigt gewesen; was er nicht ertragen will, ist daß sie *assiduas . . . noctes* dem Begünstigteren gewährt. Auch wenn man *semel offensi* nimmt als *simul ac offensus erit*, wie Bentley wollte, ist es zum mindesten matt und unvollständig, da erst das *certus* im Nebensatze die Hauptsache bringt. Sinnlos aber wäre es vollends, *semel* engstens mit *nec* zu verbinden „und kein einziges Mal werde ich Dir unterliegen“: so hat es auch Bentley nicht fassen wollen. Andrerseits erscheint im Nebensatze das bloße *dolor* einer deutlichen Ergänzung bedürftig.

So greife ich auf die Überlieferung *offensae* zurück: es ist nicht Particip, wie man bisher geglaubt hat, sondern Genetiv des Substantivs: der Satz ist zu verstehen *nec cedet constantia (mea) formae (tuae), si semel* (i. e. *simulac*) *certus dolor offensae intrarit* animum meum. An Richtigkeit und Klarheit dieses Gedankens wird wohl niemand zweifeln. Daß er nicht glatt verstanden wurde, daran ist die Figur, das *σχῆμα λέξεως*, schuld, die der Dichter beliebt hat. Es handelt sich um eine Form des Hyperbaton, die, soviel ich weiß, noch nicht ausführlich behandelt ist, um Verwischung der Grenze zwischen Haupt- und Nebensatz, so daß Teile des Nebensatzes in den Hauptsatz treten oder umgekehrt, wie man das auffassen will. Man pflegt leichtere Fälle derart glatt hinzunehmen, andere haben den Erklärern Schwierigkeiten gemacht und gaben fälschlich zu Änderungen Anlaß. Aus Horaz selbst kenne ich folgende Stellen: ganz einfach sind

sat. 2, 1, 60 *quisquis erit vitae, scribam, color*
1, 5, 70 *ubi sedulus hospes*
paene macros, arsit, dum turdos versat in igni

hier sind nur die einfachen Verba des Hauptsatzes *scribam* und *arsit* zwischen Wörter des Nebensatzes gestellt. Kühner schon

ars 86 *discriptas servare vices operumque colores,*
cur ego, si nequeo ignoroque, poeta salutor?

Es wäre erwünscht, eine vollständige Sammlung dieser Kühnheiten vor Augen zu sehen: ich gebe einstweilen, was ich an Beispielen habe: sie ermöglichen doch eine Übersicht über das was im Laufe der Zeiten von den Dichtern gewagt worden ist. A priori ist wahrscheinlich, daß solche Künstelei auf die Alexandriner zurückzuführen sei.

Wir haben derart bei Kallimachos frg. 471, dessen Wortlaut nicht sicher steht, nur das Nebeneinander von *εἶπον* oder *εἶπεν* und *ἔτικτε* weist auf Verschlingung der Sätze. Deutlicher frg. 445 vom Nil *οὐδ' ὅθεν οἶδεν ὁδεύει θνητὸς ἀνήρ*; vgl. Schneider Callimach. I S. 429, der, wenig wahrscheinlich, auch epigr. 41, 1 lesen will *οὐκ εἰ/οἶδ' Ἔρος εἴτ' Ἀίδης* und epigr. 43, 2 das parenthetisch fragende *εἶδες* nicht erkannt hat. Künstlicher noch frg. 306 *Μή με τὸν ἐν Δωδῶνι λέγοι μόνον οὕνεκα χαλκὸν ἤγειρον.* Auch Theokrit wagt Ähnliches: 29, 3 *κἤγὼ μὲν τὰ* (= *ἃ*) *φρενῶν ἐρέω κέατ' ἐν μυχῷ.* Aber diese Beispiele bei Kallimachos und Theokrit gehen in Wirklichkeit nicht über das hinaus was schon die Tragiker sich erlaubt haben (vgl. Bruhn, Sophokles erkl. von Schneidewin VIII S. 98 § 172): Soph. Oed. tyr. 1251 *χὤπως μὲν ἐκ τῶνδ' οὐκέτ' οἶδ' ἀπόλλυται* El. 688 Eurip. Heraclid. 205 *σοὶ δ' ὡς ἀνάγκη τούςδε βούλομαι φράσαι σῴζειν.* 719 Phoen. 383 Or. 600: überall sind die Nebensätze einfache Objektsätze, die wie andere Satzteile behandelt werden: nicht anders die Fälle mit Relativpronomen Soph. Ant. 682 *λέγειν φρονούντως ὧν λέγεις δοκεῖς πέρι* Eur. Heraclid. 214. Ganz einfach ist die Wortumstellung auch Soph. Oed. tyr. 874 *ἄξω βίᾳ, κεἰ μοῦνός εἰμι, τόνδε, καὶ χρόνῳ βραδύς,* wo nur der zwischengeschobene Con-

cessivsatz nachträglich ergänzt wird. Indes erweisen die Beispiele bei lateinischen Dichtern, daß die gelehrte Dichtung der Griechen sich auch wohl schon Kühneres erlaubt haben wird, und ich finde soeben solch ein Beispiel im neuen Fragment der *Αἴτια* (L. Malten, Hermes 1918, 148) col. I, 9 *οὐκ ἐπιτάξ, ἀλλ' αἶνος Ὁμηρικός, αἰὲν ὅμοιον ὡς θεός, οὐ ψευδής, ἐς τὸν ὅμοιον ἄγει.* Die lateinischen Stellen sind:

Lucr. 6, 176	*fecit, ut ante, cavam, docui, spissescere, nubem*
Catull. 44, 9	*tussim,*
	non inmerenti quam mihi meus venter,
	dum sumptuosas appeto, dedit, cenas
66, 18	*non, ita me divi, vera gemunt, iuerint*
Verg. catal. 13, 1	*iacere me, quod alta non possim, putas,*
	ut ante vectari freta
georg. 2, 158	*an mare, quod supra, memorem, quodque alluit infra*
Ov. am. 8, 5, 13	*vacca . . .*
	candidior nivibus . . . .,
	candidior, quod adhuc spumis studentibus albet
	et modo siccatam, lacte, reliquit ovem
ars 1, 399	*tempora qui solis operosa colentibus arva,*
	fallitur, et nautis adspicienda putat
met. 9, 94	*neque enim dum flumina pacem*
	et placidos habeant lapsus totaeque residant,
	opperiuntur, aquae
Aetna 173	*inde, neque est aliud (si fas est credere) mundo*
	venturam antiqui faciem, veracius omen
Gratt. cyn. 73	*exige, si qua meis respondet ab artibus, ergo, gratia*
172	*quanta fides, utinam, et sollertia naris,*
	tanta foret virtus
528	*o quantus in armis,*
	illa, meis, quoius dociles pecuaria coetus
	sufficient (*ille* überl.)
Phaedr. app. 8, 32	*mei* aus der direkten Rede verschoben
Hom. 573	*ut meus hic, pro quo tua numina, natus, adoro,*
	virtutes patrias primis imitetur ab annis

Hom. 852 *istis, victor, in armis,*
in quibus exultas, fuso moriere cruore
920 *quem longe provida Juno*
asseruit, rapidae quia cederet, ignibus, undae

Aus späterer Zeit noch Drac. sat. 270 *adoptavit* verstellt, Carm. epigr. 1225, 4 ebenso *fateare*, 1307, 5 *loquerere.*

An der Mehrzahl dieser Stellen dient die Kühnheit der Wortstellung nur zur Erleichterung des Versbaues. Bei Horaz, dem Meister der Form, werden wir mehr erwarten dürfen. So gut wie er metrische Licenzen dem Inhalte seiner Worte dienstbar macht (man denke an *non quivis videt inmodulata poemata iudex* und *nascetur ridiculus mus*), ebenso weist das *quisquis erit vitae scribam color* auf vollständigen Zusammenfall des Inhalts von Haupt- und Nebensatz, ebenso malt die *παρασύγχυσις τῆς συντάξεως* ars 87 den Mann, der es eben nicht versteht, *discriptas servare vices.* Ich meine, daß auch an der Stelle, von der wir ausgingen, das Hineinbeziehen der Worte *semel offensae* in den Hauptsatz die unerbittliche Konsequenz dartun soll, mit der Kränkung und Absage an einander gebunden sind.

carm. 1, 20, 1. Ich habe diesem Gedichte vor Jahren (Phil. Suppl. X 280, 36) durch die Conjectur *potavi* Unrecht getan. Daß diese Vermutung falsch sei, davon haben mich nicht die vielen Worte und Gründe Reitzensteins (Neue Jahrb. 1908 I, S. 96) überzeugt, sondern einzig die Erwägung, daß *modicis . . . cantharis* in der Tat nur zu *potabis*, d. h. also in ein Einladungs- oder besser Erwartungsgedicht paßt, bei *potavi* ganz überflüssig wäre. Aber die Hauptschwierigkeit des kleinen Gedichtes, *tu bibes uvam*, um derentwillen ich *potavi* versucht hatte, haben weder Reitzenstein mit *bibas* noch gar K. P. Schulze, der sonst einiges Nützliche beibringt (Berl. phil. Woch. 1916, 285 ff.), mit dem metrisch unglaublichen *bibis*, noch die ältern Vorschläge (*moves dares*) gelöst: deshalb komme ich auf die Sache zurück. Der von den meisten erwartete und geforderte Sinn 'du trinkst für gewöhnlich bessere Weine'

kann nun einmal in dem Futurum *bibes* nicht stecken: gibt es nun gar keine Möglichkeit, daß die überlieferten Worte einen brauchbaren Sinn lieferten? Ich sehe nur éinen Weg: *tu bibes uvam* muß Frage sein, neckische, ironische Frage: 'Du wirst (bei mir, so schreibst du,) Caecuber und Calener trinken? Nein, daran ist kein Gedanke: meine Becher füllt weder Falerner noch Formianerwein'. Damit gewinnt nun das kleine Gedicht, das mir bei Reitzensteins Auffassung etwas gar zu kahl und unmotiviert erscheint, erst den deutlichen Hintergrund: Maecenas hat scherzend dem Dichter geschrieben: ich will Dich mal besuchen und Dir Deinen Caecuber austrinken. Horaz antwortet: Weine ersten Ranges gibts bei mir nicht, aber einen, der dir doch schmecken muß, denn er ist zwar nur Sabiner, ist nur *Graeca . . . testa* eingelegt (das bedeutet keine Verbesserung, wie Porphyrio, Kiessling, Heinze und auch Reitzenstein meinen, sondern nur einfachste Aufmachung: so richtig K. P. Schulze), aber unter guten Gedanken für Dich abgezogen. Durch beide persönlichen Züge, die Zitierung des Briefes und diese Empfehlung seines kleinen Weines, gibt Horaz dem schon etwas abgenutzten literarischen Typus einige Auffrischung: ob dadurch ein ursprüngliches Briefmotiv wirklich lyrisch gemacht worden ist, darüber mögen andere streiten *qui de lana rixantur saepe caprina.*

VII. Die volle Reife und künstlerische Sicherheit der Meisterdichter aus Augusteischer Zeit, Vergil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, wird uns durch nichts deutlicher als durch den Vergleich mit den Dichtungen dilettierender Zeitgenossen. Leider sind uns solche Werke nur in geringer Zahl erhalten worden, zum größten Teile nur dadurch, daß sie fälschlich den Meistern selbst zugeschrieben wurden. Aber sie genügen um uns klar zu machen: der Vorrang der Großen beruht im wesentlichen darauf, daß die Kraft der Anschauung und das Vermögen zu gestalten sie hoch erhob über die Regeln der Inventio und Dispositio, welche die Rhetorik für jedes *γένος* prosaischer wie poetischer Darstellung festgelegt hatte. Des

Horaz propemptica oder paramythetica z. B. lassen uns erkennen, wie der Dichter mit bewußter Freiheit längst zusammengestellte Gedankenkreise und -folgen neu ordnet und formt. Wie anders die Dilettanten! Der Panegyricus auf Messala (Tib. 3, 7) z. B. ist nur eine dürre Deklamation in Hexametern; der sonst nicht ungewandte Grattius begeht doch die arge Geschmacklosigkeit, die Vorschrift, man solle die jungen Hunde nicht überfüttern, durch eine Predigt gegen die luxuria der Menschen zu begründen. Besonders in die Augen fällt die Unselbständigkeit der Erfindung und Anordnung, das Unvermögen echte Empfindung auszudrücken, in den Elegien eines offenbar vornehmen Mannes, der in den Jahren 9 und 8 v. Chr. das Haus des Augustus über den Tod des Drusus und des Maecenas zu trösten versucht hat.

Diese drei Gedichte, die **Consolatio ad Liviam**, die in jungen Ovidhss. auf uns gekommen ist, und die beiden **Elegien auf den Tod des Maecenas**, uns erhalten in Hss. der Appendix Vergiliana (zum Teil saec. X—XII), hat schon Scaliger ein und demselben Verfasser beigelegt, indem er sich vor allem auf eleg. 1, 1 f. stützte: *defleram iuvenis tristi modo carmine fata, sunt etiam merito carmina danda seni*, wo der Dichter deutlich sagt, daß er jetzt (a. 8) den Tod des Maecenas beklage, nachdem er *modo* (a. 9) einen Jüngling beweint. Hält man dazu, daß eleg. 2, 4 Maecenas ausdrücklich bedauert, nicht vor Drusus gestorben zu sein, daß 2, 6 dieser *magnum magni Caesaris illud opus* genannt wird, wie er cons. 39 *Caesaris illud opus* heißt, so sollte man meinen, ein Zweifel sei nicht mehr möglich.[1]) Aber obwohl Fr. Skutsch in seinem vortrefflichen Artikel 'Consolatio ad Liviam' (Pauly-Wissowa, Realencycl. IV 933 ff.) die richtige Ansicht ausführlich und schlagend dargelegt, ist i. J. 1911 wieder eine Arbeit erschienen, die dies Verhältnis der Consolatio zu den Maecenas-

---

[1]) Zur weiteren Beleuchtung der Verwandtschaft dieser Gedichte vergleiche man noch Cons. 372 mit Eleg. 1, 7, Cons. 453 mit Eleg. 1, 13, die Figur Cons. 195 mit Eleg. 1, 19. 44. 137 usw.; mehr jetzt bei Lillge, Bresl. Diss. 1901, S. 6.

elegien ganz unberücksichtigt läßt und die Consolatio zwar nicht mehr mit M. Haupt in der Humanistenzeit, aber doch mit O. Schantz nach den Trostschriften des Seneca, also frühestens 44 p. Chr. entstanden sein läßt. Ich würde diese Dissertation (Henricus Oldecop, de cons. ad Liviam, Gottingae 1911) der Vergessenheit anheimfallen lassen, wenn sie nicht unter den Auspicien und, wie es scheint, dem Beifall Fr. Leos ausgegangen wäre. So nehme ich sie zum Anlaß, um einmal Skutschs Argumente in einigen Stücken zu berichtigen und zu ergänzen, andrerseits auch die Hss.-Frage, die Oldecop ebenfalls völlig falsch behandelt hat, zu erledigen: dazu möchte ich das bisher unverstandene Mittelstück der ersten Maecenaselegie und eine Reihe von mißverstandenen Stellen in der Consolatio zu erklären versuchen.

Die für die Frage der Abfassungszeit entscheidende Stelle cons. 283 ff. ist von Skutsch (a. a. O. S. 940) durchaus richtig behandelt worden, nur hätte er die Vermutung, der fragliche Tempel sei im Jahre 7 v. Chr. durch Brand zu Grunde gegangen (s. Wissowa, Ges. Abh. S. 273), nicht heranzuziehen brauchen. Oldecop (S. 74 f.) hat die etwas zu kurz ausgefallene Darlegung Skutschs völlig mißverstanden. Die Hauptsache ist, daß die Verse der Consolatio den Tempel des Castor und Pollux ad forum gar nicht als schon fertig gebaut und dediciert voraussetzen. Der Zusammenhang ist von v. 265 ab folgender: Wehe, der Leib des Helden geht in Flammen auf. Aber *facta ducis vivent* und *pars erit historiae* und *stabis et in rostris tituli speciosus honore*, dann *adice Ledaeos, concordia sidera, fratres templaque Romano conspicienda foro*, dann weiter *nec sua conspiciet . . . munera Drusus nec sua prae templi nomina fronte leget.* Also der Castortempel wird nur erwähnt als eines von den Denkmälern, die des Drusus Namen in Zukunft lebendig und in Ehren erhalten werden; ebensowenig wie die Geschichtswerke und Gedichte, die seine Taten preisen werden, schon geschrieben sind, ebensowenig wie die Statue auf den rostra schon vollendet ist, ebensowenig ist der Tempel schon errichtet;

conspicienda ist part. fut. im eigentlichsten Sinne (anders in der Nachahmung bei Ovid fast. 5, 552, wo *conspicienda* für das part. praes. pass. steht), Drusus wird seinen Namen nicht mehr selbst auf der Tempelinschrift erblicken. Aber gleichwohl ist der Tempel ein *munus* von ihm, d. h. er hat ihn (mit Tiberius), natürlich vor dem Auszuge in den Germanenkrieg des Jahres 9 v. Chr., gelobt, voviert; gebaut aber hat ihn dann Tiberius allein, und dediciert wurde er erst i. J. 6 n. Chr. (Cass. Dio 55, 27, 4 Suet. Tib. 20, vgl. Ov. fast. 1, 705 ff.) und zwar *suo fratrisque nomine de manubiis*, also mit einer Inschrift ähnlich der auf der Stadtmauer von Saepinum (CIL IX 2443 = Dessau 147), die auch frühestens 7 Jahre nach des Drusus Tode vollendet, aber doch in seinem und des Tiberius Namen erbaut worden ist. Aus dieser Stelle der Consolatio also zu erschließen, das Gedicht könne erst nach 6 p. Chr. verfaßt sein, ist vollkommen verkehrt.

Weiter ist Oldecop (S. 76 f.) wieder auf den alten Irrweg über die Ovidnachahmungen zurückgekehrt: weil die Dinge so liegen, daß der Verfasser der Consolatio die ältern Gedichte Ovids (amores, epistulae) nachgeahmt hat, während umgekehrt Ovid in seinen spätern Werken (met., fasti, Pont., trist.) Wendungen aus der Consolatio gebraucht, wird ohne weiteres gesagt 'quae quidem opinio omni veritatis specie caret', als ob nicht unter bestimmten Voraussetzungen eben gerade diese verwickeltere Lage die wirkliche, jene mechanische Zurückschiebung der Consolatio hinter alle Werke Ovids eine papierne Konstruktion sein könnte. Ich erinnere nur an die Mittelstellung, welche das Cirisgedicht zwischen Vergils buc. und georg. einer-, der Aeneis andrerseits einnimmt (Sitz.-Ber. der bayr. Akad. 1907, 362 ff.).

Nun gibt es in der Tat trotz der geheimnisvollen Andeutungen Oldecops (S. 75) keine Stelle, die zwingend erwiese, daß in der Consolatio Verse aus spätern Werken Ovids benutzt worden wären. Es kommen für diese Frage ernsthaft überhaupt nur 7 Stellen in Betracht: an allen andern finden

sich nur Wendungen gemeinsam, die farblos sind und keine weiteren Schlüsse zulassen. Die (neben der gleich zu behandelnden Stelle cons. 362) stärkste Übereinstimmung, der ganze Pentameter cons. 120 *singultu medios impediente sonos* = trist. 1, 3, 42, verrät uns nichts über die Priorität. Auch aus den sicher zu einander in Beziehung stehenden Stellen cons. 104 ∼ trist. 5, 5, 24 (darüber wenig glücklich Skutsch S. 937, vgl. Oldecop S. 76, vgl. noch cons. 413), cons. 266 ∼ trist. 3, 3, 60, cons. 302 ∼ fast. 2, 730 vermag ich nichts zu erschließen. Dagegen macht die hübsche Stelle in den fasti 1, 299, wo der Dichter von den Sternkundigen sagt *credibile est illas pariter vitiisque locisque altius humanis exeruisse caput* durchaus den Eindruck, als ob Ovid hier den einfacheren Lobspruch auf Livia (cons. 45) *tenuisse animum contra sua saecula rectum, altius et vitiis exeruisse caput* fortgebildet und veredelt habe. Vor allem aber scheint mir die Übereinstimmung von Ovid trist. 2, 426 = Cons. 362 aufs bestimmteste zu erweisen, daß Ovid den Pentameter dem Consolator zu Ehren wiederholt hat. Freilich muß erst der Zusammenhang und die Fassung der Stelle in der Consolatio sichergestellt werden. Wir lesen da in dem üblichen τόπος ‘tröste dich mit dem Gedanken: wir müssen alle sterben’:

fata manent omnes . . . .
omnia sub leges Mors vocat atra suas.
ecce necem intentam caelo terraeque fretoque
casurum triplex vaticinatur opus:
i nunc et rebus tanta impendente ruina
in te solam oculos et tua damna refer.

Noch niemand hat das *ecce* in v. 361 (die andern Stellen 70. 71. 155. 316 weisen regelrechten Gebrauch von *ecce* auf) und die Konstruktion dieses Satzes erklärt (*intentant* schlug Bentley vor): so verfällt Oldecop (S. 49) auf die groteske Vorstellung ‘*vaticinatur scil. Mors ut apud Ovidium Lucretius*’. Es gibt auch nichts zu erklären: die Stelle ist einfach verderbt. Zu *vaticinatur* kann nur *poeta* oder ein Name Subjekt sein,

also ist statt *ecce* zu lesen *esse* und es fehlt vor 361 ein Distichon, in dem Lucretius genannt oder umschrieben war. Denn daß er gemeint ist, hat Heinsius, der auch mit Recht aus Ovids Nachahmung *casurumque* ergänzt hat, richtig erkannt: der Dichter zielt auf die Stelle 5, 92

principio maria ac terras caelumque tuere;
quorum naturam triplicem, tria corpora, Memmi,
tris species tam dissimilis, tria talia texta
una dies dabit exitio multosque per annos
sustentata ruet moles et machina mundi.

Nun ist ganz einfach zu verstehen, wie der Dichter der Consolatio dazu kam, in seinem τόπος diese Lukrez-Stelle vom Untergange der Welt zu verwenden (er spielt auch v. 369 auf den Lukrezvers 3, 971 an), aber durchaus nicht selbstverständlich ist, daß Ovid trist. 2, 425 im Zusammenhang rein literarischer Betrachtung das Werk des Lukrez grade mit den Worten charakterisiert *explicat ut causas rapidi Lucretius ignis casurumque triplex vaticinatur opus*: warum hat er nicht viel bezeichnendere Schlagworte, etwa die von den unvergänglichen *primordia rerum* oder von der *dira religio* gewählt? Nichts liegt näher als zu vermuten, er habe dem Verfasser der Consolatio ein Kompliment machen wollen, indem er den von ihm geschaffenen Vers über Lukrez verwendete, dem er dann im Gedanken an die καταπύρωσις die *causas ignis* anschloß, obwohl sie bei Lukrez keinerlei hervorragende Rolle spielen. — Endlich scheint mir noch ganz deutlich zu sein, daß Ovid ex Ponto 2, 8, 48, wo er die Livia um Fürsprache und Befreiung bittet, mit den Wünschen

sic tibi vir sospes, sic sint cum prole nepotes . . .
sic, quem dira tibi rapuit Germania Drusum,
pars fuerit partus sola caduca tui

auf den Schluß des der Livia überreichten und ihr gewiß unvergeßlichen Gedichtes anspielt:

est tibi — sitque precor — multorum filius instar
parsque tui partus est tibi salva prior;

est coniunx tutela hominum, quo sospite vestram,
Livia, funestam dedecet esse domum.

Wer die Möglichkeit dieser wechselseitigen Benutzung bei Ovid und dem Dichter der Consolatio a priori leugnet, macht sich einfach die persönlichen Verhältnisse der beiden Männer nicht deutlich genug.

Der unbekannte Autor der Consolatio und der Maecenaselegien ist ein vornehmer, am Hofe wohlgelittener Mann: er ist als Ritter persönlich beim funus des Drusus zugegen gewesen (v. 202 *funeris exequiis adsumus omnis eques*) und ist aufs genaueste über die Personen und Vorgänge am Hofe des Augustus unterrichtet. Er weiß, daß Livia nach dem Tode des Drusus den Versuch gemacht hat, sich durch Hunger zu töten, und nur durch gelinden Zwang von seiten des Augustus und Tiberius am Leben erhalten wurde (Cons. 419 ff.). Er wagt es, den Drusus Cons. 39 und Eleg. 2, 6 mit dem mindestens zweideutigen Ausdrucke *Caesaris illud opus* zu bezeichnen, der verstanden werden konnte, wie ihn Scaliger erklärt '*institutum et formatum a Caesare*', aber nur zu deutlich auf das Gerede anspielte, das in dem drei Monate nach der Hochzeit von Livia geborenen Drusus einen leiblichen Sohn des Augustus erkennen wollte (Suet. Claud. 1, 1); wenn Livia selbst daneben v. 162 die Claudier als *veteres . . . avos* bezeichnet, versteht sich das ohne weiteres. Auf der gleichen Stufe steht die diskrete Art, wie in Eleg. 2, 7—10 das Verhältnis des Augustus zu Maecenas' Gattin Terentia gekennzeichnet wird. Endlich ist ein ganz besonders evidentes Zeugnis für die Vertrautenstellung des Dichters beim Kaiser der Abschnitt Eleg. 1, 51—68, dessen Bedeutung ich unten ausführlich behandeln will. Derselbe Mann sagt nun Eleg. 1, 9 über sich und sein Gedicht:

nec mihi, Maecenas, tecum fuit usus amici,
Lollius hoc ergo conciliavit opus:
foedus erat vobis nam propter Caesaris arma
Caesaris et similem propter in arma fidem.

Schon die ganze Art, wie der Mann das sagt, zeigt: er hat es

nicht nötig sich aufzudrängen; sein Selbstbewußtsein verlangt, daß er nicht wie ein unbedeutender Klient, ohne sich vorzustellen, vor die Terentia und ihre Familie trete; er hätte schon seiner Stellung nach ein *amicus* des Maecenas sein können, nicht wie Horaz und Vergil, sondern wie Lollius, an dessen Stelle und auf dessen Wunsch er nun sein Lobgedicht spricht. Die auffallende Wendung *conciliavit* besagt: Lollius hat dies Gedicht 'genehm gemacht', hat mich veranlaßt es zu machen, die Terentia bestimmt es anzunehmen: ähnlich Ov. trist. 3, 11, 42 *dictis artes conciliasse suas*, Stat. silv. 5, 2, 59 *haec certent tibi conciliare propinqui.* Lollius aber ist ohne Zweifel M. Lollius M. f. cos. a. 21 a. Chr., dessen Lob Horaz carm. 4, 9, 34 gesungen hat und dessen persönliche Bedeutung für das kaiserliche Haus aus der von Suet. Tib. 12, 2 und 13, 2 geschilderten Stellung zwischen Augustus, Tiberius und Gaius hervortritt. Lollius hat nun sicherlich nur die Entgegennahme von Elegie 1 durch Terentia vermittelt; Elegie 2 aber ist — das zeigt ihr ganzer Inhalt — für Augustus selbst bestimmt gewesen und ihm überreicht worden: hier wird ebenso wenig wie in der Consolatio ein Vermittler genannt, der Dichter muß also in nächster persönlicher Beziehung zur *domus Augusta* gestanden haben.

Daß dieser Mann, der in den Jahren 9 und 8 v. Chr. geradezu als Hofelegiker auftritt, seine dilettierende Muse an Ovid gebildet hat, ist nun doch das natürlichste von der Welt: seine ganze Sprache bezeugt es unwiderleglich (über eine kleine Differenz der metrischen Technik s. u. S. 21 f.) und einzelne direkte Beziehungen auf Stellen der amores und epistulae sind längst erkannt (s. vor allem Hübner, Hermes 13, 150 f., Skutsch a. a. O. S. 941, Lillge a. a. O. 23 ff., Oldecop S. 77). Warum da andrerseits Ovid in der Not seiner Verbannung, in der er jede persönliche Beziehung auszunutzen versuchte, nicht auch auf diesen gewiß nicht einflußlosen Mann einzuwirken versucht haben soll, ist nicht abzusehen. Das Mittel aber, ihn sich gewogen zu machen, war das übliche und gewiß nicht schlecht gewählte, Verse aus seinen bei Hofe angenommenen und ge-

schätzten Gedichten durch Zitat und Anspielung zu Ehren zu bringen.

Für uns bleibt das Auffallendste, daß wir bisher nicht imstande gewesen sind, den Namen dieses Mannes festzustellen: keinerlei Andeutung gibt irgend einen sichern Fingerzeig: die seit Scaliger lange festgehaltene Identifizierung mit Albinovanus Pedo ist ganz willkürlich.

Als eine Stelle, die besonders geeignet ist, die genaueste Vertrautheit dieses Dichters mit den Hofereignissen darzutun, nannte ich oben **eleg. 1, 51—68**. Das zu erweisen muß ich weiter ausholen, da diese Verse noch von niemand richtig erklärt worden sind.

Von v. 21 an verteidigt der Dichter den Maecenas gegen den einzigen Vorwurf, der sich gegen ihn erhebt: *quod discinctus eras . . . carpitur unum*, und meint schließlich v. 39 *quid faceret defunctus* (scil. *militiis*, vgl. v. 69): was sollte Maecenas anders tun, nachdem er seine Pflicht im Kriege vollauf getan hatte? *omnia victores Marte sedente decent*: wenn der Krieg zu Ende ist, darf der Sieger sich alles erlauben. Dies willkommene Thema (wiederholt zum Abschluß v. 93 in der Form *sic est: victor amet, victor potiatur in umbra, victor odorata dormiat inque rosa*) wird nun durch eine Reihe von Beispielen erwiesen: so habens Apollo und Bakchos nach dem Kampfe gemacht (v. 51—68), so Herakles (v. 69—86), so Juppiter selbst (v. 87—92). Die Abschnitte über Herakles und Juppiter bieten weiter keine Schwierigkeiten, aber höchst auffallend ist, was über Apollo und Bakchos gesagt wird. Die Verse lauten

Actius ipse lyram plectro percussit eburno,
postquam victrices conticuere tubae:
hic modo miles erat, ne posset femina Romam
dotalem stupri turpis habere sui;
hic tela in profugos (tantum curvaverat arcum)
misit ad extremos exorientis equos.

Bacche, coloratos postquam devicimus Indos,
potasti galea dulce iuvante merum
et tibi securo tunicae fluxere solutae,
te puto purpureas tunc habuisse duas.
sum memor et certe memini sic ducere tigres
bracchia hyperborea candidiora nive
et tibi thyrsus erat gemmis ornatus et auro,
serpentes hederae vix habuere locum;
argentata tuos etiam talaria talos
vinxerunt certe nec, puto, Bacche, negas:
mollius es solito mecum tum multa locutus,
et tibi consulto verba fuere nova

(überliefert 61 *ducere thyrsos*, 62 *Bacchea purpurea*). Daß in diesen Versen etwas Besonderes stecken müsse, hat schon Gorallus (Clericus) geahnt (C. Albinovani elegiae tres, Amstelodami 1703, p. 128), später L. Ziehen, Rhein. Mus. 52, 1897, 450, endlich Lillge a. a. O. S. 9. Während Gorallus in der Schilderung des Bakchos den Antonius wiederzufinden meinte, glaubten Ziehen und mit ihm Lillge, der Dichter erinnere an irgend eine Siegesfeier über Erfolge im Osten, bei der August selbst den Bakchos vorgestellt habe. Wie aber ihre Meinung sich in den Gedankengang des Gedichtes einreihe, vermochte keiner zu erklären. Fassen wir einmal fester zu.

Die ersten Verse 51 f. fügen sich glatt in den Zusammenhang: Apollo, der ja nach der offiziellen Legende die Schlacht bei Actium hatte gewinnen helfen, hat gleich nach dem Siege die Leyer zu schlagen begonnen, er tut also etwas *quod victorem decet.* Aber wie wird nun das Beispiel des nach dem Inderkampfe sich dem Lebensgenusse ergebenden Bakchos angeknüpft? Was sollen die ersten Personen *devicimus, puto, sum memor et certe memini* und v. 67 *mecum*? Daß da der Dichter nicht in eigener Person redet, ist ganz klar: also könnte man vermuten, es seien vor v. 57 einige Verse mit der Einführung eines Teilnehmers an Bakchos' Indienzuge ausgefallen. Die Rede Juppiters bei Nonn. Dionys. 27, 251 ff. belehrt uns eines

bessern: hier wird Apollo aufgefordert am Kampfe des Bakchos teilzunehmen. Das hat mich schon früher (PLM I² p. 148) veranlaßt, v. 57 ff. als Inhalt des Gesanges von Apollo zu erklären (damit stellen sich v. 53—56 als die Verse 51. 52 erklärender Nebensatz, als eine Art Parenthese dar): ich bin nur damals zu weit gegangen, indem ich Apolls Worte bis v. 92 ausdehnte: sie reichen vielmehr nur bis v. 68, und die folgenden Beispiele Herakles und Juppiter sind als eigene Rede des Dichters gemeint. Also der Dichter hat in künstlicher Weise das Beispiel des Bakchos dadurch eingeführt und belebt, daß er Apollo ihn anreden und an seine Üppigkeit nach dem Siege erinnern läßt. Dies Kunststück hat nun aber einen höfischen Hintergrund. Wir wissen durch Sueton Aug. 70, 1 von der berüchtigten *cena δωδεκάθεος* des August: *cena quoque eius secretior in fabulis fuit, quae vulgo δωδεκάθεος vocabatur, in qua deorum dearumque habitu discubuisse convivas et ipsum pro Apolline ornatum non Antoni modo epistulae singulorum nomina amarissime enumerantis exprobrant, sed et sine auctore notissimi versus:*

cum primum istorum conduxit mensa choragum
sexque deos vidit Mallia sexque deas,
impia dum Phoebi Caesar mendacia ludit,
dum nova divorum cenat adulteria:
omnia se a terris tunc numina declinarunt,
fugit et auratos Iuppiter ipse thronos.

Also August spielte bei diesen üppigen Gelagen, die weit über die Schlacht bei Actium zurückgehen, die Rolle des Apollo: wer war geeigneter für die des weichlichen Bakchos als Maecenas? Wenn der höfische Dichter nun zur Entschuldigung der *vita discincta* des Maecenas den Apollo Actius selbst ausführlich reden läßt, so wußte er, daß die Eingeweihten von selbst an diese *convivia deorum* denken und in Apollo und Bakchos Züge des Kaisers und seines Vertrauten wiedererkennen würden. Die Rede des Apoll trägt dem deutlich Rechnung: unter die nur für Bakchos möglichen Einzelheiten mischen sich andere: *coloratos postquam devicimus Indos* kann bedeuten ‘nach-

dem wir den Antonius und seine östlichen Gefolgsleute besiegt haben' (vgl. Verg. Aen. 8, 704 von der Aktischen Schlacht *Actius haec cernens arcum intendebat Apollo desuper: omnis eo terrore Aegyptus et Indi, omnis Arabs, omnes vertebant terga Sabaei*), — die *tunicae solutae* v. 59 sind geradezu das Charakteristicum für Maecenas (Sen. epist. 114, 6 *qui solutis tunicis in Vrbe semper incesserit*) — und nun gar die Verse 67 f. *mollius es solito mecum tum multa locutus et tibi consulto verba fuere nova*, da streift der Dichter die Masken Apoll-Bakchos ganz ab, da redet einfach August zu Maecen und verspottet seine Kakozelie in Rede und Vers, vgl. Suet. Aug. 86, 2 *exagitabat nonnunquam . . . Maecenatem suum, cuius 'myrobrechis', ut ait, 'cincinnos' usque quaque persequitur et imitando per iocum irridet*, wofür das lustige Brieffragment bei Macrob. sat. 2, 4, 12 ein allerliebstes Beispiel gibt. Zu dem allen s. jetzt Lunderstedt, Maecenatis fragmenta, comm. philol. Jen. 9, 1 S. 19 ff.

So fügt sich diese Szene aufs beste den intimen Zügen aus dem Hofleben an, von denen, wie wir oben sahen, der Elegiendichter Kenntnis hatte.

Die Überlieferung der Consolatio hat Baehrens mit einer bei ihm seltenen Verkehrtheit beurteilt: er meinte, alle vorhandenen Hss seien aus der editio princeps Romana des Jahres 1471 (*l*) abgeschrieben. Diese falsche Lehre hat trefflich und gründlich zurückgewiesen K. Schenkl (Wiener Studien II 1880, 56—70, vgl. VII 1885, 339) und die wichtigsten Hss beschrieben und ihre Lesungen mitgeteilt. Schenkls Aufstellungen hat angegriffen Oldecop S. 13 ff. 20 ff. und zu erweisen versucht, daß *H* (cod. Dresd.), *l* (ed. princ. Rom.) und *K* (Combianus Heinsii, nur in vereinzelten Lesungen bekannt) einen reineren Arm der Überlieferung darstellten, während Schenkl diese Gruppe für emendiert und interpoliert erklärt hatte. Oldecop hat da unzweifelhaft einen Schritt rückwärts getan: Schenkl hat durchaus Recht. Es ist der Mühe wert der Sache genauer nachzugehen, da die Erklärung einiger wichtiger und schwieriger Stellen des Gedichtes damit zusammenhängt.

Zunächst ist ohne weiteres klar, daß wie in andern einzelnen Hss so auch in *HKl* einzelne Fehler der Überlieferung (nur éine Karolingerhs bildet ihre Grundlage) richtig gebessert worden sind. So ist v. 2 falsch überliefert *mirabile*; das richtige *miserabile* haben gefunden *Hl*, aber auch *B*; ebenso 222 *nubilus* emendiert aus *nubibus* in *Hl*, aber auch in *BC*, 387 *rapax* in *HKl* (aber auch in *BC*), überl. *capax* usw. Ähnlich sind in *Hl* richtig gebessert (ungenaue Liste bei Oldecop S. 20) v. 84 *dubitatus* (überliefert *dubitatur*), v. 86 *promissa* (überl. *permissa*), v. 131 *non ego* (überl. *ego non* gegen das Versmaß), v. 141 *quos* (überl. *quo*), v. 149 *referetur* (überl. *referatur*), 172 *patriae* (überl. *primae*, falsche Auflösung von *priae*), 177 *consul init* (überl. *consuluit*), 193 *autem* (überl. *aut*), 215 *quod* (überl. *quid*), 252 *structaque* (überl. *strictaque*), 304 *uisa* (überl. *iussa*), 307 *per verba* (überl. *pro uerba*), 349 *tueri* (überl. *teneri*), 354 *quod* (überl. *quo*), 372 *sustinet* (überl. *sustulit*), 394 *tui* (überl. *tibi*), 433 *hoc* (überl. *hec*), 457 *consul et* (überl. *consulet*). Wer etwas mit Humanistenhss Bescheid weiß, erkennt ohne weiteres, daß das alles nur fast selbstverständliche Korrekturen eines verständigen Lesers, nicht Reste einer selbständigen richtigeren Überlieferung sind. Besonders deutlich wird das v. 371, wo *Hl* zwar die sinnlose Überlieferung *ubique* in *inique* gebessert, aber nicht erkannt haben, daß *iniquis* das richtige ist.[1]) An andern Stellen ist der Emendator zu falschen Änderungen gelangt, so v. 11 *est* statt *es*, v. 24 *est* unnötig getilgt, v. 34 *os oculosque* u. a., besonders deutlich aber zeigt sich die Interpolation dieser Gruppe an folgenden Stellen, an denen Oldecop echte Tradition erkennen will, weil er sie falsch interpretiert. V. 75 ist überliefert *in cassum*, wofür wir in *Hl* (daraus auch C^2) lesen *in longum*: der Dichter klagt

[1]) Zu diesen Versen hat sich Oldecop das wichtigste Zeugnis für das Fortleben unsers Gedichtes (nach Sen. epist. 114) entgehen lassen: Anth. 629 (Gedicht auf Fortuna) heißt es v. 9 *haec aufert iuvenes ac retinet senes, iniusto arbitrio tempora dividens*: hier werden also sowohl *sustinet* wie *iniquis* als richtig bestätigt, wie schon Heinsius gesehen hat.

cedis et incassum tua nomina, Druse, levantur
ultima sit fati haec summa querela tui

Oldecop meint (S. 21 f.) 'quid illud *levantur* sit, nullo modo intellegi potest' und auch Leo hat sich verlocken lassen, des Heinsius törichte Konjektur *legantur* anzunehmen. Das Richtige hatte längst Scaliger gesehen, der anmerkte: 'Incassum et frustra consul inscriberis. infra 139 *Nunc primum aspiceris consul victorque parenti: sic mihi, sic miserae nomina tanta refers?*' Nur hat er nicht erkannt, daß *ultima* zu *nomina* gehört: „Du gehst dahin, o Drusus, und vergeblich wird dein Name, wo er zum letzten Male öffentlich erscheint, (durch den Titel Konsul) auf eine höhere Ehrenstufe erhoben (vgl. 140 *nomina tanta*): diese Klage soll als die heftigste über Dein Geschick gelten." Es ist klar, wie die Interpolation in *Hl* mit *in longum* dem Gedanken direkt die Spitze abbricht; in *l* ist dann noch weiter verkehrt das höchst nötige *haec* gestrichen worden. — Ebenso arg mißverstanden hat der Interpolator v. 78 *iste potest implere dolor vel saecula tota et magni luctus obtinuisse locum*: der Schmerz um Drusus wird in Generationen unvergessen bleiben und in den Annalen die Stelle eines *magnus luctus* haben, d. i. eines luctus publicus mit allen Feierlichkeiten eines solchen; vgl. v. 66 *luctus ut in Druso publicus ille fuit*: dieser klare Sinn wird durch *magnum* in *Hl* vollständig verdunkelt. — Eine gute alte Konstruktion hat der Interpolator beseitigt v. 445, wo er statt *emissus nebulosum litus Averni* einsetzte *nebuloso in litore*; aber *emitti* ist hier mit dem Akk. verbunden wie andernorts *egredi exire exitare* (Catull. 17, 24) *evehi* (Culex 107), vgl. C. F. W. Müller, Syntax d. Nom. u. Akk. S. 135 f. — Bei dieser Lage der Dinge wird niemand geneigt sein mit Oldecop v. 240 die Lesung von *Hl*, die lautet *Impia quae certo pollice pensa trahunt*, als echte alte Überlieferung zu betrachten gegenüber der ganz unanstößigen Form des Verses in den andern Hss *pollice quae certo pensa severa trahunt.*

Ich füge noch ein paar Bemerkungen zu andern Stellen bei. Eine Verschiedenheit der Verstechnik gegenüber Ovid

weisen die Stellen auf v. 34 *collaque et os⟨que⟩ oculosque illius ore premam* und 76 *ultima: sit fati haec summa querela tui*: solche Elisionen in der Mitte des Pentameters werden nach Tibull und Properz sonst gemieden: vgl. L. Müller, de re metr.[2] 362. Auch die Elision von *-am* in der zweiten Pentameterhälfte v. 158 *hanc animam ore pio* ist schwerer als was Ovid an diesen Stellen zuläßt. — V. 118 haben die alten Ausgaben falsch hinter *defluit* interpungiert: das hat Leo zu der falschen Konjektur *ex silva* statt *exigua* veranlaßt und Oldecop verschlechtert das Ganze noch, indem er hinter *mora* ein *est* einfügt (er scheint *siquă* als Abl. gefaßt zu haben). Zu verstehen ist

in vires abiit flendi mora: plenior unda,
defluit exigua siqua retenta mora.

Die Pause im Weinen verstärkt nur den weiteren Strom der Tränen: ein Bächlein ist voller, wenn es abfließt, nachdem es vorher von einem wenn auch kleinen Hindernis zurückgehalten worden war. — V. 172 hat Oldecop gegenüber Baehrens und Gorallus richtig verstanden, nur nicht gesehen, daß allerdings eine kleine Änderung nötig ist:

abstulit invitis corpus venerabile frater
et Drusum patriae quod licuitque dedit

Tiberius hat den Leichnam den Soldaten, die ihn im Felde verbrennen wollten, entzogen und den Drusus oder doch, was er von ihm zu geben vermochte (d. h. nur seine Leiche), dem Vaterlande gegeben: also nicht *quod licuitque* (vergeblich umschreibt Oldecop das 'et quidem quantum . . . licuit') sondern zu lesen *quod licuitve*. — V. 233 hat zuerst Baehrens an der Überlieferung *amnes* Anstoß genommen: Oldecop folgt einer ganz übereilten Konjektur von Fr. Leo und setzt *nos* ein. Keiner hat bedacht, daß wenn Mars zum Tiber sagt *quamquam amnes decet ira, tamen Tiberine quiescas*, der Dichter an den Zorn des Flußgottes Xanthos-Skamandros über das Gemetzel des Achilleus in seinen Fluten erinnern will: vgl. Il. 21, 136 *ποταμὸς δὲ χολώσατο κηρόθι μᾶλλον*, 146 *Ξάνθος, ἐπεὶ*

κεχόλωτο δαϊκταμένων αἰζήων, 212 *χώσαμενος*, 306 usw. Also meint Mars: berühmte Flüsse haben an sich schon ein Recht darauf in Zorn zu entflammen.

VIII. Ich hatte nicht erwartet, daß nach den Vorarbeiten und Ausgaben von Bücheler, Baehrens und Heraeus sich für den Text der **Priapea** noch unmittelbar aus den Hss etwas Förderliches ergeben würde. Bekanntlich ist die Überlieferung schlecht: eine einzige Karolingerhs liegt uns in zwei Abschriften der Humanisten und ihren Kopien vor. Die eine dieser Abschriften ist von Boccaccio selbst geschrieben (Florenz, Laur. 33, 31; vgl. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini etc., Florenz 1905, S. 41); aber gerade diese wichtige, von Baehrens zuerst herangezogene Hs ist von ihm nicht genügend genau verglichen worden, wie sich aus den für mich gefertigten Photographien deutlich ergibt. Die Hs (ich nenne sie mit Baehrens *A*) hat 19, 3 das richtige *motat*, von Baehrens nach Forbergers Konjektur eingesetzt, während Bücheler-Heraeus aus der Glosse der andern Hss *movet* die Vulgata *movit* angenommen haben, obwohl das Perfektum gänzlich unangebracht ist. Ebenso gibt *A* in 9, 2 das richtige *Quere*: den notwendigen Imperativ hatten L. Müller und Bücheler aus *Qu(a)ero* der übrigen Hss durch Konjektur hergestellt. — So verdienen die Stellen, an denen *A* von diesen Hss (*B*) abweicht, eine scharfe Nachprüfung. Ich meine, wir können **9, 1** das in *A* überlieferte Partizip im Vokativ *requirens* ruhig beibehalten (so gut wie 1, 1 *lecture . . . pone*), also lesen

Cur obscaena mihi pars sit sine veste, requirens
quaere, tegat nullus cur sua tela deus

Die Abweichungen in *B*, nämlich *requiris* und *quaero* hängen miteinander zusammen: als *quaere* in *quaero* verderbt war, war das Partizip *requirens* sinnlos und wurde in *requiris* geändert. — Einschneidender war die Änderung in *B* **15, 4**. Priap hatte gedroht: Wer diesen Acker bestiehlt, *is me sentiet esse non spadonem.* Den Dieb dünkt die Strafe nicht eben unangenehm

(der gleiche grobe Scherz Verg. Priap. 2, 19), nur daß andere darum wissen könnten, geniert ihn.

dicat forsitan haec sibi ipse: 'nemo
hic inter frutices loco remoto
percisum sciet esse me'

so Baehrens, Bücheler, Heraeus mit *B*; aber *A* gibt folgendes:

dicat forsitan hoc: 'tibine quisquam
hic inter frutices loco remoto
percisum sciat esse me?'

Der Witz bleibt der gleiche: dem Dieb ist die Drohung mit der mentula an sich gar nicht fürchterlich (*velim pol* heißt es bei Vergil), so fragt er, halb einladend: 'Sollte irgend jemand etwas davon wissen können, daß ich von dir hier vorgenommen worden bin?', aber Priapus schneidet die Hoffnung mit dem Witze ab *magnis testibus ista res agetur.* Die Fassung in *A* hat also vor der in *B* das voraus, daß der Gedanke durch *tibi* in eine versteckte Aufforderung verfeinert ist. Das plumpere *nemo* ist offenbar verdeutlichend interpoliert worden: als Reste der ursprünglichen Lesung zeigen sich in einzelnen Hss der Klasse *B* noch *tibi* und *sciat*, die augenscheinlich erst mit der Zeit wegen der Interpolation *ipse nemo* in *sibi* und *sciet* geändert worden sind. — Auch **20, 5** ist unstreitig die Lesung von *A* nämlich *invicti* (auch im Laur. 39, 34) besser als *invicta* in dem Verse: *Herculis armata est invicti dextera clava.* — Weiter **25, 2** haben noch alle Ausgaben die richtige in *A* zu findende Lesung beiseite gelassen

Hoc sceptrum, quod ab arbore est recisum
nulla et iam poterit virere fronde

das ist glatt und gut, und nicht den mindesten Grund gibt es, weshalb, da *et* in Klasse *B* aus Versehen ausgelassen worden ist, zu lesen wäre *ab arbore ut recisum est* (so Bücheler, Heraeus) oder *quod ubi arbore est recisum* (so Baehrens).

An einigen andern Stellen darf auch nach Bücheler noch Heil bei der Konjektur gesucht werden. So **19, 3**

Hic quando Telethusa circulatrix
quae clunem tunica tegente nulla
extis satius altiusve motat,
crisabit tibi fluctuante lumbo?
haec sic non modo te, Priape, posset,
privignum quoque sed movere Phaedrae.

In der Beschreibung des obscönen Tanzes ist längst (schon Hss) gesehen, daß *satius* aus *altius* verderbt ist und *altiusue* aus *altiusque*; über *motat* (so *A*, *mouet B*) sprach ich oben, aber *extis* hat bislang noch jeder Erklärung und Änderung gespottet: man sehe Bücheler opusc. I 336, der selbst ernsthaft an *coxis* oder eher noch an *sistris* dachte. Ich glaube, daß einfach *exos altius altiusque motat* zu lesen ist; *exossem* schlug schon Forberg vor, aber es paßt nicht zu *clunem*; zu vergleichen ist Apul. met. 1, 4 *puer in mollitiem decorus insurgit inque flexibus tortuosis enervam et exossam saltationem explicat* und apol. 74 *in iuventute saltandis fabulis exossis plane et enervis*, wo freilich das Wort, wie es äußerlich in *exossus* erweitert ist, so auch schon übertragen steht, während wir es im Priapeum noch eigentlich etwa zu nehmen haben 'als ob sie keine Knochen hätte'. Es versteht sich leicht, wie in Unciale oder auch in Minuskel die vulgäre Schreibung EXUS zu EXTIS verlesen werden konnte. Metrische Bedenken aber braucht das Wort hier nicht zu machen. Es könnte ja die Geltung eines Spondeus haben, da es aus †*exost-s* entstanden ist; aber die Erhaltung der Positionslänge solcher Silben ist nur unter dem Ictus wahrscheinlich wie bei *pulvís* oder *cinís* (Cons. Liv. 163), bei *pariés*, *ariés* usw.; so haben wir, wie noch niemand gesehen hat, *ós* in der Tat in dem bisher auch noch nirgend richtig edierten Verse Ovid Nux 95 *lamina mollis adhuc tenet os in lacte quod intro est* (das ist nämlich die Lesung des cod. Florentinus) 'die noch weiche Schale hält den Kern in dem Milchsafte, der drinnen ist'; aber *éxos* steht mit dieser Betonung als Trochäus bei Lucr. 3, 721, wo man freilich *et* streichen könnte, und Seren. med. 670. So werden wir es auch

*

hier zu messen haben: die Basis des Verses hat dann freiere Form wie noch 4, 2 *dicans.*

Was zu **46, 6** an Denkbarem und Undenkbarem versucht worden ist, hat besprochen Bücheler opusc. I 344: Priap wünscht der alten welken Vettel nach der Überlieferung an *Manes hic licet ut libenter ires.* Ich meine, die Besserung liegt nicht allzu fern: *Manes hinc, licet ut liberet, ires* mit kühnerem Akkusativ (vgl. Landgraf, Archiv f. l. Lex. 10, 396) wie *Τάρταρον ἱκάνειν*: 'möchtest du doch, ganz wie es dir beliebte, zur Hölle fahren': der Irrealis besagt, daß für Erfüllung des frommen Wunsches leider wenig Aussicht vorhanden ist: sie wird ihn schon weiterhin quälen.

62. Daß der Archetypus Lücken aufwies, hat Bücheler erkannt (opusc. I 359); die Ausgaben machen nicht darauf aufmerksam, daß dies Distichon so, wie es vorliegt, unmöglich ein Priapeum ist: gewiß ist es nur der Schluß eines kurzen Gedichtes, in dem Priapus sich über die riesige Hitze der Hundstage beklagte und sein Amt als Wächter des Gartens niederlegte. Ich glaube, daß auch an der verzweifelten Stelle

63, 18 *quae tot figuras quas Philaenis enarrat*
non inventis pruriosa discedat

wir ohne Annahme einer Lücke nach *enarrat* nicht auskommen: weder *tot* hat eine genügende Beziehung noch der Konjunktiv *discedat* eine regierende Konstruktion. Das Wort *pruriosa* aber kann ich nicht für echt halten: die Bildung ist für diese gute Zeit nicht glaublich, es wird aus *pruriginosa* verderbt sein, und das hat sicher am Anfang eines Verses gestanden, sodaß also die vier letzten Worte überhaupt die Anfangswörter von vier sonst verlorenen Versen darstellen könnten.

68, 18. In der überaus witzigen Parodie der Homerischen Gedichte im Sinne Priaps heißt es

nobilis hinc nata nempe incipit Ilias ira
principiumque sacri carminis illa fuit

Daß nach den vorhergehenden verschiedenen Feminina *amica, cithara, ira* das nackte *illa* glatt als *mentula* verstanden würde,

wie der Sinn es verlangt, konnte der Dichter schwerlich erwarten; Baehrens war mit *ile* auf dem richtigen Wege; aber der kein Schmutzwort scheuende Witzbold hat wohl *hilla* geschrieben, was schon Laber. mim. 21 *adulescenti nostro caedis hillam*, freilich von der pedicatio, gesagt hatte. Ganz sicher aber ist mit *A* das *que* einzusetzen, das die Ausgaben mit *B* alle weglassen.

Noch ganz unverstanden ist die Erzählung **70, 3**

Illusit mihi pauper inquilinus:
cum libum dederat molaque fusa
quarum partibus abditis in ignem
sacro protinus hinc abit peracto.
vicini canis huc subinde venit
nidorem, puto, persecuta fumi,
quae libamine mentulae comeso
tota nocte mihi litat rigendo.

Zunächst muß einmal, wie ich es oben getan, stärker hinter v. 1 interpungiert werden, was die Ausgaben unterlassen haben; die Konstruktion ist *cum libum dederat et molâ fusâ, abditis partibus, sacro peracto abit.* Aber die Erklärung ist unmöglich, solange wir das überlieferte *quarum* nicht verbessert haben: Bücheler hat versucht *quorum* (opusc. I 356), später *quadrae*, vergeblich. Wovon wird der Hund angelockt? *nidore fumi.* Das ist schwerlich der Duft von *libum* und *mola*, auch wenn sie geröstet sind. Er frißt dann *libamen mentulae*, die dem Gotte geweihte Gabe auf. Es muß also wohl etwas für den Hund Verlockenderes vorhanden gewesen und mit *quarum* genannt gewesen sein. Kurz, ich vermute, *quarum* ist verderbt aus *quarnum* und dies war provinziale Schreibung für *carnum*: Fleischstückchen hatte der inquilinus dem libum und der mola *in ignem* zugefügt (lies *additis* mit Wratislaw. u. a.). Nun lehrt freilich die Grammatik traditionell, der Gen. Plur. von *caro* heiße *carnium* (Neue, Formenlehre I^{3} 422), aber *carnium* ist nicht belegt vor Plin. nat. 32, 37 (fehlt bei Neue) und dann Tert. Vulg.; die organisch richtig gebildete Form *carnum* dürfen wir also einem Zeitgenossen des Ovid ruhig zutrauen.

Besprochene Stellen:

	Seite		Seite
Horaz epod. 15, 15	3	Eleg. Maec. 1, 10	14
carm. 1, 20, 1	7	51 ff.	16
Cons. Liv. 75	20	Priap. 9, 1	23
78	21	15, 4	"
118	22	19, 3	25
172	22	20, 5	24
233	22	25, 2	24
240	21	46, 4	26
284	10	62	"
361	12	63, 18	"
445	21	68, 18	"
		70, 3	27

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 5. Abhandlung

Die zweite Dekade der Rasavāhinī

von

Magdalene und Wilhelm Geiger

Vorgelegt am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 5. Abhandlung

Die zweite Dekade der Rasavāhinī

von

Magdalene und **Wilhelm Geiger**

Vorgelegt am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Vedehathera, der Verfasser der Rasavāhinī, gehört dem 13. Jahrh. n. Chr. an, also der Zeit der Nachblüte der Pāli-Literatur. Wir dürfen an sein Werk daher nicht den Maßstab anlegen, wie an die Arbeiten eines Buddhaghosa oder Dhammapāla.

Inhaltlich verraten die Erzählungen der Rasavāhinī, trotzdem sie auf älteren Originalen beruhen, schon die völlig der äußerlichen Werkgerechtigkeit zugewendete Denkweise der späteren Buddhisten. Gewisse vom Buddhismus besonders hochgehaltene Tugenden werden mit einer in das Ungesunde gehenden Übertreibung gepriesen, weniger freilich um ihrer selbst willen, als wegen des Lohnes, den man dafür in diesem oder einem künftigen Dasein erwartet. Der Anklang an das Volkstümliche, der uns die Erzählungen des Jātaka-Buches in der Mehrheit so anziehend macht, fehlt in denen der Rasavāhinī.

Äußerlich hebt der Stil sich sehr merkbar ab von dem der Pāli-Klassiker. Im allgemeinen ist die Diktion einfach und verständlich. Aber man hat das Gefühl, daß die Einfachheit auf einem gewissen Mangel an Ausdrucksfähigkeit beruht. Die Gewandtheit in der Handhabung der Pāli-Sprache ist nicht mehr auf voller Höhe. Der Autor vermeidet nach Möglichkeit verwickeltere Konstruktionen. Wo er sich an ihnen versucht oder ihnen nicht ausweichen kann, wird seine Diktion unklar und schwerfällig. Es fehlt die krystallene Durchsichtigkeit und monumentale Einfachheit der Sprache Buddhaghosas. Man stößt bei Vedehathera mitten in sonst leicht verständlichen Stücken immer wieder auf einzelne kniffliche Partien, die den Fluß der Darstellung hemmen. Selbstverständlich ist manches davon auch der schriftstellerischen Individualität Ve-

dehatheras zuzuschreiben. Die Sprache der Rasavāhinī wird auch heutigen Tages durchaus nicht als mustergiltig angesehen.

Immerhin liegt in der Besonderheit des Stiles, der sich in der Prosa wie in den Versen geltend macht, ein eigenartiger Reiz. Er wird noch erhöht durch die Wahrnehmung des Einflusses, den unverkennbar das Singhalesische auf das Pāli der Rasavāhinī und verwandter Werke ausgeübt hat. Auch an sie schließen sich interessante Probleme an: die Frage nach den Quellen vor allem, aus denen sie geschöpft haben, die Frage nach den Gedankenkreisen und der Anschauungswelt, die in ihnen zutage treten, im Gegensatz zu der Blüteperiode des Buddhismus, und die Frage nach dem Verhältnis ihrer Sprache zu der der klassischen Zeit. Man muß also auch diesen jüngeren Erzeugnissen der Pāli-Literatur Beachtung schenken, um deren Entwickelung in ihrem Auf und Ab zu verstehen.

Von den Erzählungen der Rasavāhinī sind bis jetzt die der ersten Dekade von europäischen Gelehrten in Text und Übersetzung zugänglich gemacht worden: Nr. 1—4 schon von Spiegel in den Anecdota Pâlica (Leipzig 1845), Nr. 5—6 von Sten Konow in der ZDMG. 43. 1889, S. 297 ff., Nr. 7—10 von Pavolini im Giornale Soc. As. Ital. VIII. 179 ff., X. 175 ff.[1]). Hieran reihen wir nun die Geschichten der zweiten Dekade.

Zur Feststellung des Textes standen uns folgende Materialien zur Verfügung:

1. K: Abschrift der betreffenden Stücke aus dem bekannten vom 25. Sept. 1812 datierten Kopenhagener Manuscript Codex Palicus XXXVIII—XXXIX (Westergaard). Die Abschrift der ersten neun Erzählungen hatte einer von uns vor Jahren angefertigt. Die Kopie der zehnten Erzählung verdanken wir den Herrn Dines Andersen und Helmer Smith. Es sei den beiden verehrten Fachgenossen an dieser Stelle der herzlichste Dank für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen ausgesprochen.

[1]) Dines Andersen, Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning No. 6 (Kopenhagen 1891) hat die Stücke I. 9, IV. 1, V. 4, XI. 4 und 5, II. 5 übersetzt.

2. C: Colomboer Ausgabe der „*Rasavahini*, by Rt. Venerable *Vedeha* Maha Thera“ von Saraṇatissa, part 1, 1901, S. 26—46.

Hiezu kommt noch für die Verse 3. S: Text des Saddharmālaṅkāra, der singhalesischen Bearbeitung der *Rasavāhinī* von Dhammakitti, hrsg. von Nāṇissara und Sārānanda (voll. 1907). In diese Bearbeitung sind die Verse in Pāli aufgenommen.

Wir haben uns zunächst grundsätzlich an K angeschlossen, da die Colomboer Ausgabe den Eindruck erweckt, als sei der Text in ihr stark normalisiert. Eine Durchsicht der Noten läßt dies leicht erkennen. Hier nur ein paar Beispiele. In 1. 45 steht die merkwürdige Form *kulūpikaṃ paribbājikaṃ*. Das Wort *kulūpaka*, Nbf. zu *kulūpaga*, ist da wie ein Adj. auf *-aka*, fem. *-ikā* behandelt. Wir müssen dergleichen dem Verfasser der Rasavāhinī zugute halten. Die Col. Ausg. ändert (I, S. 28 l. Z. — 29[1]) in *kulūpagaṃ paribbājakaṃ*. In 46 hat sie aber dann doch nicht *paribbājako*, sondern *paribbājikā* (S. 29[1])!

In 1. 87 läßt die Col. Ausg. (S. 30[14]) die Worte *sā evaṃ vadi* weg, offenbar aus dem Grunde, weil am Schlusse der or. recta *ti āha* steht. Allein die zweimalige Setzung des verb. dic., vor und hinter den angeführten Worten, ist dem Stile Vedehas nicht fremd. So steht in 3. 14 vor der Rede *āha* und nach ihr *āṇāpesi*. Hier hat auch die Ausg. (S. 33[11]) beide Verba stehen lassen. Ebenso ist 3. 17 *āha* zweimal gesetzt, wie auch in der Ausg. S. 33[16, 18]. In 5. 13 steht vor der Rede *kathento* und am Schlusse *ti āha*, wo wieder die Ausg. (S. 37[8]) das erstere Verbum streicht.

Das Bestreben, die geläufige Form statt der ungewöhnlichen einzusetzen hat auch in 7. 22 den Herausgeber (S. 40[29]) veranlaßt, *muñcāpesuṃ* zu schreiben. Er versteht also den Satz aktivisch „sie entließen Gazellen und Vögel aus der Haft“. In K steht *muñciṃsu*. Das ist die lectio doctior. Die passivische Bedeutung von *muñcati* „wird frei“ ist immerhin so häufig bezeugt, daß eine Korrektur in *muccati* kritisch nicht zu recht-

fertigen wäre. Vgl. JāCo. I. 427[27], 434[1, 19] (dagegen *muccissāma* auf Z. 20), VI. 4[12] usw. Schon Dh. 127 steht *muñceyya pāpakammā* (allerdings *mucceyya* in der Ranguner Ausg.). Die Vermittelung bilden vielleicht Formen wie *mokkhanti* (Dh. 37), in denen skr. *mokṣyanti* und *-nte* zusammenfallen müssen, jenes mit aktiver, dieses mit passiver Bedeutung.

Was die Verse betrifft, so stimmt im allgemeinen hier C mehr zu S, als zu K. Es ist aber kaum gerechtfertigt, daraus einen Schluß auf die größere Verlässigkeit des Textes in C gegenüber dem von K zu ziehen. Die Verse in S machen genau in der gleichen Weise den Eindruck mehr oder weniger willkürlicher Normalisierung wie der Text in C überhaupt. Es ist auch wohl möglich, daß der Herausgeber der Rasavāhinī bei der Wiedergabe der Verse sich einfach an die 1889 gedruckte Edition des Saddharmālaṅkāra angeschlossen hat, statt handschriftlicher Autorität zu folgen. Die Ansprüche, die wir an kritische Ausgaben stellen, dürfen an die Colomboer Ausgaben überhaupt nicht gestellt werden. Ihr Verdienst liegt darin, daß sie die Texte uns zunächst einmal zugänglich machen.

Darum ziehen wir z. B. in 7. II die Lesung *disass' evaṃ* in K der Lesung von CS *evaṃ 'sādhussa* vor. Jene enthält den ungewöhnlicheren Ausdruck (*disa* im Sinne von „Bösewicht"); diese macht den Eindruck einer Textverbesserung oder Verdeutlichung. Ebenso beurteilen wir in 8. II die Lesung *attani kataṃ* in CS, die überdies das Metrum stört, statt *attanikaṃ* in K. Der Sinn ist, wenn wir K folgen, offenbar der, daß auch Tiere die Bedeutung des persönlichen Verdienstes kennen. Sie wissen, daß es ihnen zu einer besseren Existenz verhilft. Darum hat der Hund in der Geschichte sich dankbar erwiesen. Für alle Lebewesen aber, insbesondere für die Menschen ergibt sich daraus die Lehre, Tugend zu üben.

In 2. III ist in *parisuddhehi vitānasamalaṃkataṃ* das Attribut syntaktisch auf das Vorderglied des Compositums bezogen. Vgl. dazu als Analogie die Anm. zu 4. 4. Die Herausgeber von C und S nahmen daran begreiflicherweise Anstoß und änderten den Text einfach in *vitānehi alaṃkataṃ*. Jenes

ist ohne Zweifel die lectio difficilior. Wäre von Anfang an *vitānehi* im Text gestanden, so wäre die Verderbnis zu *vitānasamalaṃkataṃ* schwer zu erklären.

In 3. VIII und 6. IV macht es den Eindruck, als seien die Varianten in CS (dort *pure* für *nagare*, hier *vācā* für *vacasā*) nur zur Verbesserung des Metrums eingesetzt. Pādas mit überzähliger Silbe sind jedoch in diesen jüngeren Versen nicht ungewöhnlich. Wir sind daher auch hier bei der Lesung von K geblieben.

Die Richtigkeit unseres Grundsatzes, daß K für die Herstellung des Textes in erster Linie maßgebend ist, mag vielleicht bestritten werden. Immerhin glauben wir, daß es wünschenswert ist, überhaupt einen bestimmten textkritischen Grundsatz aufzustellen. Das ist jedenfalls besser, als der Eklektizismus, der leider in vielen Ausgaben der PTS herrscht.

Selbstverständlich geben wir zu, daß auch der Text von K durchaus nicht fehlerfrei ist. Schreibversehen scheinen uns vorzuliegen in 1. XII (*sahasākhandho* für *-aḍḍho*), in 1. XVI (wo S das zweifellos richtige *'vanipo* hat), in 2. IV (*avhento* für *-ntā*, an das folgende *sudhāsino* angeglichen) usw. Man kann daher auch zweifeln, ob in 6. V *katavedino* nicht doch bloß Schreibfehler für *-vediko* ist (so CS), weil 8. I auch in K *-vediko* steht. Die Form *katavedino* wäre ein Sg. N., den wir nach Bildungen wie Pl. N. *verinā* DhCo. II 37[1], Pl. Acc. *palokine* Th 2. 101 (Geiger, Pāli-Gramm. § 95) zu beurteilen hätten.

Über unsere Übersetzung können wir uns kurz fassen. Die vorliegenden Erzählungen der Rasavāhinī bieten inhaltlich nur einen recht mäßigen ästhetischen Genuß. Es hätte also wenig Zweck gehabt, auf Flüssigkeit und Eleganz der Sprache das Hauptgewicht zu legen. Wir begnügten uns vielmehr mit dem Versuch, eine philologisch korrekte und dabei verständliche Übersetzung zu liefern. Möge uns das, wenigstens in der Hauptsache, gelungen sein.

Text.

1.

Nandirājassa vatthumhi[1]) ayam ānupubbī kathā.

1 Ito kira kappasatasahassamatthake Padumuttaro nāma
satthā loke udapādi sadevakaṃ lokaṃ saṃsārakantārā uttā-
2 rento. tasmiṃ kira samaye eko kuṭimbiko[2]) satthu dhamma-
desanaṃ sutvā pasannamānaso buddhapamukhaṃ saṃghaṃ[3])
nimantetvā mahādānaṃ sajjetvā attano bhavanaṃ devabha-
vanam iva alaṃkaritvā buddhārahaṃ mahāsanaṃ paññāpetvā
gantvā bhagavantaṃ yāci »kālo 'yaṃ bhante bhagavato bhat-
3 taggassa upasaṃkamanāyā« ti. atha bhagavā bhikkhusaṃ-
ghaparivuto mahatā buddhānubhāvena gantvā nisīdi paññatta-
4 varabuddhāsane. tato kuṭimbiko haṭṭho udaggo sapariso bha-
gavantaṃ parivisati anekehi madhurannapānādīhi.
5 Tadā tassa bhagavato sāsane dhutaṅgadharānaṃ aggo
Vasabhatthero nāma mahāsāvako sapadānavattena piṇḍāya pari-
6 cariyamāno[4]) tassa kuṭimbikassa gehadvāre aṭṭhāsi. atha so
theraṃ disvā »bhante satthā anto gehe nisinno tumhe pi pavi-
7 sathā« ti yāci. thero apavisitvā va agamāsi. kuṭimbiko bha-
8 gavantaṃ upasaṃkamitvā tam atthaṃ vatvā »kiṃ bhante
sadevake loke bhagavato pi uttaritaro guṇena saṃvijjatī« ti
9 āha. ath' assa puttopamaṃ dassetvā therassa guṇe vaṇṇento
evam āha:

pālenti nimmalaṃ katvā pātimokkhādisaṃvaraṃ |
samādinnadhutaṅgā ca appicchā munisūnavo. || I ||
niccam antakayuddhamhi naddhā yodhā va dappitā |
puññānaṃ[5]) vatthubhūtā te devamānusakādinaṃ. || II ||
dhārem' ahaṃ vaṇṇavantaṃ sīveyyam pi ca cīvaraṃ |
buddhaputtā mahānāgā na dhārenti tathāvidhaṃ. || III ||
dhārenti te paṃsukūlaṃ saṃghāṭetvā pilotike |
vaṇacchādanacolaṃ[6]) va icchālobhavivajjitā. || IV ||

[1]) Nandirājavatthumhi K. [2]) kuṭumbiko C ständig. [3]) bhikkhusaṅ-
ghaṃ C. [4]) So K; caramāno C. [5]) So C, S; puññatthānaṃ K. [6]) vana°
°colaṃ K.

sādiyāmi sadāham bho upāsakanimantanaṃ |
n' eva sādhenti[1]) saṃbuddhaputtopāsakayācanaṃ. V
sapadānena yaṃ laddhaṃ lūkhaṃ vāpi paṇītakaṃ |
tena tussanti me puttā rasagedhavivajjitā. VI |
nipajjāmi[2]) ahaṃ sādhu saṃthate sayane subhe |
na te seyyaṃ pakappenti[3]) saṃsārabhayabhīrukā |
ṭhānāsanena gamanena kappenti iriyāpathaṃ [4]) VII
nekabhūmisamākiṇṇapāsādesu vasām' ahaṃ. |
buddhaputtā tathā channaṃ na kadāci pavisanti te VIII
rukkhamūle susānasmiṃ abbhokāse ramanti te |
bhāvetvā bhavanāsāya hetuṃ bhāvanam uttamaṃ. IX
ahaṃ gāme vasissāmi pāpento janataṃ sivaṃ |
ramanti[5]) mama puttā te patthasenāsane[6]) 'kakā. X
tesaṃ vantataro[7]) santo thero 'yaṃ Vasabho mahā |
dhutapāpo dhutaṅgaggo ñāto 'yam mama sāvako[8]) ti. XI |

Evaṃ bhagavā sahatthaṃ[9]) ukkhipitvā candamaṇḍale paharanto viya therassa guṇe pakāsesi. 10 tato so tassa guṇakathaṃ 11 sutvā sayam pi taṃ ṭhānantaraṃ kāmayamāno »yan nūnāhaṃ anāgate aññatarassa sammāsaṃbuddhassa sāsane dhutaṅgadharānaṃ aggo bhavissāmī« ti taṃ ṭhānantaraṃ patthento bhagavato pādamūle nipajji. satthā taṃ kāranaṃ upaparikkhitvā[10]) 12 »ito[11]) kappasatasahassamatthake Gotamo nāma satthā uppajjissati, tvaṃ tadā dhutaṅgadharānaṃ aggo hutvā Kassapo ti paññāyissasī[12])« ti vyākaraṇaṃ adāsi.

Tato paṭṭhāya so somanasso puññakammaṃ katvā tato 13 cuto devamanussesu devissariyaṃ anubhavanto Vipassī-sammāsaṃbuddhakāle Ekasāṭako nāma brāhmaṇo hutvā mahādānaṃ adāsi. tato cuto Kassapa-sammāsaṃbuddhe parinibbute Bārāṇa- 14 sīnagare Bārāṇasīseṭṭhī hutvā nibbatto dānādīni puññāni katvā tato cavitvā saṃsāre saṃsaranto dasavassasahassāyukesu manussesu Bārāṇasiyaṃ eko kuṭimbiko hutvā nibbatti. so 15

---

[1]) sādenti C. [2]) Die Verse VII—XI fehlen in S. [3]) kappenti K. [4]) Die Zeile ist vermutlich interpoliert. [5]) ramenti K. [6]) panta° C; vgl. Ud. 43[8]: patthañ ca sayanāsanaṃ. [7]) So K; mahantataro C; ? aññataro oder v' aññataro. [8]) sāsane C. [9]) hatthaṃ C. [10]) °kkhipitvā K. [11]) tvaṃ ito K. [12]) °yissatī K.

panāyaṃ kuṭimbiko araññe jaṅghāvihāraṃ viharanto[1a]) pac-
cantime janapade araññāyatane aññataraṃ paccekabuddhaṃ
16 addasa. so ca paccekabuddho tattha cīvarakammaṃ karonto
17 anuvāte appahonte saṃharitvā ṭhapetuṃ[1b]) āraddho. kuṭimbiko
18 taṃ disvā »bhante kiṃ karothā« ti pucchi. so paccekabuddho
19 appicchatāya tena puṭṭho na kiṃci vutto hoti. so »cīvara-
dussaṃ na ppahotī« ti ñatvā attano uttarasāṭakaṃ pacceka-
20 buddhassa pādamūle ṭhapetvā agamāsi. paccekabuddho taṃ
gahetvā anuvātakaṃ āropento cīvaraṃ katvā pārupi.
21 Kuṭimbiko jīvitapariyosāne kālaṃ katvā tāvatiṃsabhavane
nibbattitvā tattha yāvatāyukaṃ dibbasaṃpattiṃ anubhavitvā
tato cavitvā Bārāṇasito tiyojanamatthake[2]) ṭhāne aññatarasmiṃ
22 nagare nibbatti. tassa mātāpitaro Nandīti nāmaṃ akaṃsu.
23 24 tassa satta[3]) bhātaro ahesuṃ. sesā cha bhātaro nānākamman-
25 tesu vyāvaṭā mātāpitunnaṃ posenti. Nandiko pana akammasīlo
26 gehe yeva vasati. tasmā tassa[4]) kujjhanti, mātāpitaro pi Nandi-
27 28 kaṃ āmantetvā ovadanti. so tuṇhī hot' eva. athāparasmiṃ
29 samaye gāme nakkhattaṃ[5]) ghuṭṭhaṃ. tadā so mātaraṃ āha
30 »amma sāṭakaṃ dehi nakkhattaṃ kīḷissāmī[6])« ti. sā dhotavat-
31 32 thaṃ nīharitvā adāsi. »amma thūlaṃ idan« ti. sā aññaṃ
33 34 nīharitvā adāsi. tam pi paṭikkhipi. atha taṃ mātā »tayā
sadise[7]) mayaṃ gehe jātā, n' atthi ito sukhumatarassa paṭi-
35 lābhāya puññan« ti. »labhanaṭṭhānaṃ gamissāmi ammā« ti[8]).
36 »putta ahaṃ ajj' eva tava Bārāṇasīnagare rajjapaṭilābhaṃ
37 icchāmī« ti āha. so »sādhu ammā« ti mātaraṃ vanditvā pa-
dakkhiṇaṃ katvā »ahaṃ gacchāmī« ti vanditvā[9]) pakkāmi.
38 mātuyā pan' assa evaṃ ahosi: »kahaṃ so gamissati[10]) pubbe
39 viya idha vā ettha vā gehe nisīditvā āgacchatī« ti. so pana
puññaniyāmena codiyamāno gāmato nikkhamitvā Bārāṇasiṃ
gantvā senaguttassa gehe paṭivasati.
40 Ath' ekadivasaṃ so tassa kammakarehi[11]) saddhiṃ salla-
panto nisīditvā pacalāyanto supinaṃ addasa: mukhena antaṃ

[1a]) anuvicaranto C. [1b]) ṭhāp⁰ K. [2]) ⁰mattake C. [3]) So in K und C. [4]) tassa sesā k⁰ C. [5]) ⁰tta K. [6]) kīl⁰ K. [7]) atha naṃ mātā āha „tāta yādise usw. C. [8]) gamissamīti ammāti K. [9]) Die Worte ahaṃ gacchāmīti vanditvā fehlen in C. [10]) gamissatīti K. [11]) ⁰kārehi C.

nikkhamitvā sakalaJambudīpe pattharitvā antokucchiyam[1]) eva
pāvisi. pabuddho so bhīto va[2]) mahāsaddam akāsi. atha naṃ 41 42
mahāsenagutto pucchi. Nandiyo »supinaṃ addasan« ti āha. 43
atha tena »kīdisan« ti puṭṭho kathesi. tato senagutto taṃ 44 45
attano kulūpikaṃ paribbājikaṃ[3]) pucchi »ko kassa[4]) vipāko«
ti. paribbājikā[5]) »yadi bho itthī passati sattadivasabbhantare 46
yeva abhisekaṃ labhati, yadi puriso passati tath' eva rājā
hotī« ti kathesi. senagutto tassā taṃ kathaṃ sutvā »imaṃ 47
mama ñātiṃ karomī« ti attano satta[6]) dhītaro[7]) pakkositvā
paṭipāṭiyā pucchi »Nandiyassa[8]) santike vasathā« ti. sesā sabbā 48
na-y-icchiṃsu[9]) »na mayaṃ jānāma etaṃ adhunāgataṃ ku-
lavantaṃ vā akulavantaṃ[10]) vā« ti. atha kaniṭṭhikaṃ pucchi. 49
sā »yassa maṃ mātāpitaro dassanti tesaṃ vacanaṃ na bhin- 50
dissāmī« ti sampaṭicchi. atha senagutto Nandikaṃ pakko- 51
sāpetvā[11]) attano dhītaraṃ datvā tassa mahāsampattim adāsi.

Tato sattame divase Nandiko tattha tattha āhiṇḍanto 52
»rañño maṅgaluyyānaṃ passissāmī« ti gantvā maṅgalasilāpaṭṭe
sasīsaṃ[12]) pārupitvā nipajji. so ca Bārāṇasīrañño kālakatassa 53
sattamo divaso hoti. amaccā ca purohito ca rañño sarī- 54
rakiccaṃ kāretvā rājaṅgaṇe nisīditvā mantayiṃsu »rañño ekā
va dhītā atthi putto pan' assa n' atthi, arājikaṃ rajjaṃ na
tiṭṭhati phussarathaṃ[13]) vissajjessāmā« ti. te kumudapattavaṇṇe 55
cattāro sindhave yojetvā setacchattapamukhaṃ pañcavidharāja-
kakudhabhaṇḍaṃ rathasmiṃ yeva ṭhapetvā rathaṃ vissajjetvā
pacchato turiyāni paggaṇhāpesuṃ[14]). ratho pācīnadvārena nikkha- 56
mitvā uyyānābhimukho ahosi. »paricayena uyyānābhimukho ga- 57
cchati nivattemā« ti keci āhaṃsu. purohito »mā nivārayitthā« 58
ti āha. ratho kumārakaṃ padakkhiṇaṃ katvā ārohanasajjo 59
hutvā aṭṭhāsi. purohito pārupaṇakaṇṇaṃ apanetvā pādatalāni 60
olokento »tiṭṭhatu ayaṃ dīpo, dvisahassadīpaparivāresu catusu

1) °kucchiṃ C. 2) va fehlt in C. 3) kulūpagaṃ paribbājakaṃ C. 4) ko tassa C. 5) Hier hat C paribbājikā! 6) santa K. 7) dhī-tare C. 8) Nandikassa C. 9) na icchiṃsu C. 10) dukkulavantaṃ C. 11) °kkositvā C. 12) °silātale paṭṭe sīsaṃ K. Vgl. JāCo. II. 88³. 13) pussa° K. 14) paggayhāpesuṃ K.

mahādīpesu ekarajjaṃ kāretuṃ[1]) samattho« ti vatvā tassa
61 dhitiṃ upadhāretuṃ turiyāni[2]) paggaṇhāpesi. atha kumāro
mukhaṃ vivaritvā oloketvā »kena kāraṇena āgat' atthā« ti āha.
62 63 »deva tumhākaṃ rajjaṃ pāpuṇī« ti[3]). »rājā kahan« ti.
64 65 66 »devattaṃ gato sāmī« ti. »kati divasā atikkantā« ti. »ajja
67 68 sattamo divaso« ti[4]). »putto vā dhītā vā n' atthī« ti. »dhītā
69 atthi deva putto na vijjatī« ti. »tena hi kāressāma rajjan« ti.
70 te tāvad-eva abhisekamaṇḍapaṃ kāretvā rājadhītaraṃ sabbālaṃ-
kārehi alaṃkaritvā uyyānaṃ netvā kumārassa abhisekaṃ akaṃ-
71 su. ath' assa katābhisekassa[5]) satasahassagghanakaṃ vatthaṃ
72 73 ānesuṃ. so »kiṃ idaṃ tātā« ti āha. »nivāsanavatthaṃ devā«
74 75 ti. »nanu tāta thūlan« ti[6]). »manussānaṃ paribhogavatthe-
76 su ito sukhumataraṃ n' atthi devā« ti. »tumhākaṃ rājā
77 78 evarūpaṃ nivāsetī[7])« ti. »āma devā« ti. »na maññe puññavā
tumhākaṃ rājā« ti vatvā »handa suvaṇṇabhiṅkāraṃ āharatha
79 80 labhissāmi vatthan« ti. suvaṇṇabhiṅkāraṃ āhariṃsu. so uṭṭhāya
hatthe dhovitvā mukhaṃ vikkhāletvā hatthe[8]) udakaṃ ādāya
81 puratthimadisāya abbhukkiri. tāvad-eva ghanapaṭhaviṃ bhin-
82 ditvā soḷasa kapparukkhā uṭṭhahiṃsu. puna udakaṃ hatthena
gahetvā dakkhiṇaṃ pacchimaṃ uttaran-ti[9]) catasso pi disā
83 abbhukkiri. sabbadisāsu soḷasa soḷasa hutvā catusaṭṭhi kapparu-
84 kkhāni[10]) uṭṭhahiṃsu. so ekaṃ dibbadussaṃ nivāsetvā ekaṃ
pārupitvā »Nandiyarañño vijite suttakantakā itthiyo mā suttaṃ
kantantū-ti bheriñ[11]) carāpathā« ti vatvā chattaṃ ussāpetvā
alaṃkatapaṭiyatto hatthikkhandhavaragato nagaraṃ pavisitvā
85 pāsādaṃ āruyha[12]) mahāsampattiṃ anubhavi. aho tadā pacc-
ekabuddhassa dinnānuvātakammassa[13]) vipāko.

tenāhu porāṇā:

yathā sāsapamattamhā bījā nigrodhapādapo |
jāyate satasākhaḍḍho[14]) mahānīlambudopamo XII

---

[1]) kātuṃ C. Vgl. aber JāCo. III. 239[10]. [2]) C fügt vor turiyāni noch tikkhattuṃ ein. [3]) pāpuṇātīti C. [4]) ti fehlt in K. Die Hdschr. hat so: . . divaso putto vā n' atthīti dhītā atthīti deva putto na usw. [5]) atha tathābhisekassa K. [6]) thūlaṃ ti C. [7]) nivāsesī C. [8]) hatthena C. [9]) -ti evaṃ C. [10]) °rukkhā C. [11]) bheriṃ C. [12]) °dam abhiruyha C. [13]) dinnānuvātakassa C. [14]) So C, S. °sākhandho K.

tath' eva puññakammamhā aṇumhā vipulaṃ phalaṃ |
hotīti appapuññan-ti nāvamaññeyya paṇḍito ti. XIII

Evaṃ gacchante kāle ekadivasaṃ devī rañño sampattiṃ disvā 86
»aho tapasvī[1])« ti kāruññākāraṃ dassesi. »kim idaṃ kim 87
idaṃ[2]) devī« ti[3]) puṭṭhā sā evaṃ vadi[4]) »atimahatī te[5]) deva
saṃpatti[6]) atītam addhānaṃ kalyāṇakatattā[7]), idāni anāgatass'
atthāya kusalaṃ karothā« ti āha. »kassa dassāma? sīlavantā[8]) 88
n' atthī« ti. »asuñño deva Jambudīpo arahantehi, tumhe dānaṃ 89
sajjetha ahaṃ arahante lacchāmī« ti āha. punadivase rājā 90
mahārahaṃ dānaṃ sajjāpesi. devī »sace imissā disāya arahanto 91
atthi idhāgantvā amhākaṃ bhikkhaṃ gaṇhantū« ti uttaraHi-
mavantābhimukhī pupphāni uddhaṃ khipitvā uttarena[9]) nipaj-
ji. atha tāni pupphāni ākāsato gantvā Himavantapadese vasan- 92
tānaṃ Padumavatiyā puttānaṃ pañcasatānaṃ paccekabuddhā-
naṃ jeṭṭhakaMahāpadumapaccekabuddhassa pādamūle patiṃsu.

tathā hi:

Aho passatha bho dāni vimhayaṃ puññakammino[10]) |
acetanāpi pupphāni dūtakammesu[11]) vyāvaṭā XIV
kattukāmena lokasmiṃ sakalaṃ attano vasaṃ |
sabbatthāmena kattabbaṃ puññaṃ paññavatā sadā ti. XV

Tato Mahāpadumapaccekabuddho taṃ ñatvā sesabhātare āman- 93
tesi »mārisā Nandirājā[12a]) tumhe nimantesi[12b]) adhivāsetha tassa
nimantaṇan« ti. te[13]) adhivāsetvā tāvad-eva ākāsenāgantvā 94
uttaradvāre otariṃsu. manussā »pañcasatā deva[14]) paccekabuddhā 95
āgatā« ti rañño ārocesuṃ. rājā saddhiṃ deviyā gantvā vandi- 96
tvā patte gahetvā paccekabuddhe pāsādaṃ āropetvā tattha
tesaṃ dānaṃ datvā bhattakiccāvasāne rājā saṃghattherassa
devī saṃghanavakassa[15]) pādamūle nipajjitvā »ayyā paccayehi
na kilamissantu mayaṃ puññena na hāyissāma amhākaṃ idha-

---

[1]) tapassī C. [2]) C hat kim idaṃ nur einmal. [3]) ti ca C. [4]) sā evaṃ vadi fehlt in C. [5]) atimahate statt °tī te K. [6]) saṃpattīti K. [7]) kalyāṇaṃ katattā C. [8]) °taṃ K. [9]) urena C. [10]) °kammuno CS. [11]) °kiccesu CS. [12a]) Nandiya° C. [12b]) °teti C. [13]) te fehlt in K. [14]) manussasatā deva K. S: manuṣyayō divageṇa gos: rajjuruvanvahansa pansiyayak pasēbuduvarunvahansē avut uturudiga vāsaldora samīpayehi vẹḍasiṭisēkẹyi kiyā rajjuruvanṭa dẹnvūha. [15]) °kassa ca C.

vāsāya paṭiññaṃ dethā« ti paṭiññaṃ kārāpetvā[1]) uyyāne ni-
vāsanaṭṭhānādayo kāretvā yāvajīvaṃ paccekabuddhe upaṭṭhahi.
97 tesu[2]) parinibbutesu sādhukīḷakaṃ kāretvā candanāgaruādīhi
sarīrakiccaṃ kāretvā dhātuyo gahetvā cetiyaṃ patiṭṭhāpetvā
»evarūpānam pi mahānubhāvānaṃ mahesīnaṃ maraṇaṃ[3])
bhavissati kim-aṅga pana mādisānan« ti saṃvegajāto jeṭṭha-
puttaṃ rajje patiṭṭhapetvā[4]) sayaṃ samaṇapabbajjaṃ pabbaji.
98 99 devī pi raññe[5]) pabbajite »ahaṃ kiṃ karissāmī« ti[6]). dve pi
uyyāne vasantā[7]) jhānābhiññaṃ nibbattetvā[8]) jhānasukhena
100 vītināmetvā[9]) āyupariyosāne brahmaloke nibbattiṃsu. te am-
hākaṃ bhagavato kāle brāhmaṇakule nibbattitvā buddhasāsane
101 pabbajiṃsu. tadā Nandirājā[10a]) pana[10b]) dhutaṅgadharānaṃ aggo
Mahākassapatthero nāma hutvā cando suriyo viya[11]) loke pā-
kaṭo hutvā bhagavati parinibbute buddhasāsanaṃ ativiya so-
102 bhesi. bhariyā pi 'ssa Bhaddakapilānī[12]) nāma ahosi.

Datvā pur' eko vipine caranto paccekabuddhass' anuvāta-
mattaṃ |
akāsi raṭṭhaṃ[13]) Kurudīpasobhaṃ mahānubhāvo 'vanipo
ahosi[14]) XVI ||
tumhe va[15]) bhonto khalu sīlavante dadātha dānāni an-
appakāni |
tan-te[16]) patiṭṭhā ca bhavantarasmiṃ cintāmaṇiṃ kappa-
taruṃ va sāran ti XVII ||

Nandirājassa vatthuṃ paṭhamaṃ.

[1]) kāretvā C. [2]) upaṭṭhahitesu K, upaṭṭhahitvā tesu C. [3]) maraṇaṃ mahesinaṃ C. [4]) °ṭṭhāpetvā C. [5]) rañño K. [6]) pabbajitvā wird in C hinzugefügt. Nach der Lesung von K haben wir es mit einem elliptischen Satz zu tun, bei dem samaṇapabbajjaṃ pabbaji aus dem vorhergehenden ergänzt werden muß. [7]) vasanto K. Eine gelehrte Dualbildung? [8]) °ttitvā C. [9]) °mentā C. [10a]) Nandiya° C. [10b]) pana fehlt in C. [11]) cando viya suriyo viya C. [12]) °ḷāni C. [13]) katvā saraṭṭhaṃ C; S und K wie oben. [14]) So S; vanijo ahosi K; vasudhādhipo 'si C. [15]) tumhe ca CS. [16]) taṃ vo CS.

2.

Aññataramanussassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

Ambākaṃ bhagavati parinibbute Pāṭaliputtasamīpe aññata- 1
rasmiṃ gāme aññataro eko duggatamanusso vasati. So eka- 2
divasaṃ[1]) aññataraṃ gāmaṃ gacchanto dve sāṭake nivāsetvā
mahantaṃ aṭaviṃ pāpuṇi. tad-evaṃ gacchantaṃ disvā »etassa 3
vatthaṃ gaṇhissāmī« ti eko coro anubandhi. so dūrato va 4
āgacchantaṃ coraṃ disvā cintesi »aham etassa[2]) palāyituṃ vā
etena saddhiṃ yujjhituṃ[3]) vā na sakkomi, ayam āgantvā
avassaṃ anicchantassāpi me vatthaṃ gaṇhissati mayā pi 'ssa
niratthakena harituṃ na sakkā; dānavasena 'ssa dassāmī« ti
saṃniṭṭhānam akāsi. atha coro āgantvā vatthaṃ[4a]) parāmasi. 5
atha so puriso cittaṃ pasādetvā »imaṃ[4b]) mama vatthadānaṃ 6
bhavabhogasukhatthāya paccayo hotū« ti vatthaṃ datvā duc-
chāditattā mahāmaggaṃ pahāya araññena jaṅghāmaggena
gantvā[5]) āsīvisena daṭṭho kālaṃ katvā Himavantapadese dvāda-
sayojanike kanakavimāne nekaccharāsahassaparivuto nibbatti.
vimānaṃ pan' assa parivāretvā tiyojanike ṭhāne kapparukkhā 7
nibbattiṃsu. so mahantaṃ dibbasaṃpattiṃ disvā somanassaṃ 8
pavedento[6]):

pariṇāmitamattena dānassa sakasantakaṃ |
dadāti vipulaṃ bhogaṃ dibbaṃ issariyaṃ sadā[7]) I
dvādasayojanubbedhaṃ dudikkhaṃ cakkhudūsanaṃ[8]) |
kūṭāgāravarūpetaṃ sabbasovaṇṇayaṃ subhaṃ II
mama puññena nibbatti[9]) nekarāgadhajākulaṃ[10])
tath' eva parisuddhehi vitānasamalaṃkataṃ[11]) III
pāsādapariyantamhi dibbavatthāni lambare |
vāteritā te sobhanti avhentā[12]) va sudhāsino IV
pāsādassa samantā me bhūmibhāge tiyojane |

[1]) so pan' ekadivasaṃ C. [2]) etasmā C. [3]) yuddhituṃ K.
[4a]) vatthakaṃ C. [4b]) ayaṃ K. [5]) gacchanto C. [6]) pavedento āha C.
[7]) varaṃ statt sadā CS. [8]) cakkhumūsanaṃ CS. [9]) nibbattaṃ CS.
[10]) °ddhajā° CS. [11]) vitānehi c' alaṃkataṃ CS. [12]) avhento K.

icchiticchitadātāro jāyiṃsu[1]) surapādapā V
tattha naccehi gītehi vādehi turiyehi ca |
nekaccharāsahassehi modāmi bhavane mama VI
na sammā dinnavatthassa akhette phalam īdisaṃ |
khette sammā dadantassa ko phalaṃ vaṇṇayissatī ti. VII

Evaṃvidham pi kusalaṃ manujo karitvā
pappoti dibbavibhavaṃ munivaṇṇanīyaṃ |
mantvāna bho dadatha dānavaraṃ susīle
saddhāya suddhamanasā 'ssa[2]) visesabhāgī ti. VIII

Aññataramanussassa vatthuṃ dutiyaṃ.

3.

Visamalomakumārassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

1 Atīte kira imasmiṃ Jambudīpe Kassapo nāma sammā-
saṃbuddho pāramiyo pūretvā sabbaññutaṃ patto lokassa du-
kkhāpanudo sukhāvaho paṭivasati lokaṃ nibbānamahānagara-
2 vare paripūrento. tasmiṃ samaye aññataro puriso satthu
dhammadesanaṃ sutvā pasanno bhikkhusaṃghassa dānaṃ dento
sīlaṃ rakkhanto uposathakammaṃ karonto nānāvidhāni puñña-
kammāni katvā suttappabuddho viya gantvā devaloke nibbatti.
3 sabbaratanamaye dibbavimāne devaccharāsahassaparivuto[3]) tattha
yāvatāyukaṃ ṭhatvā tato cuto amhākaṃ bhagavati parinibbute
Jambudīpe Pāṭaliputtanagare āṇācakkavattiDhammāsokamahā-
4 narindassa[4]) aggamahesiyā kucchimhi nibbatti. tassa nāmaṃ
kārentā[5]) sīse visamaṃ lomaṃ[6]) hutvā jātattā Visamalomaku-
5 māro ti saṃjāniṃsu. so kamena viññutaṃ[7]) patto balasaṃ-
panno ahosi, mahāthāmo[8]) abhirūpo ca ahosi, dassaniyyo[9])
pāsādiko yasaparivārasaṃpanno paṭivasati.

---

[1]) jātāsuṃ CS. [2]) 'ssa fehlt in K. [3]) Die Worte sabbaratanamaye bis °parivuto zieht C zum vorhergehenden Satz. Sie machen den Eindruck einer später eingeschobenen Glosse. [4]) anacakka° K. [5]) karonto C, karentā K. [6]) lomaṃ visamaṃ C. [7]) viññātaṃ K. [8]) K fügt (in Klammern) bei ((balasampanno ca)). [9]) °nīyo C.

Tato aparena samayena Dhammāsokamahānarindo catur- 6
āsītirājasahassaparivuto[1]) anantabalavāhano kīḷāparo Himavan-
taṃ gantvā yathābhirantaṃ[2]) kīḷitvā āgacchanto[3]) Candabhā-
gaṃ nāma[4]) gaṅgaṃ sampāpuṇi. sā pana yojanavitthatā 7
tigāvutagambhīrā ahosi. tadā sā adhunāgatehi oghehi mahā- 8
phenasamākulā bahūmiyā[5]) ubho kūle uttarantī mahāvegā
gacchati[6]). tadā rājā gaṅgaṃ disvā »ko c' ettha[7]) puriso 9
evaṃ[8]) mahāgaṅgaṃ otarituṃ[9]) samattho bhavissatī« ti āha.
taṃ sutvā Visamalomakumāro āgantvā vanditvā »ahaṃ deva 10
gaṅgaṃ taritvā gantuñ-ca āgantuñ-ca[10]) sakkomī« ti āha.
rājā »sādhū« ti sampaṭicchi. atha kumāro gāḷhaṃ nivāsetvā 11 12
makaradattiyaṃ[11]) kese bandhitvā gaṅgākūle ṭhito aṭṭhāra-
sahatthaṃ abbhuggantvā usabhamattaṭṭhāne patitvā taritum
ārabhi. tato caṇḍasotaṃ chinditvā taranto gamanāgamanakāle 13
gaṇhanatthāya āgate caṇḍasuṃsumāre pāṇinā paharitvā cuṇṇa-
vicuṇṇaṃ karonto vīsasataṃ māretvā[12]) thalam uggamma
rājānaṃ vanditvā aṭṭhāsi. rājā taṃ kāranaṃ disvā bhayappatto 14
»eso kho maṃ māretvā rajjam pi gahetuṃ[13]) samattho bha-
vissati[14]), etaṃ gāhāpetuṃ[15]) yuttan« ti[16]) cintetvā nagaraṃ
sampatto kumāraṃ pakkosāpetvā amacce āha »imaṃ bhaṇe
bandhanāgāre karothā« ti āṇāpesi. te tathā kariṃsu. 15

Ath' assa bandhanāgāre vasantassa cattāro māsātikkantā[17]). 16
tato rājā catumāsaccayena dīghato saṭṭhihatthappamāṇe[18]) 17
saṭṭhiveḷukalāpe[19]) bandhāpetvā[20]) gaṇṭhiyo sodhāpetvā anto
ayosāraṃ pūretvā anto[21]) rājaṅgaṇe ṭhapāpetvā Visamalo-
makumāraṃ bandhanāgārato ānāpetvā[22]) amacce evaṃ āha
»bhaṇe so 'yaṃ[23]) kumāro iminā khaggena ime veḷukalāpe[24]) ca-
turaṅgulacaturaṅgulaṃ[25]) katvā chindatu[26]), no ce chindituṃ

[1]) caturāsītisahassarājaparivuto C. [2]) °rattaṃ K. [3]) °cchantaṃ K. [4]) °gan-nāma K. [5]) bahūmiyo KC. [6]) gacchanti C. [7]) ko nām' ettha C. [8]) evaṃvidhaṃ C. [9]) tarituṃ C. [10]) Die Worte āgantuñ-ca fehlen in K. [11]) °dattiyā K. [12]) C fügt hinter māretvā noch uttāretvā ein. [13]) gahītuṃ C. [14]) bhavissati fehlt in C. [15]) māretuṃ C statt gāhāpetuṃ. [16]) vaṭṭatīti C statt yuttanti. [17]) °māsā atikk° C. [18]) °hatthippamāṇe C. [19]) °veṇu° K. [20]) C āharāpetvā statt bandhāpetvā. [21]) anto fehlt in C. [22]) āṇāpetvā K. [23]) svāyaṃ C. [24]) veḷu° K. [25]) C nur caturaṅgulaṃ. [26]) chinditu K.

18 sakkoti taṃ mārethā« ti āha. taṃ sutvā kumāro »ahaṃ bandha-
nāgāre ciravuttho jighacchāpīḷito[1]) āhārena kilamiṃ, yan nū-
19 nāhaṃ āhāraṃ bhuñjitvā chindeyyan« ti[2]). te »n' atthi dāni tuy-
20 haṃ āhāran« ti āhaṃsu. »tena hi pokkharaṇiyā pānīyaṃ pivissāmī«
21 22 ti āha. te »sādhū« ti pokkharaṇiyaṃ[3]) nesuṃ[4]). kumāro pokkhara-
ṇiṃ otaritvā nahāyitvā nimuggo yāvad-atthaṃ kalalaṃ bhuñjitvā
pānīyaṃ pivitvā uṭṭhāya asipattaṃ gahetvā mahājanam passan-
23 tam eva aṭṭhāsi. tato asītihatthaṭṭhānaṃ[5]) ākāsaṃ ullaṅghitvā
sabbe[6]) veḷukalāpe[7]) caturaṅgulamattena khaṇḍākhaṇḍaṃ kuru-
māno[8]) otaritvā mūle thūlaayasalākaṃ patvā kiṇīti saddaṃ
24 sutvā asipattaṃ vissajjetvā rodamāno aṭṭhāsi. tato rājapuri-
sehi »kim-atthaṃ rodasī« ti vutte »ettakānaṃ purisānam antare
mayhaṃ eko pi suhado n' atthi, sace bhaveyya imesaṃ veḷu-
kalāpānam antare ayosāraṃ atthibhāvaṃ katheyya, ahaṃ pana
jānamāno ime veḷukalāpe aṅgulaaṅgulesu[9]) chindeyyan« ti āha.
25 tato rājakumārena[10]) katakammaṃ oloketvā pasanno rājā[11])
26 uparājaṭṭhānañ ca[12]) bahuñ ca vibhavaṃ dāpesi. evam assa
balasampattilābho nāma na jātigottakulapadesādīnaṃ balaṃ[13])
27 na pāṇātipātādiduccaritānaṃ[14]) balaṃ. kass' etaṃ balan-ti.
28 Kassapasammāsambuddhakāle bhikkhusaṃghassa dinnadā-
nādisucaritakammavipākaṃ.

Tena vuttaṃ:

Kassapamunino kāle tasmiṃ[15]) aññataro naro |
saṃbuddhaṃ upasaṃkamma sutvā dhammaṃ sudesitaṃ I |
paṭiladdhasaddho hutvāna sīlavantassa bhikkhuno |
madhurannapāne pacure adāsi sumano tadā. II
adāsi cīvare patte tath' eva kāyabandhane |
adā khīrasalākañ ca bahū[16]) kattarayaṭṭhiyo III
adā supassayaṃ[17]) dānaṃ mañcapīṭhādikaṃ tathā |
pāvārakambalādīni adā sītanivāranaṃ IV [18])

---

[1]) jigacchāpīlito K. [2]) chindeyyunti K. [3]) pokkharaṇiṃ C. [4]) ṇesuṃ K. [5]) passantam eva aṭṭhāsītihatthaṭṭhānaṃ C. [6]) sabba C. [7]) velu⁰ K. [8]) gurumāno C. [9]) aṅgulaṅgulesu C. [10]) rājā kumārena C. [11]) fehlt in C. [12]) ⁰ṭṭhānaṃ C (ohne ca). [13]) palaṃ C. [14]) ⁰duccaritādīnaṃ K. [15]) Kassapassa munindassa kāle CS. [16]) bahu KC. [17]) = su-apassayaṃ; suphassayaṃ K. [18]) Statt der Strophen 3, 4 in S: -pe-

adā bhesajjadānāni ārogatthāya bhikkhunaṃ |
evaṃ nānāvidhaṃ puññaṃ katvāna tidivaṃ gato || V ||
tattha dibbavimānamhi uppanno so mahiddhiko |
devaccharāparivuto devasenāpurakkhato || VI ||
dibbehi naccagītehi dibbavāditatantihi |
modamāno anekehi dibbasampattiyā[1]) saha || VII
yāvatāyuṃ tahiṃ ṭhatvā Jambudīpe manorame |
nagare[2]) Pāṭaliputtamhi Dhammāsokassa rājino || VIII ||
putto hutvāna nibbatti mahāthāmo mahabbalo[3]) |
mahāyaso mahābhogo āsi buddhādimāmako || IX ||
kātabbaṃ kusalaṃ tasmā bhavasampattim icchinā[4]) |
pāletabbam atho sīlaṃ bhāvetabbañ ca bhāvanan ti || X ||

Tato kumāro uparājaṭṭhānaṃ labhitvā mahāsampattiṃ[5]) anubhavamāno Moggaliputtatissattheram ādiṃ katvā mahābhikkhusaṃghassa cīvarapiṇḍapātasenāsanagilānapaccayadānādīni sakkārāni[6]) katvā sīlaṃ rakkhitvā uposathakammaṃ katvā āyupariyosāne yathākammaṃ gato ti.

Evaṃvidhaṃ sucaritaṃ manujo[7]) karitvā
bhāgī 'ssa[8]) nekavibhavassa bhavābhavesu[9]) |
tumhe pi bho sucaritaṃ vibhavānurūpaṃ
katvāna nibbutipadaṃ karagaṃ karothā ti. || XI ||

Visamalomakumārassa vatthuṃ tatiyaṃ.

4.

Kañcanadeviyā vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

Jambudīpe kira Devaputtan nāma[10]) dassanīyaṃ ekaṃ nagaraṃ ahosi. tasmiṃ samaye manussā yebhuyyena pattamahaṃ nāma pūjaṃ karonti. bhagavato[11]) paribhuttapattaṃ gahetvā katānekapūjāvidhānā mahussavaṃ[12]) karonti, patta-

---

[1]) sampattiyo K; °yā CS. [2]) pure CS. [3]) mahābalo CS.
[4]) icchatā CS. [5]) sampattiṃ C. [6]) °dānādivasena sakkāraṃ C.
[7]) sumano statt manujo CS. [8]) bhāgissa KCS. [9]) bhave bhavesu K.
[10]) Devaputtanagaraṃ nāma C. [11]) bhagavatā C. [12]) ussavaṃ C statt mahussavaṃ.

4 mahan ti[1]) vuccati. tasmiṃ samaye Devaputtanagare rājā sabbaratanamayaṃ rathaṃ sabbālaṃkārehi alaṃkārāpetvā kumudapattavaṇṇe cattāro sindhave yojetvā susikkhitasippācariyehi sattaratanapariniṭṭhite asītihatthe veḷagge[2]) satthunā paribhuttaṃ selamayaṃ pattaṃ muttājālakādīhi[3]) alaṃkaritvā veḷaggaṃ[4]) āropetvā veḷum[5]) rathe ṭhapetvā[6]) nagaraṃ devanagaraṃ[7]) viya alaṃkaritvā dhajapatākādayo ussāpetvā toraṇagghikapantiyo[8]) ca puṇṇaghaṭadīpamālādayo ca patiṭṭhāpetvā anekehi pūjāvidhānehi nagaraṃ padakkhiṇaṃ kārāpetvā nagaramajjhe susajjitamaṇḍape[9]) pattadhātuṃ ṭhapetvā sattame divase mahādhammasavanaṃ kārāpesi[10]).

5 Tadā tasmiṃ tasmiṃ janapade bahū manussā[11]) ca devatā ca yakkharakkhasanāgasupaṇṇādayo ca manussavesena yebhuy-
6 yena taṃ samāgamaṃ otaranti. evam acchariyaṃ pūjā-
7 vidhānaṃ[12]) ahosi. tadā eko nāgarājā uttamarūpadharaṃ agatapubbapurisaṃ ekaṃ kumārikaṃ dhammaparisantare nisinnaṃ disvā tassā paṭibaddhacitto anekākārehi yācitvā[13]) tassā aladdhamāno kujjhitvā nāsāvātaṃ vissajjesi »imaṃ māressāmī«
8 ti. taṃ tassā saddhābalena kiṃci upaddavaṃ kātuṃ samattho[14])
9 nāhosi. ath' assā nāgo pādato paṭṭhāya yāva sakalasarīraṃ bhogena veṭhetvā sīse phaṇaṃ katvā bhāyāpento aṭṭhāsi.
10 anaññavihitāya tāya dhammasavanabalena aṇumattam[15]) pi du-
11 kkhaṃ nāhosi. pabhātāya rattiyā taṃ disvā manussā »kim
12 etan« ti kāraṇaṃ pucchiṃsu. sāpi tesaṃ kāraṇaṃ[16]) kathetvā evaṃ saccakiriyam akāsi. tathā hi:

Brahmacārī ahos' āhaṃ saṃjātā idha mānuse |
tena saccena maṃ nāgo khippam eva pamuñcatu | I
kāmāturassa nāgassa n' okāsam akariṃ yato |
tena saccena maṃ nāgo khippam eva pamuñcatu || II ||
visavātena khittassa kupitassoragassa 'haṃ |

[1]) taṃ pattamahanti C. [2]) asīti hatthīvelagge C, asītihatthe velagge K. (S: asūriyan usa uṇadaṇḍak). [3]) selamayapattaṃ muttājālādīhi C. [4]) velaggaṃ KC. [5]) velaṃ K. [6]) ṭhapāpetvā C. [7]) °nagara K. [8]) °pattiyo K. [9]) susajjitaratanamaṇḍape C. [10]) kārāpesīti K. [11]) bahumanussā C. [12]) taṃ pūjāvidhanaṃ C. [13]) taṃ yācitvā C. [14]) samattho fehlt in K. [15]) anu° KC. [16]) kāraṇaṃ fehlt in C.

akuddhā tena saccena so maṃ khippaṃ pamuñcatu || III |
saddhammaṃ suṇamānāhaṃ garugāravabhattiyā |
assosiṃ tena saccena khippaṃ nāgo pamuñcatu | IV ||
akkharaṃ vā padaṃ vāpi avināsetvā va[1]) ādito |
assosiṃ tena saccena khippaṃ nāgo pamuñcatū ti. || V ||

Saccakiriyāvasāne nāgarājā tassā atīva pasanno bhogaṃ vini- 13
veṭhetvā phaṇasataṃ māpetvā taṃ[2]) phaṇagabbhe nisīdāpetvā
bahūhi nāgamāṇavakehi saddhiṃ udakapūjaṃ nāma pūjam
akāsi. taṃ disvā nagaravāsino[3]) acchariyabbhutajātā aṭṭhārasa- 14
koṭidhanena pūjam akaṃsu. tathā hi

N' atthi saddhāsamo loke suhado sabbakāmado |
passath' assā[4]) balaṃ saddhā pūjent' evaṃ naroragā || VI |
idha loke ca sālattha bhavabhogam anappakaṃ |
tasmā saddhena kātabbaṃ ratanattayagāravan ti. || VII ||

Atha[5]) sā paṭiladdhamahāvibhavā yāvajīvaṃ komāriyabrah- 15
macārī[6]) hutvā āyupariyosāne kālaṃ katvā tasmiṃ yeva nagare
rañño aggamahesiyā kucchismiṃ[7]) paṭisaṃdhiṃ gaṇhitvā
dasamāsaccayena mātu kucchito nikkhami. nikkhantadivase 16
pana tassā[8]) sakalaDevaputtanagare ratanavassaṃ vassi. ten' 17
assā Kañcanadevī ti nāmaṃ kariṃsu. samantāpāsādikā ahosi 18
abhirūpā devaccharāpaṭibhāgā mukhato uppalagandho vāyati
sarīrato candanagandho vāyati sakalasarīrato bālasuriyo viya
raṃsiyo niccharanti[9]) caturatanagabbhe dīpakiccaṃ[10]) n' atthi
sabbo gabbho sarīrālokena ekobhāso hoti. tassā rūpasampatti[11]) 19
sakalaJambudīpe pākaṭā[12]) ahosi. tato sakalaJambudīpavāsi- 20
rājāno[13]) tassā atthāya piturañño paṇṇākārāni pahiṇiṃsu. sā 21
pana pañcakāme ananulittā pitaraṃ anujānāpetvā bhikkhu-
ṇīpassayaṃ[14]) gantvā pabbajitvā vipassanaṃ vaḍḍhetvā saha
paṭisambhidāhi arahattaṃ pāpuṇīti.

---

[1]) So CS, in K fehlt va. [2]) phaṇasatam māpetvā taṃ fehlt in C. [3]) bahū nag⁰ C. [4]) So S. passatassā K, korrig. zu passathassā; passathassa C. [5]) athevaṃ C. [6]) komāribrahmacārī C. [7]) kucchimhi C. [8]) pan' assā C. [9]) nicchārenti C. [10]) padīpakiccaṃ nāma C. [11]) ⁰ttiṃ K. [12]) ⁰ṭo K. [13]) ⁰vāsī rājāno C. [14]) bhikkhuṇupassayaṃ C.

Sutvāna sādaravasena kumārikevaṃ
dhammaṃ hi[1]) sīlam amalaṃ paripālayantī |
laddhāna nekavibhavaṃ vibhavaṃ payātā.
mā bho pamajjatha sadā kusalappayoge ti. | VIII ||

Kañcanadeviyā vatthuṃ catutthaṃ.

5.

Vyagghassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

1 Jambudīpe Cūḷaraṭṭhāsanne Bārāṇasīnagare ekaṃ paṃsu-
2 pabbataṃ vinivijjhitvā mahāmaggo hoti. tattha vemajjhe eko
vyaggho attano andhapitaraṃ pabbataguhāyaṃ katvā posento
3 vasati. tass' eva pabbatamaggassa[2]) vanadvāre Tuṇḍilo nāma
4 eko suvapotako rukkhasmiṃ vasati. te ubho pi aññamaññaṃ
piyasahāyā ahesuṃ.
5 Tasmiṃ samaye paccantagāmavāsī eko manusso attano
mātugāmena saddhiṃ kalahaṃ katvā Bārāṇasiṃ[3]) gacchanto
6 taṃ vanadvāraṃ sampāpuṇi. atha suvapotako parihīnattabhāvaṃ
dukkhitaṃ taṃ disvā kampamānahadayo taṃ pakkositvā »bho
7 kuhiṃ gacchasī« ti āha. tena »parakhaṇḍaṃ[4]) gacchāmī« ti
vutte Tuṇḍilo »bho imasmiṃ vanakhaṇḍamajjhe eko vyaggho
vasati kakkhaḷo pharuso sampattasampatte māretvā khādati
8 mā tvaṃ tena gacchā« ti āha. svāyaṃ dubbhago manusso
hitakāmassa tassa vacanaṃ anādiyitvā »gacchāmī« ti[5]) āha.
9 Tuṇḍilo »tena hi samma yadi anivattamāno gacchasi eso[6])
vyaggho mama sahāyo so[7]) me vacanaṃ tava santikā sutvā na
gaṇhatī«[8]) ti tassa taṃ anādiyanto so suvarāje paduṭṭhacitto
muggarena paharitvā māretvā[9]) araṇiṃ aggiṃ katvā maṃsaṃ
10 khādi. asappurisasaṃsaggo nām'eso[10]) ihalokaparaloke[11]) dukkhā-
vaho yeva.

---

[1]) So KS; ti C. [2]) pabbatassa C. [3]) °siyaṃ C. [4]) jara° K.
[5]) gacchāmevā ti C. [6]) eko K. [7]) so fehlt in C. [8]) gaṇhātī C.
[9]) māritvā K. [10]) esa C. [11]) idhalokaparalokesu C.

Tathā hi:

Mayā kataṃ mayham idaṃ iti vessānaraṃ naro |
samāliṅgati sappemo dahat'[1]) ev' assa viggahaṃ || I ||
madhukhīrādidānena pemasā paripālito |
so 'rago kupito v' assa[2]) ḍahat'[3]) ev' assa viggahaṃ || II ||
evaṃ nihīnajaccena pāpena akataññunā |
narādhamena dīnena kato pi khaṇasaṃgamo || III ||
asādhuko ayan t' evaṃ jānamānena jantunā |
muhuttam pi na kātabbo saṃgamo so anatthado ti || IV

Tato so asappuriso maṃsaṃ khāditvā gacchanto khaṇḍava- 11
namajjhaṃ sampāpuṇi. atha vyaggho taṃ disvā mahānādaṃ 12
karonto gahaṇatthāya uṭṭhāsi. so vyagghaṃ disvā bhayappatto 13
Tuṇḍilassa vacanaṃ saritvā kathento[4]) »ahaṃ bho tava sahāya-
Tuṇḍilassa santikā āgato 'mhī« ti āha. taṃ sutvā vyaggho 14
attamano »ehi sammā« ti taṃ pakkositvā attano[5]) vasanaṭṭhānaṃ
netvā khāditabbāhārena taṃ saṃtappetvā pitu santike nisīdā-
petvā puna vanakhaṇḍam[6]) agamāsi.

Ath' assa pitā puttaṃ gatakāle tena saddhiṃ sallapanto 15
tassa vacanānusārena Tuṇḍilaṃ māretvā khāditabhāvaṃ aññāsi.
tato so puttaṃ āgatakāle »tava sahāyo tena mārito« ti āha. 16
taṃ sutvā vyaggho anattamano vegena tassa vasanaṭṭhānaṃ 17
gantvā »samma Tuṇḍilā« ti saddaṃ katvā apassanto luñcitapa-
ttam assa[7]) disvā »nissaṃsayaṃ tena mārito mama[8]) sahāyo«
ti socanto paridevanto āgañchi. atha so asappuriso tasmiṃ 18
tattha gate tassa pitaraṃ pāsāṇena paharitvā māretvā[9]) »vya-
gghañ ca dāni māressāmī« ti vyagghāgamanamaggaṃ olokento
nilīno aṭṭhāsi. tasmiṃ khaṇe vyaggho pi āgañchi. so tassāga- 19 20
takāle tassa tejena bhīto gantvā »jīvitaṃ me sāmi dehī« ti
pādamūle udarena[10]) nipajji. vyaggho pana tena katakammaṃ 21
disvā tasmiṃ cittaṃ nibbāpetvā »mama sahāyassa sāsanam
āgatassa[11]) dubbhituṃ na yuttan« ti cintetvā[12]) taṃ samassā-
setvā »gaccha sammā« ti sukhaṃ pesesi. evaṃ hi sappurisa- 22
samāgamo nāma ihalokaparalokesu[13]) sukhāvaho yeva.

---

1) So KCS. 2) cassa S. 3) So KCS. 4) kathento fehlt in C.
8) attano va C. 6) khaṇḍaṃ K statt vanakhaṇḍaṃ. 7) °ttaṃ cassa C.
5) me C statt mama. 9) māretvā fehlt in C. 10) urena C. 11) So KC.
? ābhatassa. 12) cintento C. 13) idha° C.

Vuttaṃ hi:

Sabbhir eva samāsetha sabbhi kubbetha saṃthavaṃ |
sabbattha saṃthavo tena seyyo hoti na pāpiyo | V ||
sukhāvaho dukkhanudo sadā sabbhi samāgamo |
tasmā sappuriseh'eva[1]) saṃgamo hotu[2]) jantunan ti || VI ||

23 Tato so vyaggho tena mettacittānubhāvena kālaṃ katvā sagge nibbatto ti.

Evaṃvidho pi pharuso paramaṃsabhojī
vyaggho[3]) dayāy' upagato sugatiṃ sumedho |
tasmā karotha karuṇaṃ satataṃ janānaṃ
taṃ vo dadāti vibhavañ ca bhavesu bhogan ti || VII ||

Vyagghassa vatthuṃ pañcamaṃ.

6.

Phalakakhaṇḍadinnassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

1 Sāvatthiyaṃ kir' eko manusso »uttarāpathaṃ[4]) gacchamī« ti addhānamaggapaṭipanno gimhānamāse majjhaṇhe bāḷhāta-
pena[5]) kilanto hutvā tambūlapaṇṇaṃ vikkiṇitvā[6]) laddho tatth'
2 eva nisīditvā khādanto rukkhacchāyāya phalake nisīdi. Atha uttarāpathenāgacchanto eko tath' eva ātapena kilanto āgantvā purimassa santike nisīditvā »bho pānīyaṃ[7]) atthī« ti pucchi.
3 4 itaro »pānīyaṃ[7]) n' atthī« ti āha. ath' assa so »mayham pi bho tambūlaṃ dehi[8]), pipāsito 'mhī« ti vatvā pi na labhitvā[9]) catukahāpaṇena ekaṃ tambūlapaṇṇaṃ kiṇitvā laddho tatth'eva[10]) nisīditvā khāditvā pipāsaṃ vinodetvā tena upakārena tassa sinehaṃ katvā attano gamanaṭṭhānam agamāsi.

---

1) °soh' eva K. 2) hoti K. 3) vyaggho wird in K zum ersten Halbvers gezogen. 4) uttarapathaṃ C. 5) bālhātapena K, bahalātapena C. 6) vikinitvā K. Von kilanto hutvā ab sucht C den Text so zu verbessern: rukkhacchāyaṃ pavisitvā tambūlaṃ khādanto phalake nisīdi. 7) pāṇīyaṃ K, pānīyyaṃ C. 8) dehīti K. 9) labhi C. 10) tatheva K.

Athāparabhāge so pana gantvā vaṇijjatthāya[1]) gacchanto 5
samuddamajjhaṃ pāpuṇi. tato sattamadivase[2]) nāvā bhijji. 6
manussā macchakacchapānaṃ bhakkhā jātā. so eva puriso 7 8
arogo hutvā ekaṃ phalakakhaṇḍaṃ[3]) ure katvā samuddaṃ
tarati. Athāparo[4]) pi tath' eva nāvāya bhinnāya seso hutvā 9
samuddaṃ taranto purimena samāgami. atha te sattadivasaṃ 10
samuddaṃ tarantā aññamaññaṃ saṃjāniṃsu. tesu kahāpaṇe 11
datvā tambūlaṃ gahito ekaṃ phalakakhaṇḍaṃ[5]) ure katvā
tarati itarassa taṃ[6]) n' atthi. atha so kahāpaṇe gahetvā 12
tambūlaṃ dinnopakāraṃ[7]) saritvā attano phalakakhaṇḍaṃ tassa
adāsi. so tasmiṃ sayitvā taranto taṃ pahāya agamāsi. aparo 13 14
anādhārakena taranto ossaṭṭhaviriyo udake osīditum ārabhi.
tasmiṃ khaṇe samudde adhivatthā Maṇimekhalā nāma de- 15
vadhītā osīdantaṃ taṃ disvā »sappuriso eso[8])« ti tassa[9]) guṇaṃ
anussarantī[10]) vegenāgantvā taṃ attano ānubhāvena samudda-
tīraṃ pāpesi. itaram pi sā etass' eva guṇānubhāvena tīraṃ 16
pāpesi. phalakena taritapuriso[11]) taṃ disvā vimhito »kathaṃ 17
purato ahosi sammā« ti pucchi. so »na jānāmi api[12]) kho 18
sukhen' eva tīraṃ patto 'smī« ti āha. atha devadhītā dissa- 19
mānakasarīrena[13]) attanā āgatabhāvaṃ ārocentī āha:

Yo mātaraṃ vā pitaraṃ vā dhammena idha posati |
rakkhanti taṃ sadā devā samudde vā thale pi vā || I ||
yo ve buddhañ ca dhammañ ca saṃghañ ca saraṇaṃ gato |
rakkhanti taṃ sadā devā samudde vā thale pi vā || II ||
pañcavidhaṃ aṭṭhavidhaṃ pāṭimokkhañ[14]) ca saṃvaraṃ |
pāleti[15]) yo taṃ pālenti devā sabbattha sabbadā || III ||
kāyena vacasā[16]) manasā sucaritaṃ caratīdha yo |
pālenti taṃ sadā devā samudde vā thale pi vā || IV ||
yo sappurisadhammesu ṭhito ca[17]) katavedino[18]) |
pālenti taṃ sadā devā samudde vā thale pi vā || V ||

---

[1]) athāparabhāge so paṭṭanaṃ gantvā nāvāya vaṇijjatthāya usw. C. [2]) sattame divase C. [3]) phalakhaṇḍaṃ C. [4]) athetaro C. [5]) phala-khaṇḍaṃ C. [6]) itarassetaṃ C. [7]) atha so kahāpaṇe gahetvā dinnatambūlamattassopakāraṃ C. [8]) eso fehlt in C. [9]) tassa fehlt in C. [10]) guṇānussaranti C. [11]) atho phalakenotiṇṇapuriso C. [12]) api ca C. [13]) °reneva C. [14]) pāti° KCS. [15]) pālenti K. [16]) vācā CS. [17]) ṭhito 'dha CS. [18]) °vediko CS (in 8. I steht °vediko auch in K).

Tato so āha:

N'eva dānaṃ adāsāhaṃ na sīlaṃ paripālayiṃ |
kena[1]) me puññakammena mamaṃ[2]) rakkhanti devatā |
pucchāmi saṃsayaṃ tuyhaṃ taṃ me akkhāhi devate ti || VI ||

Devatā āha:

Agādhāpārage bhīme sāgare duritākare |
bhinnanāvo[3]) taranto tvaṃ hadaye katvā kaliṅgaraṃ || VII ||
ṭhatvā sappurise dhamme attānam anapekkhiya |
khaṇasaṃthavassa purisassa adāsi phalakaṃ sakaṃ || VIII ||
taṃ tuyhaṃ[4]) mittadhammañ ca dānañ ca phalakassa te |
patiṭṭhāsi samuddasmiṃ evaṃ jānāhi[5]) mārisā ti || IX ||

20 evaṃ ca pana[6]) vatvā sā[7]) te dibbāhārena saṃtappetvā dibba-
vatthālaṃkārehi alaṃkaritvā attano ānubhāvena Sāvatthinagare
21 yeva[8]) patiṭṭhāpesi. tato paṭṭhāya tam eva ārammaṇaṃ katvā
te dānaṃ dadantā sīlaṃ rakkhantā uposathakammaṃ karontā
āyupariyosāne saggaparāyanā ahesum.

Evaṃ parittakusalena pi sāgarasmiṃ
sattā labhanti saraṇaṃ khalu devatāhi |
tumhe pi sappurisataṃ na vināsayantā
mā bho pamajjatha sadā kusalappayoge ti.[9]) || X ||

Phalakakhaṇḍadinnassa vatthuṃ chaṭṭhamaṃ [10]).

7.

Corasahāyassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

1 Amhākaṃ bhagavati parinibbute Jambudīpe Devadahana-
gare eko manusso dukkhito tattha tattha vicaranto paccante
aññataraṃ gāmaṃ gantvā tattha ekasmiṃ kulagehe nivāsaṃ
2 kappesi. tattha manussā tassa[11]) yāgubhattaṃ datvā posesuṃ.
3 tato so tattha manussehi saṃthavaṃ[12]) katvā katipāhaṃ tattha
vasitvā aññaṭṭhānaṃ gantvā aparabhāge corakammaṃ karonto

---

[1]) tena K. [2]) mama K. [3]) °nāve K. [4]) tuyha K. [5]) jānāsi K.
[6]) pana fehlt in C. [7]) ca für sā K. [8]) yeva te C. [9]) °ganti K.
[10]) So K; C hat chaṭṭhaṃ. [11]) tassa fehlt in K. [12]) mittasanthavaṃ C.

jīvikaṃ kappeti. ath' ekadivasaṃ corentaṃ taṃ rājapurisā 4
gahetvā rañño dassesuṃ. rājā »taṃ bandhanāgāre karothā« ti 5
āṇāpesi. te[1]) taṃ bandhanāgāraṃ netvā saṃkhalikāhi bandhitvā 6
ārakkhakānaṃ paṭipādetvā agamaṃsu. bandhanāgāre vasantassa 7
tassa dvādasa saṃvaccharāni atikkantāni.

Tato aparabhāge tassa pubbasahāyo paccantagāmavāsī 8
manusso kenaci kammena Devadaham āgato tattha tattha ā-
hiṇḍanto bandhanāgāre baddhaṃ taṃ[2]) addasa. taṃ[3]) disvā 9
tassa hadayaṃ kampi. so roditvā paridevitvā »kiṃ te mayā 10
kattabbaṃ kamman« ti[4]) pucchi. tato tena »samma bandhanā- 11
gāre vasantassa me idāni dvādasa vassāni[5]) atikkantāni, etta-
kaṃ kālaṃ dubbhojanādinā mahādukkhaṃ anubhomi, yāvāhaṃ
āhāraṃ pariyesitvā bhuñjitvā āgamissāmi[6]) maṃ ito[7]) muñ-
canūpāyaṃ jānāhī« ti vutte so sappuriso:

'Rūpena kin tu guṇasīlavivajjitena
micchālasassa kitavassa dhiyā kim atthaṃ |
dānādicāgavigatena dhanena kiṃ vā
mittena kiṃ[8]) vyasanakālaparammukhenā[9]) ti | I |

evañ ca pana vatvā »sādhu samma karomi te vacanaṃ«[10]) 12
ārakkhakānaṃ santikaṃ gantvā »bhonto yāv' eso bhattaṃ
bhuñjitvā āgacchati tāvāhaṃ tassa pāṭibhogo[11]), vissajjetha nan«
ti āha. tehi[12]) »na sakkā bho etaṃ vissajjetuṃ api ca kho 13
yāvāyaṃ āgacchati tāva tvaṃ ayaṃsaṃkhalikāya[13]) baddho
nisīdissasi evaṃ taṃ vissajjessāma, no ce na sakkā« ti āhaṃsu.
so »evam pi hotu sammā« ti vatvā tassa pādato saṃkhalikaṃ 14
muñcitvā attano pāde katvā bandhanāgāraṃ pavisitvā itaraṃ
muñcāpesi. so pi asappuriso bandhanā mutto va na tattha[14]) 15
agamāsi. aho akataññuno pakatiṃ ñātuṃ bhāriyaṃ. 16

---

[1]) te fehlt in K. [2]) bandhantaṃ K. [3]) taṃ fehlt in C. [4]) sammāti C statt kammanti. [5]) saṃvaccharāni C. [6]) gamissāmi C. [7]) ime statt ito K. [8]) kiṃ vā K. (gegen das Metrum). [9]) vyasanakāle par⁰ K. (gegen das Metrum). [10]) vacananti C. [11]) C fügt bhavissāmi hinzu. [12]) So K (tehi ... ti āhaṃsu ist Anakoluth); te hi C. [13]) ayasaṅkh⁰ C. [14]) mutto na puna taṃ ṭhānam C.

Yathāha:

Vāripūre yathā sobbhe n' ev' anto visamaṃ samaṃ |
na paññāyati disass' evaṃ[1]) bhāvaṃ manasi vattitaṃ[2]) || II ||
bhāsanti mukhato ekaṃ cintenti manasā paraṃ |
kāyen' ekaṃ karont' evaṃ disānaṃ īdisī gati[3]) || III ||
tesaṃ yo taṃ pajānāti[4]) so va paṇḍitajātiko |
bahussuto pi so eva[5]) paracittaññū ca so-v-iti[6]) || IV ||

17 Ath' assa bandhanāgāre vasantassa dvādasa saṃvaccharāni
18 atikkantāni. ettakaṃ kālaṃ jighacchābhipīḷitena tena āhāratthāyā-
19 paro[7]) na yācitapubbo. anucchiṭṭhāhāraṃ labhanadivasato
20 alabhanadivasā[8]) bahutarā honti. atha dvādasasaṃvaccharāti-
21 kkame rañño putto nibbatti. tadā rājā attano vijite sabbaban-
22 dhanāgārāni vivarāpesi. antamaso migapakkhino pi bandhanā
23 muñciṃsu[9]). dvāre vivaṭamatte yeva bandhanāgāre manussā
24 icchiticchitaṭṭhānaṃ agamaṃsu. so pan' eko va tehi saddhiṃ
25 agantvā[10]) ohīyi. ārakkhamanussehi »kasmā bho na gacchasī«
ti[11]) vutte »ahaṃ bho[12]) paññātabhāvena idāni na gamissāmi,
atīva parihīnagatto 'smi andhakāre gamissāmī« ti vatvā andha-
kāre āgate nikkhamma »anto nagare vissāsikānaṃ abhāvena
kuto āhāraṃ labhissāmī« ti cintento nikkhamma rattandhakāre
26 āmakasusānam agamāsi »etthāhāraṃ labhissamī« ti. tattha so
adhunā nikkhittamatamanussaṃ disvā manussaṭṭhinā maṃsaṃ
chinditvā sīsakapāle pakkhipitvā tīhi manussasīsehi katauddhane
ṭhapetvā citakato omuttaalātehi[13]) aggiṃ katvā susānaṃ nibbā-
panatthāya ābhataudake[14]) manussaṭṭhinā āloḷetvā[15]) maṃsaṃ
pacitvā otāretvā sākhābhaṅgena hirikopīnaṃ paṭicchādetvā
27 nivatthapilotikaṃ vātanivaraṇaṃ[16]) katvā nisīdi. tasmiṃ khaṇe
tattha pipphalīrukkhe adhivatthā devatā tassa taṃ kiriyaṃ
disvā »pucchissāmi tāva nan« ti taṃ upasaṃkamitvā evam

---

[1]) paññāyat' evaṃ 'sādhussa CS. [2]) sambhavaṃ CS für vattitaṃ. [3]) kāyen' ekaṃ karont' evaṃ pakat' āyaṃ asādhunaṃ CS. [4]) tesaṃ yo bhāvam aññāti CS. [5]) so yeva CS. [6]) paracittavidū pi so CS. [7]) °tthāya paro C. [8]) °divasā yeva C. [9]) muñcāpesuṃ C. [10]) ā-gantvā K. [11]) ārakkhakehi tvaṃ bho kasmā na gacchasīti C, gacchatīti K. [12]) ambho statt ahaṃ bho K. [13]) omukka° C. [14]) nibbāpanatthāyābhataudakena C. [15]) āloḷento C, āloletvā K. [16]) vātāvaraṇaṃ C.

āha »bho tvaṃ ghaṇataratimisikākule[1]) mahārattiyaṃ tattha tattha vikiṇṇanakhaṭṭhisamākiṇṇa[2])-soṇasigālādikuṇapādakākule manussamaṃsabhakkhayakkharakkhasākule tattha tattha pajjalantānekacitakabhayānake susāne manussamaṃsaṃ pacitvā kim karosī« ti pucchantī āha:

Rattandhakāre kuṇapādakehi
samākule sīvathikāya majjhe |
manussamaṃsaṃ pacasīdha sīse
vadehi kiṃ tena payojanenā ti[3]) || V ||

Atha so āha: 28

Na yāgahetu na ca dānahetu
susānamajjhamhi pacāmi maṃsaṃ |
khudāsamo n' atthi narassa loke[4])
khudāvināsāya pacāmi-m-ambho ti || VI ||

Tato devatā »taṃ[5]) tathā hotu, iminā pilotikena vātāvaraṇaṃ karosi kimattham etan« ti pucchantī: 29

Nivatthasākho hirikopanāya[6])
pilotikaṃ tattha pasārayanto |
karosi vātāvaraṇañ ca samma
kimattham etaṃ vada pucchito me ti || VII ||

So tassācikkhanto āha: 30

Subhāsubhāmissitasītavāto
sayaṃ amitto[7]) va acittabhāvā |
dehaṃ phusitvāna asādhukassa
akataññuno mittapadhaṃsakassa[8]) || VIII ||
samāvahanto yadi me sarīre
phusāti taṃ vāyu mam āvisitvā[9]) |
dukkhaṃ dadātīti visaṃ va tam bho
parivajjituṃ baddham[10]) imaṃ kucelan ti || IX ||

---

1) °timirākule C. 2) vikiṇṇanaraṭṭhisamākiṇṇe soṇa° C. 3) payojanaṃ te ti CS. 4) aññaṃ statt loke CS. 5) na statt taṃ K. 6) hirisaṃvarāya CS. 7) acitto CS. 8) mittapadasakassa K. 9) phusāti tam pāpamamāvisitvā K. 10) bandham K.

31 Tato[1]) devatā āha:

Kim akāsi bho so katanāsako te[2])
dhanañ ca dhaññaṃ tava nāsayī ca[3]) |
mātā pitā bandhavo khettavatthuṃ[4])
vināsitā tena vadehi kin te ti. || X ||

32 Tato so āha:

Yaṃ rājato hoti bhayaṃ mahantaṃ
sabbassa haraṇādi vadhādikaṃ ca[5]) |
akataññunāsappurisena hoti
ārā va so bho parivajjanīyo || XI ||
yam atthi corāribhayaṃ[6]) hi loke
athodakenāpi ca pāvakena |
akataññunāsappurisena hoti[7])
ārā va so bho parivajjanīyo || XII ||
pāṇātipātam pi adinnadānaṃ[8])
parassa dārūpagamaṃ musā ca[9]) |
majjassa pānaṃ[10]) kalahañ ca pesunaṃ[11])
samphaṃgiraṃ[12]) akkhadhuttādiyogaṃ[13]) || XIII ||
sabbaṃ anatthaṃ asivaṃ aniṭṭhaṃ
apāyikaṃ dukkham anattamaññaṃ[14]) |
akataññunāsappurisena hoti
ārā va so bho parivajjanīyo ti || XIV ||

33 34 vatvā asappurisadosenānubhūtasabbadukkhaṃ[15]) kathesi. tato devatā »aham pi me[16]) satthuno Maṅgalasuttadesanādivase imasmiṃ[17]) rukkhe nisinnā

asevanā ca bālānaṃ paṇḍitānañ ca sevanā |
pūjā ca pūjanīyānaṃ etaṃ maṅgalam uttaman ti || XV ||

---

[1]) tato fehlt in C. [2]) K undeutlich: so kattāsako te? [3]) K tasayīnu? [4]) °vatthu CS. [5]) vidhādikaṃ ca K. [6]) So CS; vo rājibhayaṃ K. Die Lesung von C wird durch die sgh. Paraphrase in S bestätigt. [7]) akataññunā taṃ kalahaṃ hi hoti CS. [8]) So KCS m. c. für adinnādānaṃ. [9]) darāpagamatacuyā ca K undeutlich. [10]) majjañ ca pānaṃ K. [11]) kalahaṃ ca pesunaṃ C; kalahañca pesunaṃ S, kaḷahañca pesuṇaṃ K. [12]) samphaṃhiraṃ K. [13]) dhuttajanehi yogaṃ CS. [14]) anantamaññaṃ CS, atattamaññaṃ K undeutlich. [15]) vatvā attanā asappurisasaṃpaggenānubhūtaṃ C (lies °saṃsaggen°). [16]) bho für me C. [17]) imasmiṃ yeva C.

gāthāya bālassa dose assosin« ti vatvā tassa pasanno naṃ attano vimānaṃ netvā nahāpetvā dibbavatthālaṃkārehi alaṃkaritvā dibbannapānaṃ[1]) datvā mahantaṃ sakkārasammānaṃ katvā attano ānubhāvena tasmiṃ nagare rajje abhisiñcāpesi. so tattha rajjaṃ karonto dānādiṃ puññakammaṃ[2]) katvā āyupariyosāne yathākammaṃ gato 'sīti[3]).

Evaṃ asappurisasaṃgamasaṃnivāsaṃ[4])
saṃcajja[5]) sādhusucisajjanasaṃgamena |
dānādinekakusalaṃ paripūrayantā
saggāpavaggavibhavaṃ abhisambhunāthā« ti XVI ||

Corasahāyassa vatthuṃ sattamaṃ.

8.

Maruttabrāhmaṇassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

Candabhāgā[6]) nāma gaṅgātīre Bhomagāmaṃ nāma atthi. 1
tasmiṃ eko Marutto nāma brāhmaṇo paṭivasati. tadā so vo- 2 3
hāratthāya Takkasilaṃ gantvā gehaṃ āgacchanto antarāmagge[7])
ekāya sālāya kuṭṭharogāturasunakhaṃ[8]) disvā tasmiṃ kāruññena
nīlavalliṃ takkambile[9]) madditvā pāyesi. sunakho upasan- 4
tarogo[10]) pākatiko hutvā brāhmaṇena attano katūpakāraṃ
sallakkhento ten' eva saddhiṃ agamāsi.

Aparabhāge brāhmaṇassa bhariyā gabbhaṃ paṭilabhi. 5
paripuṇṇagabbhāya tāya vijāyanakāle dārako tiriyaṃ patitvā 6
antogabbhe yeva mato. tadā taṃ satthena khaṇḍākhaṇḍikaṃ 7
chinditvā nīhariṃsu. atha brāhmaṇo taṃ disvā nibbinnaha- 8
dayo gharāvāsaṃ[11]) pahāya isipabbajjaṃ pabbajitvā[12]) araññe
viharati. ath' assa bhariyā aññena saddhiṃ vasantī[13]) »ayaṃ 9
maṃ pahāya pabbajito« ti brāhmaṇopaduṭṭhacittā[14]) »bho

[1]) dibbaṇṇa⁰ K. [2]) dānāvaṃ puññakammaṃ K; dānādīni puññāni C. [3]) gato ti C. [4]) asādhujanasaṅgama⁰ CS. [5]) santyajja K. [6]) Jambudīpe Cand⁰ C. [7]) ⁰vagge K. [8]) ⁰āturaṃ sunakhaṃ C. [9]) ⁰ambilena C. [10]) vūpa⁰ C. [11]) ⁰vāsan K. [12]) ⁰jjitvā K. [13]) saṃvasantī C. [14]) brāhmaṇe pad⁰ C.

10 11 brāhmaṇaṃ mārehī« ti yāci. tena[1]) saddhiṃ mantesi. tesaṃ
mantaṇaṃ sunakho sutvā brāhmaṇen' eva saddhiṃ carati.
12 Ath' ekadivasaṃ tassā sāmiko »tāpasaṃ māressāmī« ti
13 dhanukalāpaṃ gahetvā nikkhami. tadā tāpaso phalāphalatthāya
14 araññaṃ gato, sunakho assame yeva ohīyi. puriso tāpasassāga-
15 manamaggaṃ olokento gacchantare nilīno[2]) acchi. sunakho
16 tassa pamādaṃ oloketvā dhanuto[3]) guṇaṃ khāditvā chindi. so
17 puna guṇaṃ pākatikaṃ katvā āropesi. evaṃ so āropi-
18 tāropitaṃ[4]) khādat' eva[5]). atha so pāpapuriso tāpasassāgama-
naṃ ñatvā »taṃ māressamī« ti[6]) dhanunā saddhiṃ agamāsi.
19 ath' assa sunakho pāde ḍasitvā pātetvā tassa mukhaṃ khāditvā
20 dubbalaṃ katvā bhuṃkāram akāsi. evaṃ hi sappurisā attano[7])
upakārakānaṃ paccupakāraṃ[8]) karonti.

Vuttaṃ hi:

Upakāraṃ karonto so sunakho katavediko |
sattūpaghātakaṃ katvā isino 'dāsi jīvitaṃ || I ||
tiracchānāpi jānanti guṇam attanikaṃ[9]) sadā |
iti ñatvāna medhāvī kataññū hontu[10]) pāṇino ti. || II ||

21 Tato tāpaso sunakhassa saddenāgantvā tassa taṃ vippakāraṃ
disvā kāruññena paṭijaggitvā[11]) upasantavaṇaṃ[12]) balappattaṃ
posetvā tatth' eva vasanto jhānābhiññaṃ nibbattetvā āyupariyo-
sāne brahmalokaparāyaṇo ahosīti.

Sutvāna sādhu sunakhena katūpakāraṃ
mettiṃ disassa[13]) pakataṃ isinā ca sutvā[14]) |
sammā karotha karuṇaṃ ca parūpakāraṃ
taṃ sabbadā bhavati vo bhavabhogahetū ti. || III ||

Maruttabrāhmaṇassa vatthuṃ aṭṭhamaṃ.

---

[1]) sāmikena C statt yāci tena. [2]) ṇilito K. [3]) dhaṇuto K, dhanuno C. [4]) āropitaṃ āropitaṃ C. [5]) khādaneva K. [6]) vā-ressamīti K. [7]) atthano K. [8]) pacchūpakāraṃ K. [9]) guṇam attani kataṃ CS. [10]) honti K. [11]) paṭijaggihitvā K. [12]) vūpa° C, °vanaṃ K. [13]) mettendisassa K. corr. zu mettindisassa. [14]) isino ca sutvāpannaṃ K.

9.

Pānīyadinnassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

Jambudīpe aññatarasmiṃ janapade kir' eko manusso raṭṭhato 1
raṭṭhaṃ janapadato janapadaṃ vicaranto anukkamena Can-
dabhāgānadītīraṃ patvā nāvaṃ abhirūhitvā paratīraṃ gacchati.
atha aparā[1]) gabbhinitthī tāya eva nāvāya gacchati. atha 2 3
nāvāgaṅgāmajjhapattakāle[2]) tassā kammajavātā caliṃsu. tato 4
sā[3]) vijāyituṃ asakkontī kilantā »pānīyaṃ me detha, pipāsi-
tamhī« ti manusse yāci. te tassā vacanaṃ asuṇantā viya pānīyaṃ 5
nādaṃsu. atha so jānapadiko tassā karuṇāyatto pānīyaṃ ga- 6
hetvā mukhe āsiñci. tasmiṃ khaṇe sā laddhassāsā sukhena 7
dārakaṃ vijāyi. atha te tīraṃ patvā katipayadivasena attano 8
attano ṭhānaṃ pāpuṇiṃsu.

Athāparabhāge so jānapadiko aññatarakiccaṃ[4]) paṭicca 9
tassā itthiyā vasananagaraṃ[5]) patvā tattha tattha āhiṇḍanto
nivāsaṭṭhānaṃ[6]) alabhitvā nagaradvāre[7]) sālaṃ gantvā tattha
nipajji. tasmiṃ yeva divase corā nagaraṃ pavisitvā rājagehe 10
saṃdhiṃ chinditvā dhanasāraṃ gahetvā gacchantā rājapurisehi
anubaddhā gantvā tāy' eva sālāya chaḍḍetvā palāyiṃsu. atha 11
rājapurisā āgantvā core apassantā taṃ jānapadikaṃ disvā »ayaṃ
coro« ti gahetvā pacchābāhaṃ gāḷhaṃ[8]) bandhitvā punadivase
rañño dassesuṃ. rājā[9]) »kasmā bhaṇe corakammam akāsī« 12
ti pucchi. tena[10]) »nāhaṃ deva coro, āgantuko 'mhī« ti vutte 13
rājā core pariyesitvā alabhanto »ayam eva coro, imaṃ mārethā«
ti āṇāpesi. rājapurisehi taṃ gāḷhaṃ bandhitvā āghātanaṃ 14
nentehi[11]) sā itthī nīyamānaṃ taṃ disvā tathā saṃjānitvā[12])
kampamānahadayā muhuttena rañño santikaṃ gantvā vanditvā
»deva eso na coro, āgantuko, muñcath' etaṃ devā« ti āha.

---

[1]) athāparā C. [2]) nāvaṃ gaṅgāmajjhaṃ p⁰ K. [3]) so K.
[4]) ⁰kicchaṃ K. [5]) ⁰naṅgaraṃ K. [6]) nivāsanaṭṭhānaṃ K. [7]) ⁰dvare K.
[8]) In K sind nur die Silben pacchā sowie ein untergeschriebenes gā deutlich erkennbar, das übrige infolge von Korrekturen unleserlich.
[9]) rāja K; raññā C. [10]) pucchito C statt pucchi tena. [11]) nente C; netthe so korr. zu neta esā K (undeutlich geschrieben). [12]) sā itthī taṃ tathā nīyamānaṃ disvā sañjānitvā C.

15 rājā tassā[1]) katham asaddahanto »yajjetaṃ[2]) mocetum icchasi
16 tass' agghanakaṃ dhanaṃ datvā muñcāpehī« ti. sā »sāmi
mama gehe dhanaṃ n' atthi, api ca mama sattaputtehi sad-
17 dhiṃ maṃ dāsiṃ karohi, etaṃ muñca devā« ti āha. atha rājā
»taṃ etaṃ adhunāgato ti vadasi, etaṃ nissāya puttehi[3]) sad-
dhiṃ attānaṃ dāsattaṃ sāvesi, kim eso te ñāti vā udāhu upa-
kārako« ti pucchanto āha:

»kiṃ te hoti[4]) ayam puriso tuvaṃ pucchāmi saṃsaye[5]) |
bhātā vā te pitā hoti pati vā[6]) devaro tava || I ||
ñāti sālohito kin nu udāhu iṇadāyako[7]) |
athopakārako[8]) kin nu kasmā 'ssa desi[9]) jīvitaṃ ti || II ||

18 Tato sā āha:

Eso me puriso deva katapubbopakārako |
attāṇam ekikaṃ[10]) maṃ so[11]) dukkhitaṃ maraṇe ṭhitaṃ || III ||
vijāyitum asakkontiṃ gabbhiniṃ tibbavedaniṃ[12]) |
toyena[13]) maṃ upaṭṭhāsi tenāhaṃ sukhitā tadā || IV ||
bhaṅgakallolamālāya uttarantaṃ mahaṇṇavaṃ[14]) |
pahāya pātuṃ kūpassa yāti loko pipāsito || V ||
tath' eva[15]) vijjamānesu janesu manujādhipa[16]) |
ekass' eva manasmiṃ[17]) hi guṇaṃ tiṭṭhati sādhukaṃ || VI ||
pahatvāna[18]) mataṃ hatthiṃ maṃsatthī keci jantuno[19]) |
anubandhanti[20]) maṃsatthaṃ[21]) sasaṃ dhāvantam[22]) eka-
kaṃ || VII ||
tath' eva[23]) vijjamānesu janesu[24]) manujādhipa |
guṇavantam[25]) anubandhanti sappurisā katavedikā[26]) || VIII ||

---

[1]) tassa K. [2]) yajjetaṃ ce K. [3]) puttadārehi K. [4]) So KS; bhoti C. [5]) saṃsame K, saṃsayaṃ CS. [6]) va K. [7]) ina° K. [8]) °kārake K. [9]) dehi KCS. [10]) K fügt hinter ekikaṃ noch saraṇaṃ ein (wohl Glosse zu tāṇam). [11]) So KS; ceso C. [12]) dukkhavediniṃ C, tibbavediniṃ S. [13]) tosena K. [14]) uttarantamahannavaṃ K. [15]) tateva K. [16]) °ādipa K. [17]) canasmiṃ K. [18]) pahatvā K. In K sind die nun folgenden Verse flüchtig geschrieben. Sie fehlen in S. [19]) mataṃ hatthimaṃsantikenijaṃntuno K. [20]) anubaddhiṃti K. [21]) °atthiṃ K. [22]) dhāvaṃtam K. [23]) tateva K. [24]) janesu fehlt in K. [25]) guna° K. [26]) sappurisaṃ katavedikaṃ KC.

tasmā sappurise dhamme patiṭṭhā 'smi[1]) narādhipa |
anussarantī[2]) etena katapubbūpakārakaṃ || IX ||
ahaṃ ca mama puttā ca eten' amha sukhāpitā |
jīvitam pi pariccajja muccanīyo[3]) ayaṃ mayā ti || X ||.

Tato rājā dovārikaṃ pakkositvā tam pi pucchitvā adhunāgata- 19
bhāvaṃ ñatvā tassā sappurisadhamme saṃtuṭṭho tesaṃ ubhin-
nam pi mahantaṃ yasaṃ anuppadāsi. te laddhayasā tato 20
paṭṭhāya dānādipuññakammāni[4]) katvā saggaparāyaṇā ahe-
sun ti.

Dhamme patiṭṭhitamanā api mātugāmā
evaṃ labhanti vibhavaṃ ca pasaṃsanaṃ ca |
dhammaṃ ca sādhu caritaṃ[5]) manasī karontā[6])
dhammesu vattatha[7]) sadā sucisajjanā ti || XI ||.

Pānīyadinnassa vatthuṃ navamaṃ.

10.

Sahāyassa paricattajīvitakassa vatthumhi ayam ānupubbī kathā.

Bhagavati parinibbute Sāvatthiyaṃ Somabrāhmaṇo Soma- 1
dattabrāhmaṇo ti dve brāhmaṇā vasanti. tattha Somadatta- 2
brāhmaṇena saddhiṃ Somabrāhmaṇo yebhuyyena dūtaṃ kīḷati.
ath' ekadivasaṃ Somadatto brāhmaṇaṃ[8]) dūtena parājetvā tassa 3
uttarāsaṅgaṃ ca lañchanamuddikaṃ ca gahetvā attano gehaṃ
gacchanto Somabrāhmaṇassa »ehi gehaṃ gacchāmā« ti āha.
tato Somo »nāhaṃ samma ekasāṭako hutvā antaravīthiyaṃ[9]) 4
otarituṃ sakkomi, gamanato etth' eva me ṭhānaṃ varataran«
ti āha. Somadattena »evaṃ sati samma imaṃ uttarāsaṅgaṃ 5
gaṇhā« ti[10]) tassa taṃ datvā »idāni[11]) samma ehī« ti vutte[12])
pi na gacchati[13]). puna tena so »kasmā na gacchasī[14])« ti 6

[1]) patiṭṭho 'smi K. [2]) anussarati K. [3]) muccaniyaṃ K. [4]) dā-nādīni puñña⁰ C. [5]) carataṃ K. [6]) karemto K. [7]) vatthata K, korr. zu vatthatha. [8]) Somabrāhmaṇaṃ C. [9]) ⁰vīthiṃ C. [10]) ganhāti K. [11]) idhāni K. [12]) vutto C. [13]) nāgacchati C. [14]) nāgacch⁰ C, tā gacch⁰ K.

puṭṭho »samma mama hatthe muddikaṃ[1]) apassantā me putta-
7 dārāyo[2]) mayā kalahaṃ[3]) karontī« ti āha. atha so »evaṃ
sante yadā te pahoti tadā mayhaṃ dehī« ti muddikam pi datvā
8 taṃ gahetvā gehaṃ agamāsi. atha te ettakena sahāyā ahesuṃ.
9 Aparabhāge Somadattabrāhmaṇaṃ »ayaṃ paradārakammaṃ
10 akāsī« ti manussā gahetvā rañño dassesuṃ. rājā tassa rūpa-
sampattiṃ disvā rājāṇaṃ akatvā »mā bho puna evam akāsī«
11 ti ovaditvā vissajjesi. rājā naṃ[4]) yāvatatiyavāraṃ ovadanto[5])
vissajjetvā catutthavāre[6]) »gacchath' etaṃ āghātanaṃ netvā
12 mārethā« ti āṇāpesi. evaṃ pāpakammena[7]) niratā anekākārena
ovadantā pi na sakkā nivāretuṃ. tathā hi

Soṇā c' eva sigālā ca vāyasā nīlamakkhikā |
icc' ete kuṇape sattā na sakkā te nisedhituṃ[8]) I
tathā pāṇātipātesu paradāre surāya ca |
musāvādesu theyyesu sattasattā[9]) na vāriyā ti II.

13 14 Tato rājapurisā taṃ bandhitvā pakkamiṃsu. tadā Soma-
brāhmaṇo[10]) Somadattaṃ[11]) tathā nīyamānaṃ disvā kampamā-
nahadayo rājapurisānaṃ santikaṃ gantvā »imaṃ bho muhuttaṃ[12])
mā māretha yāva rājānaṃ jānāpessāmī« ti vatvā rañño santikaṃ
gantvā vanditvā ṭhito »deva mama jīvitaṃ Somadattassa brāhma-
ṇassa dassāmi etaṃ muñcatha yadi māretukāmo maṃ māre-
15 thā« ti[13]) āha; rājā tuṇhī ahosi. rājapurisā Somadattaṃ
16 muñcitvā Somabrāhmaṇaṃ āghātanaṃ netvā māresuṃ. aho
kataññuno kataveditā.

Hoti c' ettha:

Katūpakāramattānaṃ sarantā keci mānusā |
jīvitaṃ denti Somo va Somadattassa attano ti III

17 So tena jīvitadānena devaloke nibbattitvā mahante kanakavi-
māne devaccharāsahassaparivuto dibbasampattim anubhonto[14])
18 paṭivasati. tadā Somadattabrāhmaṇo »eso maṃ maraṇappattaṃ

---

1) muddakaṃ K. 2) puttadārādayo C. 3) kaḷahaṃ K; mayā saddhiṃ k° C. 4) rājā ṇaṃ K. 5) ovadento (pr. m. korr. aus ovadentā) K. 6) catutthe vāre C. 7) pāpakamme C. 8) So CS, sowie K, korr. aus nisīdituṃ. 9) So CS, sowie K, korr. aus satthasatthā. 10) so brāhmaṇo K. 11) °datthaṃ K. 12) °tthaṃ K, korr. zu °ttaṃ. 13) K korr. aus māretāti. 14) anubho K.

mocesī« ti vatvā tass' atthāya dānaṃ datvā pattiṃ adāsi.
tāvad-ev' assa tato bahutaraṃ devissariyaṃ ahosi devānubhā- 19
vaṃ ca.

Tato so Somadevo attano devissariyaṃ olokento sahāyassa 20
attano jīvitadānaṃ addasa. disvā attabhāvaṃ vijahitvā māṇavaka- 21
vaṇṇena[1]) Somadattabrāhmaṇaṃ upasaṃkamitvā paṭisaṃthāraṃ
katvā attānaṃ devaloke nibbattabhāvaṃ pakāsetvā taṃ gahetvā
attano ānubhāvena devalokaṃ netvā »yathākāmaṃ saṃpattim
anubhavā« ti vatvā sattāhaṃ devissariyaṃ datvā sattame divase
netvā tassa gehe yeva patiṭṭhāpesi. tathā hi dibbasaṃpattim 22
anubhūtassa manussasaṃpatti paṭikkūlā hoti. tato so dibbasaṃ- 23
pattim anussaranto kiso dubbalo uppaṇḍuppaṇḍukajāto ahosi.
Ath' ekadivasaṃ devaputto taṃ olokento tathā dukkhappattaṃ 24
disvā »na sakkā manussena dibbasaṃpattim anubhavitun« ti
icchitaicchitasaṃpattidāyakaṃ[2]) ekaṃ cintāmaṇiṃ datvā tassa
bhariyam pi attano ānubhāvena rūpavantaṃ yasavaṇṇavantaṃ[3])
atikkantamanussitthivaṇṇaṃ akāsi. aparabhāge te jayampatikā 25
paccakkhato diṭṭhadibbasaṃpattivibhavā[4]) dānaṃ datvā sīlaṃ
rakkhitvā sahāyadevaputtassa santike yeva nibbattiṃsū ti.

Mandena nanditamanā upakārakena[5])
pāṇam pi denti sujanā iti cintayitvā |
mittaddū mā bhavatha bho upakārakassa[6])
pāsaṃsiyā bhavatha sādhujanehi[7]) niccaṃ ti || IV ||.

Sahāyassa pariccattajīvitakassa vatthuṃ dasamaṃ

Nandirājavaggo dutiyo.

---

[1]) māṇavaka⁰ KC. [2]) icchiticchita⁰ C. [3]) yasavantaṃ vaṇṇavantaṃ C. [4]) So C; K diṭṭhasaṃpatti⁰ korrigiert aus diṭṭhadiṭṭhasaṃpatti⁰. [5]) Korr. in K aus uparājakena. [6]) So CS; mittaddu mā hotupakārakassa K. [7]) sādhujaneti K.

Übersetzung.

1.

Die Geschichte vom König Nandi.

1 Vor hunderttausend Weltzeiten, von jetzt an gerechnet,
wurde in der Welt ein Meister namens Padumuttara geboren,
die Welt samt den Göttern aus der Wildnis der Wiedergeburten
2 errettend. Um jene Zeit nun hatte ein Bürger die Darlegung
der Lehre des Meisters gehört; gläubigen Herzens lud er den
Orden mit dem Buddha an der Spitze ein, veranstaltete eine
große Almosenspende, schmückte sein Haus wie einen Götter-
tempel, bereitete einen des Buddha würdigen Prachtsitz, ging
hin und bat den Erhabenen: „Es ist jetzt für den Erhabenen
3 Zeit, Herr, sich zur Speisehalle zu begeben.“ Und der Er-
habene, umgeben von der Mönchsgemeinde, ging mit großer
Buddhaherrlichkeit und ließ sich auf dem zubereiteten schönen
4 Buddhasitze nieder. Da nun bewirtete der Bürger froh und
gehobenen Herzens mit seiner Umgebung den Erhabenen mit
vielerlei süßen Speisen, Getränken und so weiter.

5 Indem nahm der Thera Vasabha mit Namen, ein Groß-
schüler, der im Orden des Erhabenen der erste war unter denen,
die die Dhutaṅgavorschriften einhalten, auf der Wanderung
um Almosen nach dem Sapadāna-Verfahren begriffen, bei der
6 Haustüre jenes Bürgers Aufstellung. Wie nun dieser den Thera
sah, bat er ihn: „Herr, der Meister hat im Hause Platz ge-
7 nommen, tretet auch ihr herein.“ Ohne jedoch einzutreten,
8 ging der Thera weiter. Der Bürger begab sich zum Erhabenen,
teilte ihm die Begebenheit mit und sprach: „Gibt es, Herr,
in der Welt einschließlich der Götter jemanden, der sogar dem
9 Erhabenen an Tugend überlegen ist?“ Indem er ihm nun einen
Vergleich mit den Söhnen darlegte, sprach (der Meister), die
Tugenden des Thera lobend, folgendermaßen:

„Es wahren in lauterer Weise die Gelübde wie das Pāti- I
mokkha u. s. f., die Dhutaṅgavorschriften beobachtend und wenig wünschend, die Söhne des Weisen.

Wie stolze Krieger stets gerüstet zum Kampfe mit dem II
Tode sind sie zum Ackerland guter Werke geworden für die Wesen, Götter, Menschen u. s. f.

Ich trage farbenprächtiges Gewand und sogar eines aus III
dem Sīvilande, die Buddhasöhne, die großen Elefanten, tragen kein derartiges.

Sie tragen Lumpenzeug vom Kehricht, indem sie Fetzen IV
zusammenflicken, Lappen nur zum Bedecken der Schwären, sie, die frei sind von Wunsch und Begier.

Ich lasse mir immerfort die Einladung der Laien gefallen, V
Freund; nimmermehr erfüllen die Söhne des Sammbuddha den Wunsch der Laien.

Was auf dem Bettelgange erlangt ist, ob schlecht oder VI
gut, damit geben sich meine Söhne zufrieden, frei von Begierde nach Genuß.

Ich lege mich bequem nieder auf ausgebreitetem schönem VII
Lager; sie bereiten sich kein Lager aus Furcht vor der Gefahr der Wiedergeburten. Beim Stehen, Sitzen, Gehen beobachten sie würdiges Verhalten.

Ich wohne in schönen Gebäuden, die aus zahlreichen VIII
Stockwerken aufgetürmt sind; die Söhne des Buddha, die betreten niemals ein solches Obdach.

An einer Baumwurzel, auf Leichenstätten, unter freiem IX
Himmel fühlen sie sich wohl, nachdem sie zum Zwecke der Vernichtung der Existenz höchste Meditation geübt haben.

Ich bin bereit, im Dorfe zu leben, indem ich den Leuten X
zum Heil verhelfen will; jene meine Söhne erfreuen sich einzeln lebend an dem Aufenthalte in der Waldwildnis.

Unter diesen ist einer der geringsten(?) der zum Frieden XI
gelangte große Thera Vasabha; als einer, von dem das Böse abgeschüttelt und dessen Höchstes die Dhutaṅgavorschriften sind, ist er bekannt als mein Schüler.“

10 So pries der Erhabene die Tugenden des Thera, indem er
gleichsam, seine Hand ausstreckend, an die Mondscheibe rührte.
11 Als jener nun die Schilderung von dessen Tugend vernommen
hatte, wünschte er auch für sich diese Stellung und fiel dem
Erhabenen zu Füßen, indem er mit den Worten: „O daß ich
doch in Zukunft im Orden irgend eines vollkommen erleuch-
teten Buddha der vornehmste derer würde, die die Dhutaṅga-
12 vorschriften beobachten“, diese Stelle für sich begehrte. Der
Meister überschaute den Sachverhalt und weissagte: „Von jetzt
an gerechnet, nach hunderttausend Weltperioden wird ein
Meister namens Gotama geboren werden; du wirst dann der
erste werden derer, die die Dhutaṅgavorschriften beobachten,
und unter dem Namen Kassapa bekannt sein.

13 Von dieser Zeit an befleißigte er sich frohen Sinnes guter
Werke, wurde, aus dieser Existenz abgeschieden, göttliche Ober-
gewalt über Götter und Menschen genießend, zur Zeit des voll-
kommen erleuchteten Buddha Vipassī ein Brahmane mit Namen
14 Ekasāṭaka und übte große Freigebigkeit. Nach dem Abscheiden
aus jener Existenz wurde er um die Zeit, als der vollkommen
erleuchtete Buddha Kassapa ins Nirvana eingegangen war, in
der Stadt Benares als ein dort ansässiger Großkaufmann wieder-
geboren und übte gute Werke, vor allem Freigebigkeit; nach-
dem er von dort abgeschieden war, wurde er auf der Wanderung
von Dasein zu Dasein unter den Menschen mit 10000 jähriger
15 Lebensdauer in Benares als ein Bürger wiedergeboren. Als nun
dieser Bürger sich im Walde erging, sah er in einem abge-
legenen Bezirk in einer Waldgegend einen Paccekabuddha.
16 Dieser Paccekabuddha war dort mit dem Herstellen seiner
Kleidung beschäftigt, und da der Saum nicht zureichte, ging
17 er daran, sie zusammenzufalten und wegzulegen. Wie der Bürger
18 das sah, fragte er: „Herr, was tut ihr?“ Der Paccekabuddha
gab, von jenem befragt, in seiner Bescheidenheit keine Antwort.
19 Jener erkannte: „Der Stoff für die Kleidung reicht nicht aus“,
legte seinen eigenen Mantel dem Paccekabuddha zu Füßen
20 und ging fort. Der Paccekabuddha nahm diesen auf, machte
sein Gewand fertig, indem er den Saum anfügte, und bekleidete
sich damit.

Der Bürger starb am Ende der Lebenszeit und wurde im 21
Reich der Tāvatiṃsa-Götter wiedergeboren, genoß dort in
der ihm dort bestimmten Daseinsfrist göttliche Herrlichkeit
und wurde, von da abscheidend, an einem Platze drei Meilen
von Benares entfernt in irgend einer Stadt wiedergeboren.
Seine Eltern gaben ihm den Namen Nandi. Er hatte sieben 22 23
Brüder. Die andern sechs Brüder ernährten die Eltern, indem 24
sie verschiedenen Beschäftigungen nachgingen. Nandika lebte 25
als Nichtstuer im Hause. Deshalb waren sie böse auf ihn; 26
auch die Eltern ließen den Nandika zu sich kommen und
redeten ihm zu. Er blieb stumm. Nun wurde später einmal 27 28
im Dorfe ein Nakkhattafest ausgerufen. Da bat er seine Mutter: 29
„Mutter, gib mir ein Gewand, ich will das Nakkhattafest feiern."
Sie nahm ein frisch gewaschenes Kleid heraus und gab es ihm. 30
„Mutter, das ist grob." Sie nahm ein anderes heraus und gab 31 32
es ihm. Auch dieses wies er zurück. Da sprach die Mutter 33 34
zu ihm: „Wir sind in einem Hause geboren, das dir angemessen ist; es liegt kein Verdienst vor, etwas Feineres als
dieses zu erlangen." „Mutter, ich will an einen Platz gehen, 35
wo ich eines bekommen kann". „Mein Sohn, ich wünschte, daß 36
du heute noch in der Stadt Benares die Königswürde erlangtest",
sagte sie. Mit den Worten: „Wohl, Mutter", bezeugte er der 37
Mutter seine Ehrfurcht, umschritt sie unter Zukehrung der
rechten Seite und ging hinaus, indem er sich mit den Worten:
„Ich gehe", ehrfurchtsvoll verabschiedete. Seine Mutter aber 38
dachte: „Wohin wird er gehen? Nachdem er wie früher hier
oder dort in einem Hause herumgesessen hat, kommt er wieder!"
Er aber wanderte, angetrieben gemäß seinem Verdienst zum 39
Dorfe hinaus, begab sich nach Benares und nahm im Hause
des Truppenobwarts seinen Aufenthalt.

Eines Tages nun hatte er sich im Gespräch mit dessen 40
Dienern niedergesetzt und sah einnickend einen Traum: sein
Eingeweide kam zum Munde heraus, verbreitete sich über ganz
Jambudīpa und kehrte dann wieder in den Leib zurück. Er- 41
wacht schrie er vor Schrecken laut auf. Da befragte ihn der 42
Truppenobwart. „Ich habe einen Traum gesehen", antwortete 43

44 Nandika. Und als jener die Frage an ihn stellte: „Was für
45 einen“, erzählte er ihn. Darauf befragte der Truppenobwart
die in seinem Hause verkehrende Bettelnonne: „Was ist die
46 Wirkung davon und für wen?“ Die Bettelnonne erklärte: „Herr,
wenn eine Frau (den Traum) sieht, so erlangt sie schon inner-
halb von sieben Tagen die Königsweihe, wenn ihn ein Mann
47 sieht, so wird er ebenso König.“ Als der Truppenobwart diese
Erklärung von ihr gehört hatte, ließ er in dem Wunsche:
„Ich will mir diesen zum Verwandten machen“, seine sieben
Töchter holen und fragte sie der Reihe nach: „Wollt ihr den
48 Nandika heiraten?“ Die übrigen wollten alle nicht: „Wir
wissen von diesem, der kürzlich erst zugewandert ist, nicht,
49 ob er aus gutem Hause stammt oder nicht.“ Da fragte er die
50 Jüngste. Sie willigte ein: „Wem Vater und Mutter mich
51 geben —, ihr Wort werde ich nicht zu nichte machen.“ Und
der Truppenobwart ließ Nandika holen, verheiratete ihm seine
Tochter und schenkte ihm ein großes Vermögen.
52 Sieben Tage später begab sich Nandika, hierhin und dort-
hin lustwandelnd, in dem Gedanken: „Ich will den Park des
Königs besuchen“, dorthin und legte sich, bis über den Kopf
sich verhüllend, auf die für den König bestimmte Steinplatte
53 nieder. Und das war gerade der siebente Tag seit dem Tode
54 des Königs von Benares. Nachdem die Beamten und der Haus-
priester die üblichen Zeremonien an der Leiche des Königs
hatten vollziehen lassen, saßen sie im Königshofe nieder und
hielten Rat: „Der König hat nur eine einzige Tochter, einen
Sohn aber hat er nicht; ein Reich ohne König hat keinen
55 Bestand; wir wollen also den Festwagen aussenden.“ Sie gaben
Befehl, vier Sindhrosse von der Farbe der Blätter weißer Lotos-
blumen anzuschirren, die fünffachen Embleme der Königswürde,
den weißen Sonnenschirm u. s. f. auf den Wagen zu stellen,
ließen den Wagen frei und hinterher die Musik aufspielen.
56 Der Wagen fuhr zum östlichen Tore hinaus und nahm die
57 Richtung auf den Park zu. „Aus Gewohnheit fährt der Wagen
58 auf den Park zu, wir wollen ihn wenden“, riefen einige. Der
59 Hauspriester antwortete: „Hindert ihn nicht.“ Der Wagen

fuhr mit Zukehrung der rechten Seite um den Jüngling herum
und blieb, zum Einsteigen bereit, stehen. Der Hauspriester 60
entfernte den Saum des Obergewandes, sagte, die Fußsohlen
betrachtend: „Unsere Insel mag ganz beiseite bleiben: er be-
sitzt die Fähigkeit, die Alleinherrschaft auszuüben über die
vier großen Inseln, die umgeben sind von 2000 Inseln“, und
ließ die Musik aufspielen, um seine Entschlossenheit zu be-
obachten. Da enthüllte der Jüngling das Antlitz, blickte um 61
sich und fragte: „Weshalb seid ihr gekommen?“ „Majestät, 62
die Königswürde ist euch zugefallen.“ „Wo ist der König?“ 63
„Unser Gebieter ist zu einem Gott geworden.“ „Wie viele 64 65
Tage sind vergangen?“ „Heute ist der siebente Tag.“ „Ist 66 67
nicht ein Sohn oder eine Tochter da?“ „Eine Tochter ist da, 68
Majestät, ein Sohn ist nicht vorhanden.“ „So wollen wir denn 69
das Herrscheramt ausüben.“ Sie ließen sogleich die Halle für 70
die Weihe herrichten, bekleideten die Königstochter mit allem
Schmuck, führten sie in den Park und vollzogen die Weihe
an dem Jüngling. Nachdem sodann die Weihe an ihm voll- 71
zogen war, reichten sie ihm ein Gewand im Werte von 100000.
„Was soll damit, Freund“, fragte er. „Ein Gewand zum An- 72 73
legen, Majestät.“ „Ist das nicht grob?“ „Unter den Gewändern, 74 75
die für den Gebrauch von Menschen bestimmt sind, gibt es
kein feineres als dieses, Majestät.“ „Pflegte euer König sich 76
in ein solches zu kleiden?“ „Ja, Majestät.“ „Mich dünkt, 77 78
euer König war nicht reich an Verdienst“, sagte er; „wohlan
bringet ein goldenes Gefäß herbei, ich will mir ein Gewand
beschaffen.“ Man brachte ein goldenes Gefäß. Er erhob sich, 79 80
übergoß die Hände, benetzte das Gesicht, nahm Wasser in die
Hand und verspritzte es gegen Osten. Sofort wuchsen 16 Wunsch- 81
bäume auf, die feste Erde durchbrechend. Abermals nahm er 82
Wasser in die Hand und versprengte es nach Süden, Westen,
Norden, also in die vier Himmelsgegenden. In allen Himmels- 83
gegenden je 16, wuchsen also 64 Wunschbäume auf. Er kleidete 84
sich in ein göttliches Gewand, legte eins als Mantel um und
befahl: „Rühret die Trommel: im Reiche des Königs Nandi
sollen die Spinnerinnen nicht spinnen müssen“, ließ den Sonnen-

schirm aufrichten, hielt geschmückt und gerüstet auf der
Schulter des schönsten Elefanten seinen Einzug in die Stadt,
85 stieg zum Palast empor und genoß große Herrlichkeit. Siehe,
das war nun der Lohn für die Tat, daß er einem Pacceka-
buddha einen Kleidersaum geschenkt hatte! Darum sagen
die Alten:

XII Wie aus Samen von der Größe eines Senfkornes ein
Nigrodhabaum ersteht, strotzend von hundert Ästen, einer
großen schwarzen Wolke gleichend,

XIII So entsteht auch aus geringfügigem verdienstvollem Werke
große Belohnung. Dies bedenkend soll ein weiser Mann
nichts gering achten in dem Gedanken: „Es ist nur ein
kleines Verdienst.“

86 Wie nun so im Verlauf der Zeit die Königin eines Tages
das Glück des Königs ins Auge faßte, trug sie mit den
Worten: „Ach, die Büßer!“ ein Aussehen von Mitleid zur
87 Schau. Gefragt: „Was soll das, o Königin, was soll das“,
antwortete sie so und sprach: „Außerordentlich groß ist euer
Glück, Majestät, weil ihr Gutes in vergangener Zeit vollbracht
habt; vollbringet jetzt Heilsames um der Zukunft willen.“
88 „Wem sollen wir Almosen geben? Es gibt keine Leute, die
89 die Moralgebote halten.“ „Nicht leer ist Jambudīpa an Hei-
ligen; bereitet ihr Almosen vor, ich werde Heilige herbei-
90 schaffen“, sagte sie. Am folgenden Tage ließ der König eine
91 wertvolle Almosenspende bereitstellen. Die Königin warf mit
den Worten: „Wenn es in dieser Gegend Heilige gibt, so
mögen sie kommen und unsere Gabe in Empfang nehmen“,
das Antlitz dem nördlichen Himalaya zugewandt, Blumen in
92 die Höhe und fiel nordwärts gerichtet nieder. Und diese
Blumen flogen durch die Luft und fielen nieder zu Füßen des
Paccekabuddha Mahāpaduma mit Namen, des ältesten unter
den 500 Paccekabuddhas, den Söhnen der Padumavatī, welche
in einer Gegend des Himalaya wohnten. Denn so heißt es:

XIV O sehet, Brüder, jetzt das Wunder eines Mannes, der
verdienstvolles Werk vollbringt: unvernünftige Blumen sogar
sind beschäftigt in Botendiensten.

Einer, der wünscht, alles in der Welt von sich abhängig XV
zu machen, muß, wofern er einsichtig ist, mit aller Kraft
immerfort verdienstvolles Werk üben.

Als der Paccekabuddha Mahāpaduma die Sachlage erkannt 93
hatte, redete er die andern Brüder an: „Verehrte, der König
Nandi hat euch eingeladen; laßt euch seine Einladung gefallen.“
Sie stimmten zu, gingen sofort durch die Luft und ließen sich 94
bei dem nördlichen Tore herab. Die Leute meldeten dem 95
Könige: „Majestät, 500 Paccekabuddhas sind herbeigekommen.“
Der König ging mit der Königin hin, begrüßte die Pacceka- 96
buddhas ehrfurchtsvoll, nahm ihnen die Almosenschalen ab,
geleitete sie hinauf in den Palast, gab ihnen dort die Spende,
fiel nach Beendigung der Bewirtungspflichten — und zwar der
König dem ältesten, die Königin dem jüngsten Mitglied der
Gemeinde — zu Füßen, ließ, nachdem er mit den Worten:
„Die Ehrwürdigen sollen nicht Mangel leiden in Bezug auf
alles, dessen sie bedürfen; wir selbst wollen nicht ablassen von
verdienstvollem Werke; gebt eure Einwilligung, hier bei uns
zu wohnen“, die Zustimmung erwirkt hatte, im Parke Wohn-
plätze u. s. w. errichten und pflegte die Paccekabuddhas Zeit
ihres Lebens. Als sie ins Nirvana eingegangen waren, ließ 97
er eine Bestattungsfeier veranstalten, mit Sandel, Aloe u. s. w.
die üblichen Pflichten an den Leichen erfüllen, ihre Reliquien
sammeln und ihnen ein Heiligtum errichten; durch den Ge-
danken: „Selbst solche erhabene Weise, deren Macht groß ist,
müssen den Tod erleiden, wieviel mehr meinesgleichen“, in
heftige Gemütsbewegung gebracht, setzte er seinen ältesten
Sohn in die Herrschaft ein und zog sich selber als Mönch aus
der Welt zurück. Ebenso nach der Weltflucht des Königs die 98
Königin in dem Gedanken: „Was würde ich anfangen?“ Die 99
beiden übten, im Parke lebend, die übernatürliche Fähigkeit
der Versenkung aus und wurden, nachdem sie im Glück der
Versenkung gelebt hatten, nach Ablauf der Lebenszeit im
Brahmahimmel wiedergeboren. Zur Zeit unseres Erhabenen 100
wurden sie in einem Brahmanengeschlecht wiedergeboren und
zogen sich von der Welt in den Orden des Buddha zurück.

101 Da nun war der König Nandi der Thera Mahākassapa mit
Namen, der erste derer, die die Dhutaṅgavorschriften einhalten,
und zierte, wie Sonne und Mond in der Welt leuchtend, nachdem
der Erhabene in das Nirvana eingegangen war, den Orden
102 des Buddha auf das höchste. Und seine Gattin wurde die
Bhaddakapilānī mit Namen.

XVI Weil er vor alters, allein sich in der Wildnis ergehend, einem Paccekabuddha lediglich einen Kleidersaum gespendet hatte, regierte er ein Reich, schön wie die Insel der Kurus. Er wurde ein großmächtiger Herrscher.

XVII Ihr auch, Freunde, spendet also dem, der die Moralgebote hält, reichliche Gaben. Das wird dir ein Hort sein in künftiger Existenz und ein wertvoller Besitz wie ein Wunschjuwel, wie ein Wunschbaum.

Geschichte 1 vom König Nandi.

2.

Die Geschichte eines Mannes.

1 Nachdem unser Erhabener ins Nirvana eingegangen, lebte
in der Nähe von Pāṭaliputta in einem Dorfe ein armer Mann.
2 Eines Tages hatte er auf dem Gange in ein Dorf 2 Gewänder
3 angelegt und kam in einen großen Wald. Während er so
ging, sah ihn ein Dieb und folgte ihm nach mit der Absicht:
4 „Ich werde ihm seine Kleidung rauben.“ Als er den Dieb aus
der Ferne herankommen sah, überlegte er: „Ich bin nicht im
stande, jenem zu entrinnen oder mit ihm zu kämpfen; herbeigekommen
wird er mir sicherlich meine Kleidung wegnehmen,
wenn ich es auch nicht will, und für mich ist es unmöglich,
sie ihm gegen seinen Willen wieder abzunehmen“, und kam
zu dem Entschluß: „Ich werde sie ihm in Form eines Ge-
5 schenkes überlassen.“ Und der Räuber kam heran und packte
6 das Gewand. Und der Mann gab ihm freundlich gesinnten
Herzens das Gewand mit den Worten: „Diese meine Kleiderspende
soll dienen als ein Mittel zur Erlangung einer glück-

lichen Wiedergeburt“, verließ, weil er ungenügend bekleidet
war, die große Straße, ging auf einem Fußweg durch die
Wildnis, starb, von einer Schlange gebissen, und wurde wieder-
geboren in einer Gegend des Himalaya in einem goldenen Pa-
laste von 12 Yojana Ausdehnung, von vielen tausend Nymphen
umgeben. Um seinen Palast herum aber wuchsen auf einem 7
über drei Yojana ausgedehnten Gelände Wunschbäume. Als 8
er dieses große himmlische Glück überschaute, gab er seinem
Glücksgefühl Ausdruck mit den Worten:

Das eigene Besitztum verleiht bloß dadurch, daß es für I
eine Spende vorbehalten wird, großen Reichtum, himmlische
Macht immerdar.

Zwölf Yojana hoch, schwer zu schauen, das Auge blen- II
dend, mit Prunkgemächern versehen, ganz golden, herrlich;
Durch meine Tugend ist es entstanden voller vielfarbiger III
Wimpeln und auch geschmückt mit weißen Baldachinen.

Am Rande des Palastes hängen herrliche Tücher, vom IV
Winde bewegt glänzen sie, als wollten sie Engel herbei-
rufen.

Rund um meinen Palast auf einem Gelände von drei V
Yojana sind Götterbäume entstanden, die alles Gewünschte
spenden.

Dort in meinem Palast erfreue ich mich an Tanz, Gesang, VI
Instrumentalmusik mit vielen tausend Nymphen.

Schon für ein nicht in der rechten Weise an einen Un- VII
würdigen geschenktes Gewand eine solche Vergeltung! Wer
könnte da schildern den Lohn für einen, der in rechter
Weise an einen Würdigen gibt?

Wenn ein Mensch ein derartiges gutes Werk vollbracht VIII
hat, erlangt er göttliches Glück, das von Weisen zu preisen
ist; im Gedanken daran, Freunde, gebet reiche Spende dem
Tugendhaften, gläubig, lauteren Gemütes, an seiner Vorzüg-
lichkeit teilhabend.

Geschichte 2 von einem Manne.

3.

Die Geschichte von Visamalomakumāra.

1 In vergangener Zeit lebte hier auf Jambudīpa der voll-
kommen erleuchtete Buddha Kassapa mit Namen, der nach
Erfüllung der Pāramīs Allwissenheit erlangt hatte, für die
Welt ein Vertreiber des Leidens und Glückbringer, der die
Menschen sich ansammeln läßt in der herrlichen Stadt des
2 Nirvana. Um jene Zeit ging ein Mann, der die Darlegung
der Lehre vom Meister gehört hatte und dadurch bekehrt
worden war, nachdem er durch Darbringung von Spenden an
die Mönchsgemeinde, durch Einhalten der Moralvorschriften,
durch Beobachtung der Uposathazeremonien mancherlei ver-
dienstvolle Tugenden vollbracht hatte, wie ein aus dem Schlaf
3 Erwachter zu neuem Dasein in die Götterwelt ein. Nachdem
er dort in einem aus lauter Edelsteinen bestehenden himm-
lischen Palaste, umgeben von 1000 göttlichen Nymphen die
volle Lebenszeit geweilt hatte, wurde er, von dort abgeschieden,
nachdem unser Erhabener ins Nirvana eingegangen war, auf
Jambudīpa in der Stadt Pāṭaliputta wiedergeboren in dem Leib
der ersten Gemahlin des Großkönigs Dhammāsoka, des Welt-
4 beherrschers. Als man ihm einen Namen geben wollte, nannte
man ihn Visamalomakumāra, weil er mit krausem Haar auf
5 dem Kopfe geboren war. Allmählich zu geistiger Reife ge-
langt, war er mit Körperkraft begabt; er war von großer
Energie und wohlgestaltet; er lebte dahin schön, liebenswürdig,
mit Ruhm und Pracht begabt.

6 Einstmals war der Großkönig Dhammāsoka, von 84000
Königen umgeben, mit unzähligen Truppen und Troß nur
bedacht auf Sport in den Himalaya gezogen und gelangte auf
dem Rückweg, nachdem er sich nach Belieben ergötzt hatte,
7 an einen Fluß mit Namen Candabhāga. Dieser war aber ein
8 Yojana breit und drei Gāvuta tief. Damals war er mit eben
erst herangekommenen Fluten von Schaummassen bedeckt und

strömte, mit mächtigen Wogen beide Ufer überschreitend, mit
reißendem Schwall dahin. Als da der König den Fluß sah, 9
sagte er: „Welcher Mann unter uns wäre wohl im stande, in
diesen mächtigen Strom hinabzusteigen?“ Wie Visamaloma- 10
kumāra das gehört hatte, trat er herzu, grüßte ehrfurchtsvoll
und sagte: „Ich bin im stande, den Fluß durchquerend, hin-
über und herüber zu kommen.“ „Gut“ stimmte der König zu. 11
Und der Jüngling zog das Gewand fest an, band das Haar zu 12
einem Knoten (?) auf, trat so an das Ufer des Flusses, schwang
sich 18 Ellen hoch empor, stürzte in der Entfernung von einem
Usabha hinab und begann die Durchquerung. Während er 13
darauf, die gewaltige Strömung durchschneidend, hinüber-
schwamm, traf er mit der Hand die gefährlichen Krokodile,
die während seines Hin- und Rückweges herankamen, um ihn
zu verschlingen, tötete 2000, indem er sie vollständig zer-
malmte, stieg an das feste Land und trat mit ehrfurchtsvollem
Gruße vor den König. Als der König die Sachlage überschaut 14
hatte, überlegte er bei sich, von Furcht ergriffen: „Dieser
dürfte im stande sein, mich zu töten und sich sogar der Herr-
schaft zu bemächtigen; man muß ihn gefangen setzen lassen“;
in die Stadt gekommen, ließ er den Prinzen rufen, redete seine
Beamten an und befahl: „Werfet diesen, sage ich, ins Ge-
fängnis.“ Sie taten so. 15

Während er im Gefängnis saß, vergingen vier Monate. 16
Darauf nach Ablauf der vier Monate ließ der König 60 Rohr- 17
bündel, die in der Länge 60 Ellen maßen, zusammenbinden,
die Knoten aushöhlen, innen einen Stahlkern einführen und im
Königshof aufstellen; dann ließ er den Visamalomakumāra aus
dem Gefängnis herbeiholen, redete die Beamten folgendermaßen
an und sagte: „Ich sage, dieser Jüngling hier soll mit diesem
Schwerte diese Bambusbündel in Stücke von je vier Finger
Länge zerhauen; wenn er nicht im stande ist, sie zu zer-
hauen, so tötet ihn.“ Als der Jüngling das hörte, sagte er: 18
„Während meines langen Aufenthaltes im Gefängnis habe ich,
von Hunger gequält, Mangel an Speise gelitten; möchte ich
doch erst Speise zu mir nehmen und dann [die Stäbe] zer-

19 hauen.“ Man antwortete: „Es gibt jetzt keine Speise für dich“.
20 „So möchte ich denn in dem Lotosteich Wasser trinken“ bat
21 22 er. „Gut“, damit führten sie ihn zum Lotosteich. Der Jüng-
ling stieg in den Teich hinab, badete, tauchte unter, stieg
wieder herauf, nachdem er sich nach Bedarf an Schlamm satt
gegessen, an Wasser satt getrunken, ergriff die Schwertklinge
und stand da, während eine große Menschenmenge zusah.
23 Dann sprang er 80 Ellen hoch in die Luft, kam herab, indem
er dabei sämtliche Bambusbündel in lauter kleine Stücke von
vier Finger Länge verwandelte, und gelangte so bis zu dem
dicken Eisenhalm am unteren Ende; warf dann, wie er den
klingenden Laut (den Laut kiṇī) hörte, das Schwert fort und
24 stand weinend da. Nachdem darauf die Leute des Königs ge-
fragt hatten: „Warum weinst du“, erwiderte er: „Inmitten
dieser so vielen Menschen habe ich auch nicht einen einzigen
Freund; wenn einer da wäre, so würde er mir gesagt haben,
daß sich im Innern dieser Rohrbündel ein Eisenkern befände,
und ich würde, wenn ich es gewußt hätte, diese Rohrbündel
25 in Stücke von je einem Finger Länge zerhauen haben.“ Als
darauf der König das vom Prinzen vollbrachte Werk in Augen-
schein genommen hatte, war er zufriedengestellt und verlieh
ihm die Würde als stellvertretender König und große Macht.
26 So ist bei ihm der Vorteil des Erlangens von Stärke weder die
Kraft der Familie, der Sippe, des Geschlechts, des Landes usw.
noch die Kraft böser Taten wie das Töten lebender Wesen usw.
27 28 Wessen Kraft ist es? Es ist das Ausreifen des Karma von
frommen Werken wie das Verteilen von Gaben an die Mönchs-
gemeinde zur Zeit des vollkommen erleuchteten Buddha Kassapa.
Darum heißt es:

I Zur Zeit des Weisen Kassapa begab sich ein Mann zum erleuchteten Buddha, hörte die wohlverkündete Lehre

II Und spendete, gläubig geworden, frohen Herzens Mönchen, die die Moralvorschriften befolgten, reichliche süße Speise und Trank.

III Er spendete Gewänder und Almosenschalen und ebenso Gürtel; er spendete Anweisung auf Milch und viele Wanderstäbe.

Er spendete Gabe von schönen Lagerstätten wie Betten, Stühle usf., er spendete Wollkleider, Decken usw. als Schutz gegen Kälte. IV

Er spendete Arzneispenden für die Gesundheit der Mönche. Nachdem er auf solche Weise mannigfaches, verdienstvolles Werk vollbracht hatte, ging er in den höchsten Himmel ein. V

Dort wurde er wiedergeboren in einem Götterpalast, mit großer Wunderkraft begabt, von göttlichen Nymphen umgeben, an der Spitze eines Götterheeres, VI

An mancherlei göttlichen Tänzen und Gesängen, göttlicher Musik und Saitenspiel sich ergötzend und an göttlicher Pracht. VII

Nachdem er dort die volle Lebenszeit gelebt hatte, wurde er in dem lieblichen Jambudīpa in der Stadt Pāṭaliputta VIII
als des Königs Dhammāsoka Sohn wiedergeboren; mit großer IX
Energie, großer Kraft, großem Ruhm, großem Reichtum war er ausgestattet, ergeben dem Buddha usw.

Deshalb muß man Gutes tun, wenn man sich Glück im Dasein wünscht, und muß die Moralvorschriften wahren und die höchste Versenkung verwirklichen. X

Von da an genoß der Jüngling, nachdem er die Würde des stellvertretenden Königs erlangt hatte, große Herrlichkeit; er erwies der großen Mönchsgemeinde voran dem Thera Moggaliputtatissa Ehren in der Form von Gaben wie Gewändern, Almosen, Betten, Krankenbedürfnissen usw., beobachtete die Moralvorschriften, hielt die Uposathabräuche ein und ging am Ende seines Daseins dahin, entsprechend seinem Handeln. 29

Wenn ein Mensch einen solchen frommen Wandel geführt hat, dürfte er wohl teilhaftig werden reichen Glückes von Geburt zu Geburt. XI

Auch ihr, Freunde, befleißigt euch frommen Wandels, der Glückes würdig ist, und macht euch zu eigen den Pfad der Erlösung. XII

Geschichte 3 von Visamalomakumāra.

4.

Die Geschichte von der Kañcanadevī.

1 In Jambudīpa war eine schöne Stadt namens Devaputta.
2 Zu jener Zeit veranstalteten die Leute regelmäßig eine Feier
3 mit Namen „das Schalenfest“. Sie nahmen die Schale, die
von dem Erhabenen gebraucht war, und veranstalteten ein
großes Fest, wobei sie zahlreiche Huldigungszeremonien voll-
4 zogen; es heißt das Schalenfest. Zu jener Zeit ließ in der
Stadt Devaputta der König einen aus lauter Edelsteinen be-
stehenden Wagen mit allerlei Schmuck ausschmücken, vier
Sindh-Rosse von der Farbe weißer Lotosblätter anspannen,
schmückte, nachdem von Handwerksmeistern, die in ihrer Kunst
wohl geschult waren, ein Kopfstück für ein achtig Ellen langes
Bambusrohr aus den sieben Edelsteinarten hergestellt war, die
vom Meister gebrauchte, aus Stein gefertigte Almosenschale
mit Perlschnüren usw., ließ das Kopfstück für das Bambusrohr
aufsetzen, den Bambusstab auf den Wagen stellen, schmückte
die Stadt wie die Götterstadt, ließ Fahnen, Wimpeln usw.
aufziehen, Reihen von Bogen und Girlanden, gefüllte Krüge,
Lampen, Kränze usw. anbringen, unter vielen Huldigungs-
zeremonien die Stadt, so daß sie zur Rechten blieb, umfahren,
inmitten der Stadt in einer schön geschmückten Halle die
Schalenreliquie aufstellen und am siebenten Tage einen feier-
lichen Vortrag der Lehre abhalten.
5 Damals nun fanden sich aus diesem und jenem Gau viele
Menschen sowie Gottheiten und Yakkhas, Rakkhasas, Nāgas,
Supaṇṇas usw. in Menschengestalt wie gewöhnlich zu dieser
6 Versammlung ein. So wunderbar war diese Huldigungszere-
7 monie. Da sah ein Nāgakönig eine mit außerordentlicher
Schönheit begabte, noch von keinem Manne besuchte Jungfrau
in der frommen Versammlung sitzen; von Liebe zu ihr erfaßt,
flehte er mit vielen Gebärden, geriet, von ihr nicht erhört, in
Zorn auf sie und sprühte seinen Nasenodem aus in dem Ge-

danken: „Ich will sie töten.“ Er vermochte ihr wegen ihrer 8
Glaubensstärke kein Leid zuzufügen. Darauf umschlang sie 9
der Nāga von ihren Füßen an bis über den ganzen Körper
mit seinen Windungen, breitete über ihrem Kopfe die Haube
aus und wollte sie so in Schrecken versetzen. Unter dem Ein- 10
fluß des Anhörens der Lehre wurde ihr, die unbewegt blieb,
auch nicht das geringste Leid zu teil. Wie beim Anbruch des 11
Tages die Leute sie erblickten, fragten sie nach der Ursache:
„Was soll das?“ Sie erzählte ihnen die Ursache und tat fol- 12
genden Schwurwunsch, nämlich:

„Ich war keuschen Wandels seit ich geboren bin hier in I
der Menschenwelt: um dieser Wahrheit willen soll der Nāga
sofort mich freilassen.

Weil ich dem liebeskranken Nāga keine Gelegenheit ge- II
geben habe: um dieser Wahrheit willen soll der Nāga sofort
mich freilassen.

Der durch giftigen Wind angetriebenen, erzürnten Schlange III
habe ich nicht gezürnt: um dieser Wahrheit willen soll er
sofort mich freilassen.

So oft ich die gute Lehre anhörte, habe ich sie gehört IV
mit Ergebenheit und Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen: um
dieser Wahrheit willen soll sofort der Nāga [mich] freilassen.

Ohne einen Buchstaben oder auch ein Wort verloren gehen V
zu lassen von Anbeginn an, habe ich zugehört: um dieser
Wahrheit willen soll der Nāga [mich] sofort freilassen.“

Am Ende des Schwurwunsches wickelte der Nāgakönig, völlig 13
friedlich gegen sie gestimmt, seine Windungen auf, bildete
hundert Hauben, ließ sie im Schoße der Hauben niedersitzen
und brachte ihr zusammen mit vielen Nāgajünglingen die Ver-
ehrung dar, die die Wasserspende genannt wird. Wie die 14
Stadtbewohner das sahen, brachten sie voll Staunen und Ver-
wunderung eine Spende mit einem Geldaufwand von 18 Koṭis dar.
So nämlich heißt es:

Es gibt keinen Freund auf der Welt, der dem Glauben VI
gleich wäre, jeden Wunsch gewährend; sehet, es verehren
so seine Macht gläubig die menschengleichen Schlangen.

VII Hier in dieser Welt hat sie erlangt reichliches Daseinsglück; deshalb soll der Gläubige Verehrung erweisen der Dreiheit der Juwele.

15 Und sie, reich gesegnet, so lange sie lebte in jungfräulicher
Keuschheit verharrend, starb am Ende ihrer Lebenszeit, wurde
in der nämlichen Stadt im Schoße der ersten Gemahlin des
Königs empfangen und ging nach Verlauf von 10 Monaten
16 aus dem Mutterschoße hervor. Am Tage ihrer Geburt aber
regnete ein Juwelenregen in der ganzen Stadt Devapûtta.
17 18 Deshalb gab man ihr den Namen Kañcanadevī. In jeder Be-
ziehung war sie anmutig, wohlgestaltet, den Götternymphen
gleich, aus ihrem Munde wehte Lotosblumenduft, aus ihrem
Körper wehte Sandelholzduft, von ihrem ganzen Körper strömten
Lichtstrahlen aus wie die junge Sonne; in dem aus 4 Juwelen-
arten bestehenden Gemache war kein Bedürfnis nach einer
Lampe; das ganze Gemach war lauter Licht durch den Glanz
19 ihres Körpers. Die Fülle ihrer Schönheit war in ganz Jambu-
20 dīpa berühmt. Deshalb schickten die in ganz Jambudīpa
wohnenden Könige für sie an den König, ihren Vater, Ge-
21 schenke. Sie aber, unberührt von den fünf Lüsten, begab
sich, nachdem sie ihren Vater um Erlaubnis gefragt hatte, in
ein Nonnenkloster, zog sich aus der Welt zurück, mehrte ihre
innere Einsicht und erlangte zugleich mit den übernatürlichen
Kenntnissen die Würde einer Vollendeten.

VIII Nachdem also die Jungfrau auf diese Weise voll Ehrfurcht die Lehre angehört und fleckenlose Moral wahrend,
IX Großen Segen erlangt hatte, ist sie zur Auflösung gelangt; ermüdet, ihr Freunde, niemals in der Betätigung des Guten.

Geschichte 4 von der Kañcanadevī.

5.

Die Geschichte von einem Tiger.

In Jambudīpa in der Nähe der zum Cūlareiche gehörenden 1
Stadt Benares ist eine Hochstraße, die ein Sandgebirge durch-
schneidet. Dort inmitten lebte ein Tiger, der seinen blinden 2
Vater ernährte, nachdem er ihn in eine Berghöhle gebracht
hatte. Am Waldsaum jenes Gebirgsweges wohnte ein junger 3
Papagei mit Namen Tuṇḍila auf einem Baume. Und die beiden 4
waren gute Freunde miteinander.

Um jene Zeit kam ein Mann, Einwohner eines Grenzdorfes, 5
der, nachdem er sich mit seiner Frau gezankt hatte, nach
Benares ging, an diesen Waldsaum. Als nun der junge Papagei 6
ihn niedergeschlagen und traurig sah, rief er ihn mitleidigen
Herzens an und sagte: „Freund, wohin gehst du?“ Als jener 7
geantwortet hatte: „Ich gehe in einen anderen Bezirk“, er-
widerte Tuṇḍila: „Freund, in diesem Waldgebiet wohnt ein
Tiger, wild und grausam; er tötet alles, was ihm in den Weg
kommt, und frißt es auf. Gehe du da nicht.“ Dieser unglück- 8
selige Mensch erwiderte, ohne das Wort des [andern], der nur
sein Wohl wollte, zu beachten: „Ich gehe“. Tuṇḍila [sprach]: 9
„Wenn du denn also, mein Bester, ohne umzukehren gehst,
[so wisse:] dieser Tiger ist mein Freund; wenn er über mich
von dir ein Wort gehört hat, so packt er nicht zu“; jener
schlug, ohne auf dies sein [Wort] zu achten, auf den Papa-
geienkönig heimtückischen Sinnes mit einem Prügel los, tötete
ihn, zündete durch Reiben ein Feuer an und verzehrte das
Fleisch. Der Umgang mit schlechten Menschen bringt ja freilich 10
Leid in dieser und in jener Welt. Denn so heißt es:

> In dem Gedanken: „Es ist von mir hervorgebracht, es gehört mir“, umarmt ein Mensch das Feuer voll Liebe; es brennt aber seinen Körper. I
>
> Eine Schlange, welche behütet worden ist mit Liebe durch Spende von Honig, Milch usw., beißt, gerät sie in Zorn, seinen Körper. II

III „Auch ein kurzdauernder Verkehr, der gepflegt ist mit
einem Menschen von so verächtlicher Art, einem schlechten,
undankbaren, niedrig gesinnten, feigen,
IV Der ist unheilvoll“, wenn ein Mensch das erkennt, so
darf er auch nicht einen Augenblick einen solchen schaden-
stiftenden Umgang pflegen.

11 Als darauf der Schurke das Fleisch verzehrt hatte, erreichte
12 er im Weitergehen die Mitte des Waldbezirkes. Und als der
Tiger ihn bemerkt hatte, erhob er sich unter lautem Gebrüll
13 um zuzupacken. Als der den Tiger erblickte, wurde er von
Furcht ergriffen, und fing, sich Tuṇḍilas Wort erinnernd,
an zu erzählen und sagte: „Freund, ich komme von deinem
14 Freunde Tuṇḍila her.“ Als der Tiger das hörte, rief er ihn
erfreut heran mit den Worten: „Komm, mein Lieber“, führte
ihn in seine eigene Wohnstätte, sättigte ihn mit genießbarer
Speise, ließ ihn bei seinem Vater niedersitzen und ging wieder
in den Wald.

15 Der Vater aber, der sich in der Zeit, wo der Sohn
weggegangen war, mit dem [Manne] unterhielt, merkte im
Verlauf von dessen Erzählung, daß er den Tuṇḍila getötet
16 und verspeist hatte. Als nun der Sohn zurückgekehrt war,
sagte er: „Dein Freund Tuṇḍila ist von diesem getötet worden“.
17 Als der Tiger das hörte, ging er betrübt in Eile nach
dessen Wohnstätte, rief laut: „Freund Tuṇḍila“, sah ihn aber
nicht, bemerkte dagegen sein ausgerupftes Gefieder und ging
mit den Worten: „Sicherlich ist mein Freund von jenem ge-
18 tötet worden“, jammernd und wehklagend zurück. Aber der
Schurke hatte, als jener dorthin gegangen war, dessen Vater
mit einem Steine niedergeschlagen und getötet und stellte sich,
den Weg, wo der Tiger kommen mußte, ausspähend, versteckt
auf, in dem Gedanken: „Auch den Tiger will ich jetzt töten“.
19 20 In diesem Augenblick kam auch der Tiger herbei. Während
er aber herankam, eilte jener, über sein Ungestüm erschreckt,
herzu und fiel mit den Worten: „Herr, schenke mir mein
21 Leben“, ihm zu Füßen auf den Bauch nieder. Als aber der
Tiger die von ihm vollbrachte Tat wahrgenommen hatte, be-

sänftigte er ihm gegenüber seinen Sinn, dachte: „Es ist ungehörig, dem, der mit einer Botschaft meines Freundes zu mir gekommen ist, Schaden zuzufügen“, beruhigte ihn und schickte ihn wohlbehalten fort mit den Worten: „Gehe, mein Lieber“.
Denn so bringt der Umgang mit guten Menschen Glück in 22
dieser und in jener Welt. Denn es heißt:

Mit Guten sollt ihr zusammensein, mit Guten sollt ihr V
Verkehr pflegen; immerdar ist der Umgang mit einem solchen vorteilhaft, nicht nachteilig.

Glückbringend, unheilvertreibend ist immer der Umgang VI
mit Guten; deshalb schickt sich der Umgang mit Guten für die Menschen.

Darauf wurde der Tiger durch die Macht dieser seiner liebe- 23
vollen Gesinnung nach dem Tode im Himmel wiedergeboren.

Sogar solch ein grausamer, von anderer Fleisch sich VII
nährender Tiger ist wegen seiner Barmherzigkeit in den Himmel gelangt, der kluge. Deshalb übet Mitleid immerdar gegen die Menschen; das bringt euch Segen und Glück in den Daseinsformen.

Geschichte 5 von einem Tiger.

6.

Die Geschichte von dem Manne, der ein Stück Brett hergeschenkt hat.

In Sāvatthī hatte sich einmal ein Mann (A) in der Ab- 1
sicht: „Ich will das Nordland besuchen“, auf den Weg gemacht, hatte sich, da er im heißen Monat um die Mittagszeit durch große Hitze ermüdet war, ein Betelblatt käuflich erworben, ließ sich an Ort und Stelle nieder und saß kauend auf einem
Brette im Schatten eines Baumes. Da kam ein Mann (B) 2
herzu, aus dem Nordland kommend und von der Hitze ebenso ermüdet, setzte sich in die Nähe des ersten (A) nieder und
fragte: »Freund, gibt es Wasser hier?“ Der andere (A) er- 3

4 widerte: „Es gibt kein Wasser“. Obwohl nun er (B) zu ihm (A)
sagte: „Gib doch auch mir Betel, ich bin durstig“, erhielt er
ihn nicht; er (B) erwarb das eine Betelblatt käuflich für 4 Ka-
hāpaṇas, setzte sich an Ort und Stelle nieder, kaute, vertrieb
dadurch den Durst, faßte wegen dieses Liebesdienstes Zu-
neigung zu ihm (A) und begab sich dann nach dem Ziel seiner
Wanderung.

5 Später einmal aber machte er (B) sich auf und gelangte,
6 auf Handel ausgehend, in die Mitte des Ozeans. Am siebenten
7 Tage darauf scheiterte das Schiff. Die Leute wurden der Fraß
8 von Fischen und Schildkröten. Der Mann (B) aber blieb wohl-
behalten, nahm ein Brett unter die Brust und versuchte, den
9 Ozean zu überschwimmen. Aber auch der andere (A) war
ganz ebenso von einem gescheiterten Schiffe übriggeblieben
und traf, im Begriff, den Ozean zu überschwimmen, mit dem
10 ersten (B) zusammen. Und während die beiden sieben Tage
11 über den Ozean schwammen, erkannten sie einander. Von den
beiden hatte derjenige (B), der die Kahāpaṇas gegeben und
dafür den Betel erhalten hatte, ein Brett unter die Brust ge-
nommen und schwamm so; der andere (A) hatte das nicht.
12 Da gab er (B) in Erinnerung an den Liebesdienst dessen (A's),
der ihm gegen Empfang der Kahāpaṇas den Betel gegeben
13 hatte, ihm (A) sein eigenes Brett. Nachdem dieser (A) sich
darauf gelegt, schwamm er fort, ihn (B) im Stiche lassend.
14 Der andere (B), der ohne Stütze schwamm, begann bei schwin-
15 denden Kräften im Wasser unterzusinken. In diesem Augen-
blick sah ihn (B), wie er versank, die im Ozean wohnende
Göttin Maṇimekhalā mit Namen, kam, sich seiner Tugend er-
innernd, in dem Gedanken: „Es ist ein guter Mensch“, in Eile
herbei und ließ ihn durch ihre Macht, das Ufer des Ozeans
16 gewinnen. Aber auch den andern (A) ließ sie durch die Macht
17 eben seiner (des B) Tugend das Ufer gewinnen. Als der
Mann (A), der auf dem Brett geschwommen war, ihn (B) sah,
18 fragte er erstaunt: „Wo warst du vorher, Freund?“ Er (B)
antwortete: „Ich weiß es nicht, aber ich bin auch glücklich
19 an das Ufer gekommen“. Da sprach die Göttin in sichtbarer

Gestalt, indem sie ihnen verkündigte, daß sie durch ihre Hilfe angekommen seien:

„Wer Mutter oder Vater hier fromm ernährt, den beschirmen die Götter immerdar, sei es auf dem Ozean oder auf dem Festland. I

Wer sich zum Buddha, zur Lehre, zur Gemeinde in den Schutz begibt, den beschirmen die Götter immerdar, sei es auf dem Ozean oder auf dem Festland. II

Wer das fünffältige, das achtfältige und das Pātimokkha-Gelübde wahrt, den bewahren die Götter überall immerdar. III

Wer mit Tat, Wort und Gedanken hier Frömmigkeit übt, den bewahren die Götter immerdar, sei es auf dem Ozean oder auf dem Festland. IV

Wer in den Lehren der Guten feststeht und dankbar ist, den bewahren die Götter immerdar, sei es auf dem Ozean oder auf dem Festland.“ V

Darauf sagte er (B):

„Ich habe weder Almosen gegeben, noch die Moralgebote gewahrt, um welchen verdienstvollen Werkes willen beschirmen mich die Götter? Ich befrage dich um meine Ungewißheit, künde mir das, o Göttin.“ VI

Die Göttin erwiderte:

„Während du auf dem tiefen, furtlosen, furchtbaren Meere, der Fundstätte des Unglücks, ein Stück Holz an das Herz genommen, ein Schiffbrüchiger, schwammest, VII

Hast du, beharrend in der Sitte der Guten, ohne an dich selbst zu denken, einem Manne, mit dem du nur eine kurze Spanne Zeit verkehrt hast, deine eigene Planke gegeben. VIII

Diese deine Freundschaft und die Schenkung des Brettes ist dir eine feste Stütze gewesen im Ozean. So wisse, mein Lieber.“ IX

Nachdem sie aber in solcher Weise gesprochen, erquickte sie 20
sie mit himmlischer Speise, schmückte sie mit himmlischen
Gewändern und Schmuck und versetzte sie durch ihre Macht
wieder in die Stadt Sāvatthī. Von da an wählten die beiden 21

dasselbe Ziel und hatten, Almosen spendend, die Moralgebote wahrend, die Uposathabräuche einhaltend, am Ende ihres Lebens den Himmel zum Lohn.

X So erlangen auch für geringe Guttat auf dem Ozean die Wesen Schutz durch die Götter; auch ihr, Freunde, bemühet euch, die Art guter Menschen nicht vernachlässigend, immerdar in der Betätigung des Guten.

Geschichte 6 von dem Manne, der ein Stück Brett hergeschenkt hat.

7.

Die Geschichte von dem Freunde des Diebes.

1 Als unser Erhabener ins Nirvana eingegangen war, begab
sich in Jambudīpa ein armer Mann in der Stadt Devadaha,
hierhin und dorthin wandernd, im Grenzgebiet in irgend ein
Dorf und nahm dort im Hause einer guten Familie Aufent-
2 halt. Dort gaben ihm die Leute Reisschleim und ernährten
3 ihn so. Nachdem er dort mit den Leuten gut freund gewor-
den war und einige Tage dort geweilt hatte, begab er sich an
einen andern Ort und erwarb dann später seinen Lebensunter-
4 halt, indem er sich dem Diebshandwerk hingab. Aber eines
Tages ergriffen ihn beim Stehlen die Leute des Königs und
5 führten ihn vor den König. Der König befahl: „Werfet ihn
6 ins Gefängnis“. Sie führten ihn ins Gefängnis, fesselten ihn
mit Ketten, übergaben ihn den Wächtern und gingen fort.
7 Über dem Aufenthalt im Gefängnis vergingen ihm 12 Jahre.
8 Einige Zeit danach kam ein früherer Freund von ihm,
ein Bewohner des Grenzdorfes, zu irgend einem Geschäfte nach
Devadaha und sah ihn, hierhin und dorthin schlendernd, ge-
9 fesselt im Gefängnis. Bei seinem Anblick erbebte ihm das
10 Herz. Weinend und wehklagend fragte er: „Was kann ich
11 für dich tun?“ Als jener erwiderte: „Mein Lieber, über dem
Aufenthalt im Gefängnis sind mir jetzt 12 Jahre vergangen;

so lange Zeit habe ich großes Leid durch schlechte Ernährung usw. gelitten; sinne auf ein Mittel, mich von hier zu befreien, bis ich mir Speise gesucht und gegessen habe und dann wieder kommen werde“, sagte der brave Mann:

„Was nützt aber Schönheit, wenn sie entbehrt der Tu- I
gend und der Moral, was der Verstand eines Gauners, der törichter Weise lässig ist, was Reichtum, wenn ihm die Freigebigkeit fehlt wie Spenden und dergl., was ein Freund, der sich in der Zeit des Unglücks abwendet?“

Nachdem er aber so gesprochen, sagte er: „Gut, mein Lieber, 12
ich will deine Bitte erfüllen“, und, zu den Wächtern sich begebend, sprach er: „Freunde, bis dieser Speise genossen hat und wieder kommt, so lange bin ich für ihn Bürge, laßt ihn
frei“. Die erwiderten: „Es ist nicht möglich, Freund, ihn los- 13
zulassen; falls du indessen so lange, bis er zurückkommt, mit einer Eisenkette gefesselt hier Platz nehmen willst, so wollen
wir ihn freilassen; wenn nicht, ist es nicht möglich.“ Er ant- 14
wortete: „So soll es sein, ihr Freunde“, löste die Fessel von des andern Fuß, legte sie an seinem eigenen Fuß an, ging in
das Gefängnis und machte so den andern frei. Der Schurke 15
aber, einmal aus der Gefangenschaft frei, kehrte nicht mehr
dorthin zurück. Ach, traurig ist es, das Wesen eines Undank- 16
baren kennen zu lernen. Wie es heißt:

Wie in einem Teiche, der mit Wasser gefüllt ist, nicht II
was im Innern uneben und eben ist [erkannt wird], so wird nicht erkannt die Natur eines Bösewichts, wie sie im Herzen beschaffen ist.

Sie sprechen mit dem Munde das eine, denken mit dem III
Geiste etwas anderes, tun mit dem Körper noch etwas anderes: das ist die Art solcher Leute.

Wer das an ihnen wahrnimmt, der ist ein Weiser von IV
Natur, hochgelehrt ist er wahrlich, einer, der das Denken anderer durchschaut.

Über seinem Aufenthalte im Gefängnis waren ihm 12 Jahre 17
vergangen. So lange Zeit hatte er, obwohl von Hunger ge- 18

19 quält, niemals vorher einen andern um Speise gebeten. Die
Tage, an denen er andere als übriggebliebene Speise nicht
20 erhielt, waren zahlreicher als die, wo er sie erhielt. Und nach
Ablauf der zwölf Jahre wurde dem König ein Sohn geboren.
21 Da nun ließ der König in seinem Reiche alle Gefängnisse
22 öffnen. Sogar Wild und Vögel wurden aus der Gefangenschaft
23 befreit. Kaum war das Tor geöffnet, so gingen die Leute im
24 Gefängnis, wohin immer sie wollten. Er aber allein ging nicht
25 mit ihnen, sondern blieb zurück. Als die Wächter fragten:
„Freund, weshalb gehst du nicht?", erwiderte er: „Freund, weil
ich bekannt bin, will ich jetzt nicht gehen; ich bin körperlich
sehr heruntergekommen; ich werde in der Dunkelheit gehen",
und, wie die Dunkelheit gekommen war, ging er fort; indem
er dachte: „Woher soll ich in der Stadt bei dem Mangel an
Freunden Speise bekommen?" ging er weiter und begab sich
im Dunkel der Nacht nach der Leichenstätte, in der Hoffnung:
26 „Dort werde ich Nahrung finden". Wie er dort eine eben
erst hingeworfene Leiche erblickte, schnitt er mit einem
Menschenknochen Fleisch ab, tat es in einen Schädel, setzte
es auf einen Herd, der aus drei Menschenschädeln hergestellt
war, entzündete Feuer mit Holzscheiten, die von einem Scheiter-
haufen weggenommen waren, kochte das Fleisch in Wasser,
das zum Löschen der Leichenstätte herbeigebracht war, wobei
er es mit einem Menschenknochen umrührte, nahm es ab, be-
deckte seine Blöße mit einem abgebrochenen Zweige, machte
einen getragenen Mantel zum Windschutz und setzte sich nieder.
27 In diesem Augenblick beobachtete die dort in einem Pipphali-
baume wohnende Gottheit dieses sein Treiben, trat in dem Ge-
danken: „Ich will ihn doch fragen", zu ihm und fragte ihn:
„Freund, was tust du hier in tiefer Nacht, die voll ist von
dichtester Finsternis, Menschenfleisch kochend, auf der Leichen-
stätte, die überstreut ist mit hier und dort verstreuten Nägeln
und Knochen und voll von fleischfressenden Tieren wie Hunden
und Schakalen, die erfüllt ist von menschenfleischfressenden
Yakkhas und Rakkhasas und schreckenerregend durch die vielen
Scheiterhaufen, die hier und dort aufleuchten?", und sagte:

„Mitten in der Nacht kochst du hier Menschenfleisch in V
einem Schädel inmitten der Leichenstätte voll von aasfressenden Tieren; sage, was soll es mit diesem Beginnen?“

Er aber erwiderte: 28

„Nicht um eines Opfers willen und auch nicht um einer VI
Spende willen koche ich Fleisch inmitten der Leichenstätte, es gibt nichts, das dem Hunger vergleichbar wäre in der Menschenwelt; zur Vertreibung des Hungers koche ich, wahrlich“.

Die Gottheit sprach: „Das mag so sein; mit diesem Mantel 29
machst du einen Windschutz, wozu das?“ und fragte weiter:

„Mit Zweigen bekleidet zum Verhüllen der Scham, machst VII
du einen Windschutz, indem du dort einen Mantel ausbreitest, wozu das? Sage es, von mir befragt.“

Er sagte zu ihr, sie aufklärend: 30

„Wenn der kühle Wind, vermischt mit Gutem und Üblem, VIII
selbst freundlos, weil er ohne Bewußtsein ist, nachdem er den Körper eines schlechten, undankbaren [Menschen], der die Freunde zu grunde richtet, berührt hat,

Diesen Dunst herantragend, mich am Körper berührt, IX
auf mich eindringend, verursacht er mir Leid: in diesem Gedanken habe ich, Lieber, um ihn wie Gift abzuwehren, diesen elenden Fetzen aufgehängt.“

Darauf sagte die Göttin: 31

„Was hat dir dieser Verderber getan, hat er dich um X
Geld und Korn gebracht, sind Vater, Mutter, Verwandte, Feld und Haus von ihm zu grunde gerichtet worden? Sage, was mit dir ist.“

Darauf antwortete er: 32

„Was für große Gefahr droht von einem Könige, Raub XI
aller Habe usw., Tod usw., [das] geschieht von einem undankbaren Bösewicht: weitweg ist der, Lieber, fernzuhalten.

Was für Gefahr droht von Räubern und Feinden in der XII
Welt, von Wasser und Feuer, [das] geschieht von einem undankbaren Bösewicht: weitweg ist der, Lieber, fernzuhalten.

XIII Das Töten von Lebendem, das Ansichnehmen von etwas Nichtgegebenem, der Verkehr mit dem Weibe eines anderen und die Lüge, das Trinken berauschenden Getränkes, Streit und Verleumdung, unnützes Geschwätz, Umgang mit Würfelspielern,

XIV Alles Unnütze, Unselige, Unerwünschte, Höllische, Leidvolle, Unerfreuliche geschieht von einem undankbaren Bösewicht: weitweg ist der, Lieber, fernzuhalten."

33 Nachdem er so gesprochen hatte, erzählte er alles Leid, das
34 er durch die Schuld des Bösewichtes erduldet hatte. Darauf
sagte die Gottheit: „Ich bin an dem Tage, wo mein Meister
das Maṅgalasutta lehrte, in diesem Baume gesessen und habe
auch durch den Vers:

XV Das Meiden der Toren und der stete Verkehr mit Weisen, die Verehrung der Verehrungswürdigen, das ist das höchste Glück,

die Mängel eines Toren vernommen", und, erfreut über ihn,
führte sie ihn in ihren Palast, badete ihn, schmückte ihn mit
himmlischen Gewändern und Schmucksachen, reichte ihm himmlische Speise und Trank, erwies ihm große Ehre und Auszeichnung und bewirkte durch ihre Macht, daß er in jener
35 Stadt zum König geweiht wurde. Während er dort die Regierung führte, übte er tugendhafte Werke wie Almosengaben usw. und ging am Ende seines Lebens dahin gemäß
seinem Kamma.

XVI Nachdem ihr so Umgang und Verkehr mit Bösen aufgegeben habt, genießet durch den Verkehr mit guten, reinen, frommen Leuten, indem ihr viel Gutes wie Almosengeben usw. vollbringt, die Wonne der Erlösung im Himmel.

Geschichte 7 von dem Freunde des Räubers.

8.

Die Geschichte von dem Brahmanen Marutta.

An dem Ufer eines Flusses mit Namen Candabhāgā ist 1
ein Dorf namens Bhomagāma gelegen. Dort wohnte ein 2
Brahmane mit Namen Marutta. Als dieser einmal zu Ge- 3
schäften nach Takkasilā gegangen war, sah er, wie er sich
nach Hause begab, unterwegs in einem Rasthause einen an
Räude erkrankten Hund und gab ihm aus Mitleid zu ihm
Nīlaliane zu trinken, die er in saure Buttermilch ausgepreßt
hatte. Nachdem der Hund sich nach Beseitigung seiner Krank- 4
heit wieder im früheren Zustand befand, schloß er sich, die
ihm von dem Brahmanen erwiesene Wohltat im Gedächtnis
behaltend, diesem an. Bald darauf wurde die Gattin des 5
Brahmanen schwanger. Als ihre Leibesfrucht gereift war, 6
zur Zeit der Entbindung, starb das Kind noch im Mutterleib,
weil es quer gelagert war. Darauf entfernte man es, indem 7
man es mit einem Messer in einzelne Stücke schnitt. Wie der 8
Brahmane das sah, gab er verzagten Herzens das häusliche
Leben auf, zog sich aus der Welt als Asket zurück und lebte
in der Waldwildnis. Und seine Frau, die mit einem andern 9
Umgang pflegte, bat diesen, erbittert auf den Brahmanen,
weil er sie verlassen und der Welt entsagt habe: „Freund,
töte den Brahmanen“. Sie beriet sich mit ihm. Als der Hund 10 11
ihre Beratung hörte, hielt er sich nur zu dem Brahmanen.

Eines Tages nun nahm ihr Liebhaber Bogen und Köcher 12
mit den Worten: „Ich will den Büßer töten“, und ging fort.
Der Büßer war gerade nach allerlei Früchten in den Wald 13
gegangen; der Hund war in der Einsiedelei zurückgeblieben.
Der Mann saß in einem Gebüsch versteckt, den Weg, auf dem 14
der Büßer zurückkommen mußte, beobachtend. Als der Hund 15
seine Unachtsamkeit bemerkte, biß er vom Bogen die Sehne
weg und zerriß sie so. Der aber stellte die Sehne wieder her 16
und zog sie wieder auf. In gleicher Weise zerbiß sie der 17

18 Hund, so oft sie aufgezogen war. Wie nun der Schurke das
Herankommen des Büßers bemerkte, machte er sich mit dem
19 Bogen auf in dem Gedanken: „Ich will ihn töten". Der
Hund aber biß ihn in den Fuß, brachte ihn zu Fall, zer-
20 fleischte sein Gesicht, machte ihn kraftlos und bellte. Denn
so erweisen gute Menschen denen, die ihnen einen Dienst er-
wiesen haben, einen Gegendienst. Denn es heißt:

I Der dankbare Hund hat, Hilfe bringend, die Bezwingung des Feindes bewirkt und dadurch dem Büßer das Leben geschenkt.

II Auch die Tiere verstehen sich stets auf persönliches Verdienst: in dieser Erkenntnis sollen kluge Lebewesen dankbar sein.

21 Darauf kam der Büßer auf das Gebell des Hundes herbei, und, wie er den traurigen Zustand des andern sah, pflegte er ihn aus Mitleid und ernährte ihn, nachdem seine Wunden geheilt und er wieder zu Kräften gekommen war; eben dort verweilend, erwarb er sich die übernatürliche Fähigkeit der Meditation und hatte am Ende seines Lebens die Brahmawelt zum Lohn.

III Wenn ihr hört von dem Dienst, den der Hund in frommer Weise erwiesen, und von der freundlichen Gesinnung des Büßers, die er dem Feinde gegenüber gezeigt, so übet in rechter Weise Barmherzigkeit und Hilfe gegenüber andern; das ist immerdar für euch die Ursache zu glücklichen Daseinsformen.

Geschichte 8 von dem Brahmanen Marutta.

9.

Die Geschichte von dem, der Wasser gespendet hat.

In Jambudīpa in irgend einem Gaue war ein Mann, der, 1
von Land zu Land, von Gau zu Gau wandernd, allmählich an
das Ufer des Flusses Candabhāgā gelangte, dort ein Schiff
bestieg und sich an das andere Ufer begab. Da fuhr eine 2
schwangere Frau auf demselben Schiffe. Als das Schiff nun 3
die Mitte des Flusses erreicht hatte, setzten bei ihr durch ihr
Kamma verursachte Wehen ein. Wie sie dann aber nicht 4
gebären konnte, bat sie in ihrer Qual die Leute: „Gebt mir
Wasser, ich bin durstig“. Man reichte ihr kein Wasser, als 5
ob man ihr Wort gar nicht vernähme. Da nahm der Mann 6
vom Lande, von Mitleid zu ihr erfaßt, Wasser und goß es ihr
in den Mund. In diesem Augenblick erleichtert, gebar sie 7
glücklich das Kind. Als sie an das Ufer gelangt waren, 8
kamen sie im Verlauf von einigen Tagen ein jeder an sein Ziel.

Später einmal kam der Mann vom Lande in irgend einem 9
Geschäft in die Stadt, wo die Frau wohnte, und da er, hier-
hin und dorthin schlendernd, keine Unterkunft fand, begab
er sich nach dem Rasthause vor dem Stadttor und legte sich
dort nieder. Gerade an jenem Tage waren Diebe in die Stadt 10
gekommen, hatten im Königspalast eine Bresche gebrochen,
die wertvollsten Schätze geraubt und sich, von den Leuten
des Königs verfolgt, davon gemacht; hatten auf der Flucht
in eben jenem Rasthause [die Beute] weggeworfen und waren
entflohen. Wie die Leute des Königs herankamen und die 11
Diebe nicht sahen, [aber] den Mann vom Lande erblickten,
ergriffen sie ihn mit den Worten: „Das ist der Dieb“, banden
ihm die Arme auf dem Rücken fest und führten ihn am fol-
genden Tage vor den König. Der König fragte: „Warum, 12
sage ich, hast du den Diebstahl begangen?“ Auf seine Ant- 13
wort: „Majestät, ich bin kein Dieb, ich bin ein Fremder“,
ließ der König die Diebe suchen und, wie er sie nicht fand,

gab er Befehl: „Dieser ist doch der Dieb, ihn sollt ihr töten“.
14 Wie er von den Leuten des Königs, die ihn eng gefesselt zum
Richtplatz schleppten, abgeführt wurde, erblickte ihn die Frau,
erkannte ihn, begab sich bebenden Herzens augenblicklich
zum Könige, grüßte ihn ehrfurchtsvoll und sagte: „Majestät,
dieser ist kein Dieb, er ist ein Fremder; laßt ihn frei, Maje-
15 stät“. Der König, der ihrem Wort keinen Glauben schenkte,
sprach: „Wenn du ihn frei haben willst, so gib eine seinem
Werte angemessene Summe Geldes und bewirke so seine Be-
16 freiung.“ Sie erwiderte: „Herr, in meinem Hause gibt es
kein Geld, aber mache mich mit meinen sieben Söhnen zur
17 Sklavin; diesen gib frei, Majestät.“ Darauf fragte der König:
„Du sagst von diesem, er sei kürzlich erst gekommen; um
seinetwillen erklärst du dich mit deinen Söhnen zu Sklaven;
ist er ein Verwandter von dir oder dein Wohltäter?“ und
sprach:

I „Was ist dir dieser Mann, frage ich in meinem Zweifel, ist er dein Bruder oder Vater, Gatte oder Schwager,

II Blutsverwandter oder Gläubiger oder Wohltäter: aus welchem Grunde schenkst du ihm das Leben?“

18 Darauf erwiderte sie:

III „Dieser Mann, Majestät, ist einer, der mir früher einmal eine Wohltat erwiesen hat. Er hat mich, die schutzlose, verlassene, unglückliche, die am Sterben war,

IV Die nicht gebären konnte, die schwangere, die schneidende Schmerzen litt, mit Wasser versorgt; dadurch bin ich damals beglückt worden.

V Es wendet sich ab von dem großen Ozean, der mit einem Kranz sich brechender Wellen schwillt, die dürstende Welt und geht, von einem Brunnen zu trinken.

VI Ebenso befindet sich unter den vielen Menschen, die es gibt, o Menschenbeherrscher, nur in dem Gemüt eines einzigen die wahre Tugend.

VII Es wenden sich ab von einem toten Elefanten Leute, die nach Fleisch begehren, und verfolgen einen einzigen laufenden Hasen um seines Fleisches willen.

Ebenso schließen sich unter den vielen Menschen, die es VIII
gibt, o Menschenbeherrscher, fest an einen Tugendhaften an
die Guten, die dankbar sind.

Deshalb bleibe ich feststehen bei der Sitte der Guten, IX
o Männerbeherrscher, in Erinnerung an die von jenem der-
einst erwiesene Wohltat;

Ich und meine Söhne sind von jenem beglückt worden: X
selbst unter Preisgabe des Lebens muß dieser von mir be-
freit werden."

Darauf ließ der König den Torwächter rufen, befragte auch 19
diesen, überzeugte sich davon, daß jener wirklich kürzlich erst
gekommen, und in seiner Freude über ihre fromme Art ver-
lieh er ihnen allen beiden große Auszeichnung. Nachdem die 20
beiden die Auszeichnung empfangen hatten, befleißigten sie
sich von da ab guter Werke, wie Almosengeben, und hatten
das Himmelreich zum Lohn.

Sogar Frauenzimmer, deren Sinn festhält an der guten XI
Sitte, erlangen so Glück und Ansehen; gute Gesinnung und
guten Wandel beherzigend, verbleibet im Guten immerdar
als lautere, fromme Menschen.

Geschichte 9 von dem, der Wasser gespendet hat.

10.

Die Geschichte von dem Freunde, der sein Leben aufgeopfert hat.

Als der Erhabene ins Nirvana eingegangen war, lebten 1
in Sāvatthī zwei Brahmanen: der Brahmane Soma und der
Brahmane Somadatta. Dort spielte für gewöhnlich der Brah- 2
mane Soma mit dem Brahmanen Somadatta Würfel. Und 3
eines Tages hatte Somadatta den [andern] Brahmanen im
Würfelspiel besiegt, hatte ihm das Obergewand und den Siegel-
ring abgenommen und sagte, nach seinem Hause sich auf-
machend, zu dem Brahmanen Soma: „Komm, laß uns nach

4 Hause gehen“. Darauf sagte Soma: „Lieber, ich kann nicht
mit einem Gewand nur bekleidet mitten auf die Straße hinab-
gehen; es ist für mich besser, hier an Ort und Stelle zu
5 bleiben als fortzugehen.“ Obwohl nun Somadatta mit den
Worten: „Wenn dem so ist, Lieber, so nimm dieses Ober-
gewand“, es ihm gab und hinzufügte: „Jetzt, Lieber, komm“,
6 ging er nicht. Wiederum von jenem befragt: „Warum gehst
du nicht?“ erwiderte er: „Lieber, wenn meine Frau und meine
Kinder den Siegelring nicht an meiner Hand sehen, so fangen
7 sie Streit mit mir an.“ Dann nahm er mit den Worten:
„Wenn es unter diesen Umständen dir möglich ist, so gib ihn
mir“, auch den Siegelring, den [der andere] ihm gab, und
8 ging nach Hause. Und sie blieben bei alledem Freunde.

9 Später einmal nahmen die Leute den Brahmanen Soma-
datta fest mit dem Vorwurf: „Dieser hat Ehebruch getrieben“,
10 und führten ihn vor den König. Wie der König seine voll-
kommene Schönheit sah, entließ er ihn, ohne den Königsbefehl
zu geben, mit der Mahnung: „Tue das nicht wieder, mein
11 Lieber.“ Nachdem der König ihn dreimal unter Verwarnung
freigelassen hatte, gab er das vierte Mal den Befehl: „Wohlan,
12 führet diesen zum Richtplatz und tötet ihn.“ So können
solche, die an schlechtem Tun Gefallen finden, auch wenn man
sie auf alle mögliche Weise ermahnt, nicht davon abgebracht
werden. Denn so heißt es:

I Hunde, Schakale, Krähen und schwarze Fliegen, die hängen am Aas; es ist nicht möglich, sie zu verscheuchen.

II Ebenso ist den Leuten nicht zu wehren, die am Töten lebender Wesen, am Weib eines andern, an der Surā, an Lüge, an Diebstahl hängen.

13 Darauf banden ihn die Leute des Königs und gingen weg.
14 Als der Brahmane Soma sah, wie Somadatta so weggeführt
wurde, ging er bebenden Herzens zu den Leuten des Königs
und sagte: „Tötet ihn nicht sofort, Freunde, bevor ich den
König verständigt haben werde“; begab sich zum Könige und
sprach unter ehrfurchtsvoller Begrüßung: „Majestät, ich will

mein Leben für den Brahmanen Somadatta geben, laßt ihn
frei; wenn ihr töten wollt, so tötet mich"; der König blieb
stumm. Die Leute des Königs ließen Somadatta frei, führten 15
den Brahmanen Soma zum Richtplatz und töteten ihn. O! die 16
Dankbarkeit eines Dankbaren! Und es heißt hier:

Es gibt Leute, die geringfügiger, ihnen erwiesener Wohl- III
tat gedenkend, ihr Leben dahin geben wie Soma für Soma-
datta das seinige.

Er wurde infolge der Hingabe seines Lebens in der Götterwelt 17
wiedergeboren und wohnte in einem goldenen Palaste, von
tausend göttlichen Nymphen umgeben, himmlisches Glück ge-
nießend. Währenddem gab der Brahmane Somadatta in dem 18
Gedanken: „Dieser (Soma) hat mich, der ich schon dem Tode
verfallen war, befreit", um seinetwillen Almosen und übertrug
ihm den Lohn dafür. Alsbald wurde seine (des Soma) gött- 19
liche Herrlichkeit und seine göttliche Macht noch größer.

Darauf überblickte der zum Gott gewordene Soma seine 20
göttliche Herrlichkeit und erkannte, daß er sein Leben für
den Freund hingegeben habe. Wie er das erkannt hatte, 21
legte er seine Erscheinungsform ab, begab sich in Jünglings-
gestalt zu dem Brahmanen Somadatta, begrüßte ihn, offen-
barte ihm, daß er in der Götterwelt wiedergeboren sei, nahm
ihn mit sich, führte ihn durch eigene Macht in die Götterwelt,
verlieh ihm mit den Worten: „Genieße das Glück nach Belieben",
sieben Tage lang göttliche Herrlichkeit, führte ihn am siebenten
Tage zurück und setzte ihn gerade in seinem Hause nieder.
Nun aber ist für einen, der himmlisches Glück genossen hat, 22
irdisches Glück schal. Deshalb wurde er (Somadatta) in der 23
Erinnerung an sein himmlisches Glück mager, kraftlos und
ganz bleich. Wie nun eines Tages der Gott, sich nach ihm 24
umschauend, ihn so unglücklich geworden sah, gab er ihm in
der Erkenntnis: „Es ist unmöglich, daß ein Mensch himm-
lisches Glück genieße", einen jedes gewünschte Glück ge-
währenden Wunschedelstein und machte auch seine Gattin
vermöge seiner eigenen Macht wohlgestaltet, mit Liebreiz und

Anmut begabt und mit Schönheit ausgestattet, die über die menschlicher Weiber hinausging. Später wurden die beiden Gatten, die mit offenkundig sichtbarer Glücksfülle ausgestattet waren, nachdem sie Almosen gespendet und die Moralgebote gewahrt hatten, gerade bei dem Gotte, ihrem Freunde, wiedergeboren.

IV „Gute Menschen geben sogar ihr Leben, erfreut über einen niedrigstehenden Wohltäter", in dieser Erwägung werdet nicht zu Verrätern an einem Wohltäter; seid immerdar preisenswert für gute Menschen.

Geschichte 10 von dem Freunde, der sein Leben aufgeopfert hat.

Abschnitt 2: König Nandi.

Anmerkungen.

1, 5. Zu *sapadāna* vgl. JPTS. 1909, S. 72. Vgl. ferner Hoernle, JRAS. 1912, S. 736 ff.; Johansson, Monde Oriental 1907–8, S. 95. Das Mahāvastu hat *sāvadāna* (z. B. I, 301[9]), wozu Senart, Mv. I, S. 595 zu vergleichen ist. Wir halten *sapadāna*, ähnlich wie Johansson vermutungsweise tut, für eine Ableitung des adverbialen Ausdrucks *sapadā*, den wir aber = skr. *svapadā* fassen, und in dem wir das Gegenstück zu *sahatthā* sehen. Der Gläubige gibt das Almosen „mit eigner Hand", der Bhikkhu kommt *sapadā*, um es entgegen zu nehmen. In Vers VI haben wir einfach „auf dem Bettelgang" übersetzt.

1, 5. *paricariyamāno* scheint in der Weise des sonst üblichen *caramāno* verwendet zu sein. Eine Änderung der Schreibung von K wagen wir nicht: *paricariyamāno*, das als Denominativbildung zu *paricariyā* gefaßt werden kann, ist die lectio difficilior, der gegenüber *caramāno* in C wie eine Anpassung an die geläufige Ausdrucksweise erscheint. An *paricāriyamāno* „der sich aufwarten, sich bedienen läßt" darf kaum gedacht werden, weil es den J. *piṇḍena* erfordern würde. Vgl. *turiyehi paricāriyamāno* Vin. I, 15[4]; *pañcahi kāmaguṇehi . . -mānassa* D. II, 325[9].

1, V. I. Der Gebrauch von *katvā* in *nimmalaṃ katvā* erinnert schon an den von sgh. *koṭa* zur Bildung von Adverbien. So *miyuru-koṭa,* Sela-lihiṇi-sandesa 44.

1, 11. *yaṃ nūnāhaṃ* mit folg. Fut. auch JāCo. I, 255^{4}.

1, 15 ff. Vgl. Petavatthu-Commentary ed. Hardy, S. 73 ff.

1, 16. *anuvāta* „Saum (am mönchischen Gewande)“ Vin. I, 254^{32}, II, 177^{8}, IV, 121^{10}. Vgl. H. Kern, Toevoegselen op 't Woordenboek van Childers I, 83 (Verhand. Akad. van Wetensch. te Amsterdam XVI, 4). Es ist sgh. *nuvā*.

1, 23. *tassa satta bhātaro ahesuṃ* ist ungenaue Ausdrucksweise. Es waren zusammen sieben Brüder.

1, 34. Der Sinn ist: das Haus, in dem wir alle geboren sind, muß dir entsprechen, d. h. du mußt mit dem zufrieden sein, was du überkommen hast. — Nach C wäre zu übersetzen: „in einem wie beschaffenen Hause wir geboren sind, d. h. in einem Hause wie dem unsrigen, gibt es kein Verdienst usw.“

1, 37. Das doppelte *vanditvā* stört. In C fehlen die Worte *ahaṃ gacchāmīti vanditvā*; es ist uns aber fraglich, ob dies auf handschriftl. Autorität beruht oder nur Verbesserungsversuch des Herausgebers ist.

1, 39. Der Titel *senagutta* (ohne *mahā-*, gegen JPTS. 1909, S. 221) findet sich auch JāCo. VI, 494^{4}.

1, 52. *maṅgala-* in *rañño maṅgaluyyānaṃ* haben wir nicht übersetzt, um die Tautologie zu vermeiden. Mit *maṅgala-* wird namentlich alles bezeichnet, was dem Gebrauche des Königs vorbehalten ist. — Zu dem ff. vgl. JāCo. III, 238 ff., sowie JāCo. VI, 39^{3} ff.

1, 102. Der Bhaddakapilānī werden die Verse Therīgāthā 63—66 zugeschrieben. Vgl. Th2Co., S. 67 ff.

1, V. XVII. *cintāmaniṃ*, *kappataruṃ*, *sāraṃ* sind Nom. Sg. n. Solche Vernachlässigung des Genusunterschieds ist in der Rasav. nicht selten, z. B. *vipākaṃ* in **3**, 28; *sakkārāni* (st. *sakkāre*) **3**, 29; *mittadhammaṃ* **6**, V. IX; *bhāvanaṃ* in **3**, V. X; *guṇaṃ* in **9**, V. VI. In allen diesen Fällen tritt das Neutr. an Stelle des Masc., bzw. Fem. Wie willkürlich überhaupt das Genus gehandhabt wird, zeigen Beispiele wie *ayaṃ mama vatthadānaṃ* in **2**, 6, oder *rūpavantaṃ yasavaṇṇavantaṃ*, auf *bhariyaṃ* bezogen, in **10**, 24.

2, V. VII. Das Bild von dem *khetta* „Feld“ ist im Deutschen kaum wiederzugeben. Die Mönche werden gerne als *puññakkhetta* bezeichnet, weil die ihnen erwiesenen Wohltaten Frucht tragen, wie ein Acker mit gutem Boden: D. II, 94^{5}; M. I, 446^{31}; S. I, 220^{28}, IV, 273^{1}; A. III, 158^{23}; Dpvs. **11**, 35.

3, 3. *āṇācakkavattī* steht in deutlichem Gegensatz zu *dhammacakkavattī*.

3, 6. S. 48^{31} lies Candabhāgā statt -ga.

3, 12. *makaradattī* scheint eine Haartracht, wie Zopf, Knoten oder dgl., zu bezeichnen. Die sgh. Bearbeitung des *Saddhammālaṅkāra*

hat einfach *hisa-kē gotā piṭa heḷā* „das Haar flechtend und auf den Rücken fallen lassend".

3, 22. *mahājanaṃ passantam eva* ist Acc. abs.

3, 26. *bala* ist ganz im Sinne von *phala* gebraucht.

4, 4. *asītihatthe* gehört zu dem ersten Glied *veḷu* in *veḷagge*. Vgl. *kuttavālehi vaḷavārathehi* D. I, 105[9]; vielleicht auch *sabbasetena vaḷabhīrathena* M. I, 175[16].

4, V. VIII. *sādaravasena* ist in *sā ād-* zu trennen; *sā* bezieht sich auf *kumārikā*.

5, V. I. *dahati* „brennt" mit *d* statt *ḍ*, offenbar im Anschluß an das Skr. um es von dem *ḍahati* „beißt" der folgenden Strophe zu trennen. Dieses selbst steht für *ḍasati* in Anlehnung an sgh. *ḍahanu*.

5, V. II. *kupito v' assa* ist konditionaler Vordersatz im Opt. ohne Konjunktion. Vgl. M. II, 245[21] usw.

6, 1. Um die im Original ziemlich unübersichtliche Verteilung von Rede und Gegenrede klarer zu machen, haben wir in der Übersetzung zwischen A als dem zuerst und B als dem später herbeigekommenen Manne geschieden. B ist der eigentliche Held der Geschichte.

7, V. VI. Auffallend ist *khudāsamo* statt des zu erwartenden *khudāsamaṃ*. Es ist anscheinend persönlich gedacht.

7, 34. *Maṅgalasutta* = Suttanipāta, Cūlavagga 4 (S. 46 der Ausgabe von Andersen-Smith). Die Strophe ist = Str. 2 des Sutta (Nr. 259 im Sn.).

9, V. XI. Wegen der Bedeutung „das Gute" für *dhamma* müssen wir auf unsere später erscheinende Arbeit über den *dhamma*-Begriff verweisen.

10, 2. *dūta* für *jūta* in Anlehnung an sgh. *dū*. Ebenso *dūta* im Hatthivanagalavihāravs. 4, 5.

10, 12. Statt *ovadantā* erwartet man *ovaditā* oder *ovadiyantā* oder aber *ovadantehi*. Zur pass. Bedeutung des Inf. bei *sakkā* vgl. M. III, 172[8]; JāCo. I, 465[8]; Mhvs. 32, 69.

10, 15. *tuṇhī ahosi*: Zeichen der Zustimmung. Auch der Buddha und seine Jünger geben, wie Könige, durch Stillschweigen ihre Zustimmung zu erkennen.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 6. Abhandlung

Fahrendes Volk im Altertum



von

Hugo Blümner

Vorgelegt am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 6. Abhandlung

Fahrendes Volk im Altertum

von

Hugo Blümner

Vorgelegt am 9. Februar 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

„Fahrendes Volk“ oder „fahrende Leute“ nennt man seit dem frühen Mittelalter allerlei Gaukler und Taschenspieler, Seiltänzer und Akrobaten, Sänger und Musikanten, die ihr Gewerbe im Herumziehen von Ort zu Ort, von Markt zu Markt ausüben. Diese bunte Gesellschaft, die Holtei in seinen „Vagabunden“ so ergötzlich geschildert hat und die, wenn auch stark verringert und vielfach den neuen veränderten Verhältnissen angepaßt, immer noch auf Jahrmärkten und Kirmessen, zumal auf dem Lande, ihr Wesen treibt, ist aber nicht erst im Mittelalter entstanden, sondern unmittelbar hervorgegangen aus ähnlichem Treiben zur Römerzeit; und dies hinwiederum hängt teilweise eng zusammen mit den in Griechenland und Kleinasien seit frühesten Zeiten sich findenden Vertretern derartiger Berufe.[1]) Und wie im Mittelalter und bis in unsere Zeit hinein die Leistungen dieser fahrenden Leute nicht bloß außerordentlich mannigfaltig nach Gattung und Art, sondern auch sehr verschieden nach Wert und Bedeutung waren,[2]) wie man einen fahrenden Sänger oder Spielmann nicht auf die gleiche Stufe stellen darf mit einem Feuerfresser oder Degenschlucker, so verhielt es sich auch im Altertum.

Denn im Grunde genommen sind die ältesten fahrenden Leute des griechischen Altertums, von denen wir wissen,[3]) die für die Förderung und Verbreitung der Dichtkunst so wichtigen Rhapsoden, die Sänger, die von Ort zu Ort wandernd den lauschenden Zuhörern von den Helden der Vorzeit und ihren Taten erzählten. Zwar sind die Sänger in der Odyssee (die Ilias erwähnt Berufssänger überhaupt nicht) nicht solche fahrende Leute, sie sind vielmehr freie Diener einer Gemeinde, wie Ärzte und Herolde; Demodokos, der im Palaste des Alki-

noos singt, ist ebenso Phaiake, wie Phemios, der den Freiern seine Gesänge vorträgt, aus Ithaka ist. Rhapsoden aber waren es, welche die homerischen Gesänge und dann auch andere Heldenepen vortrugen und herumziehend verbreiteten; in älterer Zeit noch als Sänger, wie die homerischen, doch trat allmählich an Stelle des Gesangs die Deklamation. Die Rhapsoden hielten nun statt der Leier einen Stab in der Hand und rezitierten die homerischen Verse, namentlich an den öffentlichen Agonen.[4]) Damit sank aber allmählich ihr Bildungsstand und ihr Ansehn; der als Vertreter dieser Rezitatoren auftretende Ion bei Plato hat zwar den Homer auswendig gelernt und versteht ihn pathetisch zu deklamieren, ist aber ebenso eingebildet wie ungebildet, — von Hesiod und Archilochos weiß er nichts, und Sokrates weist ihm in dem Ion benannten Dialog nach, daß er auch Homers Geist nicht versteht. Und darin bildete er nicht etwa eine Ausnahme: diese Rhapsoden galten zur Zeit Xenophons schon als einfältige Leute.[5]) Trotzdem erhielt sich diese Zunft herumreisender Rezitatoren noch bis in die hellenistische Zeit hinein; wie sie bei den großen Festen sich einfanden,[6]) so zogen sie auch an die Fürstenhöfe.[7]) Doch brachten es die veränderten politischen Verhältnisse, namentlich aber die zunehmende Verbreitung des Buchhandels und damit die Fixierung der homerischen und andern Epen mit sich, daß diese Art öffentlicher Vorträge mit der Zeit verschwand, wenn auch Rezitationen bei Gastmählern oder festlichen Anlässen noch weiter Brauch blieben, nur waren es in der Regel keine herumziehenden Deklamatoren mehr, die sich damit abgaben.

Daß seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts es Sitte geworden war, besonders in Kleinasien, daß auch die Dichter ein Wanderleben führten und namentlich an den Höfen und den Sitzen der Adeligen herumzogen, um die Fürsten und Vornehmen und ihre Ahnen zu verherrlichen und sich dadurch klingenden Lohn zu erwerben, ist bekannt; ein typischer Vertreter dafür ist Simonides von Keos. Immerhin dürfen wir diese Rhapsoden und Dichter, wenn wir sie auch zu den fah-

renden Leuten rechnen können, doch nicht auf eine Stufe stellen mit solchen Sängern, wie sie später und auch bei den Römern nach Bänkelsängerart allerlei Dichtungen und Lieder minderen Wertes zur Unterhaltung einer Tischgesellschaft oder auch des Volks auf den Straßen vortrugen. Bekanntlich waren bei den Römern Rezitationen eine beliebte Unterhaltung nach Tisch, teils in Gestalt von Vorlesungen, zumal aus Homer und Vergil, teils in einem zwischen Deklamation und Gesang die Mitte haltenden Vortrag. In den Häusern der Reichen und Vornehmen standen dafür gebildete Sklaven zur Verfügung; doch gab es auch berufsmäßige Vorleser, und wir haben noch poetische Grabinschriften von solchen erhalten, in denen sie sich in prahlerischem Tone ihrer vortrefflichen Leistungen rühmen.[8]) Daß auch diese von Ort zu Ort reisten, ist freilich nicht überliefert; das große Rom mochte ihnen wohl ein genügendes Feld für ihre Tätigkeit bieten. Wohl aber wissen wir es von den sogenannten Homeristen, die dramatische Szenen nach Homer aufführten, in der Regel aber im Theater auftraten.[9]) Das soll zuerst Demetrios von Phaleron eingeführt haben.[10]) Meist waren es wohl Kampfszenen, die dargestellt wurden und bei denen nicht etwa nur mit stumpfen Waffen gefochten wurde, da Verwundungen an der Tagesordnung waren.[11]) Beim Gastmahl des Trimalchio treten Homeristen mit Schilden und Schwertern auf, die einen Dialog in griechischen Versen vortragen;[12]) es waren offenbar Szenen aus der Ilias, die sie dialogisch vorführten, entweder im homerischen Urtext oder in einer freien Bearbeitung. Im Roman des Achilles Tatius[13]) wird erzählt, wie ein Schiff, auf dem sich ein solcher Homerist befindet, von Seeräubern überfallen und, da der Homerist und seine Leute, mit ihrer *σκευὴ Ὁμηρικὴ* bewaffnet, sich umsonst zur Wehr setzen, versenkt wird. Die Geretteten finden dann eine jenem gehörige Kiste, in der eine Chlamys ist und ein Theaterdolch, bei dem die Klinge je nach der Art der Handhabung sichtbar war oder im Griff verschwand. In ägyptischen Papyri der Kaiserzeit kommen Honorare und Engagements von Homeristen mehrfach vor.[14])

Aber auch sonst gab es reisende Schauspielertruppen, die wir dem fahrenden Volk zurechnen dürfen. Freilich nicht diejenigen, die zu der in hellenistischer und römischer Zeit weit verbreiteten Gesellschaft der „dionysischen Künstler“ gehörten,[15]) denn das waren sehr angesehene und einflußreiche Vereine, die feste Wohnsitze besaßen, Korporationen bildeten und ihre Künstler an diejenigen Orte schickten, welche dramatische Aufführungen begehrten. Aber schon lange bevor diese *σύνοδοι* entstanden, gab es herumziehende Banden minderer Güte, die meist auf dem Lande, wo sonst sich keine Gelegenheit bot, Theateraufführungen zu sehen, auftraten. Demosthenes hält es dem Aischines vor,[16]) daß er sich bei solchen Banden als Tritagonist vermietet und sich an Feigen, Trauben und Oliven aus fremden Gärten gütlich getan, dafür aber auch mehr Hiebe davongetragen habe, als bei den Agonen (bei denen schlechte Schauspieler auch Prügel riskierten). Diese Schauspielertruppen, die recht gut mit den heutzutage im Aussterben begriffenen sogen. „Schmieren“ verglichen werden können, wagten sich dabei auch gleich diesen an klassische Stücke, namentlich Tragödien. Daneben aber gab es andere Truppen, die mit bescheidenen Ansprüchen auftraten und derbe Possen, vielfach im Dialekt und in burlesken Kostümen und karrikierten Masken, aufführten. Von solchen wissen wir namentlich aus Unteritalien und Sizilien, wo solche Darsteller und Possenreisser Phlyaken hießen. Diese volkstümlichen Stücke, die dann wohl auch in die Literatur übergingen, indem die Dichter sich ihrer annahmen (wie bei den Römern der Atellane), wurden in Städten, wo es ein steinernes Theater gab, in diesem aufgeführt; aber unteritalische Vasengemälde, welche uns Szenen solcher Possen vorführen, kenntlich durch das charakteristische Kostüm der Schauspieler, zeigen, daß in Ermanglung einer Bühne für diese Vorstellungen ein Brettergerüst aufgeschlagen wurde, das auf starken säulenartigen Pfosten ruhte und das die Schauspieler mittelst einer Treppe betraten, während das Publikum sich davor, vermutlich auf dem bloßen Erdboden gelagert oder stehend, gruppierte.[17])

Verwandter Art sind die Mimen, die besonders komische Szenen oder typische Charaktere und Berufe vorführten und deren bekanntester Vertreter Sophron ist;[18]) ihre Darstellungen berührten sich vielfach mit denen der Spaßmacher und Jongleure,[19]) und so zogen sie auch gleich diesen seit früher Zeit und später in der Kaiserzeit wandernd im Lande umher.[20])

Auch pantomimische Darstellungen wurden von kleinen Wandertruppen vorgeführt. Im „Gastmahl“ des Xenophon stellt sich ein Syrakusaner ein, der eine Flötenbläserin, eine Tänzerin und einen schönen Knaben mit sich führt, der trefflich Kithara spielen und tanzen kann. Diese kleine Gesellschaft gibt zunächst verschiedene Künste zum besten; als letztes Schaustück aber führen sie pantomimisch eine Liebesszene zwischen Dionysos und Ariadne auf.[21]) Es wird ein Thronsessel hingestellt, dann hält der Syrakusaner eine kurze Ansprache an die Anwesenden, in der er angibt, was dargestellt werden soll. Nun kommt Ariadne, bräutlich geschmückt, und nimmt auf dem Throne Platz; dazu ertönt auf der Flöte eine bacchische Weise. Ariadne scheint davon ergriffen. Da naht sich Dionysos (der schöne Knabe), setzt sich auf ihren Schoß (ganz wie man auf alten Bildwerken Dionysos im Schoß der Ariadne sieht) und küßt sie; Ariadne sträubt sich erst, erwidert dann aber seine Liebkosungen; dann stehen beide auf und gehen engumschlungen ab. Zu diesem allen ertönen die schmelzenden Melodien der Flöte. Das Mädchen aber und der Knabe, fügt der Erzähler hinzu, spielten ihre Rollen so natürlich, daß man sie hätte für ein wirkliches Liebespaar halten können; ja, die Zuschauer glaubten die Worte zu vernehmen, die das Liebespaar pantomimisch andeutete. Das war also eine Art von Ballet; das Mädchen und der Knabe werden auch direkt als Tänzer, *ὀρχησταί*, bezeichnet, was schon damals und noch mehr in der Folgezeit geradezu einen Pantomimen bedeutete. Auch wirkliche Kunsttänzer und namentlich -Tänzerinnen, die öfters zur Unterhaltung der Gäste nach Tisch bei Griechen wie Römern sich einstellten,[22]) mögen manchmal ihre Künste im Herumziehen gezeigt haben, obschon dies nicht

direkt überliefert ist. Diese Tanzdarbietungen waren in der Kaiserzeit wegen ihrer Unzüchtigkeit verrufen, namentlich die Tänzerinnen aus Gades und die sogen. ambubaiae aus Syrien, die unter Musikbegleitung oder auch selbst mit Kastagnetten und Tamburin sich begleitend ihre lasziven Tänze aufführten, waren übel berüchtigt,[23]) sodaß Quintilian sagen konnte, man sähe da Dinge, die man auszusprechen sich schämen müßte,[24]) und Martial, derartige Tänze könnten selbst den zittrigen Peleus und den greisen Priamus in Aufregung bringen.[25]) Auch Musikanten zogen von Ort zu Ort: Lyra- und Kitharspieler und -Spielerinnen, Harfenistinnen, Flötenbläser, Sänger und Sängerinnen, selbst Hornbläser; Juvenal sagt von Emporkömmlingen, die früher solche cornicines gewesen waren, ihre aufgeblasenen Backen seien in allen Städten wohlbekannt.[26]) Und Märchenerzähler, wie sie heut noch im Orient auf den Straßen sich hören lassen, kannte das Altertum auch schon.[27])

Wenn sich die bisher genannten Gewerbe von denen der neueren Zeit zum Teil recht wesentlich unterscheiden, finden wir dagegen die stärksten Analogien zu denjenigen, die das vorführten, was die Griechen *ϑαύματα*, „Wunderdinge“, nannten und worunter man alles inbegriff, was zum Sehen oder Hören merkwürdig oder außerordentlich war.[28]) Alle die Leute, die solche vorführten, Akrobaten, Seiltänzer, Gaukler, Tierbändiger, Taschenspieler usw., hießen daher *ϑαυματοποιοί*[29]) oder *ϑαυματοτουργοί*,[30]) bisweilen auch, unserem Begriff „fahrende Leute“ entsprechend, *πλάνοι*.[31]) Bei den Römern heißen sie, vom Herumwandern benannt, circulatores.[32]) Sehen wir uns nun diese bunte Gesellschaft etwas näher an.

Da sind zunächst die „starken Männer“ oder, wie sie sich heute noch gern nennen, die „Herkulesse“, Männer mit ganz besonders großen Körperkräften und zum Teil auch von riesigem Körperbau. Den Beinamen „Herkules“ legten sich manche schon im Altertum bei; so nach einem Fragment des Varro[33]) ein gewisser Rusticelius, der sein eigenes Maultier tragen konnte. Dieselbe Quelle nennt einen Fufius Salvius, der in jeder Hand ein Gewicht von zwei Zentnern tragend und

mit ebensolchen die Schultern und Füße beschwert eine Leiter bestieg. Von einem gewißen Athanatos, der vermutlich anders hieß und sich den Namen „der Unsterbliche" selbst beigelegt haben mochte, berichtet Plinius,[34]) er sei Augenzeuge gewesen, wie er in einem bleiernen Harnisch von 500 Pf. Gewicht und ebenso schweren Kothurnen über die Bühne geschritten sei. Das beweist, daß solche Kraftmenschen sich auch im Theater sehen ließen. Martial[35]) nennt einen gewissen Masclion oder Masthlion, der auf seiner Stirn eine Stange mit schweren Gewichten balanzierte, und einen Linus, der sieben bis acht Knaben auf jedem Arm stehen ließ. Bei jenem kam zur Körperkraft noch die Geschicklichkeit hinzu; selbst der hl. Chrysostomus spricht seine Bewunderung darüber aus, wie einer auf seiner Stirn eine Stange so unbeweglich wie einen festgewurzelten Baum balanziert, auf deren Spitze Knaben Kunststücke machen;[36]) ein solcher Artist nannte sich *κοντοπαίκτης*, von der Stange (*κοντός*), die er balanzierte.[37]) Das sind Leistungen, wie sie ähnlich heute die sogen. „Parterre-Gymnastiker", nach dem Artistenjargon, bieten. Ähnlich ist, was Claudian beschreibt,[38]) wie eine Anzahl Akrobaten eine „Pyramide", wie man es heut nennt, bilden, indem sie sich wie Vögel aneinander in die Höhe schwingen; oben auf der Spitze balanziert ein Knabe, bis dann alle mit geschicktem Sprunge wieder auf dem Boden stehen, — ein Kunststück, das auch bei unsern Turnern sehr beliebt ist.

Zu den gewöhnlichsten Produktionen der heutigen Zirkuskünstler gehört das sich Überschlagen in der Luft. Griechen wie Römer haben für das Purzelbaumschlagen besondere Bezeichnungen: griechisch heißt es *κυβιστᾶν*,[39]) lateinisch cernuare.[40]) Daher hießen Kunstspringer, bei denen dies Überschlagen eine ihrer gewöhnlichsten Leistungen war, *κυβιστητῆρες*, — für unser Wissen die ältesten dieser Zunft, da sie schon bei Homer vorkommen;[41]) bei den Römern cernui oder cernuli.[42]) Die leichtesten Kunststücke waren das Kopfstehn,[43]) das Radschlagen,[44]) das auf den Händen Gehn, das ebenso wie das Radschlagen auf Vasenbildern von Satyrn ausgeführt wird;[45])

auf den Händen Gehende sind unter den Kleinbronzen häufig anzutreffen.[46]) Schwieriger war es schon, wenn damit das Kunststück verbunden wurde, daß der auf den Händen Gehende mit den Zehen etwas ausführte. Dergleichen ist uns zwar nicht in den Schriftquellen überliefert, aber öfters auf Vasenbildern dargestellt, und zwar sind es durchweg Frauen, die im bloßen Lendenschurz oder mit enganliegenden Hosen bekleidet auf den Händen gehen und mit den über den Kopf nach vorn gestreckten Beinen verschiedenes vornehmen: das eine Mal[47]) hält eine mit dem linken Fuß einen Bogen und schießt darauf einen mit dem rechten Fuß gehaltenen Pfeil ab; ein andres Mal[48]) steht vor dem Mädchen eine Amphora, aus der es mit einem mit dem rechten Fuß gehaltenen Schöpflöffel Wein schöpft, um damit ein kleines, mit dem linken Fuß gehaltenes Gefäß zu füllen; oder ein nacktes Mädchen produziert sich so auf einem Tisch, indem es auf den Händen zu der auf dem Tisch stehenden Trinkschale herankriecht, um daraus zu trinken.[49]) Das Kunststück, in der Luft einen Purzelbaum zu schlagen, zeigt ein etruskisches Wandgemälde;[50]) der mit dem Kopf nach unten in der Luft Schwebende springt über einen am Boden halb knienden Mann hinweg; ein daneben stehendes Gerüst aus Baumästen ist in seinem Zweck nicht klar, für ein Sprungbrett, wofür man es erklärt hat, ist es zu steil. Zu diesen Kunststücken gehörten auch Körperverrenkungen aller Art, wie sie bei uns die sogen. Schlangen- oder Kautschuk-Menschen zeigen.[51])

Aber besonders beliebt, — weil mit großer Gefahr verbunden und daher aufregend, — war das *ἐς μαχαίρας* oder *εἰς ξίφη κυβιστᾶν*, eine Art Schwertertanz, indem dabei die *κυβίστησις* inmitten spitzer Schwerter ausgeführt wurde.[52]) Das konnte natürlich auch auf mancherlei Arten geschehen. Im Gastmahl des Xenophon springt die Tänzerin in einen mit Schwertern besetzten Reifen mit Kopfsprung hinein und heraus.[53]) Auf einem Vasenbilde[54]) geht eine mit einem Lendenschurz bekleidete Gauklerin auf den Händen, die Beine über den Kopf nach vorn gestreckt, einher; im Boden stecken drei Schwerter

mit den Spitzen nach oben; zwei oberhalb angebrachte Bälle sind vielleicht als Andeutung aufzufassen, daß die Gauklerin während ihres gefährlichen Tanzes mit den Füßen mit Bällen jonglierte.[55]) Doch auch das eigentliche Tanzen zwischen Schwertern war üblich.[56]) Eine andere, besonders gefährliche Vorführung berichtet Philostrat[57]) von indischen Gauklern, die schon im Altertum großen Ruf genossen, wie heut noch: ein Knabe schwang sich hoch in die Luft, während gleichzeitig ein scharfer Pfeil ihm nachgeschleudert wurde; hoch oben schlug er einen Purzelbaum oberhalb des Wurfgeschosses.[58]) Wie weit man überhaupt den Begriff des *κυβιστᾶν* ausdehnte, zeigt ein merkwürdiges schwarzfiguriges Vasenbild des 6. Jahrhunderts.[59]) Es ist eine panathenäische Preisamphora, die auf der Vorderseite das übliche Bild der Athene zeigt; auf der Rückseite sieht man ganz rechts ein Gerüst, an dem ein junger Mann hinaufklettert; davor steht links ein Pferd mit Reiter, und hinter diesem ein kleinerer Mann mit Helm und Beinschienen, der mit dem einen Bein auf der Croupe, mit dem anderen auf dem Schwanzansatz des Pferdes steht und an jedem Arm einen Schild trägt. Hinter dem Pferde kommt ein zweites zum Vorschein. Unter dem Bauch des Pferdes ist ein Mann mit einer Hacke damit beschäftigt, den Boden etwas aufzulockern. Ob der Mann mit den Schilden auf beiden Pferden voltigiert, ist nicht deutlich, aber wohl möglich. Die Szene ist allem Anschein nach in der Arena eines Hippodroms gedacht: man sieht weiter links, im Durchschnitt gegeben, die Brüstung, die sie vom Zuschauerraum trennt; dahinter steht ein Flötenbläser, der die Produktion mit seiner Musik begleitet. Noch weiter links sind auf Stufen vier teils sitzende teils stehende Männer dargestellt, die begeistert die Hände ausstrecken; von dem Munde des einen geht die Inschrift aus *κάδος τõι κυβιστειτõι*, „der Topf dem Springer!" Das Gefäß ist auch deshalb von Interesse, weil man daraus ersieht, daß derartige Vorführungen auch bei den Spielen der Panathenäen stattfanden, da die panathenäischen Amphoren auf ihren Rückseiten in der Regel solche darstellten.

Die moderne Artisten-Terminologie unterscheidet Parterre-Gymnastiker und Trapezkünstler, d. h. solche, die an hohen Gerüsten, am schwebenden Reck u. dgl. arbeiten. Letzteren entsprechen bei Griechen und Römern die sogen. Petauristen.[60]) Die Benennung kam von dem dazu benutzten Gerüst oder Brett, das *πέταυρον* (oder *πέτευρον*), petaurum hieß;[61]) ursprünglich bedeutet das die Stange, auf die sich die Hühner u. dgl. im Stalle setzen,[62]) im weiteren Sinne ähnliche in der Höhe angebrachte Balken, zumal schmale und flache,[63]) und im besondern das schwebende Reck der Akrobaten.[64]) Davon hießen die daran arbeitenden Artisten, die in der griechischen Literatur selten, in der römischen häufig erwähnt werden, *πεταυριστῆρες*,[65]) petauristae[66]) oder petauristarii,[67]) womit später in erweiterter Bedeutung nicht nur diese Petaurum-Künstler, sondern Gaukler überhaupt bezeichnet wurden. So bei Petron;[68]) da kommt ein Petaurist vor,[69]) der mit einer Leiter arbeitet, auf der ein Knabe hinaufklettern und oben durch Tanzbewegungen Gesang begleiten mußte; dann läßt er ihn durch brennende Reifen springen und mit den Zähnen eine Amphora halten. Die gebildeteren Gäste jenes Gastmahls, bei dem das eine Tischunterhaltung abgibt, sind davon nicht übermäßig entzückt; aber der Hausherr Trimalchio erklärt, Petauristen und Hornbläser seien ihm das liebste, die übrigen Unterhaltungen seien dagegen der reine Schund. Freilich fällt nachher der Knabe von der Leiter herunter und gerade auf Trimalchios Arm, es passiert ihm aber nichts und auch bei Trimalchio ist das Geschrei der Familie ärger als seine Verletzung. Bei ihm sind freilich die petauristarii wie alle andern Auftretenden, die Musiker, Sänger etc., seine Haussklaven; aber für gewöhnlich war es ein Beruf wie ein anderer. Meist wird bei den Leistungen am Petaurum das Springen und Fliegen hervorgehoben. So spricht Lucilius von mechanici, die vom hohen Petaurum aus springen.[70]) Martial spricht von „zierlichen Wegen“ des Petaurums, womit er jedenfalls auf dessen dünne und schlanke Form anspielt;[71]) nach der eingehenden Schilderung des Manilius[72]) scheint es auch so geartet gewesen zu sein,

daß zwei Akrobaten an einem Petaurum turnten, durch dessen Bewegung (es balanzierte vielleicht auf einem Bockgestell als lockerer Balken) bald der eine, bald der andere in die Höhe geschleudert wurde, und daß sie dabei durch brennende Reifen sprangen. Auch das Springen über Schwerter war manchmal mit dem πεταυρίζεσθαι verbunden.[73])

Mit diesen Trapezkünstlern und Fliegern, deren Gewerbe als höchst lebensgefährlich galt, teilten sich in die Beliebtheit beim Publikum die oft mit ihnen zusammengestellten Seiltänzer.[74]) Die Griechen nennen sie ganz entsprechend „Seilgeher“, σχοινοβάται,[75]) das die Römer mit schoenobates übernommen haben;[76]) doch wird die lateinische Form funambulus bevorzugt.[77]) Daneben kommt bisweilen neurobates vor, womit vielleicht eine Spezialität bezeichnet wird, Seiltänzer auf besonders dünnem Seil.[78]) Für ihre große Beliebtheit, wenigstens beim römischen Publikum, spricht das bekannte Mißgeschick, das dem Terenz im Jahre 160 v. Chr. bei der ersten Aufführung seiner „Schwiegermutter“ passierte und von dem er selbst im Prolog berichtet: es trat nämlich gleichzeitig eine Seiltänzerbande auf, und da lief das Volk aus dem Theater fort, um diese anzusehen, und die Vorstellung mußte, wie es scheint, abgebrochen werden. Wahrscheinlich kam die Kunst vom Orient her, speziell von Kleinasien; Juvenal hebt hervor, daß ein hungriges „Griechlein“ sich zu allen möglichen, auch verachteten und gefährlichen Berufen eigne, und nennt darunter auch den des Seiltänzers. Ihre Kunst beschreibt ein lateinisches Epigramm[79]) folgendermaßen: „Auf untergestellten Balken werden hanfene Stricke ausgespannt, auf welche die gelehrige Jugend mit sicherem Schritt hinansteigt. Auf ihnen setzt der luftige Wandrer seine Füße vor, und auf einem kaum für Vögel bequemen Pfade läuft ein Mensch. Die Arme ausbreitend steuert er den Schritt durch's Leere, damit die Sohle nicht vom dünnen Strick ausgleite und falle.“ Andere Epigramme heben auch die Schmalheit des Seiles als besondere Schwierigkeit hervor; so lautet eines[80]): „Ich sah einen Menschen mit seinem Wege (in der Luft) hängen, und seine Sohle

war breiter als sein Pfad"; und ähnlich ist das 95. Rätsel des Symphosius: „Zwischen dem lichten Himmel und der ruhenden Erde schreitet mitten durch die Luft mit geschickter Kunst ein Wandrer. Aber sein Pfad ist schmal und reicht nicht einmal für seine Füße hin." Man staunte die Kühnheit dieser Leute so an, daß die Redensart „auf dem Seile gehen" geradezu sprichwörtlich für besonders schwierige und gefährliche Leistungen wurde;[81]) öfters wird betont, daß ihr Weg sie immer dicht beim Tode vorbeiführt; daß ein leichtes Straucheln, eine Vernachlässigung des Gleichgewichts sie in die Tiefe schleudere.[82]) Manchmal mögen die Seiltänzer mit einem auch ihren modernen Berufsgenossen nicht unbekannten Trick ein Straucheln fingiert haben, um das Publikum, das dann Schreckensrufe ausstieß, noch mehr aufzuregen.[83]) Von Marc Aurel wird berichtet, er habe, als einmal ein Knabe vom Seil herabgestürzt war, angeordnet, daß bei diesen Produktionen Polster auf der Erde untergebreitet würden; später spannte man statt dessen Netze aus, wie das auch heut üblich ist.[84]) Die Artisten gingen auf ihrer schwanken Bahn vorsichtig und langsam;[85]) so schritten sie nicht nur auf dem gerade gespannten Seil, sondern auch aufwärts auf dem schrägen (wie heut auf dem sogen. „Turmseil")[86]) und ebenso, was für besonders schwer galt, hinunter.[87]) Das hieß catadromus;[88]) in den Digesten[89]) wird der Rechtsfall behandelt, wenn ein Sklave, der das Seiltanzen erlernt hat, von seinem Herrn weiterverkauft worden ist und auf das Geheiß seines alten Herrn, aber unter dem neuen Besitzer beim catadromus sich ein Bein bricht, ist dann der alte Herr, der es ihm geheißen, oder der neue dafür verantwortlich? Die Meinungen der Juristen hierüber gingen auseinander. — Auch mancherlei Erschwerungen kamen bisweilen zum Seillauf hinzu; so wenn der Läufer nicht, wie sonst wohl üblich war, barfuß oder mit dünnen Schuhen lief, sondern in Kothurnen.[90]) Ob sich auch die alten Seiltänzer schon einer Balanzierstange bedienten, ist ungewiß;[91]) ein sicherer Beleg läßt sich dafür nicht erbringen. Die Denkmäler geben darüber keinen Aufschluß, denn abgesehen von den unten erwähnten Münzen sind

es fast nur pompejanische Wandgemälde, die uns Seiltänzer zeigen,[92]) sie sind aber größtenteils nicht Darstellungen wirklichen Seillaufens, wenn auch sicherlich durch solches inspiriert. Die Läufer sind nämlich in der Regel Satyrn, die Flöten blasend, Leier spielend, mit dem Thyrsos über der Schulter, aus Horn oder Weinkrug ein Trinkgefäß füllend, springend und oft in der Geberde von trunken Schwankenden auf den mit Guirlanden geschmückten Seilen balanzieren. Daß die Seiltänzer schon im Altertum nicht nur auf dem Seile liefen, sondern auch allerlei darauf verrichteten, gleich ihren heutigen Berufsgenossen, ist in der Tat mit Sicherheit anzunehmen, und darin mögen jene Satyrszenen Wirkliches darstellen.[93]) Sonst sind Darstellungen des Seiltanzens selten.[94]) Interessanter sind die Darstellungen auf Münzen von Kyzikos, die auf der einen Seite das Bild des Antoninus Pius oder der jüngeren Faustina oder des Caracalla, auf der anderen eine Seiltanzszene in verschiedenen, aber ähnlichen Fassungen zeigen.[95]) Auf zwei bockartigen Gerüsten, an denen zwei oder drei Männer stehen, um sie mit ihren Armen zu stützen, sind oben an der Spitze Gefäße, bald korbartig, bald großen Töpfen gleichend, aufgestellt, in denen sich hohe Zweige, Palmwedel oder dgl. befinden. Von jeder Spitze führt ferner ein Seil straff gespannt zum Boden schräg hinab; bei jedem Gerüst ist ein Mann das Seil hinaufgestiegen; sie sind der Spitze schon so nahe, daß sie die Hand nach den Zweigen, die offenbar Siegespreise oder Siegeszeichen waren, ausstrecken. Was sie in der anderen Hand halten, wird in der Regel als Balanzierstange erklärt, deren die Seiltänzer nicht mehr bedürften, weil sie schon am Ziele angelangt seien, aber dafür sind sie entschieden zu kurz, und Imhoof-Blumer erkennt wohl mit Recht darin Fackeln. Die regelmäßige Wiederholung dieser Darstellung läßt darauf schließen, daß das Seiltanzen einen stehenden Bestandteil eines Festes bildete.[96]) Seltener werden die Stelzenläufer erwähnt. Sie heißen bei den Griechen *καλοβάται*[97]) oder *κωλοβαθρισταί*,[98]) nach den Stelzen, die *κᾶλα* hießen[99]) oder *κωλόβαθρα*;[100]) bei den Römern hießen sie nach den (von den großen Schritten

benannten) Stelzen, den grallae,[101]) grallatores.[102]) Es handelte sich dabei um sehr hohe Stelzen, mit denen weite Schritte gemacht wurden,[103]) das Stelzenlaufen galt daher als eine gefährliche Sache.[104])

Ein besonderes, nur selten erwähntes Kunststück war das Mauerlaufen. Ein solcher *τειχοβάτης*[105]) brachte es fertig, vermittelst spitzer Steigeisen eine senkrechte Mauer hinaufzuklettern.[106])

Wie die Seiltänzer, so konnten bis in die Neuzeit hinein auch die Kunstreiter zu den fahrenden Leuten gerechnet werden.[107]) Auch deren Künste sind alt,[108]) wenn sie auch im Altertum weniger raffiniert gewesen zu sein scheinen als die der modernen. Das beliebteste Spiel war das Springen von einem Pferderücken zum andern, das schon Homer erwähnt,[109]) das aber besonders bei den Römern beliebt war, wo diese Künstler desultores hießen;[110]) griechisch kommen die Bezeichnungen *μεταβάτης*[111]) und *ζεύξιππος*[112]) vor. Diese gehörten aber zu den stehenden Aufführungen bei den Zirkusspielen, und es ist kaum anzunehmen, daß solche Schauspiele auch von herumziehenden Truppen vorgeführt wurden. Daß diese Kunstreiter aber auch noch andere Leistungen aufwiesen als die angeführten, zeigen Stellen wie bei Silius Italicus, der das Liegen auf galoppierendem Pferde erwähnt,[113]) oder des Firmicus Maternus, der den Sprung über vier Pferde, militärische Evolutionen auf dem Pferderücken u. dgl. anführt.[114])

Wir wenden uns nun einer anderen Klasse fahrender Leute zu, bei deren Leistungen es mehr auf große manuelle Geschicklichkeit ankam. Da sind in erster Linie die verschiedenen Arten von Jongleuren zu nennen (ein ganz entsprechendes deutsches Wort dafür gibt es ebensowenig wie eine griechische oder lateinische Bezeichnung), zunächst solche, die mit allerlei Gegenständen in größerer Zahl jonglierten und bei den Römern (ein griechisches Wort dafür ist auch nicht bekannt) pilarii, wenn sie mit Bällen spielten, oder allgemeiner ventilatores hießen.[115]) Die Kunstfertigkeit der pilarii,[116]) die auf Inschriften manchmal genannt sind,[117]) war, wie die Denkmäler zeigen, auch den

Griechen nicht unbekannt. Auf griechischen Vasenbildern sehen wir häufig Frauen, die sitzend mit mehreren Bällen zugleich spielen;[118]) das können freilich auch griechische Damen sein, da diese das Ballspiel seit den Zeiten der Nausikaa einzeln und in Gesellschaft sehr liebten und sich auch auf künstliche Spielarten verstanden; daß aber auch Gauklerinnen von Beruf sich darin sehen ließen, geht daraus hervor, daß eine solche Ballkünstlerin auf einem oben erwähnten Vasengemälde[119]) mit einer die *κυβίστησις* vorführenden Artistin verbunden ist. Auf römischen Denkmälern sehen wir Knaben oder Jünglinge in noch schwierigerer Art mit Bällen jonglieren. Auf einem Diptychon im Museum zu Verona[120]) läuft ein Knabe auf einem Bein, mit Bällen spielend: er hält einen in jeder Hand, einer schwebt in der Luft, je einer liegt auf dem Kopf, auf dem rechten Arm, auf dem linken Fuß und auf der rechten, erhobenen Wade. Ebenfalls mit sieben Bällen spielt ein Mann auf einem Relief des Museums in Mantua;[121]) in jeder Hand hält er einen, über jedem seiner Füße, von denen der linke erhoben ist, schwebt ein Ball und drei über ihm in der Luft. Die Denkmäler sind wie eine Illustration zur Schilderung des Manilius, der diese Produktionen folgendermaßen beschreibt:[122]) „Jener versteht es, den fliehenden Ball mit der schnellen Sohle zurückzuwerfen, mit den Füßen Handarbeit zu tun, mit dem Fußball zu spielen, mit beweglichen Armen die geschwinden Stöße zu häufen; jener ist imstande, mit einer Menge von Bällen seine Glieder zu überschütten, die flüchtigen Handflächen über den ganzen Körper zu verteilen, sodaß er so viele Kugeln empfängt und wieder von sich abspringen läßt, gleichsam als hätten sie von ihm selbst fliegen gelernt.“ Manchmal wurden diese Jongleurkünste, die sowohl im Theater vorgeführt, als in den für Ballspiel besonders eingerichteten Thermen gezeigt wurden,[123]) noch dadurch erheblich erschwert, daß mit gläsernen Bällen gespielt wurde, die beim Fallen auf dem Boden zerbrachen.[124]) Die Jongleurin, die im Gastmahl des Xenophon auftritt, schleuderte tanzend zwölf Ringe in die Luft und fing sie wieder auf.[125]) Martial besingt[126]) einen Knaben

namens Agathinus, der im Theater auf einem Gerüst mit einem runden Schilde jonglierte, den er in die Luft warf und mit Fuß oder Rücken oder Kopf auffing, ohne sich durch die Schlüpfrigkeit des vom ausgesprengten Saffranwasser nassen Podiums oder durch starken Wind irgend stören zu lassen; alle Glieder des Körpers waren am Spiel beteiligt und nie fiel ihm der Schild zu Boden. Gefährlicher war das Jonglieren mit brennenden Fackeln[127]) oder mit spitzen Messern, die am Griff aufgefangen wurden.[128]) Indische Gaukler führten schon im Altertum das Kunststück vor, das auch in unseren Tagen chinesische und japanische zeigen, daß sie rings um eine an eine Bretterwand gestellte Person Messer warfen, die haarscharf neben Kopf und Körper ins Holz sausten.[129]) Harmloser, aber nicht leichter war das Kunststück, das ein Jonier in Babylon sehen ließ: er warf kleine Kügelchen aus Weizenteig aus größerer Entfernung so geschickt nach einer senkrecht aufgestellten Nadel, daß sie auf deren Spitze aufgespießt wurden.[130])

Ein eigentümliches, unsern modernen Artisten unbekanntes Kunststück wird noch in dem schon mehrfach zitierten Gastmahl des Xenophon erwähnt:[131]) als nämlich da eine Töpferscheibe unter den Apparaten der kleinen Künstlertruppe hereingebracht wird, sagt Sokrates, derlei Sachen, wie zwischen Messern auf den Händen gehn und Purzelbäume schlagen, gehören eigentlich nicht zur Unterhaltung gebildeter Leute; und das Schreiben und Lesen auf einem sich drehenden Töpferrade sei zwar etwas Merkwürdiges, aber was das für ein Vergnügen bereite, vermöchte er nicht einzusehen. Das Kunststück bestand also darin, daß jemand nicht nur eine Schrift, die auf der schnell sich drehenden Scheibe lag, las, sondern sogar selbst schrieb. Sonst wird dergleichen nicht erwähnt, es müßte denn sein, daß das *τροχοπαικτεῖν*, das im Traumbuch des Artemidor zusammen mit Schwertertanz und *ἐκκυβιστᾶν* erwähnt wird,[132]) sich darauf bezieht, was aber deshalb ungewiß ist, weil *τροχός* auch einen Reifen bedeutet und daher auch ein Spielen oder Jonglieren mit solchen gemeint sein könnte.

Oft erwähnt werden in der Literatur auch die *Taschenspieler* oder, wie man sie besser bezeichnet, da die Alten ja keine Taschen an ihren Kleidern hatten, die *Zauberkünstler*. Da ein Hauptkunststück von ihnen war, kleine Steinchen oder Steinkügelchen (*ψῆφοι*) verschwinden zu lassen, so nannten sie die Griechen *ψηφοπαῖκται*[133]) oder *ψηφοκλέπται*[134]) oder *ψηφολόγοι*.[135]) Bei den Römern heißt der Zauberkünstler praestigiator,[136]) von praestigia, Blendwerk.[137]) Sie bedienten sich zu ihren Kunststücken kleiner Becher oder Schüsselchen;[138]) wie sie dabei verfuhren, erzählt bei Alkiphron ein Landmann in einem Briefe seinem Freunde daheim. Er hatte auf seinem Esel Früchte in die Stadt gebracht und ging dann zur Erholung ins Theater. Was er da sonst gesehn, dessen erinnere er sich nicht mehr genau, aber bei einer Produktion sei er geradezu ganz verblüfft und sprachlos gewesen. Da trat einer auf und stellte auf ein dreifüßiges Tischchen drei kleine Schüsseln; unter diese legte er weiße runde Steinchen, etwa wie Flußkiesel. Und nun waren diese bald je eines unter jeder Schüssel,[139]) bald zeigte er sie Gott weiß wie unter einer einzigen Schüssel, bald ließ er sie überhaupt ganz von den Schüsseln verschwinden und zeigte sie im Munde; dann schluckte er sie herunter, ließ die ihm nahe Stehenden in die Mitte treten und nahm die Steinchen eins einem aus der Nase, ein anderes aus dem Ohr und ein anderes aus dem Kopf heraus, und kaum hatte er sie genommen, da waren sie wieder fort. Der biedere Landmann schließt seine Beschreibung damit, dieser Kerl dürfe ihm nicht auf seinen Bauernhof kommen, der würde alles dort verschwinden machen.[140]) Diese Beschreibung zeigt, daß solche Taschenspieler auch im Theater auftraten, jedenfalls in der Orchestra, sodaß das Publikum sich um sie sammeln konnte. Die Bewohner von Histiaia (auf Euboia, später Oros) ehrten sogar den Zauberkünstler Theodoros durch eine im Theater aufgestellte Erzstatue, die ihn mit einem solchen Steinchen in der Hand darstellte.[141])

Auch *Feuerfresser* kannte das Altertum, oder richtiger Feuerspeier. Bei der Hochzeit des Karanos, eines Feldherrn

Alexanders d. Gr., traten außer Schwerttänzerinnen auch nackte Dirnen auf, die Feuer aus dem Munde bliesen;[142]) ein Kunststück, das auch zu betrügerischen Zwecken benutzt wurde. Bei einem Sklavenaufstand, der sich in Sizilien in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ereignete, verstand sich einer der Anführer, ein syrischer Sklave namens Eunus, darauf und benutzte das, um dadurch seine göttliche Sendung zu erweisen. Wenn er den Seinigen in einer Ansprache neuen Mut einflößen wollte, ließ er plötzlich Feuer aus seinem Munde gehn. Die Historiker, die das berichten,[143]) geben an, er habe sich dazu einer an beiden Enden durchbohrten hohlen Nuß bedient, die mit einem glimmenden Stoff gefüllt war; er habe so, indem er hineinblies, bald bloße Funken bald Feuer aus dem Munde gespien. Daß dies Feuerspeien ein beliebtes Mittel war, bei der Menge abergläubische Furcht zu erregen, geht auch daraus hervor, daß unter Hadrian der jüdische Aufrührer Bar Kochba, der sich für den Messias ausgab, Feuer aus dem Munde blies; doch bediente sich dieser, wie die modernen „Feuerfresser", dafür einer aus Hanf oder Werg gemachten Kugel, die glühend mit Flachs umwickelt wurde und sich so eine Zeitlang inwendig glimmend erhielt.[144])

Ein anderes Zauberstück war, daß jemand nach Belieben verschiedene Flüssigkeiten, wie Wein und Milch, anscheinend aus dem Munde herausbrachte, was unter Benutzung in der Kleidung verborgener Blasen mit diesen Flüssigkeiten geschah.[145]) Auch Leute, die spitze Nägel verschluckten oder die Schuhe zerkauten und aßen, ließen sich sehen.[146])

Ferner gab es schon in alter Zeit, was wir Degenschlucker nennen. Als der Athener Demades darüber spottete, daß die Schwerter der Spartaner so kurz seien, daß sie ein Zauberkünstler im Theater leicht verschlucken könne, erwiderte Agis: „Und doch erreichen wir mit diesen Dolchen sehr gut unsre Feinde."[147]) Anstatt eines Schwertes wurde wohl auch ein Speer verschluckt, soweit dies möglich war. Apuleius beschreibt uns eine solche Produktion sehr anschaulich.[148]) Vor der bunten Halle in Athen ließ sich ein circu-

lator sehen, der ein sehr spitzes Reiterschwert in den Schlund versenkte; nachdem er dafür Geld bekommen, machte er in der Hoffnung auf weitere Einnahmen ein noch schwierigeres Kunststück: er ließ sich nämlich einen langen Jagdspieß mit der Spitze in den Schlund und Magen gleiten; an dem aus dem Munde herausragenden Ende des Schaftes kletterte ein Knabe in die Höhe und vollführte daran schlangenartige Bewegungen.

Zu den fahrenden Leuten gehören heute noch die Vorführer von dressierten Tieren, bald in größeren Mengen, wie Menagerien, Affen- und Hundetheatern, bald einzeln wie die mit Tanzbären, Kamelen und Affen Herumziehenden. Eben solches war auch im Altertum üblich.[149]) Isokrates erwähnt,[150]) daß man alljährlich unter den *θαύματα* sehen könne, wie sich die Löwen gegen ihre Wärter freundlicher benehmen, als oft die Menschen gegen ihre Wohltäter, daß Bären miteinander ringen und menschliche Verrichtungen nachahmen. Zahme Löwen führten auch die wandernden Bettelpriester der großen Mutter, von denen unten noch die Rede sein wird, mit sich.[151]) Bei den Römern wurden gezähmte wilde Tiere und allerlei abgerichtete, sowohl wilde wie Haustiere, vornehmlich in den Amphitheatern gezeigt,[152]) sodaß das Bändigen und Dressieren von Tieren zu einem eigenen Beruf geworden war.[153]) Plutarch[154]) führt sprechende Raben an, Hunde, die durch sich drehende Reifen springen, Pferde und Rinder, die tanzen und andere Kunststücke machen. Über die Mannigfaltigkeit derartiger Produktionen, über die zahlreichen Arten der dressierten Tiere liegt eine solche Fülle von Angaben vor, daß hier auf eine Aufzählung im einzelnen verzichtet werden muß, umsomehr als es sich hier wohl in den wenigsten Fällen um fahrende Leute handelt, vielmehr die Tiere eigens für die Schaustellungen im Amphitheater gefangen und abgerichtet wurden. Immerhin mag einiges herausgehoben werden, wo es sich vielleicht hier und da um wandernde Tierbändiger handelt. Von der Abrichtung der Elephanten wird uns allerlei berichtet;[155]) zu den merkwürdigsten Vorführungen gehörten die auf dem Seil

gehenden, die den oben erwähnten catadromus zeigten, d. h. auf dem Turmseil gingen. Solche seiltanzende Elephanten hatte zum ersten Male Galba als Prätor bei den Floraspielen auftreten lassen;[156] dann wieder Nero bei Spielen im Jahre 59,[157] wobei statt des sonst als Kornak das Tier lenkenden Negers[158] ein römischer Ritter auf seinem Rücken saß.[159] Dieser *κατάδρομος* eines Elephanten[160] fand aber sicherlich nur im Amphitheater statt und gehörte zu den Spezialitäten der kaiserlichen Schauspiele. Dagegen mögen die Besitzer dressierter Affen mit diesen herumgezogen sein, wie man aus den zahlreichen Erwähnungen solcher, die allerlei Kunststücke machten, Theater spielten u. dgl.,[161] schließen möchte, obschon auch in Betracht zu ziehen ist, daß zahme Affen als Haustiere in Griechenland wie in Rom sehr gewöhnlich waren. Selbst dressierte Schweine wurden von fahrenden Leuten vorgeführt.[162] Ganz besonders häufig aber waren im Altertum, wie im heutigen Orient und Ägypten, die Schlangenbändiger.[163] Gewisse afrikanische Stämme galten als besonders beanlagt dafür, die Schlangen zu „beschwören" und unschädlich zu machen, ohne daß ihre Giftzähne entfernt wurden,[164] zumal die Psyllen, deren Immunität gegen Schlangenbisse ein allgemein verbreiteter Glaube war.[165] In Europa aber genossen die Marsen den Ruf kundiger Schlangenbändiger,[166] wobei sie sich einschläfernder Gesänge bedienen sollten.[167] — Produktionen der Art kommen auch auf Denkmälern hier und da vor. Zwar wird man die auf Vasenbildern vorkommenden zahmen Affen[168] für Haustiere zu halten haben; doch wenn auf einem pompejanischen Wandgemälde[169] ein Knabe einen mit einer Kapuzenjacke bekleideten Affen unter Anwendung der Peitsche tanzen läßt, so ist damit gewiß eine öffentliche Vorführung gemeint. An eine solche kann man auch wohl denken, wenn auf einem Wandgemälde[170] eine mit einer Glocke am Halse versehene Giraffe von einem Jüngling in Sklaventracht an langer Halfter geführt wird. Auf einer römischen Lampe des Britischen Museums[171] sitzt ein junger Mann mit gespreizten Beinen, in der Linken hält er einen kurzen Stock,

in der Rechten einen undeutlichen Gegenstand; am Boden liegen ein Topf, ein Ball und anderes; links neben ihm legt ein langschwänziger Affe seine eine Pfote ihm auf den rechten Arm; rechts klettert ein anderes Tier, das als Katze oder Wiesel bezeichnet wird,[172]) eine Leiter hinauf. Zwei oberhalb angebrachte Reifen deuten jedenfalls darauf hin, daß die dressierten Tiere durch sie springen sollten.

Zu den beliebten *θαύματα* gehörte sodann bei Griechen wie Römern die Vorführung von Marionetten.[173]) Nach den Schnüren oder Darmsaiten, an denen diese Puppen in Bewegung gesetzt wurden, hießen sie bei den Griechen *νευρόσπαστα*;[174]) bei den Römern haben sie keinen besondern Namen.[175]) Die älteste Erwähnung findet sich bei Xenophon, in dessen Gastmahl der oben schon öfters erwähnte syrakusanische Gaukler von seinen Marionetten sagt, daß er von deren Vorweisen sich ernähre.[176]) Diese Figürchen waren von Holz gearbeitet[177]) und so geschickt konstruiert, daß ihre Bewegungen von einem einzigen Faden aus reguliert werden konnten, der Kopf, Arme und Beine und Augen in Bewegung setzte.[178]) Sonst erfahren wir nicht viel Näheres über die Marionettentheater;[179]) erwähnt mag noch werden, daß Antiochos IX. von Syrien (gen. Kyzikenos), der eine besondere Vorliebe für alle Arten von *θαυματοποιοί* hatte, namentlich mit Marionetten sich abgab und selbst solche von fünf Ellen Höhe, die versilbert und vergoldet waren, in Bewegung setzte.[180]) Wie beliebt diese Aufführungen auch sonst waren, darf daraus geschlossen werden, daß die Athener dem Marionettenspieler (*νευροσπάστης*) Potheinos gestatteten, seine Vorstellungen im Theater zu geben, „auf derselben Bühne“, fügt der Erzähler entrüstet hinzu, „von der aus die Stücke des Euripides begeisterten“.[181]) Ihre sonstige ziemlich häufige Erwähnung verdanken die Marionetten aber wesentlich dem Umstand, daß die Philosophen,[182]) besonders die Stoiker,[183]) die Menschen, die von ihren Leidenschaften oder von fremdem Willen regiert werden, mit den Marionetten vergleichen, worin ihnen dann die christlichen Kirchenväter folgen.[184])

Daß auch Automatentheater mit Vorführung sich von

selbst bewegender Figuren, Vorführung von Tänzen, Seefahrten u. a. m. als Sehenswürdigkeiten beliebt waren, zeigt die noch erhaltene Schrift des Alexandriners Heron mit genauer Anweisung zu ihrer Herstellung.[185])

Nur teilweise scheinen zu den fahrenden Leuten gerechnet werden zu dürfen die berufsmäßigen Spaßmacher, die bei den Griechen γελωτοποιοί, bei den Römern derisores, scurrae, moriones hießen;[186]) denn diese gingen zwar, wie die Parasiten der Griechen, mit denen sie oft identisch sind, von Haus zu Haus, von Mahlzeit zu Mahlzeit, um mit dem Lohn für ihre Späße ihr Leben zu fristen, aber für gewöhnlich nicht von Ort zu Ort.[187]) Immerhin gab es unter diesen Leuten solche, die mit gewissen besondern „Attraktionen", wie man heut zu sagen pflegt, sich auf Markt und Straße hören ließen und gewiß auch auf die Wanderschaft gingen. Das gilt zumal von den Tierstimmen-Nachahmern. Am beliebtesten war das Nachahmen von Vogelstimmen. Als sich einmal einer, der eine Nachtigall nachzuahmen wußte, vor Agesilaos hören ließ, meinte dieser trocken: „Ich habe die Nachtigall schon selbst gehört."[188]) Petrons Trimalchio, der solche Spezialitätenkünstler unter seinen Sklaven hat, besitzt auch einen, der eine Nachtigall nachmacht;[189]) andere wußten das Gackern der Henne, das Krächzen des Raben nachzuahmen[190]) oder das Grunzen eines Schweines.[191]) Einen ganz besonders geschickten Nachahmer preist ein Epigramm des Ausonius:[192]) er machte das Bellen der Hunde, das Wiehern der Pferde, das Meckern der Ziegen und Schafe, das Schreien der Esel, das Krähen des Hahns, das Krächzen des Raben nach, — nur die klare menschliche Stimme, schließt das Epigramm, besaß er nicht. Das ging so weit, daß ein gewisser Theodoros dadurch bekannt wurde, daß er das Geräusch einer Winde (τροχιλία) nachahmte.[193]) Auch Bauchredner waren schon im Altertum bekannt; man nannte sie ganz entsprechend ἐγγαστρίμυθοι,[194]) und zur Zeit des Aristophanes war ein gewisser Eurykles deswegen so bekannt, zumal er damit Wahrsagerei verband,[195]) daß nach ihm solche wahrsagende Bauchredner sich Eurykleiden nannten[196]) und die

Athener ihm sogar im Theater eine Statue neben der des Aischylos errichteten.[197]) Diese Verbindung von Wahrsagen und Bauchrednerei war so gewöhnlich, daß für Wahrsager, Hexen u. dgl. in hellenistischer Zeit der Name *ἐγγαστρίμυθοι* ganz üblich wurde.[198])

Auch Wahrsager, Traum- und Zeichendeuter übten ihren Beruf vielfach im Umherziehen aus,[199]) obschon auch viele dieser auf die Leichtgläubigkeit des Publikums, zumal der Frauen, spekulierenden Betrüger dauernde Wohnsitze hatten und in volkreichen Städten ihre ausreichende Nahrung dadurch fanden.[200]) Diese Wanderpropheten nannten sich mit Vorliebe, unbeschadet ihrer Herkunft, Chaldäer, weil die Sternverehrung, die astronomischen Kenntnisse und der astrologische Wunderglaube der Bewohner Mesopotamiens sehr stark auf die Phantasie der Griechen und Römer einwirkte.[201]) Selbstverständlich waren die meisten Betrüger; schon der alte Cato warnte vor ihnen,[202]) und im Jahre 139 v. Chr. wies der Senat das zahlreiche Gelichter dieser Pseudo-Chaldäer aus der Stadt,[203]) ohne daß dadurch dem Unfug auf die Dauer gesteuert wurde, denn sie fanden immer wieder Unterstützung und Glauben, selbst bei hervorragenden Persönlichkeiten. In den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit machten Tausende von solchen „Chaldäern" als Wahrsager, Wetterpropheten, Zeichendeuter[204]) u. a. m. glänzende Geschäfte; in den Provinzen konnten sie, wenn sie bei Erdbeben und andern Unglücksfällen Sühnemaßregeln angaben, geradezu verderblich wirken.[205]) Namentlich wer ein Geschäft oder eine Reise oder dgl. vorhatte, holte sich bei ihnen Rat. Ein amüsantes Beispiel dafür findet sich bei Apuleius.[206]) Der Erzähler Lucius berichtet da seinem Gastfreunde Milo, es sei bei ihnen in Korinth bisweilen ein Chaldäer erschienen, der durch seine wunderbaren Antworten die ganze Stadt in Aufregung gebracht und viel Geld damit verdient habe, daß er den Leuten angab, wann sie den Hochzeitstag festsetzen sollten oder die Grundsteine für einen Hausbau legen oder ein Geschäft abschließen oder eine Reise antreten sollten. Da stellt sich nun heraus, daß derselbe Mann auch bei ihnen

in Thessalien gewesen ist und daß ihm da ein sehr fatales Mißgeschick passiert ist. In der Stadt Hypata nämlich, erzählt Milo, erteilte er auch auf dem Markte Weissagungen gegen gutes Honorar und bestimmte unter anderem einem Kaufmann den Tag, an dem er seine Reise antreten sollte. Während nun dieser sich anschickt, ihm dafür 100 Denare auszuzahlen (damals etwa 30 Mark, also ein recht einträgliches Geschäft!), tritt ein junger Mann an den Wahrsager heran und zupft ihn am Mantel: es ist der Bruder des Chaldäers (der übrigens Diophanes heißt, also ein Grieche ist), der ihn nun befragt, wie es ihm seit der Ausfahrt von Euboia auf seiner Reise zu Wasser und zu Lande ergangen sei. Da fängt der Unselige, seinen Beruf gänzlich vergessend, an zu erzählen, wie miserabel es ihm ergangen sei: das Schiff sei in einen furchtbaren Sturm geraten, sie hätten Schiffbruch gelitten, mit größter Mühe sich ans Land gerettet, und als sich hier gute Leute ihrer annahmen und ihnen einiges zukommen ließen, da fielen sie in die Hände von Räubern, die ihnen das alles wieder abnahmen und sogar den Bruder, der bei ihm war, ermordeten. Während dieser Erzählung packt der Kaufmann das dem Wahrsager bestimmte Geld wieder ein und macht sich davon, Diophanes aber merkt erst jetzt, welch unglaubliche Dummheit er begangen hat.

Auch als Wunderdoktoren und Charlatane betätigten sich diese Chaldäer oder Babylonier, wie sie sich auch gern nannten. In Lukians „Lügenfreund", wo allerdings allerlei höchst wunderbare Geschichten erzählt werden, berichtet ein von ihren Leistungen völlig Überzeugter,[207]) wie ein solcher einen von einer Viper Gebissenen dadurch heilt, daß er ihm an den Fuß ein Steinstückchen bindet, das er von der Grabstele eines Mädchens abgeschlagen hat, worauf der Kranke, der schon ganz geschwollen war, sofort aufsteht und vergnügt davongeht. Derselbe „Babylonier" hatte durch seine Künste, durch das Aussprechen von sieben heiligen Worten aus einem alten Buch und durch Räuchern mit Fackel und Schwefel das ganze Ungeziefer einer Gegend, Schlangen, Vipern, Kröten u. dgl. m.,

vertrieben. Sie krochen alle aus ihren Löchern heraus, bloß eine alte Schlange blieb zurück, weil sie schon zu schwach war; da schickte der Zauberer eine junge Schlange als Boten an sie ab, worauf sie sich dann richtig auch einstellte. Dann blies der Mann die ganze Gesellschaft an, worauf sie total zu Asche verbrannte. Man merkt hier den Spötter Lukian, aber der Spott wäre frostig, wenn es nicht wirklich Leute gegeben hätte, die den Chaldäern solches zutrauten. Auch die Verkäufer von Heilmitteln, die *φαρμακοπῶλαι*, priesen ihre Ware auf offenem Markte an; es ist ebenfalls Lukian, der von einem solchen erzählt,[208]) daß er ein ausgezeichnetes Mittel zum Verkauf anbot, durch das sofort der Husten beseitigt werde, und der dabei selbst mitten in seinem Ausrufen von heftigem Husten geschüttelt wurde.

Mit den letztgenannten, den Wahrsagern, Kurpfuschern usw., in naher Berührung waren die zuletzt noch als fahrende Leute zu besprechenden Bettelpriester,[209]) für die die Griechen den von ihrem Geldeinsammeln entnommenen Namen *ἀγύρτης* geprägt haben,[210]) womit all solches Gesindel, das bettelt und Gaben heischt, das marktschreierisch auftritt und Zuschauer um sich sammelt, bezeichnet wird.[211]) Meist waren es Anhänger von Mysterien, wie die Orpheotelesten,[212]) oder von orgiastischen Kulten, wie die Priester der Großen Mutter, die Metrogyrten, die truppweise mit dem Götterbild durch's Land zogen, in den Dörfern Halt machten, um in bunten Gewändern und mit greller Musik ihre ekstatischen Tänze aufzuführen und dafür Geld einzusammeln, womit dann oft Orakel erteilen, Wahrsagen, Verkauf von Zaubermitteln, oft aber auch Orgien schlimmster Art verbunden waren; dafür bekamen sie dann teils Gaben in Geld teils solche in Naturalien, wie Feigen, Käse, Wein etc.[213]) Diese Bettelpriester trieben ihr Unwesen vornehmlich in den Provinzen, in Italien waren sie durch Vorschriften eingeschränkt.[214])

Eine, freilich etwas unvollkommene bildliche Darstellung des Treibens der Agyrten hat sich erhalten in einer Wandmalerei des Columbariums der Villa Pamfili in Rom.[215]) Um

ein kleines Götterbild, das am Boden steht, führen einige Agyrten lebhaft bewegte Tänze auf, wozu einer, auch im Tanzschritt hüpfend, die Doppelflöte bläst; Zuschauer stehen dabei, denen ein Agyrt seine Kappe zum Hineinwerfen milder Gaben entgegenstreckt. Etwas entfernt steht ein Panther oder derartiges Tier; solche gezähmte und abgerichtete Tiere pflegten diese Bettelpriester mit sich zu führen.[216])

Zum Schluß noch einige allgemeine Bemerkungen. Von den im vorhergehenden besprochenen fahrenden Leuten, besonders aber von den θαυματουργοί, waren, auch in der Römerzeit, die Mehrzahl Griechen. Namentlich die für Schaustellungen aller Art sehr eingenommenen Städte Kleinasiens und Syriens, wie Mytilene, Kyzikos, Antiocheia, sowie von Unteritalien und Sizilien, besonders Tarent und Syrakus, waren ihre Heimat. Wie die Graeculi der Kaiserzeit in allen Sätteln gerecht und daher auch gerade für solche Berufe geschickt waren, lehrt eine bekannte Stelle des darüber stark erbitterten Juvenal.[217]) Manche der Künste, die sie betrieben, waren ihnen von Ägypten und Indien überkommen, namentlich letzteres, wo die Gaukler eine besondere Kaste bildeten, war die eigentliche Heimat solcher Künste, die dort großes Ansehen genossen; bei der Hochzeit Alexanders d. Gr. in Persepolis trugen die indischen θαυματοποιοί den Sieg über alle andern davon.[218]) Ihr Beruf war freilich in Griechenland wie in Rom verachtet, was aber nicht hinderte, daß Berühmtheit damit verbunden war und ihnen solche Ehrungen, wie Aufstellung einer Statue, zu Teil werden konnten, wie wir oben sahen. Manche Fürsten, namentlich unter den Diadochen, hatten besondere Vorliebe für derartige Produktionen und hielten sich eigene Hofkünstler dafür,[219]) ja manche Feldherren nahmen solche Leute sogar auf ihre Feldzüge mit.[220]) Die herumziehenden Artisten suchten am meisten die großen Volksfeste auf, da diese ja zugleich eine Art von Messen und großen Belustigungen waren und sie hier auf viel Publikum rechnen durften;[221]) namentlich fanden sie sich zu den Versammlungen der Amphiktyonen in Pylai ein, sodaß ihr Treiben sogar dar-

nach *πυλαία* benannt wurde;[222]) aber auch sonst, wo öffentliche oder private Festlichkeiten, namentlich große prunkvolle Hochzeitsfeiern stattfanden, säumten sie nicht sich einzustellen oder wurden von den Veranstaltern derselben eigens dafür engagiert.[223]) Wie sie sonst herumzogen, dafür haben wir im vorhergehenden manche Belege und Schilderungen gefunden; in der Regel gaben sie ihre Kunststücke oder sonstigen Leistungen in Dorf oder Stadt auf dem Marktplatz zum besten, wo sie sich am freiesten bewegen und am besten gesehen werden konnten,[224]) wenn sie nicht dafür das Theater zur Benutzung erhielten, wofür wir oben auch allerlei Beispiele gefunden haben,[225]) da zumal Trapezkünstler, Seiltänzer u. dgl. vielfach auf Benutzung von Mauern und hohen Bauten angewiesen waren. Sonst schlugen sie wohl auf dem Markte oder der Straße ein Brettergerüst auf, um sich da zu produzieren;[226]) daß sie Bretterverschläge aufführten, oberhalb deren sie ihre Künste zeigten, wissen wir aus einer Stelle des Plato.[227]) Daß sie dabei das Publikum haranguierten, ihre Leistungen marktschreierisch verkündeten, ist selbstverständlich; und wie heute dabei allerlei Späße oft derbster Art gemacht und, um Gelächter hervorzurufen, dem Publikum allerlei Schnödigkeiten gesagt werden, so war es auch schon in alter Zeit.[228]) Vom Einsammeln endlich und den dabei gespendeten Kupfer- oder Silbermünzen ist auch manchmal die Rede, und daß es da auch im Altertum schon die bekannten „Drückeberger“ gegeben hat oder „Zaungäste“, scheint aus einer Stelle Theophrasts hervorzugehen.[229]) In welcher Weise diese Artisten mit ihren Apparaten, Kostümen, Tieren usw. von Ort zu Ort zogen, ist uns freilich, die Metragyrten ausgenommen, nicht überliefert: die heut noch von Markt zu Markt, von Kirchweih zu Kirchweih rollenden grünen Wagen scheinen dem Altertum unbekannt gewesen zu sein.[230])

Anmerkungen.

[1]) Zur Literatur vgl. man die Zusammenstellungen in den Handbüchern: Hermann-Blümner, Griechische Privataltertümer 503 f. Marquardt-Mau, Privatleben der Römer 338. Blümner, Römische Privataltertümer 615 f. Ferner Becker-Göll, Charikles I 277; 286. Beckmannn, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen IV 55 ff.; andere speziellere Arbeiten s. unten. Eine hübsche Darstellung, aber ohne Quellenangaben, findet man bei Göll, Kulturbilder aus Hellas und Rom I 126 ff.

[2]) Die Beschreibungen von mittelalterlichen Festen zählen neben allerhand Musikern und Sängern Kunststücke mit Messern auf, Puppenspieler, Purzelbaumschlager, Kriechen am Boden, Tanz mit einer Flasche, Springen durch Reifen u. dgl. m., auch abgerichtete Tiere, Tänze von Bären und Ochsen, Kunststücke von Hunden etc. S. Ad. Tobler, Im neuen Reich f. 1895, S. 317 fg. und im allgemeinen vgl. Freymond, Jongleurs und Menestrels, Halle 1883, S. 16 ff. Andres bei Reich, Der Mimus I 810 ff.

[3]) Die Stelle Hom. Od. XVII 382: *τίς γὰρ δὴ ξεῖνον καλεῖ ἄλλοθεν αὐτὸς ἐπελθών | ἄλλον γ', εἰ μὴ τῶν οἳ δημιοεργοὶ ἔασιν, | μάντιν ἢ ἰητῆρα κακῶν ἢ τέκτονα δούρων, | ἢ καὶ θέσπιν ἀοιδόν, ὅ κεν τέρπησιν ἀείδων. οὗτοι γὰρ κλητοί τε βροτῶν ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν· | πτωχὸν δ' οὐκ ἄν τις καλέοι τρύξοντα ἑαυτόν* zeigt deutlich, daß Seher, Ärzte, Schmiede, Sänger damals nicht von Ort zu Ort zogen, sondern aus ihren Wohnorten berufen wurden, wenn man ihrer bedurfte. Nur der Bettler ist ein Fahrender, vgl. Finsler, Homer[2] I 197.

[4]) Vgl. Welcker, Epischer Zyklus 360 ff. Bergk, Griechische Literaturgeschichte I 489 ff. Christ, Griech. Literaturgeschichte[5] I 69 ff.

[5]) Xen. Mem. IV 2, 10: *τοὺς γάρ τοι ῥαψῳδοὺς οἶδα τὰ μὲν ἔπη ἀκριβοῦντας, αὐτοὺς δὲ πάνυ ἠλιθίους ὄντας.* Conv. 3, 6: *οἶσθά τι οὖν ἔθνος ἠλιθιώτερον ῥαψῳδῶν;*

[6]) Platons Ion stammt aus Ephesos und trägt bei den Asklepieien in Epidauros und den Panathenäen vor.

[7]) So tritt der Rhapsode Alexis aus Tarent bei der Hochzeit Alexanders d. Gr. auf, Chares b. Ath. XII 538 E; ein andrer bei der Hochzeit des Ptolemaios Philadelphos, Plut. Quaest. conv. IX 1, 2 p. 736 F.

[8]) CIL VI 9447 u. 10097 (Anthol. Lat. ed. Bücheler n. 1012 u. 1111).

[9]) Vgl. Diom. p. 484, 16 K. Corp. Gloss. III 240, 7; ebd. 172, 46 sind sie mit Seiltänzern, Ballspielern und Musikanten zusammengestellt. Daß in älterer Zeit auch die Homer-Rhapsoden ὁμηρισταί hießen, sagt Aristokles bei Ath. XIV 620 B. Artemid. IV 2 p. 205, 15 (Hercher) gebraucht ὁμηρίζειν im Sinne solcher Aufführungen.

[10]) Ath., a. a. O.: τοὺς δὲ νῦν ὁμηριστὰς ὀνομαζομένους πρῶτος εἰς τὰ θέατρα παρήγαγε Δημήτριος ὁ Φαληρεύς.

[11]) Artemid. a. a. O.: καὶ γὰρ οἱ ὁμηρισταὶ τιτρώσκουσι μὲν καὶ αἱμάσσουσιν, ἀλλ' οὐκ ἀποκτεῖναί γε βούλονται.

[12]) Petron. 59, 3.

[13]) III 20, 4 ff.; der Name Homerist kommt hier nicht vor, es ist einer τῶν τὰ Ὁμήρου δεικνύντων ἐν τοῖς θεάτροις.

[14]) Vgl. Oxyrh. Pap. III 519 p. 254; VII 1025 p. 156; 1050 p. 203. Mitteis und Wilcken, Papyruskunde I 1, 420; 2, 571 Nr. 492 fg. Crusius zu Herond. mimiamb. ed. 5 p. 123.

[15]) Οἱ περὶ τὸν Διόνυσον τεχνῖται, s. O. Lüders, Die dionysischen Künstler, Berlin 1873. A. Müller, Griechische Bühnenaltertümer, Freiburg i. Br. 1886, S. 392 ff.

[16]) In der Kranzrede, or. XVIII 262.

[17]) Besonders sind zu vergleichen die Vasenbilder, die Heydemann im Arch. Jahrb. I 260 ff. zusammengestellt und besprochen hat, sodann Dörpfeld und Reisch, Das griechische Theater S. 315 ff. Fig. 74—80. Dazu vgl. Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums 1751 ff. Fig. 1826—30. Schreiber, Kulturhistorischer Atlas Taf. 3, 3; 5, 11 u. 13. Wieseler, Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens Taf. 9, 13—15.

[18]) Vgl. besonders Reich, Der Mimus S. 26 ff. und dens. im Königsberger Gymnas.-Programm: Die ältesten berufsmäßigen Darsteller des griechisch-italischen Mimus, 1897.

[19]) Reich S. 27: „Sie ersahen im mimischen Tanze, der ihren equilibristischen Neigungen entsprach, und dem eigentlichen Mimus, dem gesprochenen wie dem gesungenen, ein herrliches Mittel, das Volk anzulocken. So ging aus ihrer Mitte ein Stand wandernder Mimen hervor."

[20]) Reich S. 29: „Im 5. Jahrh. zieht der Mime schon durch die Städte Griechenlands und erscheint als Lustigmacher bei Gelagen und Gastmählern, wie bei dem reichen Kallias [im Symposion des Xenophon]. Im 4. Jahrh. ist er an den Höfen der Vornehmen und der Könige ein gern gesehner Gast." In viel späterer Zeit stellt Dio Chrys. or. LXVI p. 606 M. αὐλητὰς καὶ μίμους καὶ κιθαριστὰς καὶ θαυματοποιούς zusammen; vgl. dens. or. XXXII p. 361 M., wo in homerischer Parodie als Lieblinge der Alexandriner genannt werden μῖμοί τ' ὀρχησταί τε χοροιτυπίῃσιν ἄριστοι, ἵππων τ' ὠκυπόδων ἐπιβήτορες. Arnob. II 38 stellt pantomimos, mimulos, histriones, cantores tuba tibiis calamoque flatantes zusammen.

Erhaltene Reste von Mimen, namentlich aus Papyri und Ostraka, sind von Crusius, Herond. mimiamb. ed. 5 p. 49 ff. zusammengestellt.

[21]) Cap. 9, 2 ff.

[22]) Die griechischen Vasengemälde mit Symposion-Szenen bieten dafür zahlreiche Belege. Die saltatores von Beruf waren bei den Römern zwar als Unterhaltung beliebt, als Stand aber verachtet, s. Cic. de off. I 42, 150. Suet. Nero 6; Cicero gebraucht saltator direkt als Schimpfwort, pro Mur. 6, 13; post red. in sen. 6, 13, was freilich auch damit zusammenhängt, daß für den Römer es als unanständig galt, selbst zu tanzen, während dies bei den Griechen nicht der Fall war.

[23]) Vgl. Becker-Göll, Gallus III 374. Marquardt-Mau, Privatleben der Römer 338. Blümner, Röm. Privataltert. 412.

[24]) Inst. or. I 28, 8: pudenda dictu spectantur.

[25]) VI 71, 3.

[26]) III 35, notaeque per oppida buccae. Namentlich wurde die Musik bei den Gladiatorenspielen durch herumreisende Musikbanden besorgt.

[27]) Vgl. Dio Chrys. or. XX p. 264 M.: *ἤδη δέ ποτε εἶδον ἐγὼ διὰ τοῦ ἱπποδρόμου βαδίζων πολλοὺς ἐν τῷ αὐτῷ ἀνθρώπους ἄλλον ἄλλό τι πράττοντας, τὸν μὲν αὐλοῦντα, τὸν δὲ ὀρχούμενον, τὸν δὲ θαῦμα ἀποδιδόμενον, τὸν δὲ ποίημα ἀναγιγνώσκοντα, τὸν δὲ ᾄδοντα, τὸν δὲ ἱστορίαν τινὰ ἢ μῦθον διηγούμενον.* So bei den Römern fabulatores, Suet. Aug. 78, vgl. Friedländer, Sittengeschichte[5] I 470.

[28]) In diesem Sinne bei Xen. Conv. 2, 1. 7, 3. Plato rep. VII 514 B. Theophr. char. 6. Isocr. XV 213. Dio Chrys. or. VIII p. 132 M. Ael. n. an. IX 62.

[29]) Plato a. a. O. und Soph. 235 B. Demosth. or. II 19 p. 23. Arist. Oecon. II p. 1346 b, 21. Arr. Epict. diss. III 12, 1. Max. Tyr. diss. 21, 3. Muson. bei Stob. XXIX 75. Plut. de fac. in orbe lunae 924 C.; Cleomen. 12; Anton. 21. Niceph. Greg. III 10 p. 348 ff. Luc. Icarom. 8; Fugit. 1. Ath. XII 538 E. Matron bei Ath. IV 137 B spricht von *κοῦραι θαυματοποιοί*. Auf Inschriften von Delos aus den Jahren 265 und 261 v. Chr. kommen *θαυματοποιοί* vor, Bull. de Corr. hell. VII (1883) S. 112 fg. n. VII 27 und VIII 25 (wo *ὀλυματοποιός* falsche Lesung ist). Daher *θαυματοποιία*, Plato rep. X 602 D. Isocr. X 7. Luc. Zeux. 12; *θαυματοποιεῖν*, Luc. mort. Peregr. 17 und 21.

[30]) Ath. IV 129 D: *θαυματουργοὶ γυναῖκες*. Hero autom. 1 (I 342 Schmidt). Ebenso *θαυματουργία*, Plato legg. II p. 670 A, und im gleichen Sinne *θαυματουργεῖν*, Xen. Conv. 7, 2; daneben kommen alle diese von *θαῦμα* abgeleiteten Worte auch in der Bedeutung „Wundertun" vor. Unsicher ist das nur im Et. m. 443, 52 vorkommende *θαύμακτρον*, das als „Schaugeld" gedeutet wird; in dem dort zitierten Fragment des Sophron scheint vielmehr *θυμιατήριον* gestanden zu haben.

[31]) Ath. I 19 D; XIV 615 E, mit Zitaten aus älterer Literatur, be-

sonders zwei berühmte *πλάνοι*, Kephisodoros und Pantaleon, betreffend. Ev. Matth. 27, 63 nennen die Pharisäer Jesus einen *πλάνος* (von Luther unrichtig mit „Verführer“ übersetzt).

[32]) Sen. de benef. VI 11, 2. Plin. ep. IV 7, 6. Petron. 68, 6. Cels. V 27, 3. Apul. met. I 4. Digg. XLVII 11, 11. Schol. Juv. 6, 582. In erweitertem Sinne bedeutet es einen Marktschreier; so spricht Quintil. II 4, 15 von circulatoria iactatio, X 1, 8 von circulatoria volubilitas, Mart. X 3, 8 von einer lingua circulatrix, Tertull. de carne Christi 5 von circulatorius coetus; ebd. adv. gent. 23 sind admiranda circulatoria eine direkte Übersetzung von *θαύματα*.

[33]) Bei Plin. VII 83.

[34]) Ebd. Vgl. Sen. de ira II 12, 4: ingentia vixque humanis toleranda viribus onera portare.

[35]) V 12: Quod nutantia fronte perticata | gestat pondera Masclion superbus, | aut grandis Linus omnibus lacertis | septem quod pueros levat vel octo.

[36]) Homil. in Hebr. 16, 4 (Migne LXIII 127): *τί δὲ χαλεπώτερον τοῦ κοντὸν ἐπὶ τοῦ προσώπου λαβεῖν, εἶτα ἐπιθέντα ἄνω παιδίον μύρια ποιεῖν καὶ τέρπειν τοὺς θεατάς*; ders. ad pop. Antioch. hom. 19, 4 (Migne XLIX 196): *ἢ τί ἂν τις εἴποι περὶ ἐκείνων τῶν ἀνδρῶν, οἳ κοντὸν ἐπὶ τοῦ μετώπου βαστάζοντες καθάπερ δένδρον ἐρριζωμένον ἐπὶ τῆς γῆς, οὕτως ἀκίνητον διατηροῦσι; καὶ οὐ τοῦτο μόνον, ἀλλ' ὅτι καὶ παιδία μικρὰ ἐπ' ἄκρου τοῦ ξύλου παλαίειν ἀλλήλοις παρασκευάζουσι, καὶ οὔτε χεῖρες οὔτε ἄλλο τι τοῦ σώματος μέρος, ἀλλὰ τὸ μέτωπον μόνον δεσμοῦ παντὸς ἀσφαλέστερον φέρει τὸν κοντὸν ἐκεῖνον ἄσειστον.*

[37]) Diese Bezeichnung, die sich in Bekk. Anecd. 652, 8 findet, wird in unsern Lexika irrtümlich als ein mit der Balanzierstange Tanzender erklärt. Die oben angegebene Bedeutung ist gesichert durch das dem Kaiser Julian zugeschriebene Rätsel *εἰς κοντοπαίκτην*, Anth. Graec. app. VII 22 (ebd. 51): *ἔστι τι δένδρον τῶν ἀνακτόρων μέσον, | οὐ ῥίζα, καὶ ζῇ, καὶ λαλεῖ καρποῖς ἅμα, | μιᾷ δ' ἐν ὥρᾳ καὶ φυτεύεται ξένως, | καὶ καρπὸν αὔξει, καὶ τρυγᾶται ῥιζόθεν.* Die richtige Deutung gab schon Jacobs ad Anth. Gr. II 3, 190 auf Grund von Joh. Chrysost. a. a. O.

[38]) Carm. 17, 320: vel qui more avium sese iaculantur in auras | corporaque aedificent celeri crescentia nexu, | quorum compositam puer amentatus in arcem | emicat et iunctus plantae vel cruribus haeret, | pendula librato figant vestigia saltu.

[39]) Schon bei Homer. In der Ilias XVI 745 stürzt ein Wagenlenker getroffen kopfüber wie ein Taucher vom Wagen; dazu bemerkt Patroklos höhnend: *ὡς ῥεῖα κυβιστᾷ*, und fährt dann fort, der Mann wäre ein trefflicher Austernfischer geworden, *ὡς νῦν ἐν πεδίῳ ἐξ ἵππων ῥεῖα κυβιστᾷ.* Plat. Conv. 190 A. Luc. mort. Peregr. 8 in scherzhaftem Sinne, etwa wie wir sagen „vor Vergnügen sich kugeln“ oder dgl. Weitere

Belege s. u. Davon *κυβίστησις* Plut. de Pyth. orac. p. 401 C und Luc. Anach. 16 als Turnerkunststück in den Gymnasien angeführt, vgl. Krause, Gymnastik und Agonistik 845 A. 2. Über das *κυβιστᾶν* vgl. den Artikel cernuus bei Daremberg-Saglio, Dict. des ant. I 1078 ff. und Jüthner, Artikel *κυβίστησις* bei Pauly-Wissowa (noch nicht erschienen, liegt erst im Separatabdruck vor).

[40]) Varro bei Non. p. 21, 7; von unfreiwilligem Sturz Apul. met. I 19; cernuari Solin. 17, 45. Corp. Gl. II 99, 49: cernulat *κυβιστιᾷ*; doch sonst durch Petauristen erklärt, ebd. 99, 57: cernuli *πεταυρισταί*; 100, 2; ebd. 3: cernuit *πεπεταύρισται*. Bei den Leistungen der Petauristen (s. darüber unten) spielte eben das Überschlagen auch eine große Rolle.

[41]) Bei der Darstellung des Chortanzes am Schilde des Achilleus, Il. XVIII 605: *δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτούς* | *μολπῆς ἐξάρχοντος* [sc. *ἀοιδοῦ*] *ἐδίνευον κατὰ μέσσους*, wobei unter *δινεύειν* nicht ein sich im Kreise drehen zu verstehen ist, sondern jedenfalls ein Radschlagen, wie bei Plat. a. a. O.: *οἱ κυβιστῶντες εἰς ὀρθὸν τὰ σκέλη περιφερόμενοι*. Dieselben Verse finden sich Od. IV 18, wo diese Unterhaltung im Hause des Menelaos durchaus nicht am Platze erscheint, weshalb V. 15—19 dort als späteres Einschiebsel betrachtet werden. Das Wort findet sich nochmals in der A. 39 angeführten Stelle der Ilias, wo Patroklos nach den dort angeführten Worten schließt (v. 750): *ἦ ῥα καὶ ἐν Τρώεσσι κυβιστητῆρες ἔασιν*. Hier faßten schon die alten Erklärer (s. Eustath. z. d. St.) das Wort als identisch mit dem v. 742 zum Vergleich des Sturzes herangezogenen *ἀρνευτήρ*, also als Taucher, und die neueren Lexikographen und Erklärer haben sich durchweg dieser Deutung angeschlossen. Patroklos, lautet die alte Erklärung, wundere sich, daß auch bei den Troern Taucher seien; das sei mit ein Beweis dafür, daß das alte Troja nicht am Meere lag, denn bei den Bewohnern der Küste wären Taucher nichts Verwunderliches gewesen. Ich halte aber diese Deutung für unrichtig und nur durch den vorausgehenden grimmigen Scherz des Patroklos hervorgerufen. Es wird *κυβιστητήρ* hier nichts andres bedeuten als XVIII 604: „wahrlich, auch bei den Troern gibt es Kunstspringer"; damit konnte Patroklos sehr gut seine Hohnworte schließen.

[42]) Lucil. b. Non. 21, 4 (XXVII 34 Müller): modo sursum, modo deorsum, tamquam colus cernui. Serv. ad Aen. X 894: unde et pueri, quos in ludis videmus ea parte, qua cernunt, stantes, cernuli vocantur, ut etiam Varro in ludis theatralibus docet, was Salmasius Exerc. Plin. 628 erklärte durch: qui capite in solo sistebant pedibus in aerem erectis. Die Form cernulus auch Apul. met. IX 38. Beide Worte sind für das unfreiwillige Kopfüberstürzen am häufigsten gebraucht.

[43]) Herod. VI 128 erzählt, daß Hippokleides, einer der Bewerber um die Hand der Tochter des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon, beim Wettkampf der Freier auf einem Tische Tänze aufführte und zuletzt *τὴν*

κεφαλὴν ἐρείσας ἐπὶ τὴν τράπεζαν τοῖσι σκέλεσι ἐχειρονόμησε, worauf ihm Kleisthenes sagte: *ἀπωρχήσαό γε μὲν τὸν γάμον.*

[44]) S. oben Anm. 41. Xen. Conv. 2, 22 wird das *τροχοὺς μιμεῖσθαι* nach vorn und nach rückwärts erwähnt; vgl. ebd. 7, 3: *οὐδὲ μὴν τό γε διαστρέφοντας τὰ σώματα καὶ τροχοὺς μιμουμένους ἥδιον ἢ ἡσυχίαν ἔχοντας τοὺς καλοὺς καὶ ὡραίους θεωρεῖν.* Joh. Chrysost. ad pop. Antioch. hom. 19, 4 (Migne XLIX 195): *τί γὰρ ἂν γένοιτο δυσκολώτερον, ἀλλ' ἢ ὅταν τις νέος τοῖς βουλομένοις καταμαλάττειν καὶ λυγίζειν αὐτοῦ τὰ μέλη παραδοὺς ἑαυτὸν φιλονεικοίη πρὸς ἀκρίβειαν τροχοῦ δίκην τὸ σῶμα ἅπαν κάμπτειν καὶ στρέφεσθαι ἐπὶ τοῦ ἐδάφους;* Auf etwas ähnliches bezieht man auch Cic. in Pison. 10, 22: in quo cum suum illum saltatorium versaret orbem, ne tum quidem fortunae rotam pertimescebat; vgl. Arnob. II 42 p. 82, 15 Reiff.: orbes saltatorios vertere, was verbunden wird mit clunibus et coxendicibus sublevatis lumborum crispitudine fluctuare. Auch der von Ath. XIV 630 A und Poll. IV 101 angeführte Tanz, der *στρόβιλος* hieß (vgl. Suid. s. h. v.), könnte damit identisch sein, vgl. Becker-Göll, Charikles I 165.

[45]) So auf dem bekannten und oft abgebildeten Psykter des Duris, Wiener Vorlegeblätter VI 4 (bei Pottier, Douris Fig. 17 kastriert).

[46]) In der Abhandlung von Paciaudi, De athletarum *κυβιστήσει* (Rom 1756) das Titelkupfer. Eine in der Bibl. nationale in Paris bei Caylus, Rec. des antiqu. III 74, 2. Babelon, Catal. des bronzes antiques de la Bibl. nat. 963. Daremberg-Saglio, Dictionn. des antiqu. I 1079 Fig. 1327; im Louvre Longpérier, Bronzes antiques du Musée du Louvre 613; in Florenz Zannoni, Gal. reale di Firenze II Tav. 79; in Wien v. Sacken, Die antiken Bronzen des K. K. Münz-Cabinets Taf. 44, 3; alle vier bei Reinach, Repert. de la Statuaire II 404; zwei weitere in Avignon und Palermo ebd. III 121; eine aus Erment in Ägypten ebd. IV 350 (im Arch. Anz. 1906 S. 146 Fig. 11 unrichtig als „Schwimmerin" gedeutet). Gemeinsam ist allen der Lendenschurz; die meisten tragen auch eine enganliegende Kappe, vielleicht des Kopfstehens halber.

[47]) Bull. Nap. V Tav. 6, 5. Baumeister, Denkmäler 585 Fig. 631. Blümner, Leben der Griechen II 47 Fig. 8. Daremberg-Saglio, Dictionn. a. a. O. Fig. 1325.

[48]) Tischbein, Vases Hamilton I 60. Baumeister a. a. O. Fig. 632. Daremberg-Saglio a. a. O. Fig. 1326. Ähnliche Szenen s. Tischbein V 63, wo die Frau unterhalb des Gürtels mit einem durchsichtigen Gewand bekleidet ist und die Füße ohne ein Gerät in die Höhe streckt; Compte-rendu de St. Pétersbourg 1863 pl. 10, wo vor der auf den Händen gehenden Frau ein Kottabosständer steht (vgl. Minervini, Mon. di Barone tav. 3. Stephani, Vases de l'Ermitage n. 1579). S. auch Millin, Peint. de vases II pl. 88, 4. Panofka, Bilder antiken Lebens Taf. XII 6. Inghirami, Vasi fittili I 66 u. 87. Gerhard, Arch. Zei-

tung 1848, 224. Stephani, Compte-rendu 1869, 231; 1870, 100. Furtwängler, Vasensammlung d. Berl. Antiquar. II 948 n. 3444.

[49]) Dies scheint mir auf der im Arch. Jahrb. XXXII (1917) 63 Abb. 33 abgebildeten Vase (auch bei Heydemann, Vasensammlg. Neapel Abb. 34) dargestellt, nicht, wie M. Bieber dort angibt, daß das Mädchen mit dem linken Fuß die Trinkschale an den Mund schiebt.

[50]) Inghirami, Mus. Etrusco Chiusino II 132. Krause, Gymnastik und Agonistik Taf. 9c, 25i. Schreiber, Kulturhistor. Atlas Taf. 22, 1. Daremberg-Saglio, Dictionn. IV 423 Fig. 5612.

[51]) Vgl. die oben Anm. 44 angeführte Stelle aus Joh. Chrysost. und Max. Tyr. diss. 35, 3: *οἱ τὰ θαύματα ἐπιδεικνύμενοι, ἐκκλώμενοί τε καὶ στρεβλούμενοι τὰ σώματα.*

[52]) Xen. Conv. 2, 11; ebd. 7, 3 (s. oben Anm. 41); Mem. I 3, 9: *οὗτος κἂν εἰς μαχαίρας κυβιστήσειε κἂν εἰς πῦρ ἅλοιτο.* Plato Euthyd. p. 294 E, verbunden mit *ἐπὶ τροχοῦ δινεῖσθαι* (s. u.), als sehr schwere Sachen. So verbindet Muson. b. Stob. XXIX 75 gefährliche Kunststücke: *ἀλλ' οἱ μὲν ἄρα θαυματοποιοὶ δύσκολα οὕτως ὑφίστανται πράγματα καὶ τὴν ζωὴν παραβάλλονται τὴν ἑαυτῶν, οἳ μὲν εἰς μαχαίρας κυβιστῶντες, οἳ δ' ἐπὶ κάλων μετέωροι βαδίζοντες, οἳ δ' ὥσπερ ὄρνεα πετόμενοι διὰ τοῦ ἀέρος, ὧν τὸ σφάλμα θάνατός ἐστι*: also Schwertertänzer, Seiltänzer und Trapezkünstler (s. u.). Bei der Hochzeit des Karanos traten nach Proteas bei Ath. IV 129 D *θαυματουργοὶ γυναῖκες, εἰς ξίφη κυβιστῶσαι καὶ πῦρ ἐκ τοῦ στόματος ἐκριπίζουσαι γυμναί* auf (s. o.). Artemid. I 76: *μαχαίραις περιδινεῖσθαι ἢ ἐκκυβιστᾶν*, wobei ersteres vermutlich ein eigentlicher Schwertertanz ist, d. h. auf den Füßen, nicht auf den Händen, wie auf den unten erwähnten Vasenbildern. Daß *εἰς μαχαίρας κυβιστᾶν* geradezu sprichwörtlich war für etwas Lebensgefährliches, zeigt außer Xen. a. a. O. auch Aelian. epist. 16. Clem. Al. Strom. VII 12, 66 p. 871 P.

[53]) Cap. 2, 11: *μετὰ δὲ τοῦτο κύκλος εἰσηνέχθη περίμεστος ξιφῶν ὀρθῶν. εἰς οὖν ταῦτα ἡ ὀρχηστρὶς ἐκυβίστα τε καὶ ἐξεκυβίστα ὑπὲρ αὐτῶν.*

[54]) Museo Borb. VII 58. Krause a. a. O. Taf. 24, 94. Panofka a. a. O. Taf. XII 4. Blümner, Leb. d. Griech. II 46 Fig. 7. Schreiber a. a. O. Taf. 78, 5. Daremberg-Saglio a. a. O. I 1079 Fig. 1324. Baumeister a. a. O. Fig. 633. Auf einer Berliner Vase, Furtwängler, Vasensammlung II 952 no. 3489, ist eine Gauklerin im Begriff, sich zu überschlagen und zwar nach hinten; unten sind, wie auf jenem, drei Schwerter aufgepflanzt.

[55]) Ein solches *σφαιρίζειν ἐν ξίφεσι* erwähnt der hl. Chrysostomus in der Homil. in Hebr. 16, 4 (Migne XLIII 127).

[56]) Das ist wohl gemeint mit dem von Demokr. bei Stob. Flor. XVI 17 beschriebenen: *ὥσπερ οἱ ὀρχησταὶ οἱ ἐς τὰς μαχαίρας ὀρούοντες, ἢν ἑνὸς μοῦνον μὴ τύχωσι καταφερόμενοι, ἔνθα δεῖ τοὺς πόδας ἐρεῖσαι, ἀπόλλυνται;* und vgl. oben Artemid. a. a. O. Abgebildet ist solcher Tanz

auf der oben erwähnten Vase Arch. Jahrb. XXXII (1907) 63; eine Flötenbläserin spielt die Begleitung zu dem von einem nackten Mädchen ausgeführten Tanze.

[57]) V. Apoll. II 28: *παῖς γάρ τις, ὥσπερ ὁ τῶν ὀρχηστρίδων, ἀνερριπτεῖτο κούφως συναφιεμένον αὐτῷ βέλους ἐς τὸ ἄνω, καὶ ἐπειδὴ πολὺ ἀπὸ τῆς γῆς γένοιτο, ἐκυβίστα ὁ παῖς ὑπεραίρων ἑαυτὸν τοῦ βέλους, καὶ ἁμαρτόντι τοῦ κυβιστᾶν ἕτοιμα ἦν βεβλῆσθαι.*

[58]) Etwas ähnliches wie die petauristarii scheinen die bei Firm. Mat. VIII 15, 2 mit diesen zusammen erwähnten petaminarii, efelmatores und orchestopalarii gewesen zu sein, wohl Bezeichnungen für gewisse Spezialitäten.

[59]) Salzmann, Nécropole de Kamiros pl. 37. Daremberg-Saglio a. a. O. Fig. 1329; vgl. de Witte, Arch. Zeitg. 1870, 52. Stephani, Compte-rendu 1876, 100. Die Inschrift nach Herwerden, Lexic. Graecum I 879 (der *κυβιστητῷ* verschrieben für *κυβιστητῇ* betrachtet) und Jüthner a. a. O.; dagegen liest Kretschmer, Griech. Vaseninschr. 88: *καλῶς τῷ κυβιστῇ τοι*, also „Bravo fürwahr dem Springer". Daß *κάδος* soviel ist wie *ἀμφορεύς*, zeigt Philochor. bei Poll. X 71. Jüthner nimmt an, daß der Vorgang im Hippodrom spielt, die Übung also den hippischen Agonen zuzuzählen sei, während v. Brauchitsch, Panathen. Preisamphoren 2 das Gefäß nicht als Preisamphora gelten lassen will, da die Kybistesis nicht zu den panathenäischen Agonen gehöre.

[60]) Vgl. Teuffel in Paulys Realencykl. V 1390. Lafaye bei Daremberg-Saglio IV 422.

[61]) Alte Erklärer führen es aber auch auf *πέτεσθαι* zurück, s. Festus p. 206. Non. p. 56, 28.

[62]) Theocr. 13, 13. Nicand. Ther. 197. Hesych. s. v.: *σανίς, ἐφ' ἧς αἱ ὄρνεις κοιμῶνται· καὶ πᾶν τὸ ἐμφερὲς τούτῳ.*

[63]) So Polyb. VIII 6, 8; vgl. Hesych.: *καὶ πᾶν τὸ μακρὸν καὶ ὑπόπλατυ. ἔστι δὲ λεπτόν, ὅταν ἐν μετεώρῳ κείμενον ᾖ.* Ähnlich Phot. p. 426, 12.

[64]) Lucil. b. Festus 206 (Frg. inc. 100 Müll.): sicut mechanici cum alto exiluere petauro. Mart. II 86, 7: quid, si per graciles vias petauri | invitum iubeas subire Ladan? Petron. Frg. 15 Büch.: petauroque iubente modo superior.

[65]) Manetho IV 278; *πεταυρίζειν* Galen. Protr. 9 (I 20 K). In übertragenem Sinne spricht Plut. an vitios. ad intell. suff. p. 498 C von *ὁ τῆς τύχης πεταυρισμός.*

[66]) Varro bei Non. 56, 27, in zwei Zitaten. Festus a. a. O. Scherzhaft Plin. XI 115 von der lascivia posteriorum crurum petauristae, von einem Insekt.

[67]) Petron. 47, 9; 60, 2. Firm. Mat. VIII 15; vgl. Heraeus, Sprache des Petronius S. 10.

[68]) Cap. 53, 11 fg. Trimalchios Äußerung: ceterum duo esse in rebus

humanis, quae libentissime spectaret, petauristarios et cornicines; reliqua acroamata tricas meras esse ist auch deswegen charakteristisch, weil er die cornicines, die Hornbläser, zu den Sehenswürdigkeiten rechnet. (Die Hsr. hat allerdings cornices, doch ist die Emendation nicht zu beanstanden; Cap. 78, 5 kommen in der Tat als novum acroama cornicines zum Mahle.)

[69]) S. oben Anm. 64; der Name mechanici erklärt sich daher, daß *μηχανή* ein Gerüst bedeutet (wie beim *θεὸς ἐκ μηχανῆς*).

[70]) II 86, 7: quid, si per graciles vias petauri | invitum iubeas subire Ladan? Schwer zu erklären ist XI 21, 3, wo es in einer Reihe von Vergleichen für eine Dirne von sehr geschmeidigem Körperbau auch heißt, sie sei so laxa, quam rota transmisso totiens intacta petauro (intacta ist Emendation, die Hss. haben inpacta). Friedländer erklärt, das Kunststück habe darin bestanden, das petaurum, d. h. eine lange Stange, durch eine (vielleicht sich drehende) rota zu schleudern, ohne sie zu berühren; diese Erklärung ist aber unwahrscheinlich, denn erstens ist das petaurum keine beliebige Stange oder Balken, sondern ein Gerüst, und sodann ist die Tätigkeit des Petauristen stets eine in der Höhe vorgenommene und gefährliche. Als bei Petron. 60, 2 an der Decke des Saales ein starkes Getöse entsteht (die Täfelung der Kassetten wird auseinandergeschoben), da vermuten die Gäste zuerst, es werde durch den Plafond ein Petaurist herunterkommen.

[71]) Manil. Astr. V 439: corpora, quae valido saliunt excussa petauro, | alternos cient motus, elatus et ille | nunc iacet atque huius casu suspenditur ille, | membraque per flammas orbesque emissa flagrantes | molliter ut liquidis per humum ponuntur in nudis. Dazu vgl. Muson. b. Stob. Flor. XXIX 75: *οἳ δ' ὥσπερ ὄρνεα πετόμενοι διὰ τοῦ ἀέρος*, was wohl auch auf dergleichen geht; Joh. Chrysost. ad pop. Antioch. hom. 19, 4 (Migne XLIX 195): *τοὺς δὲ ἐπὶ τῆς ὀρχήστρας πάλιν ἐπισυρομένους καὶ καθάπερ πτεροῖς τοῖς κώλοις κεχρημένους τοῦ σώματος, τίς οὐ κἂν ὁρῶν ἐκπλαγείη*; ferner Manetho IV 278: *πηκτοῖσι πεταυριστῆρας ἐν ἄκροις, | αἰθέρι παὶ γαίῃ μεμετρημένα ἔργα τελοῦντες*, und ebd. VI (al. III) 442: *ἄχθεα θαυματὰ χερσὶ καὶ ὤμοισιν φορέοντας | ἱπταμένους γυίοις ἐναλίγκιον ὀρνίθεσσιν, | πιλναμένους τε νέφεσσιν ἐπ' ἠνεμόεντι πετεύρῳ*, wo noch die Beschwerung mit Gewichten in den Händen und auf den Schultern hinzukommt. Die Beschreibung, die Teuffel a. a. O. gibt, das petaurum sei als freischwebendes Rad zu denken, auf das sich die Gaukler zu zwei legten, sodaß der eine es abwärts zu schieben, der andre es oben zu erhalten suchte; siegte jener, so wurde dieser in die Luft geschleudert, beruht zwar auf der Schilderung des Manilius, ist aber sicher falsch, da von einer rota in Verbindung mit dem petaurum nur in der durchaus unklaren und textkritisch nicht sichern Martialstelle (Anm. 70) die Rede ist. Daß Sprünge zum Petauristen gehörten, sagt auch Non. p. 56, 27:

petauristae a veteribus dicebantur, qui saltibus aut schemis (schoenis?) levioribus moverentur, und den excussa corpora des Manilius entspricht Juv. 14, 265: an magis oblectant animum iactata petauro corpora?

[72]) S. Philodem. de rhet. p. 74, 14 Sudh. (vgl. Supplem. 37, 1): *ὅμοιον ἐπὶ τῶν πετ(α)υ(ρι)ζομένων καὶ τὰς μαχαίρας ὑπεραλλομένων ἔτυχε.*

[73]) Vgl. darüber den Artikel von Lafaye bei Daremberg-Saglio II 1361fg., wo auch die Literatur darüber angegeben ist.

[74]) In der älteren Literatur kommt das Wort nicht vor, und auch in der späteren ist es selten; vgl. Manetho IV 287. Dafür finden wir öfters Umschreibungen; so Arr. Epict. diss. III 12, 2: *ἐπὶ σχοινίου περιπατεῖν.* Manetho IV 277: *αἰθροβάται*; V (al. VI) 146: *καλοβάτην σχοίνοισί τ' ἐπ' ἠερόφοιτον*; VI (al. IV) 440: *αἰθροβάτας σχοίνοις τρίβον ἐξανύοντας.* Artemid. I 76: *εἰ δέ τις ὑψηλὸς ὀρχοῖτο.* Die Kunst des Seiltanzens, die *σχοινοβατία*, Hippocr. I 709 K., oder *σχοινοβατική* wird als *ματαιοτεχνία* bezeichnet, Bekk. An. 652, 7; vgl. Cram. Anecd. IV 248, 20.

[75]) Juv. 3, 77. Sid. Ap. carm. 23, 301; bei Arnob. adv. gent. II 38 funiambuli. Corp. Gl. V 515, 3.

[76]) Zuerst Ter. Hec. 4; ebd. 34 (hier als Einschiebsel beanstandet). Scr. hist. Aug. M. Anton. 12, 12. Firm. Mat. VIII 17, 4. Anth. Lat. ed. Riese 112; 281; 286, 95. Augustin. ep. 9, 3 (Migne XXXIII 72); ebd. 120, 5 (Migne a. a. O. 454); vgl. dens. in Psalm. 39, 9 (Migne XXXVI 440): didicit homo magno studio in fune ambulare, et pendens te suspendit. Vgl. Acro zu Hor. sat. I 10, 25 (ebd. Porphyr.) und ep. II 1, 208. Übertragen Tertull. de pudic. 10: funambule pudicitiae et castitatis. Das Wort funerepus bei Apul. Flor. 5 u. 18 ist wohl eigne Erfindung des Apuleius.

[77]) Vopisc. Carin. 19, 2. Firm. Mat. VIII 17, 4 verbindet funambuli, olibatae (verdorben aus calobatae, s. u.) und neurobatae. Hesych. s *κρημνοβάτης.* Vgl. Corp. Gl. VI 475 *νευροβάτης.*

[78]) Anth. Lat. 112 stuppea suppositis tenduntur vincula lignis, | quae fide ascendit docta iuventa gradu. | quae super aërius protendit crura viator | vixque avibus facili tramite currit humo. | brachia distendens gressum per inane gubernat, | ne lapsu gracili planta rudente cadat.

[79]) Ebd. 281: vidi hominem pendere cum via, | cui latior erat planta quam semita.

[80]) Ebd. 286, 95: inter lucificum caelum terrasque iacentes | aëra per medium docta meat arte viator. | semita sed brevis est pedibus nec sufficit ipsis.

[81]) So Arr. Epict. diss. III 12, 2: *ἐπὶ σχοινίου περιπατεῖν.* Luc. rhet. praec. 9. Hor. ep. II 1, 210: ille per extentum funem mihi posse videtur | ire. Sen. de ira II 21, 5: per intentos funes ire.

[82]) Muson. a. a. O. Manetho IV 237: *σχοινοβάτας, καλοβάμονας, ὑψόθεν εἰς γῆν | γειτονίῃ θανάτοιο καταρριπτοῦντας ἑαυτούς, | ὧν ὁ πόρος μόρος ἐστίν, ἐπὴν εἰς σφάλματα νεύσῃ.*

[83]) Plin. ep. IX 26, 3: vides qui per funem in summa nituntur, quantos soleant excitare clamores, cum iam iamque casuri videntur.

[84]) Scr. hist. Aug. M. Anton. 12, 12: funambulis post puerum lapsum culcitas subici iussit, unde hodieque rete praetenditur.

[85]) Quint. II 13, 16: patiatur necesse est illam per funes ingredientium tarditatem. Wenn von currere gesprochen wird, wie Sen. de ira II 12, 4: didicerunt tenuissimis et adversis funibus currere (vgl. Anth. Lat. 112, 4), so ist das wohl nicht wörtlich zu verstehn. Vgl. Manil. Astr. V 636: come per officium vigilantia membra ferentis; ebd. 653: ac tenuis ausus sine limite gressus | certa per extentos ponet vestigia funes, | et caeli meditatus iter vestigia perdet. Prud. hamart. 367: inde per aërium pendens audacia funem | ardua securis scandit proscenia plantis.

[86]) Anth. Lat. 112, 2; es sind die adversi funes bei Sen. a. a. O., vgl. Plin. VIII 6.

[87]) Manetho IV 287 fg. Juv. 14, 266: quique solet rectum descendere funem. Vgl. Joh. Chrysost. homil. in illud „Vidi dominum“ 3, 2 (Migne LVI 114): *καθάπερ γὰρ ἐν τοῖς θεάτροις οἱ τὴν σχοῖνον τὴν κάτωθεν ἄνω τεταμένην ἀναβαίνειν καὶ καταβαίνειν μελετῶντες, ἂν μικρὸν παραβλέπωσι, παρατραπέντες κατενεχθήσονται εἰς τὴν ὀρχήστραν καὶ ἀπολοῦνται*; vgl. dens. ad pop. Antioch. homil. 19, 4 (Migne XLIX 196): *ἕτερος πάλιν ἐπὶ σχοίνου στενωτάτης μετὰ τοσαύτης ἀδείας βαδίζει, μεθ' ὅσης οἱ τὰ ὕπτια πεδία κατατρέχοντες*, wo also auch das Herablaufen besonders angestaunt wird.

[88]) Über den catadromus dressierter Tiere s. u.

[89]) XIX 1, 54: per catadromum descendere.

[90]) Vopisc. Carin. 19, 2: nam et neurobaten, qui velut in ventis cothurnatus ferretur, exhibuit. Auch schwere Lasten trugen sie, Sen. de ira II 12, 4.

[91]) Anth. Lat. 112, 5 ist es sicher nicht der Fall.

[92]) Pitture di Ercolano III 32 fg. Museo Borbonico VII 50—51. Roux u. Barré, Herculanum und Pompeji IV 12—15. Herrmann, Denkm. d. Malerei d. Altert. Taf. 95—100; 103—105. Vgl. Gerhard, Neapels ant. Bildw. 427 n. 10—13. Helbig, Wandgem. d. verschütt. Städte S. 107 n. 442. Baumeister, Denkmäler 585 Fig. 630. Daremberg-Saglio, Dictionn. II 1364 Fig. 3320 fg.

[93]) Der hl. Chrysostomus, der überhaupt öfters von den Seiltänzern spricht, erwähnt auch, daß sich solche auf dem Seil an- und auskleideten und hinlegten, wie wenn sie in ihrem Bett wären, homil. in Hebr. 16, 4 (Migne LXIII 127): *τί γὰρ χαλεπώτερον τοῦ διὰ σχοίνου τεταμένης βαδίζειν καθάπερ ἐπὶ ἰσοπέδου, καὶ ἄνω περιπατοῦντα ὑποδύεσθαι καὶ ἀναδύεσθαι καθάπερ ἐπὶ κλίνης καθήμενον;* Vgl. dazu die Stelle oben Anm. 87 und ferner adv. oppugnat. vitae monast. III 18 (Migne XLVII 380); hom. in Matth. 20, 5 (Migne LVII 292); hom. in Thessal. I 5, 4 (Migne LVII 452). Wenn auf einem pompejanischen Wandbilde bei Roux u. Barré, Musée secret

pl. 20 ein Paar sich zu einer Handlung anschickt, zu der die beiden gespannten Seile eine sehr unpassende Grundlage bilden, so ist das natürlich nur scherzhafte Erfindung des Lupanarienmalers (vgl. Helbig a. a. O. N. 1503).

[94]) Auf einem Graffito Bull. d. Inst. 1873, 36; auf einer Gemme Rhein. Jahrbüch. IX 26 no. 21.

[95]) Spon, Recherch. d'antiqu. XXII p. 407. Vaillant, Numism. imp. Roman. Tab. 18, 12. Eckhel, Doctr. num. II 433. Mionnet, Déscript. II 546 n. 216. Imhoof-Blumer, Kleinasiat. Münzen Taf. 1, 24. v. Sallet, Zeitschr. f. Numism. XV 12 Taf. 1, 7. Besprochen hat sie Bötticher, Kl. Schriften III 335ff.; vgl. auch Daremberg-Saglio II 1370 Fig. 3322.

[96]) Über das Weiterbestehn von Seiltänzerbanden in der byzantinischen Zeit haben wir einen interessanten Bericht bei Nikephoros Gregoras (14. Jahrh.), Histor. Byzant. VIII 21 (p. 350 ed. Bonn). Die dort erwähnte zahlreiche Truppe kam aus Ägypten und hatte, ehe sie nach Byzanz kam, bereits im südlichen und westlichen Asien Vorstellungen gegeben. Sie spannten ihre Seile zwischen hohen Schiffsmasten aus und umwickelten diese mit starken Tauen, die sie als Stützen benutzten, um daran hinaufzuklettern. Auf den Seilen zeigten sie allerhand Kunststücke: einer stellte sich auf die Spitze des Mastes und balancierte auf einem Bein oder stellte sich auf den Kopf; dann machte er plötzlich einen weiten Sprung, ergriff mit der einen Hand das Seil und drehte sich wie ein schnell wirbelndes Rad um dieses herum; oder er erhaschte das Seil mit den Kniekehlen und machte so daran hängend die Welle, wie unsre Trapezkünstler. Dann wieder stellte er sich auf das Seil und schoß nach einem entfernten Ziele Pfeile vom Bogen mit größter Sicherheit. Schließlich trug er mit verbundenen Augen einen Knaben von einem Mast zum andern. Freilich war diese ursprünglich aus 40 Köpfen bestehende Gesellschaft in Byzanz durch tödliche Ausgänge schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen.

[97]) So Manetho V (al. VI) 146; *καλοβάμονες* ebd. IV 287. Vgl. Muson. b. Stob. Flor. XXIX 75: *οἱ ἐπὶ κάλων μετέωροι βαδίζοντες*. Luc. rhet. praec. 2: *οἱ ἐπὶ τῶν κάλων βαίνοντες*; *καλοβατεῖν* bei Artemid. I 76. Corp. Gl. II 74, 18; 337, 39. Das gleiche Wort steckt jedenfalls in der Verderbnis bei Firm. Mat. VIII 17, 4 (s. o. Anm. 77).

[98]) Hesych. s. *καδαλίων*; colobathrarii Non. 115, 18.

[99]) S. oben Anm. 97. Stob. und Luc. a. a. O.

[100]) Artemid. III 15.

[101]) Varro L.L. VII 69: grallator a gradu magno dictus. Non. 115, 18: gralatores sunt colobathrarii, gralae enim sunt fustes, quis innituntur.

[102]) Zuerst nachweisbar bei Plaut. Poen. 530: vinceretis cervum cursu vel gralatorem gradu. Varro a. a. O. und bei Non. a. a. O.: ut, grala-

tores qui gradiantur, perticae sunt ligneae sine ῥυθμῷ et ab homine eo, qui in is stat, agitantur. Festus 97, 12. Arnob. II 38 stellt cursores, pugiles, quadrigarii, desultores, grallatores, funambuli und praestigiatores zusammen.

[103]) Plaut. a. a. O. Festus 97, 12: grallatores appellabantur pantomimi, qui, ut in saltatione imitarentur Aegipanas, adiectis perticis furculas habentibus atque in his superstantes gradiebantur, utique propter difficultatem consistendi.

[104]) Artemid. I 76.

[105]) Das Wort kommt lat. tichobates vor, Vopisc. Carin. 19, 1: (exhibuit) et tichobaten, qui per parietem urso eluso cucurrit; es war also diese Vorführung damit verbunden, daß der Tichobat auf diese Art einem Bären, den er erst gereizt hatte, entging.

[106]) Die Kunst scheint ein Diebskniff gewesen zu sein. Von einem gewissen Eurybatos, der wegen Diebstahl gefangen war, erzählte man, die Wächter hätten ihn aufgefordert, einmal seine Kunstfertigkeit zu zeigen; erst habe er sich geweigert, dann aber seine Werkzeuge, nämlich Schwämme und Steigeisen (*ἐγκεντρίδες*), genommen und sei auf der Mauer in die Höhe geklettert, oben angelangt aber nicht mehr zurückgekommen, sondern auf der andern Seite heruntergeklettert. Als die Wächter um das Haus herumgelaufen kamen, war er über alle Berge. So Gregor. Corinth. zu Hermog. VII 1277 Walz. Suid. s. *Εὐρύβατος*. Aristaen. epist. I 20. Was dabei die Schwämme zu tun hatten, bleibt freilich ganz unklar; vielleicht war es eine klebende Handbedeckung, vermittelst deren sich der Mauerläufer an die Wand anklammerte.

[107]) Vgl. in Hase's Palaeologus S. 53 den Aufsatz „Über Dressurpferde und Kunstreiterei bei den Alten".

[108]) Das homerische Gleichnis Il. XV 679 ff. ist wohl am besten auf einen Kunstreiter zu deuten: *ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ ἵπποισι κελητίζειν εὖ εἰδώς, | ὅς τ' ἐπεὶ ἐκ πολέων πίσυρας συναείρεται ἵππους, | σεύας ἐκ πεδίοιο μέγα προτὶ ἄστυ δίηται | λαοφόρον καθ' ὁδόν· πολέες τέ ἑ θηήσαντο | ἀνέρες ἠδὲ γυναῖκες· ὁ δ' ἔμπεδον ἀσφαλὲς αἰεὶ | θρώσκων ἄλλοτ' ἐπ' ἄλλον ἀμείβεται, οἳ δὲ πέτονται.* Das Bedenken von Finsler, Homer² I 102, ein Kunstreiter könne nicht gemeint sein, denn der würde sich doch nicht auf der Landstraße produzieren, ist sicher nicht gerechtfertigt; zu einer Zeit, wo es schwerlich schon feste Stadien oder Hippodrome gab, war gerade die offne Landstraße für solche Produktionen sehr geeignet. Auch die ausdrückliche Erwähnung der zuschauenden Männer und Frauen spricht dafür, während es für einen „Gutsherrn oder Verwalter", an den Finsler denkt, doch höchst seltsam wäre, wenn er auf dem Wege zur Stadt bald auf dies bald auf jenes seiner vier Pferde herübersprränge.

[109]) Vgl. zu der zitierten Stelle Eustath. p. 1087, 56 über das *διὰ δύο ἵππων κελητίζειν*.

[110]) Liv. XXIII 29, 5. Prop. V (IV) 2, 35: traicit alterno qui leve pondus equo. Hygin. Fab. 80: unus duos equos habet, pileum in capite, de equo in equum transilit. Festus 334 b, 28. Manil. Astr. V 85: nec non alterno desultor sidere dorso | quadrupedum, et stabilis poterit defigere plantas, | perque volabit equos, ludens per terga volantum. Vgl. Isid. XVIII 39. Corp. Gl. V 496, 39; 567, 13; equi desultorii Cassiod. Var. III 51. Auch in der Metapher beliebt, wie Ov. am. I 3, 15: non sum desultor amoris; und so spricht Apul. met. I 1 von desultoria scientia, vgl. Cic. in Mur. 27, 57. Vgl. Saglio bei Daremberg-Saglio II 111 ff. Friedländer bei Marquardt, Röm. Staatsverwaltung III 504. Pollack bei Pauly-Wissowa V 255 ff.

[111]) Corp. Gl. II 46, 19. Hesych. s. *ζευγηλάτης*.

[112]) Corp. Gl. IV 332, 40.

[113]) X 467: milite non illo quisquam felicius acri | insultarat equo, vel si resupina citato | proiectus dorso ferretur membra, vel idem | si nudo staret tergo, dum rapta volucris | transigeret cursu sonipes certamina campi.

[114]) VIII 6, 3: qui saltu quadrigas transeat aut [qui in] dorso stans equorum mirifica se moderatione sustentet atque adprime vectus equo militares armaturas exerceat. Auf ähnliches geht Manil. V 88: aut solo vectatus equo nunc arma movebit, und ebd. 632: hic glomerabit equo gyros dorsoque superbus | ardua bella geret vector cum milite mixtus.

[115]) Quint. X 7, 11: quo constant miracula illa in scenis pilariorum ac ventilatorum, ut ea quae emiserint ultro venire in manus credas et qua iubentur decurrere. Die Bezeichnung ventilator kommt (übertragen) auch bei Prudent. *περὶ στεφάν.* X 78 vor. Vgl. Firm. Mat. VIII 8: pilis ludentes.

[116]) Vgl. Lafaye bei Daremberg-Saglio IV 478.

[117]) CIL VI 8997; XII 4501, mit Abbildung von Bällen.

[118]) 1. Gerhard, Auserl. Vasenb. Taf. 297/8. Lamer, Griechische Kultur im Bilde[2] Fig. 93. 2. Roulez, Vases de Leyde pl. 20. Daremberg-Saglio IV 473 Fig. 5663. 3. Ann. d. Inst. 1841 tav. J. Baumeister, Denkmäler 249 Fig. 229. 4. Panofka, Bild. antik. Lebens Taf. 10, 1. Baumeister a. a. O. Fig. 231. 5. Heydemann, Griech. Vasenbild. Taf. 9, 3.

[119]) S. oben Anm. 47.

[120]) Maffei, Mus. Veron. Tav. I11, 1. Gori, Thes. vet. diptych. II Tab. 13. Rich, Wörterb. d. röm. Altertümer 471. Die Inschrift preist den Dargestellten als pilarius omnium eminentissimus, CIL V 8120, 2; vgl. W. Meyer, Abh. d bayer. Akad., Philos. Kl. XV (1881) 67 n. 16.

[121]) Labus, Mus. di Mantova II tav. 24. Daremberg-Saglio IV 479 Fig. 5668; das Relief befindet sich an der einen Nebenseite eines Grabcippus; auf der andern wirft ein Mann mit dem linken Hacken

einen Ball (oder Kugel) in die Höhe, ein zweiter liegt links am Boden, einen dritten hat er in der gesenkten rechten, einen vierten in der erhobenen linken Hand, ein fünfter liegt auf seinem Kopf, und zwei schweben über ihm in der Luft. Die Zahl sieben scheint also die übliche gewesen zu sein. Vgl. Dütschke, Ant. Bildw. in Oberitalien IV 389 n. 889.

[122]) Astr. V 165: ille pilam celeri fugientem reddere planta | et pedibus pensare manus et ludere folle | mobilibusque citos ictus glomerare lacertis; | ille potens, turba perfundere membra pilarum, | per totumque vagas corpus disponere palmas, | ut teneat tantos orbes sibique ipse reludat | et velut edoctos iubeat volitare per ipsum.

[123]) Das Theater erwähnt Quintil. a. a. O., die Thermen die in der folgenden Anm. erwähnte Inschrift.

[124]) Ein pilicrepus (s. über die Bedeutung Blümner, Röm. Privataltertümer 440 Anm. 9) rühmt sich in der Inschrift CIL VI 9797 (vgl. Mommsen, Ephem. epigr. I 55. Carm. Lat. epigraphica coll. ed. Bücheler I 27 n. 29): Ursus togatus vitrea qui primus pila | lusi decenter cum meis lusoribus | laudante populo maximis clamoribus | thermis Traiani, thermis Agrippae et Titi, | multum et Neronis, si tamen mihi creditis, | ego sum; und weiter unten Z. 14: qui vicit omnes antecessores suos | sensu, decore adque arte suptilissima. Die gleiche Kunst erwähnt in byzantinischer Zeit Niceph. Gregor. VIII 10 p. 350 Bonn.

[125]) Conv. 2, 8: *ἐκ τούτου δὴ ηὔλει μὲν αὐτῇ ἡ ἑτέρα, παρεστηκὼς δέ τις τῇ ὀρχηστρίδι ἀνεδίδου τοὺς τροχοὺς μέχρι δώδεκα. ἡ δὲ λαμβάνουσα ἅμα τε ὠρχεῖτο καὶ ἀνερρίπτει δονουμένους συντεκμαιρομένη, ὅλον ἔδει ῥιπτεῖν ὕψος, ὡς ἐν ῥυθμῷ δέχεσθαι αὐτούς.*

[126]) IX 38: Summa licet velox, Agathine, periculo ludas, | non tamen efficies, ut tibi parma cadat. | nolentem sequitur, tenuesque reversa per auras | vel pede vel tergo, crine vel ungue sedet. | Lubrica Corycia quamvis sint pulpita nimbo | et rapiant celeres vela negata Noti, | securos pueri neglecta perambulat artus, et nocet artificis ventus et unda nihil. Es ist ein Irrtum, wenn Göll, Kulturbilder I 137 ein Spiel mit mehreren Schilden annimmt, es ist nur von einem die Rede; auch die Beziehung der unda auf Regen ist falsch, wie der Zusammenhang zeigt. Bei Regen fanden solche Aufführungen überhaupt nicht statt.

[127]) Alciphr. ep. III 72: *τῇ Ἰωνικῇ παιδίσκῃ, τῇ τὰς σφαίρας ἀναρριπτούσῃ καὶ τὰς λαμπάδας περιδινούσῃ.*

[128]) Dies Schauspiel sah der hl. Chrysostomus in Antiochia, s. ad pop. Antioch. hom. 19, 4 (Migne XLIX 195): *οἱ δὲ μαχαίρας ἐναλλὰξ εἰς τὸν ἀέρα ἀκοντίζοντες καὶ πάσας ἀπὸ τῆς λαβῆς δεχόμενοι πάλιν.*

[129]) Philostr. V. Apoll. II 28: *καὶ τὸν υἱὸν τὸν ἑαυτοῦ σκιαγραφῆσαι βέλεσιν ἀνεστῶτα πρὸς σανίδα σπουδάζουσιν ἐν τοῖς πότοις.* Was die ebd.

angeführten Kunststücke des *διὰ σφενδόνης τοξεῦσαι* und des *ἐς τρίχα ἰέναι* bedeuten, weiß ich nicht zu sagen.

[130]) Max. Tyr. diss. 35, 4: *ἦλθεν εἰς Βαβυλῶνα ἀνὴρ Ἴων παρὰ τὸν μέγαν βασιλέα, τέχνην τινὰ ἐπιδεικνύμενος διαφέρουσαν εὐμηχανίᾳ· μάζας στέατι ποιούμενος μικρὰς στρογγύλας, κατὰ βελόνης ὀρθίου ἀφιείς, τῆς βελόνης ἄκρας ἐτύγχανε.*

[131]) Cap. 7, 3: *καὶ μὴν τό γε ἐπὶ τοῦ τροχοῦ ἅμα περιδινουμένου γράφειν τε καὶ ἀναγιγνώσκειν θαῦμα μὲν ἴσως τί ἐστιν, ἡδονὴν δὲ οὐδὲ ταῦτα δύναμαι γνῶναι τίν' ἂν παράσχοι.*

[132]) I 76. Auch was Plato Euthyd. 294 E mit *ἐπὶ τροχοῦ δινεῖσθαι* meint, ist schwer zu erraten. Galen. Protr. 9 (I 20 K.) führt neben *πεταυρίζειν* als Kunststück an *ἐν κύκλῳ περιδινεῖσθαι μὴ σκοτούμενον.*

[133]) Stob. Flor. LXXXII 4. Artemid. On. III 55. S. Empir. Pyrrh. hypot. II 250 p. 116, 29; adv. math. II 39 p. 682, 24. Poll. VII 20; so ist wohl auch Ath. IV 129 D anstatt *σκληροπαῖκται* oder *σκιροπαῖκται* zu lesen. Manetho IV 448 sagt *ψηφάων παίκτας.* Das Verbum *ψηφοπαικτεῖν* bedeutet auch übertragen s. v. a. eskamotieren; so sagte Lysias nach Poll. a. a. O.: *ψηφοπαικτοῦσι τὸ δίκαιον*; und der Philosoph Arkesilaos verglich daher nach Stob. a. a. O. die Dialektiker mit den *ψηφοπαῖκται, οἵτινες χαριέντως παραλογίζονται.* Vgl. im allgemeinen Bötticher, Kl. Schriften III 359. Der Artikel Praestigiator von Lafaye bei Daremberg-Saglio IV 628 behandelt auch andere *θαυματοποιοί* mit.

[134]) Ath. I 19 B; *κλέπτειν* bedeutet verschwinden lassen, vgl. Artem. a. a. O., der *ψηφοπαικτεῖν* erklärt *διὰ τὸ πολλὰς ψήφους κλέπτειν καὶ ταύτας ἄλλοτε ἄλλως δεικνύειν.* S. noch Rhet. Gr. ed. Walz VI 43: *ματαιοτεχνία δέ ἐστιν ἡ τῶν θαυματοποιῶν ἤτοι ψηφοπαικτῶν, τοὺς μετιόντας ὠφελοῦσα, βλάπτει δὲ τὸν βίον τοὺς θεατὰς τῶν πρακτέων ἀποπλανῶσα.*

[135]) Suid.: *ψηφολόγοι εἰσὶν οἱ ψηφοπαῖκται. ψηφολογικοὶ γοῦν οἱ πλανῶντες καὶ ἀπατῶντες, ὥσπερ οἱ ψηφολόγοι τοὺς ὀφθαλμοὺς τῷ τάχει τῆς μεταθέσεως τῶν ψήφων ἀπατῶντες συναρπάζουσι* (vgl. Anecd. Gr. Cramer. II 486, 11). Doch war dieser Ausdruck vielleicht nur eine scherzhafte Benennung.

[136]) Bei Plaut. Aul. 630; Poen. 1120 übertragen, etwa wie wir „Hexenmeister" sagen; ebenso Amph. 782; Truc. 134 praestigiatrix. S. ferner Varro L. L. V 94. Sen. ep. 45, 8. Fronto de orat. p. 156 Naber. Firm. Mat. VIII 8, 1; 20, 2. Mart. Cap. V 514. Corp. Gl. VII 123.

[137]) Isid. or. VIII 9, 33 etymologisiert: quod praestringat aciem oculorum.

[138]) Alciphr. ep. III 20 nennt sie *παροψίδες.* Sen. ep. 45, 2 bezeichnet als Handwerkszeug der Taschenspieler acetabula et calculi (vgl. dazu Hultsch bei Pauly-Wissowa I 155). Im Mittelalter heißen die Gaukler neben circulator auch cauculator (vgl. Corp. Gl. III 198, 63: cauculator

psiphopectis, was wohl aus psephopaiktes verdorben ist), was man vom griech. *καύκη* oder *καυκίον*, Schüsselchen, herleitet, doch ist die Ableitung unsres Wortes Gaukler von diesem cauculator ebenso bestritten, wie die von ioculator (woher franz. jongleur, ital. giocolatore, engl. juggler herkommen), da gaukeln altgermanisches Sprachgut zu sein scheint. Von praestigiator ist franz. prestigiateur, ital. prestigiatore geblieben; die Umwandlung zu prestidigitatore ist Mißverständnis oder Scherz.

[139]) Der Wortlaut ist hier zweifellos verdorben; die Hss. haben *ταῦτα* (sc. *λιθίδια*) *ποτὲ μὲν κατὰ μίαν ἔσκεπε παροψίδα.* Meineke vermutete dafür *ταύτας* (sc. *ψήφους*) *ποτὲ μὲν κατὰ μίαν ἔσκεπε παροψίδι.*

[140]) Der Beschreibung entspricht ganz das *ψήφους κλέπτειν καὶ ταύτας ἄλλοτε ἄλλως δεικνύειν* bei Artemid. a. a. O. Zu vergleichen ist auch Fronto a. a. O.; alter autem oleas suas in altum iaciat, ore aperto excipiat, ut calculos praestigiator, primoribus labris ostentet. Offenbar war es Hauptkunststück, daß der *ψηφοπαίκτης* den Schein erweckte, als zöge er die Steinchen aus seinem Munde heraus.

[141]) Ath. I p. 19 B.

[142]) Ath. IV p. 129 D.

[143]) Diod. exc. XXXIV 2. Florus II 7 (19), 4f. gibt Schwefel und Feuer als Inhalt der Nuß an.

[144]) Hieron. apol. III adv. Rufin. 31 (Migne XXIII 502). Vgl. Beckmann, Beitr. z. Gesch. d. Erfind. IV 64f.

[145]) Ath. I 20 A: *Διοπείθης δὲ ὁ Λοκρός, ὥς φησι Φανόδημος, παραγενόμενος εἰς Θήβας καὶ ὑποζωννύμενος οἴνου κύστεις μεστὰς καὶ γάλακτος καὶ ταύτας ἀποθλίβων ἀνιμᾶν ἔλεγεν ἐκ τοῦ στόματος. τοιαῦτα ποιῶν ηὐδόκει καὶ Νοήμων ὁ ἠθολόγος.*

[146]) Joh. Chrysost. de S. Babyla 8 (Migne XLIX 548): *οἱ μὲν γὰρ ἥλους ὀξεῖς καὶ ἠκονημένους ἔφαγον, οἱ δὲ ὑποδήματα διεμασήσαντο καὶ κατέπιον.*

[147]) Plut. Lycurg. 19; apophth. regum p. 191 E; apophth. Lacon. p. 216 D; das Verschlucken der Schwerter wird da *καταπίνειν* genannt.

[148]) Met. I 4.

[149]) Vgl. den Artikel Bestiae von Cougny und Saglio bei Daremberg-Saglio I 689 ff.

[150]) Or. 15, 213: *καθ' ἕκαστον τὸν ἐνιαυτὸν θεωροῦντες ἐν τοῖς θαύμασι τοὺς μὲν λέοντας πρᾳότερον διακειμένους πρὸς τοὺς θεραπεύοντας ἢ τῶν ἀνθρώπων ἔνιοι πρὸς τοὺς εὖ ποιοῦντας, τὰς δ' ἄρκτους καλινδουμένας καὶ παλαιούσας καὶ μιμουμένας τὰς ἡμετέρας ἐπιστήμας.* Diese Tierbändiger mochten also auf ihrer Wanderung einmal im Jahre Athen besuchen, vermutlich anläßlich irgend eines Festes.

[151]) Vgl. die Grabgedichte auf Kybelepriester (Galli) Anth. Pal. VI 217 ff. Augustin. de civ. Dei VII 24.

[152]) Vgl. Friedländer, Darstell. aus d. Sittengesch.[5] II 353 f.; 360 ff.

O. Jahn, Abhandl. d. K. bayer. Akad., Philos. Kl. VIII (1856) S. 262 Anm. 77.

[153]) Manil. IV 234: quadrupedum omne genus positis domare magistris, | exorare tigris rabiemque auferre leoni, | cumque elephante loqui, tantamque aptare loquendo | artibus humanis varia ad spectacula molem. V 702: ille manu vastos poterit frenare leones | et palpare lupos, pantheris ludere captis, | nec fugiet validas cognati sideris ursas, | inque artes hominum perversaque munera ducet, | ille elephanta premet dorso stimulisque monebit, | turpiter in tanto sedentem pondere punctis; | ille tigrim rabie solvet pacique domabit, | quaeque alia infestent silvis animalia terras, | iunget amicitia secum. Firm. Mat. VIII 17, 6 nennt sie mansuetarii ferarum, id est qui ursos vel tauros vel leones deposita feritate humanis conversationibus socient.

[154]) Bruta ratione uti p. 992 A; vgl. de soll. anim. p. 963 C.

[155]) Man vgl. besonders Plin. VIII 1ff. Ael. nat. an. II 11.

[156]) Suet. Galba 6.

[157]) Dio Cass. LXI 17, 2: *ὅτι δὴ καὶ ἐλέφας ἀνήχθη ἐς τὴν ἀνωτάτω τοῦ θεάτρου ἀψῖδα, καὶ ἐκεῖθεν ἐπὶ σχοινίων κατέδραμεν ἀναβάτην φέρων.*

[158]) Sen. ep. 85, 41: elephantem minimus Aethiops iubet subsidere in genua et ambulare per funem.

[159]) Suet. Nero 11: notissimus eques R. elephanto supersidens per catadromum decucurrit.

[160]) Das war das gewöhnliche, vgl. Plin. VIII 6: mirum et adversis quidem funibus subire, sed maxime (so Mayhoff, Codd. nur sed) regredi, utique pronis. In der Inschrift CIL VI 10157 wird ein catadromarius gerühmt, der 226 mal in Glauce catadromum decurrit. Man nimmt an, daß es sich hier um eine Stute handle; doch dürfte für Pferde das Seillaufen kaum denkbar sein. Vielleicht hieß dies abgerichtete Elephantenweibchen Glauke.

[161]) S. Belegstellen bei Daremberg-Saglio I 694 und vgl. die Schilderung von ägyptischen Affenkomödien bei Luc. Pisc. 36 und Apol. 5.

[162]) Petron. 47, 9 sagt der Erzähler, als beim Mahle drei weiße, mit Halftern und Glöckchen geschmückte Schweine hereingebracht werden: ego putabam petauristarios intrasse et porcos, sicut in circulis mos est, portenta aliqua facturos; circuli sind Kreise von Personen, die auf Straßen und Plätzen beisammenstehn und vor denen solche Schaustellungen stattfanden, vgl. Friedländer z. d. St. und Darstellungen[5] I 374.

[163]) Digg. XLVII 11, 11: circulatores, qui serpentes circumferunt et proponunt. Ael. n. an. IX 62: *φαρμακοτρίβης ἀνὴρ καὶ τῶν τοὺς ὄφεις ἐς τὰ θαύματα τρεφόντων.*

[164]) Sil. It. I 411: nec non serpentem diro exarmare veneno doctus Athyr. Ebd. III 300: Marmaridae . . . ad quorum cantus serpens oblita veneni.

[165]) Vgl. Strab. XVII p. 814. Ael. n. an. I 57; Agatharch. ebd. XVI 27. Lucan. IX 891 u. 923. Plin. VII 14; XXVIII 30. Gell. XVI 11, 3 und sonst noch an zahlreichen Stellen.

[166]) Verg. Aen. VII 753: vipereo generi et graviter spirantibus hydris | spargere qui somnos cantuque manuque solebat. Sil. It. VIII 495: Marsica pubes | et bellare manu et chelydris cantare soporem (norat). Gell. XVI 11, 2: vi quadam genitali datum, ut serpentium virulentorum domitores sint. Vgl. Plin. VII 15; XXI 78; XXV 11; XXVIII 30.

[167]) Darauf gehn die Marsae voces, Hor. epod. 5, 76, oder Marsa nenia, ebd. 17, 29. Ov. a. a. II 102, oder cantus, Plin. XXVIII 19 und oben Anm. 166. Dagegen meint Cels. V 27, 3, daß die circulatores die Schlangen per quaedam medicamenta zähmen.

[168]) Vgl. Daremberg-Saglio I 693 Fig. 830. O. Jahn, Archäol. Beiträge 434 f. O. Keller, Tiere des klass. Altert. 1 ff.; doch sind die Affen der berühmten Arkesilasvase wohl nicht, wie letzterer S. 322 Anm. 23 meint, gezähmte, sondern dienen als Staffage der nordafrikanisch gedachten Szenerie.

[169]) Mus. Borb. I 20. Zahn, Die schönst. Gemälde a. Pompeji II 50. Panofka, Bild. antik. Lebens Taf. I 6. Daremberg-Saglio a. a. O. Fig. 831. Musizierende Affen kommen öfters vor: mit der Querflöte auf der Stroganoffschen Silberschale Arch. Zeitg. I, 1843, Taf. 10; mit der Syrinx auf einem Glasgefäß aus Köln, Rhein. Jahrb. XLI Taf. 3; leierspielend eine Tonfigur bei Stackelberg, Gräber der Hellenen Taf. 70, 5.

[170]) Jahn a. a. O. Taf. I 1. Daremberg-Saglio 692 Fig. 826.

[171]) Walter, Hist. of anc. pottery II Taf. 65, 2; ders., Catal. of the Greek and Rom. lamps in the Brit. Mus. (Lond. 1914) S. 103 N. 679 Taf. 16; vgl. A Guide to the exhib. illustr. Greek and Roman life (Lond. 1908) 198 Fig. 207.

[172]) Auf einem im Besitz von Hrn. H. Wallmann in Lugano befindlichen Exemplar mit entsprechender Darstellung ist dies kletternde Tier laut Angabe des Besitzers vielmehr ein Hund; auch kommen da hinter dem Mann noch Kopf und Vorderbeine eines zweiten Hundes zum Vorschein, und hinter dem Affen eine Ziege.

[173]) Vgl. über die Marionetten der Alten, abgesehn von älterer Literatur, Ruhnken zu Tim. Lex. Plat. p. 140. Heindorf zu Hor. Sat. II 7, 82. Becker-Göll, Charikles I 282. Lafaye bei Daremberg-Saglio IV 76. Das dort zitierte Werk von Magnin, Histoire des Marionettes en Europe, 2. éd., wo das Altertum S. 7—50 behandelt wird, ist mir unzugänglich und kann nach der Angabe von Lafaye nur mit Vorsicht benutzt werden. Nichts mit Marionetten zu tun hat das von Heron von Alexandrien in einer noch erhaltenen Schrift genau beschriebene Automatentheater (s. die Ausgabe von W. Schmidt, Leipzig 1899); vgl. dazu Prou, Les théâtres d'automates en Grèce au IIe siècle avant l'ère chré-

tienne, in den Mém. de l'Acad. des inscr. IX (1884) 117 ff. Weitere Literatur bei Lafaye a. a. O. Anm. 2. Daß die Marionetten zu den θαύματα gerechnet wurden, zeigt Tim. Lex. Plat. s. θαύματα, Et. magn. 454, 17. Phot. p. 94, 11 (wo an beiden Stellen θαύματα st. θραύματα zu lesen ist).

[174]) Wenn Herod. II 48 von ägyptischen ἀγάλματα νευρόσπαστα spricht, τὰ περιφορέουσι κατὰ κώμας γυναῖκες, νεῦον τὸ αἰδοῖον (darauf geht Ps. Luc. dea Syr. 16 zurück), so handelt es sich da offenbar nicht um Marionetten, sondern um eine Art Hampelmänner, nur daß in diesen bei phallischem Kult herumgetragenen Figuren nicht Arme und Beine durch Ziehen bewegt wurden, sondern der übertrieben groß gebildete Phallus. Wahrscheinlich nannte man auch die als Kinderspielzeug vielfach auf uns gekommenen Gliederpuppen νευρόσπαστα. Dagegen meint Galen. III 48 K. mit den πρὸς τῶν μηρίνθων εἴδωλα κινούμενα sicherlich Marionetten.

[175]) Ein einziges Mal kommt das griechische Wort vor, bei Gell. XIV 1, 23, übertragen auf Menschen, die ludicra et ridenda quaedam neurospasta heißen (vgl. unten).

[176]) Cap. 4, 55: οὗτοι γὰρ τὰ ἐμὰ νευρόσπαστα θεώμενοι τρέφουσί με.

[177]) Hor. Sat. II 7, 82: duceris ut nervis alienis mobile lignum. Apul. de mundo 27; vgl. M. Anton. comm. VII 3: σιγιλλάρια νευροσπαστούμενα.

[178]) Ps. Aristot. de mundo 6 p. 398 b, 16: ὁμοίως δὲ καὶ οἱ νευροσπάσται μίαν μήρινθον ἐπισπασάμενοι ποιοῦσι καὶ αὐχένα κινεῖσθαι καὶ χεῖρα τοῦ ζῴου καὶ ὦμον καὶ ὀφθαλμόν, ἔστι δὲ ὅτε πάντα τὰ μέρη, μετά τινος εὐρυθμίας. Darnach, aber etwas anders, Apul. a. a. O.: etiam illi, qui in ligneolis hominum figuris gestus movent, quando filum membris, quod agitari volent, traxerint, torquebitur cervix, nutabit caput, oculi vibrabunt, manus ad [omne] ministerium praesto erunt nec invenuste totus videbitur vivere. Darnach hatte also jedes Glied seinen besondern Faden, doch gingen diese alle jedenfalls in eine einzige Hauptleitung zusammen.

[179]) Plat. resp. VII p. 514 B geht schwerlich auf die Szenerie der Marionetten, wie Lafaye meint, sondern überhaupt auf θαύματα, die auf offner Straße vorgeführt wurden.

[180]) Diod. exc. XXXIV 34.

[181]) Ath. I 19 E.

[182]) Plat. Legg. I 644 E: τόδε δὲ ἴσμεν, ὅτι ταῦτα τὰ πάθη ἐν ἡμῖν οἷον νεῦρα ἢ μήρινθοί τινες ἐνοῦσαι σπῶσί τε ἡμᾶς κτλ. Ps. Arist. a. a. O.

[183]) Pers. 5, 129; besonders häufig spricht M. Antonin. in seinen Selbstbekenntnissen von diesem νευροσπαστεῖσθαι, s. II 2; III 16; VI 16; VII 3; ebd. 29; X 38; XII 19.

[184]) Clem. Alex. Strom. II 311 p. 434 P.; IV 11, 79 p. 598. Tertull. de anima 6; adv. Valent. 28. Synesius de provid. 9 (Migne LXVI 1228). Euseb. Praep. evang. VI 6, 20.

[155]) Im 1. Band der Ausgabe von Schmidt, wo p. 342 die Verfertiger und Vorführer von solchen zu den *θαυματουργοί* gezählt werden.

[156]) Vgl. Becker-Göll, Charikles I 157; Gallus II 148; III 374. Hermann-Blümner, Griech. Privataltert. 502. Marquardt-Mau, Privatleb. d. Römer 152. Blümner, Röm. Privataltert. 412.

[157]) Es ist bezeichnend, daß im Gastmahl des Xenophon der seine Kunststücke zeigende Syrakusaner 2, 1 mit *ἔρχεταί τις . . . Συρακόσιος ἄνθρωπος* eingeführt wird, also als ein bis dahin den Gästen Fremder, der Spaßmacher Philippos aber 1, 11 als *Φίλιππος ὁ γελωτοποιός*, also als ein Wohlbekannter. Auch bei Hor. Sat. I 5, 51 ff. sind die beiden scurrae Sarmentus und Messius Cicirrus, über deren unglaublich alberne Späße Maecen und seine Begleiter sich amüsieren, ersichtlich lokale Berühmtheiten von Caudium. Diese berufsmäßigen Spaßmacher lassen sich am ehesten mit den heutigen Clowns im Zirkus vergleichen, zumal sie gleich diesen sich schon äußerlich in lächerlicher Weise herrichteten, indem sie sich den ganzen Kopf kahl schoren, Artem. I 22; in Terrakotten kommt ihr Typus nicht selten vor.

[158]) Plut. apophth. regum p. 191 B; apophth. Lacon. p. 212 F; dagegen ebd. 231 C von Pleistarchos berichtet, der gesagt habe, er höre die Nachtigall selbst lieber.

[159]) Cap. 68, 3.

[160]) Plut. Qu. conv. V 1, 2 p. 674 B: *ὁ δὲ μιμούμενος ἀλεκτορίδα βοῶσαν καὶ κορώνην εὐφραίνει.*

[161]) Das Sprichwort *εὖ μέν, ἀλλ' οὐδὲν πρὸς τὴν Παρμένοντος ὗν*, oder *τί οὖν αὕτη πρὸς τὴν Παρμένοντος σῦν* (App. prov. II 87) wurde darauf zurückgeführt, daß ein gewißer Parmenon wegen Nachahmung des Schweinegrunzens berühmt war; andere hätten ihm darin Konkurrenz gemacht, da aber das Publikum den Parmenon als unübertrefflich erklärte, habe einer ein Ferkel unter seiner Achsel quietschen lassen, und da das Publikum auch da rief: „Was ist das gegen das Schwein des Parmeno!" habe er es unter die Menge geworfen, um zu zeigen, daß sie *πρὸς δόξαν οὐ πρὸς ἀλήθειαν* urteile (vgl. Plut. de aud. poet. 3 p. 18 C). Diese Geschichte erzählt Phaedrus V 5 unter dem Titel Scurra et rusticus von einem Bauer, der den Berufsspaßmacher auf diese Weise verhöhnt. Bei ihm hat ein Vornehmer eine Wettproduktion im Vorbringen von neuen Späßen arrangiert, die Szene spielt sich im Theater ab, und der Imitator ist ein scurra, notus urbano sole.

[162]) Epigr. 76 (Schenkl 72. Peiper 5).

[163]) Plut. de aud. poet. a. a. O. Über das Kopieren von Anwälten, Barbieren, Marktschreiern, Kutschern und andern Typen vgl. Friedländer zu Petron S. 323; andere Beispiele s. Ath. I 19 F.

[164]) Luc. Lexiph. 20.

[195]) Arist. Vesp. 1019: *μιμησάμενος τὴν Εὐρυκλέους μαντείαν καὶ διάνοιαν, | εἰς ἀλλοτρίας γαστέρας ἐνδὺς κωμῳδικὰ πολλὰ χέασθαι.*

[196]) Schol. Arist. a. a. O.: *ἐγγαστρῖται δὲ καὶ Εὐρυκλεῖδαι ἐκαλοῦντο ἐντεῦθεν πάντες οἱ μαντευόμενοι.*

[197]) Ath. I p. 19 E. Vgl. Curtius, Gr. Gesch.[5] III 57.

[198]) Artemid. I 1a: *τοῦτο δὲ καὶ σφόδρα διαβεβλημένων τῶν ἐν ἀγορᾷ μάντεων, οὓς δὴ προΐκτας καὶ γόητας καὶ βωμολόχους ἀποκαλοῦσιν οἱ σεμνοπροσωποῦντες καὶ τὰς ὀφρῦς ἀνεσπακότες.* Das Herumziehen der Wahrsager und ihre guten Einnahmen werden auch ebd. III 21 erwähnt.

[199]) Das zeigen zahlreiche Stellen der Septuaginta, vgl. 3 Mos. 19, 31 (verbunden mit *ἐπαοιδοί*, ebenso ebd. 20, 6); 5 Mos. 18, 11 (verbunden mit *τερατοσκόποι*); 1 Sam. 28, 3 (mit *γνῶσται*); ebd. 7 ff. (die Hexe von Endor); Jes. 8, 19 u. 19, 3.

[200]) Dio Chrys. or. XVIII p. 132 M. erwähnt unter den Besuchern der Isthmien neben den *θαυματοποιοί* auch die *τερατοσκόποι τέρατα κρίνοντες.*

[201]) Vgl. Baumstark bei Pauly-Wissowa III 2059 fg.

[202]) De agri cult. 5, 4.

[203]) Val. Max. I 3, 3.

[204]) Vgl. z. B. Juv. 6, 553; 10, 94. Luc. dial. mort. 11, 1; Hermotim. 6. Gell. III 10, 9. Tertull. de praescr. 33 und de idol. 9 verbindet circulatores und astrologi.

[205]) Ein Beispiel gibt Philostr. V. Apoll. VI 41.

[206]) Met. II 12 fg.

[207]) Philops. 11 fg.

[208]) Apolog. 7. Über die Charlatanerie der Ärzte vgl. Friedländer, Darstellungen[5] I 309.

[209]) Vgl. Schömann, Griech. Altert.[2] II 358. O. Jahn, Columbar. d. Villa Pamphili (Abh. d. bayer. Akad. 1856) S. 254. Saglio bei Daremberg-Saglio I 169. Stengel bei Pauly-Wissowa I 915.

[210]) So werden *ἀγύρται* und *μάντεις* verbunden Plat. resp. II p. 364 B. Plut. apophth. Lac. p. 226 D; ders. Marius 42; *μητραγύρται* und *τερατοσκόποι* bei Orig. contr. Cels. I 9 (Migne XI 672); Philostr. V. Ap. III 43: *γραῦς ἀγύρτρια μαντευομένη.* Bei Luc. Dial. Deor. 13, 1 sagt Herakles zu Asklepios: *ῥιζοτόμος εἶ καὶ ἀγύρτης*, wobei ersteres verächtlich soviel wie „Quacksalber“ ist. (Die Handschr. betonen stets *ἀγύρτης*, während nach Et. Gud. und Schol. Hom. Il. V 158 *ἀγυρτής* zu betonen ist.) Vgl. Aesch. Agam. 1273: *ὡς ἀγύρτρια πτωχός τε μαινὰς λιμοθνής.* Ps. Eur. Rhes. 503: *ἤδη δ' ἀγύρτης πτωχικὴν ἔχων στολήν*; ebd. 715: *βίον δ' ἐπαιτῶν εἷρπ' ἀγύρτης τις λάτρις.* Plut. de superstit. p. 166 A: *ἀγύρται καὶ γόητες.* Euseb. Praep. evang. V 29: *τερατοσκόπων . . . οὐδὲ τῶν ἄλλων ἀγυρτῶν καὶ σοφιστῶν.*

[211]) Daher oft mit *πτωχός* verbunden und durch *ὀχλαγωγός* erklärt,

Hesych. und Suid. s. *ἀγύρτης*; auch Jos. c. Ap. II 1; vgl. Maneth. IV 448: *ἐξ ὄχλοιο πορισμῶν | βομβηδὸν ζώοντας, ἀλήμονας ἧς χθονὸς αἰεί.*

[212]) Zu deren Treiben vgl. Demosth. or. XVIII 260. Theophr. char. 16.

[213]) Am anschaulichsten wird uns das Treiben dieser Kybelepriester geschildert bei Luc. Asin. 37 und Apul. met. VIII 27 fg. Schon Plato a. a. O. spricht davon, wie sie *ἐπὶ πλουσίων θύρας ἰόντες* diese zu Opfern, Sühneliedern u. dergl. veranlassen. Vgl. Max. Tyr. XIX 3: *τῶν ἐν τοῖς κύκλοις ἀγειρόντων, οἳ δυοῖν ὀβολοῖν τῷ προστυχόντι ἀποθεσπίζουσιν.* Artemid. III 4 bemerkt, Lügen sei besonders Sache *τῶν ἐπὶ θυμέλην ἀνερχομένων καὶ ἀγυρτῶν καὶ ὧν ἔθος ἐστὶ ψεύδεσθαι.* Über diese ganz tief stehenden Bettelpriester vgl. noch Babrius Fab. 141. Phaedr. IV 1 und die eingehende Schilderung bei Tzetz. Chil. XIII 475 ff.

[214]) Cic. de leg. II 16, 40. Dion. Hal. II 19, 4 fg.

[215]) O. Jahn, Abh. d. bayer. Akad. VIII (1856), Taf. II 5 S. 259 ff. Daremberg-Saglio I 170 Fig. 194.

[216]) Anth. Pal. VI 217, 3; 218, 3 ff.; 219, 11. August. civ. Dei VII 24.

[217]) Juv. 3, 76: grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes, | augur, schoenobates, medicus, magus: omnia novit | Graeculus esuriens, wo wir wieder die Zusammenstellung Wahrsager, Seiltänzer, Quacksalber, Zauberer haben.

[218]) Ael. var. hist. VIII 7; man vgl. die bei Philostr. V. Apoll. II 28 erwähnten Kunststücke indischer Gaukler.

[219]) Vgl. Ath. VI 260 C, von Philipp von Macedonien, Luc. Zeux. 12 von Antiochos I.; Diod. exc. XXXIV 34 von Antiochos IX.; so hielt sich auch Sulla *μῖμοι καὶ γελωτοποιοί*, Ath. VI 261 C.

[220]) Vgl. Plut. Cleom. 21 im Heere des Kleomenes: *ἐπεὶ ἄλλως γε τῶν Ἑλληνικῶν καὶ βασιλικῶν στρατευμάτων ἐκεῖνο μόνον οὐ μίμους παρακολουθοῦντας εἶχεν, οὐ θαυματοποιούς, οὐκ ὀρχηστρίδας, οὐ ψαλτρίας, ἀλλὰ πάσης ἀκολασίας καὶ βωμολοχίας καὶ πανηγυρισμοῦ καθαρὸν ἦν.* So war auch das Haus des Antonius stets *μεστὴ μίμων καὶ θαυματοποιῶν καὶ κολάκων κραιπαλώντων*, Plut. Ant. 21.

[221]) So von den Panathenäen Ael. nat. an. IX 62; von den Isthmien sagt Dio Chrys. VIII p. 132 M.: *πολλῶν δὲ θαυματοποιῶν θαύματα ἐπιδεικνύντων, πολλῶν δὲ τερατοσκόπων τέρατα κρινόντων.* Diog. Laert. VIII 8 sagt, zur *πανήγυρις* kämen die einen, um an Wettkämpfen teilzunehmen, die andern, um Handel zu treiben, die meisten aber, um was zu sehen.

[222]) Dio Chrys. or. LXXVII p. 651 M. Plut. de fac. in orbe lun. p. 924 D spricht von der *θαυματοποιοῦ τινος ἀποσκευὴ καὶ πυλαία.* Ob die Lustspieltitel *Πυλαία* von Kratinos und *Πυλαῖαι* von Alexis darauf zurückgehn (Meineke Frgm. com. I 402; II 211; V 90), ist ungewiß.

[223]) Auf einem Papyrus von Oxyrhynchos, auf dem die Abrechnung über ein städtisches Fest aufgeschrieben ist, kommt außer Posten für

Mimen, Musiker, Tänzer uam. auch einer für Homeristen vor, s. Mitteis u. Wilcken, Papyruskunde I 2, 571 N. 492; in einem andern wird ein *βιολόγος* (d. h. ein Mime) und ein Homerist aufgefordert, bei einem Kronosfest mitzumachen, mit der Beifügung: *καθὼς ἔθος ὑμῖν ἐστιν συνπανηγυρίζειν*, ebd. 493; vgl. I 1, 420.

[224]) So sagt Arist. oecon. p. 1346 b, 21, daß die *θαυματοποιοί, μάντεις, φαρμακοπῶλαι* dort verkehren, wo Nahrungsmittel, zumal Fische und Salz, verkauft werden.

[225]) Vgl. Müller, Griech. Bühnenaltert. 77.

[226]) Darauf geht vielleicht Hesych. s. *ἰκρία· τὰ ἐπὶ τοῖς ξύλοις κατασκευαζόμενα θεωρεῖα.*

[227]) Rep. IV p. 514 B: *παρ' ἣν ἰδὲ τειχίον παρῳκοδομημένον, ὥσπερ τοῖς θαυματουργοῖς πρόκειται τὰ παραφράγματα, ὑπὲρ ὧν τὰ θαύματα δεικνύασιν.* Das Folgende, das Lafaye bei Daremberg-Saglio IV 77 noch hierher bezieht, hat nichts mehr damit zu tun, sondern gehört zu dem Vergleich, mit dem Plato begonnen hat.

[228]) Demosth. II 19 p. 24: *οὓς ἐνθένδε πάντες ἀπήλαυνον ὡς πολὺ τῶν θαυματοποιῶν ἀσελγεστέρους ὄντας, Καλλίαν ἐκεῖνον τὸν δημόσιον καὶ τοιούτους ἀνθρώπους, μίμους γελοίων καὶ ποιητὰς αἰσχρῶν ᾀσμάτων ὧν εἰς τοὺς συνόντας ποιοῦσιν ἕνεκα τοῦ γελασθῆναι.* Und aus viel späterer Zeit Joh. Chrysost. hom. in Matth. 35, 3 (Migne LVII 509): *οἱ χελιδόνας περιφέροντες καὶ ἠσβολημένοι καὶ πάντας κακηγοροῦντες μισθὸν τῆς τερατῳδίας ταύτης λαμβάνουσιν,* woraus man wohl schließen darf, daß diese antiken Clowns sich die Gesichter schwärzten, wie die modernen sie weiß anstreichen. Was das *χελιδόνας περιφέρειν* bedeutet, weiß ich freilich nicht zu sagen.

[229]) Vom *ἀπονενοημένος* Char. 6: *καὶ ἐν θαύμασι δὲ τοὺς χαλκοῦς ἐκλέγειν καθ' ἕκαστον παριὼν καὶ μάχεσθαι τοῖς τὸ σύμβολον φέρουσι καὶ προῖκα θεωρεῖν ἀξιοῦσι.* Was hier *σύμβολον* bedeutet, ist freilich ungewiß; Meister in der Ausgabe d. Leipz. philol. Gesellsch. (Leipz. 1897) S. 52 erklärt: „Unter dem sich herandrängenden Volke geht der Einsammler herum, nimmt das Eintrittsgeld und gibt dafür *σύμβολα* als Legitimationsmarken, deren Vorweisung bei seinen nächsten Runden von der Zahlung befreit.“ Ich möchte eher glauben, daß es Freimarken oder Passepartouts waren, die die *θαυματοποιοί* einzelnen Freunden zustellten; der Einsammler, der gar nicht zu ihnen gehört, sich aber in seiner *ἀπόνοια* zu dieser Aufgabe freiwillig meldet, will diese Marken nicht gelten lassen.

[230]) Der berüchtigte „Karren des Thespis“ beruht bekanntlich auf Mißverständnis der alten Späße *ἐξ ἁμάξης* bei den Dionysien; dieser Irrtum ist freilich alt und findet sich schon bei Hor. A. P. 275 fg.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 7. Abhandlung

Über Zusätze und Auslassung von Versen im Homerischen Texte

von

N. Wecklein

Vorgetragen am 1. Juni 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 7. Abhandlung

Über Zusätze und Auslassung von Versen im Homerischen Texte

von

N. Wecklein

Vorgetragen am 1. Juni 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

1. Ich beginne mit drei Fällen, welche den Gegenstand unserer Abhandlung scharf beleuchten. An zwei Stellen der Odyssee wird ungefähr mit gleichen Ausdrücken die Zurüstung eines Schiffes berichtet, welche längere Zeit vor der Abfahrt stattfindet, *δ* 780—785 und *ϑ* 51—55. An der ersten Stelle heißt es:

νῆα μὲν οὖν πάμπρωτα ἁλὸς βένθοσδε ἔρυσσαν,
ἐν δ' ἱστόν τ' ἐτίθεντο καὶ ἱστία νηὶ μελαίνῃ,
ἠρτύνοντο δ' ἐρετμὰ τροποῖς ἐν δερματίνοισιν,
πάντα κατὰ μοῖραν ἀνά θ' ἱστία λευκὰ πέτασσαν.
τεύχεα δέ σφιν ἔνεικαν ὑπέρθυμοι θεράποντες.
ὑψοῦ δ' ἐν νοτίῳ τήν γ' ὅρμισαν, ἐκ δ' ἔβαν αὐτοί·
ἔνθα δὲ δόρπον ἕλοντο, μένον δ' ἐπὶ ἕσπερον ἐλθεῖν.

Den vierten Vers lassen die Handschriften GUHP aus. In M, wo der Vers steht, bemerkt dazu der Scholiast: *περισσὸς δοκεῖ οὗτος ὁ στίχος.* Diese Bemerkung hat wohl ihren Grund darin, daß den Worten *ἀνὰ ἱστία λευκὰ πέτασσαν* eine unrichtige Vorstellung zugrunde liegt. Die Segel werden erst bei der Abfahrt gehißt, wenn der Wind günstig ist, z. B. *A* 479 *τοῖσιν δ' ἴκμενον οὖρον ἵει ἑκάεργος Ἀπόλλων . . ἀνά θ' ἱστία λευκὰ πέτασσαν.* An unserer Stelle verlangt der Sinn wie in der Parallelstelle (*ϑ* 54) *παρὰ δ' ἱστία λευκὰ τάνυσσαν.* Der Text ist also der gleiche; nur steht hier der Vers *τεύχεα . . θεράποντες* dazwischen. Man ist überrascht zu hören, daß Diener den Freiern die Rüstung oder Waffen bringen. Man kann nämlich nach den vorhergehenden Versen, in denen bereits von Segel und Rudern die Rede ist, an die Waffen denken, die nach *π* 474 Eumäos in dem zurückkehrenden Schiff der

Freier gesehen hat. Man könnte auch Geschirr mit Lebensmitteln verstehen, da die Freier vor der Abreise eine Mahlzeit einnehmen. Aber wie für die Ankunft eines Schiffes der Vers *τεύχεα δέ σφ' ἀπένεικαν ὑπέρθυμοι θεράποντες* (*π* 326 und 360), so hat für die Abfahrt der Vers *τεύχεα δέ σφιν ἔνεικαν ὑπέρθυμοι θεράποντες* allgemeine Geltung und vollends wird durch *ο* 218 *ἐγκοσμεῖτε τὰ τεύχε', ἑταῖροι, νηὶ μελαίνῃ* die Bedeutung „Ausrüstung des Schiffes“ (mit Segel und Rudern), wie es schon Eustathios erklärt hat, festgestellt. Daraus ergibt sich der Schluß, daß nicht bloß der eine, sondern die vier vorausgehenden Verse (780—783) aus der Parallelstelle stammen. Diese ist aber mit *ὑψοῦ δ' ἐν νοτίῳ τήν γ' ὥρμισαν* (*ϑ* 55) auch das Original für den sonderbaren Gedanken, daß die Freier nach Bereitstellung des Schiffes an der Küste ein Abendessen einnehmen (*δ* 785 f.). Verständlich ist die Darstellung der Parallelstelle, daß Alkinoos 52 Phäaken beauftragt ein Schiff für das Heimgeleite des Odysseus bereitzustellen und diese einlädt nachher an dem Festmahl zu Ehren des Fortzugeleitenden teilzunehmen. Der Ausdruck *μένον δ' ἐπὶ ἕσπερον ἐλθεῖν* findet sich auch *α* 422. — Sprechend ist auch eine zweite Stelle. *K* 530 heißt es von den Pferden des Rhesos, die Odysseus und Diomedes im feindlichen Lager erbeutet haben und auf denen sie zu den Schiffen zurückreiten: *μάστιξεν δ' ἵππους· τὼ δ' οὐκ ἀέκοντε πετέσθην νῆας ἐπὶ γλαφυράς· τῇ γὰρ φίλον ἔπλετο θυμῷ.* Das gleiche wird von den Pferden des Nestor *Λ* 519 f. ausgesagt. Hier hat es einen Sinn; diese Pferde haben Verlangen nach ihrem Stall und ihrer Krippe bei den Schiffen. Das aber findet bei den Rossen des Rhesos nicht statt. *K* 531 ist also gedankenlos aus *Λ* 520 übertragen. Übrigens ist dieser Fall bereits erledigt, da der Vers in ABMGT[1] u. a. fehlt und wohl auch im Text Aristarchs nicht vorhanden war. — Nicht erledigt aber ist ein dritter Fall, *Σ* 179. Iris stellt Achilleus die Gefahr vor, daß der Leichnam des Patroklos in die Hände der Feinde falle. Hektor sehne sich darnach ihm den Kopf abzuhauen und diesen auf Pfählen aufzuspießen. Sie schließt mit

ἀλλ' ἄνα μηδ' ἔτι κεῖσο· σέβας δέ σε θυμὸν ἱκέσθω,
Πάτροκλον Τρῳῇσι κυσὶν μέλπηθρα γενέσθαι· 179
σοὶ λώβη, αἴ κέν τι νέκυς ᾐσχυμμένος ἔλθῃ.

Der letzte Vers steht mit dem vorletzten nicht in Einklang. Wenn die Leiche den troischen Hunden vorgeworfen wird, kann sie nicht ohne Kopf zu den Achäern kommen. Die Nichtbeachtung, daß *σέβας δέ σε θυμὸν ἱκέσθω* sich auf die vorhergehende Verstümmelung des Leichnams bezieht, hat die Anfügung von *P* 255 zur Folge gehabt.

Man hat früher Verse, welche in den Handschriften fehlen und anderswo gefunden wurden, mit Freuden begrüßt und sich beeilt sie an geeigneter Stelle in den Text zu setzen. So hat H. Stephanus (1566) *Λ* 543 aus Aristot. Rhet. II 9, Plut. de aud. poet. 24 C und 36 A, vit. Hom. c. 132, Barnes (1711) *Θ* 548 und 550—552 aus Plat. Alk. II p. 149 D, *Ι* 458—461 aus Plutarch de aud. poet. 26 F, wo dem Aristarch vorgeworfen wird diese Verse „aus Furcht" getilgt zu haben, *ο* 295 aus Strab. VIII 350 und X 447, F. A. Wolf (1804) *Σ* 604 f. die Worte *μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο δῖος ἀοιδὸς φορμίζων* aus Athenäos 181 D aufgenommen, wo wieder Aristarch beschuldigt wird den Sänger hier ausgeschaltet, *δ* 17 f. aber, wo er nicht hingehöre, eingeschmuggelt zu haben. Neuerdings haben uns die Papyri eine größere Zahl von Versen geliefert. Außerdem bieten besonders die Scholien des cod. Townl. sonst unbekannte Verse und es dürfte eine Übersicht dieser Verse unser Urteil über die kritische Tätigkeit der Alexandrinischen Grammatiker, vor allem Zenodots, und auch der attischen *διορθωταί* beeinflussen und uns Gesichtspunkte für die Herstellung des Homerischen Textes bieten. Wenn sich z. B. ergibt, daß der Aristarchische Text von *B* 111—118, welcher wohl schon seit den Zeiten des Pisistratos als der ursprüngliche gilt, den Sinn und Zusammenhang der Rede Agamemnons verdirbt und der echte Text von Zenodot überliefert ist, aber verkannt wird, so scheint sich die Untersuchung zu verlohnen.

2. Über *A* 404, *B* 55, 319 s. unten. — Zu *B* 69 *Κάλχας Θεστορίδης* bemerkt Eustathios 51, 7 *ὅτι τινὲς φασὶν ἐν τῇ τοῦ*

Κάλχαντος Ὁμηρικῇ γενεαλογίᾳ στίχους ἐκλελοιπέναι ὁ Πορφύριος ἱστορεῖ, ἐκτιθέμενος καὶ στίχους δύο, ἐν οἷς Εὐβοεύς τε φαίνεται εἶναι καὶ Ἄβαντος ἀπόγονος.

B 609 könnte die Eindichtung über Stentor ihren Platz gehabt haben, von welcher der Scholiast A zu *E* 785 spricht: *τινὲς δὲ Ἀρκάδα φασὶν εἶναι τὸν Στέντορα καὶ ἐν τῷ Καταλόγῳ πλάττουσι περὶ αὐτοῦ στίχους.* Nach *B* 794 hat der Papyrus Hibeh 19 (aus dem 3. Jahrh. v. Chr.) wie *B* 352

εἰς πεδίον Τρώεσσι φόνογ κα⟨ὶ κῆρα φέροντες⟩.

Nach der Angabe des Scholion T zu *Φ* 140 (Schol. Oxyrh. CCXXI 6, 20) fügten manche, weil man im Troerkatalog Asteropaios als Führer der Päoner vermißte, nach *B* 848 *αὐτὰρ Πυραίχμης ἄγε Παίονας ἀγκυλοτόξους* den Vers, „der auch in vielen Ausgaben der Ilias steht", ein:

Πηλεγόνος θ' υἱὸς περιδέξιος Ἀστερόπαιος,

worin *περιδέξιος* aus *Φ* 163 stammt. — Ebenso wurden die Kaukonen nachgeholt nach *B* 855 mit

Καύκωνας δ' αὖτ' ἦγε Πολυκλέος υἱὸς Ἄμειβος,
οἳ περὶ Παρθένιον ποταμὸν κλυτὰ δώματ' ἔναιον.

Diesen Text kannte nach Strab. XII 542 Kallisthenes; bei dem Schol. T zu *Y* 329 heißt es *τινὲς δὲ καὶ φέρουσι.* Der zweite Vers war aus *B* 854 *ἀμφί τε Παρθένιον . . ἔναιον* genommen. Statt *Ἄμειβος* steht bei Strabon *ἀμύμων.* Bei Homer findet sich weder *Ἄμειβος* noch *Πολυκλέης.* Die Form *Πολυκλέος* ist verfehlt. — Statt des einen Verses *Γ* 302 *ὣς ἔφαν, οὐδ' ἄρα πώ σφιν ἐπικραίαινε Κρονίων* bietet der Papyrus Hibeh 19

ὣς ἔφαν εὐχόμενοι, μέγα δ' ἔκτυπε μητίετα Ζεὺς
ἐξ Ἴδης βροντῶν, ἐπὶ δὲ στεροπὴν ἐφέηκεν·
θησέμεναι γὰρ ἔμελλεν ἔτ' ἄλγεά τε στοναχάς τε
Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι διὰ κρατερὰς ὑσμίνας.
αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὄμοσέν τε τελεύτησέν τε τὸν ὅρκον.

Der erste Vers = *O* 377, zu *ἐξ Ἴδης βροντῶν κτέ.* vgl. *ἐξ Ἴδης μεγάλ' ἔκτυπε Θ* 75, *ἀστράψας δὲ μάλα μεγάλ' ἔκτυπε P* 595.

3 und 4 = *B* 39 f., wo unsere Handschriften *θήσειν γὰρ ἔτ' ἔμελλεν ἐπ'* geben und Nauck vorgeschlagen hat, was der Papyrus jetzt bietet; der letzte Vers ist ein Formelvers. — Nach *Γ* 304 hat der gleiche Papyrus den Formelvers

ὄφρ' εἴπω τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν ἀνώγει.

und nach *Γ* 339 den Vers (= *α* 256)

ἀσπίδα καὶ πήληκα φαεινὴν καὶ δύο δοῦρε,

welchem Vers *Σ* 459 (*Γ* 331) und *Γ* 334 folgen. — Für *Γ* 362 *πλῆξεν ἀνασχόμενος κόρυθος φάλον· ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῇ* hat der gleiche Papyrus

πλῆξεν ἀνασχόμενος κόρυθος φάλον ⟨ἱπποδασείης⟩
χαλκείης, δεινὸν⟨δὲ κόρυς λάκεν, ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῇ⟩.

Nach *Γ* 366 wiederholt er den Vers 329 im Akkusativ *δῖον Ἀλέξανδρον .. πόσιν ἠυκόμοιο.* Nach *Δ* 69 folgt im Papyrus Hibeh 20

⟨ὦρσε' Ἀθηναίη κ⟩υδίστη Τριτογένεια.

Vgl. *Δ* 515. Bezeichnend für diese Überlieferung ist der Umstand, daß *Γ* 389 fehlt. — Über *E* 808 s. unten.

Für *Θ* 38 *τὴν δ' ἐπιμειδήσας προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς* gibt der Papyrus Hibeh 20

ὣς φάτο, μείδησεν δὲ πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε
χειρί τέ μιν κατέρεξεν ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζε,

also neben einem geläufigen Ausdruck den gewöhnlichen Formelvers. — Zwischen *Θ* 50 und 55 hatte der gleiche Papyrus neun Verse, die verschwunden sind, der zehnte endigt mit *Ἀγαμέμνων* (vgl. *B* 477), dann schließen sich an *B* 478 und 479. Nach 55 folgen *Λ* 57—60. — Zwischen *Θ* 65 und 66 hatte dieser Papyrus etwa neun Verse; die Reste der drei ersten geben sich = *Σ* 535—537 zu erkennen. — Nach *Θ* 131 kennt „nach alten Handschriften“ Schol. T

Τρῶες ὑπ' Ἀργείων, ἔλιπον δέ κεν Ἕκτορα δῖον
χαλκῷ δηιόωντα, δάμασσε δέ μιν Διομήδης.

Nach *Θ* 168 erwähnt Aristonikos den trivialen Vers

ἢ μήτε στρέψαι μήτ' ἀντίβιον μαχέσασθαι.

Den in den meisten Handschriften fehlenden Vers 183 hatte der vorher genannte Papyrus. Vor 217 hat ein Papyrus wie *Θ* 130 und *Λ* 310

ἔνθα κε λοιγὸς ἔην καὶ ἀμήχανα ἔργ' ἐγένοντο.

Über *Θ* 548—552 s. unten. Nach *I* 119 (*ἀασάμην*) fügte Dioskurides, der Schüler des Isokrates, den Vers an:

ἢ οἴνῳ μεθύων ἤ μ' ἔβλαψαν θεοὶ αὐτοί.

Nach *I* 140 hatten manche (*εὐήθως πάνυ,* wie Aristonikos dazu bemerkt, also wohl Zenodot, dem er gern diese Rüge erteilt)

τὴν γὰρ ἀπ' αὖτις ἐγὼ δώσω ξανθῷ Μενελάῳ.

Nach *I* 159 kannte Aristarch den Vers

οὕνεκ', ἐπεί κε λάβῃσιν ἕλωρ, ἔχει οὐδ' ἀνίησιν.

Über *I* 458—461 s. unten. *I* 539 gibt Aristot. Tiergesch. VI 28 statt *ἀργιόδοντα* aus *ι* 190 *οὐδὲ ἐῴκει | ἀνέρι σιτοφάγῳ, ἀλλὰ ῥίῳ ὑλήεντι.*

Nach *K* 159 zitiert Diogenes bei Diog. Laert. VI 33 den nach *Θ* 95 *μή τίς τοι φεύγοντι μεταφρένῳ ἐν δόρυ πήξῃ* gebildeten Vers

μή τις τοι εὕδοντι μεταφρένῳ ἐν δόρυ πήξῃ.

Über *K* 349 s. unten. — Nach *Λ* 509 hat der Dubliner Papyrus[1]) aus dem dritten oder vielmehr zweiten vorchristlichen Jahrhundert, welcher Bruchstücke aus *Λ* 502—537 enthält, darunter vier neue, den von Menrad also ergänzten Vers

⟨Τρῶες ὑπέρθυμοι καὶ ἀπ' ὤμων τεύ⟩χη ἕλοιντο.

Die Reste des neuen Verses nach 504 sind unkenntlich. Über die vier Verse, welche derselbe Papyrus statt der zwei Verse *Λ* 514 f. bietet, s. unten. An Stelle von 520 sind Reste eines

[1]) Vgl. Menrad, Sitzungsber. 1891 S. 539 ff., v. Leeuwen Mnemos. N. S. XX S. 127 ff., A. Ludwich, Ind. lect. von Königsberg 1892 S. 8 ff.

Verses sichtbar, der mit *ὡς* beginnt[1]), statt 529 f. hat der Papyrus nur einen Vers, von dem der Anfang *κοῦροι τ* erhalten ist.

Λ 543 *Ζεὺς γάρ οἱ νεμεσᾶθ', ὅτ' ἀμείνονι φωτὶ μάχοιτο* stammt aus Aristot. Rhet. II 9 und ist sicher unecht. Ein Genfer Iliaspapyrus[2]) aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, der Bruchstücke aus *ΛΔΖΛΜγ* bietet, gibt im sechsten Stück *Λ* 788—*Μ* 9, darunter dreizehn bisher unbekannte Verse, nach *Λ* 795

⟨ἀργυρόπεζα Θέτις, θυγάτηρ ἁλίοι⟩ο γέροντος,
αὐτὸς μὲν νηῶν μενέτω ἐν ἀ⟩γῶνι θοάων,

nach *Λ* 804

⟨τεῖρε γὰρ αἰνὸν ἄχος κραδίην, ἀ⟩κάχησε δὲ θυμόν,

nach *Λ* 805

⟨ἀγγελίην ἐρέων, αὖτις δ'⟩ ἔνδυνε φάλαγγας,

nach *Λ* 807

⟨πασάων προπάροιθε νεῶν ὀρθ⟩οκραιράων,

für den Formelvers *Λ* 815 einen anderen *ἔν τ' ἄρα οἱ φῦ χειρὶ ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν*, nach *Λ* 827, der hier *χερσὶν ὑπὸ Τρώων· τοῦ δὲ σθένος αἰὲν ὄρωρε* lautet,

Ἕκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπλήσει πυρὶ κηλέῳ
δῃώσας Δαναούς παρὰ θῖν' ἁλός. αὐτὰρ Ἀχιλλεὺς
ἐσθλὸς ἐὼν οὐ κήδεται οὐδ' ἐλεαίρει.

Vgl. *Θ* 235, wo richtig *ἐνιπρήσει* für *ἐνιπλήσει* steht, und *Λ* 665.

Nach *Μ* 130 fügten manche, wie der Schol. T angibt, den Vers *Β* 746 hinzu:

υἱὸν ὑπερθύμοιο Κορωνοῦ Καινεΐδαο.

Nach *Μ* 328 hatten nach Angabe des Aristonikos manche den Vers

δώσει ἀποκτάμενος κλυτὰ τεύχεα καὶ δόρυ μακρόν.

Es müßte *δώῃ* heißen. — Nach *Ν* 367 hatten, wie Schol. T angibt, manche den Vers

---

[1]) *ὡς ⟨τοὺς ἐκ πολέμοιο φέρον Νηλήιαι ἵπποι⟩* vermutet scharfsinnig Menrad.

[2]) Vgl. H. Diels Sitzungsb. der Preuß. Akad. d. Wiss. 1894. I S. 349 ff., Menrad Sitzungsb. der Münch. Akad. d. Wiss. 1894 S. 165 ff.

φοιτῶν ἔνθα καὶ ἔνθα θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν.

Ebenso nach *N* 433

πρὶν Ἀντηνορίδας τραφέμεν καὶ Πανθόου υἷας
Πριαμίδας θ' οἳ Τρωσὶ μετέπρεπον ἱπποδάμοισιν,
ἕως ἔθ' ἥβην εἶχεν, ὄφελλε δὲ κούριον ἄνθος.

N 731 *ἄλλῳ δ' ὀρχηστύν, ἑτέρῳ κίθαριν καὶ ἀοιδήν* fehlte bei Aristarch und fehlt in den maßgebenden Handschriften (nicht in L); nach dem Schol. T wurde der Vers von Zenodot aus Mallos hinzugefügt. Über *N* 808, *Ξ* 136 s. unten. — Nach *Ξ* 231 fügten manche, wie Schol. T angibt, den Vers

ἐρχομένῳ κατὰ φῦλα βροτῶν ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν.

und nach 241 die zwei Verse an:

αὐτὰρ ἐπὴν δὴ νῶι κατευνηθέντε ἴδηαι,
ἀγγεῖλαι τάδε πάντα Ποσειδάωνι ἄνακτι.

Sehr gut bemerkt über diese Ergänzung der Schol.: *ψευδὲς δέ ἐστιν· οὐ γὰρ ἂν ὤμοσεν Ἥρα* (*O* 41). *ἀλλ' ὁ Ὕπνος διὰ τὸν γάμον τῆς Χάριτος ὑπὲρ τὸ αἰτηθὲν ποιεῖ.* — Nach *Ξ* 246 fügte Krates an (Plut. 938 D):

ἀνδράσιν ἠδὲ θεοῖς, πλείστην δ' ἐπὶ γαῖαν ἵησιν.

Statt des einen Verses *Ξ* 263 *τὸν δ' αὖτε προσέειπε βοῶπις πότνια Ἥρη* kennt Schol. T zwei Verse:

ὣς φάτο· μείδησεν δὲ θεὰ λευκώλενος Ἥρη
χειρί τέ μιν κατέρεξεν ⟨ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν⟩.

Nach *Ξ* 279 fügten manche (nach Schol. T und Eustath. 985, 34) an:

ὤμνυε δ' ἐκ πέτρης κατ⟨αλ⟩ειβόμενον Στυγὸς ὕδωρ,

nach *Ξ* 351, wie Schol. T angibt,

δή ῥα τότ' ὀφθαλμοῖσι Διὸς χύτο νήδυμος ὕπνος,

ferner nach *O* 5

ἕζετο δ' ὀρθωθείς, μαλακὸν δ' ἔνδυνε χιτῶνα (*B* 42),

dann nach *O* 21

πρίν γ' ὅτε δή σ' ἀπέλυσα πεδῶν, μύδρους δ' ἐνὶ Τροίῃ
κάββαλον, ὄφρα πέλοιτο καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι,

ferner nach *O* 78

Ζῆν' ὑποταρβήσασα, νόος δέ οἱ ἄλλα μενοίνα,

nach *O* 689

ἀλλὰ πολὺ προθέεσκε τὸ ὃν μένος οὐδενὶ εἴκων (*X* 459),

nach *Π* 607

Μηριόνης δ' ἀνέπαλτο, φίλον δέ οἱ ἦτορ ἰάνθη.

Der Spott *καὶ ὀρχηστήν περ ἐόντα* 617 erhält damit eine deutlichere Beziehung.

Ferner nach *Π* 867

ἤματι τῷ ὅτ' ἔγημε Θέτιν λιπαροκρήδεμνον,

nach *Σ* 551

καρπὸν Ἐλευσινίης Δημήτερος ἀγλαοδώρου.

Über *P* 456 s. unten. — Statt *T* 77 gaben die Ausgaben von Chios und Massilia

μῆνιν ἀναστενάχων καὶ ὑφ' ἕλκεος ἄλγεα πάσχων.

Nach *Y* 3 ist in M von zweiter Hand angefügt:

Ἕκτορι θωρήσσοντο μετὰ πρώτοισιν ἐόντι.

Über die drei Verse, welche Schol. T zu *Y* 30 angibt, s. unten. Nach *Y* 223 oder 224 haben einige Handschriften den aus Hes. Theog. 279 stammenden Vers

ἐν μαλακῷ λειμῶνι καὶ ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν.

Φ 124 schiebt zwischen *γοήσεται* und *ἀλλὰ* M die Worte ein: *ἥ τὸ πάρος περ γείνατο κοῦρον ἐόντα ⟨καὶ ἔτρεφεν⟩.*

Nach *X* 99 hatte der Papyrus Hibeh 22 einen Vers, der mit *λωβητός κεν ι* beginnt. Nach *X* 132 folgt im Pap. Bodl. b 3 ein Vers, in dessen Mitte nur noch die Buchstaben *ναμ* oder *ναν* übrig sind. Nach *X* 158 kennt Didymos den Vers (*στίχος εὐτελής*)

φεῦγ' υἱὸς Πριάμοιο, δίωκε δὲ δῖος Ἀχιλλεύς.

Nach *X* 262 folgt im Pap. Bodl. b 3 ein Vers, der mit *⟨ἔξ⟩οχο⟨ς ἄλλ⟩ος* schließt. Nach *X* 392 bringt Pap. Hib. 22 den Vers

καὶ τεθνηότα περ· τόσα γὰρ κάκ' ἐμήσατ' Ἀχαιούς.

Nach *Ψ* 81 bringt Äschines I 149 (nach I 317 und 339)

μαρνάμενον δηίοις Ἑλένης ἕνεκ' ἠυκόμοιο.

Nach *Ψ* 83 gibt der gleiche Redner

ἀλλ' ἵνα περ σε καὶ αὐτὸν ὁμοίη γαῖα κεκεύθῃ
χρυσέῳ ἐν ἀμφιφορεῖ, τόν τοι πόρε πότνια μήτηρ,
ὡς ὁμοῦ ἐτράφεμέν περ ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν.

Vgl. 92 und 84. Nach *Ψ* 136 läßt der Papyrus Hibeh 22 den Vers folgen:

⟨δεξιτερῇ, ἑτέρῃ δὲ κόμην ᾔσχυν⟩ε δαΐζων,

nach *Ψ* 160 der Papyrus Bodl.

⟨ἠδ' οἱ κη⟩δεμόνες, σκέδ⟨ασον δ' ἄλλους ἀνὰ νῆας⟩,

nach *Ψ* 162

κάπνισσάν τε κατὰ κλισίας καὶ δεῖπνον ἕλοντο (vgl. *B* 399),

nach *Ψ* 165

μυρ. . . . ατα χερσὶν ἀμησά⟨μενοι ἐπὶ νεκρῷ⟩

vielleicht *μυρία πέταλα*, so daß die aus Eur. Hek. 574 bekannte *φυλλοβολία* gemeint wäre, der Brauch Blätter auf den Leichnam zu werfen, nach *Ψ* 195 einen Vers, der mit *ὤτρυ]νε κατ' ἀρήν* schließt. Nach *Ψ* 223 fügt der Papyrus *P* 36 f. an, indem er *χήρωσεν* und *ἔθηκε* setzt; Plut. Mor. 117 C läßt nach dem gleichen Vers *P* 37 und *I* 482 (*μοῦνος τηλύγετος* setzend) folgen. Nach *Ψ* 278 hat der Papyrus Hibeh 22 (vgl. *ε* 212 f.)

ὡς τώ γ' ἀθάνατοι καὶ ἀγήραοι οὐδὲ ἔοικε
θνητοὺς ἀθανάτοισι ⟨δέμας καὶ εἶδος ἐρίζειν⟩.

Für *Ψ* 332 f. hatte nach Schol. T Aristarch den einen Vers

ἠὲ σκιρὸς ἔην, νῦν αὖ θέτο τέρματ' Ἀχιλλεύς.

Nach *Ψ* 538 hatten, wie Aristonikos und Schol. T angeben, manche Ausgaben

τὰ τρίτα δ' Ἀντίλοχος, τέτρατα ξανθὸς Μενέλαος,
πέμπτα δὲ Μηριόνης, θεράπων ἐὺς Ἰδομενῆος.

Nach *Ψ* 628 fügt U[b] nach *Λ* 669 hinzu:

οἷαί περ πάρος ἔσκον ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσιν.

Nach *Ψ* 889 hat G *ῷ Πριάμῳ νέκυν υἷα λαβὼν γέρα δῶκεν Ἀχιλλεύς* d. i.

Ω: Πρίαμος νέκυν υἷα λαβὼν γέρα δῶκεν Ἀχιλλεῖ,

eine Inhaltsangabe des Gesanges *Ω*. Nach *Ω* 205 kennt Aristonikos den Vers

ἀθάνατοι ποίησαν Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες

oder nach Schol. T *ἀθάνατοι ποίησαν οἳ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν*. Nach *α* 424 *δὴ τότε κακκείοντες ἔβαν οἶκόνδε ἕκαστος* hatte die Argolische Ausgabe den Vers

⟨ἔνθα δὲ⟩ κοιμήσαντο καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο,

woraus Aristophanes den einen Vers machte: *δὴ τότε κοιμήσαντο καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο*. Vgl. Stud. z. Od. 9 f. Nach *β* 51 fügte Aristophanes *α* 245 f. hinzu. — Nach *β* 107 gibt U (vgl. *κ* 470)

μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη.

Nach *δ* 93 hatten, wie die Scholien (Aristonikos?) mit *γελοίως* angeben, manche Urkunden

οὐδέ τι βουλόμενος, ἀλλὰ κρατερῆς ὑπ' ἀνάγκης.

Nach *ϑ* 62 hat P²

δημόδοκον λιγύφωνον ἐόντα θεῖον (ἐόντ' ἐρίηρον?) ἀοιδόν.

Nach *μ* 133 fügt X am Rande den Vers

αὐτοκασιγνήτη Θέτιδος λιπαροπλοκάμοιο

hinzu. *ν* 241 hat G am Rande *καὶ μέντοι χ' ἴσασ' Ἰθάκης ἕδος οὐδὲ τάπητος* d. i.

καὶ μέν τοι ἴσασ' Ἰθάκην σχεδὸν ἠδ' ἀποτηλοῦ.

Nach *ο* 44 fügt U² am Rande bei:

ἀγχοῦ δ' ἱστάμενος προσέφη (φῆ?) Τηλέμαχος θεοειδής.

Nach *σ* 111 fügen GP² den Formelvers

ὧδε δέ τις εἴπεσκε νέων ὑπερηνορεόντων

hinzu. Vgl. *β* 324 u. a. Nach *σ* 184 (*αἰδέομαι γάρ*) hat U² den nach *ξ* 27 gebildeten Vers

μίσγεσθαι μνηστῆρσιν ὑπερφιάλοισιν ἀνάγκῃ.

Bei *υ* 83 steht in U² am Rande der eine Erklärung enthaltende Vers

ἤτοι μέν τε βροτῶν ἄλλος ᾧ πένθος ἱκάνει.

Statt χ 43, welchen U[1] ausläßt, U[2] aber nachgetragen hat, hat U[1] den Formelvers (vgl. ϑ 234, υ 320, *Γ* 95, *Η* 92 u. a.)

ἔνϑ' ἄλλοι μὲν πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.

Mit dem Vers, den Aristoteles Polit. VIII 3 zitiert,

ἀλλ' οἷον μέν ἐστι καλεῖν ἐπὶ δαῖτα ϑαλείην

ist nichts anzufangen. An Stelle von ϱ 382 kann er nicht stehen. — Wenn Eth. Eud. III 1 *Ἕκτορα δ' αἰδὼς εἷλε* vor *Χ* 100 steht, so lag darin ursprünglich nur die das Zitat einführende Angabe.

Einzelne Handschriften wiederholen Verse, so T am Rande, H[b] u. a. *Β* 426 nach *Α* 463, H[b]X u. a. *Ι* 99 nach *Β* 205, nach Strab. XIII 626 manche *χώρῳ ἐνὶ δρυόεντι Ὕδης ἐν πίονι δήμῳ* (vgl. *Υ* 385) nach *Β* 783, der Papyrus Hibeh 19 *Β* 352 *εἰς πεδίον Τρώεσσι φόνον καὶ κῆρα φέροντες* nach *Β* 794, ein Papyrus *Γ* 185 nach *Β* 798, die Ausgabe des Euripides *Τμώλῳ ὑπὸ νιφόεντι, Ὕδης ἐν πίονι δήμῳ* nach *Β* 866 (vgl. zu *Β* 783), BLMT *Η* 68 nach *Γ* 86, der Papyrus Hibeh 19 *Η* 68 nach *Γ* 304 und *ἀσπίδα καὶ πήληκα φαεινὴν καὶ δύο δοῦρε* (vgl. α 256) und *Σ* 459, *Γ* 334 nach *Γ* 339, L[2] u. a. *Ε* 295 f. nach *Ε* 58, H *Ε* 248 nach *Ε* 468, T[2] *Ε* 904 f. nach 836, SBM u. a. bringen *Η* 348 f. nach *Η* 367, BMG u. a. wiederholen *Λ* 730 nach *Η* 379, T wiederholt *Θ* 401 statt *Θ* 415, Y[2] u. a. wiederholen *καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* nach *Ι* 224, T[2] u. a. *Η* 373 nach *Ι* 627, Schol. T bringt *Β* 173 nach *Λ* 316, G *Ο* 114 nach *Μ* 162, LT fügen *τῷ μιν ἐεισάμενος προσέφη κρείων ἐνοσίχϑων* nach *Ν* 218 an, S[2] fügt *Ν* 649 nach *Ν* 566 an, nach *Ξ* 306 wiederholt *Σ* *Ξ* 208 f., nach *Ο* 366 G *Ο* 1 f., nach *Π* 129 H[b]S[3] *Π* 39, nach *Χ* 10 *Σ* *Δ* 33, nach *Χ* 330 *Ρ* *Ο* 48, nach *Ψ* 757 *Π*[2] *Ψ* 359—361. — Nach γ 416 fügt P[2] β 9 hinzu. Nach γ 492 haben einzelne Handschriften 493 = ο 146, alle geben 494 = 484, nach δ 228 geben einzelne *Λ* 741, nach δ 796 hat P ν 289. Nach ι 530 hat Macrob. Sat. V 12, 6 den Vers ι 505. Nach κ 310 wiederholt U κ 221, nach κ 315 fügt F ι 368 f., nach κ 319 F κ 371 f. ein, nach κ 459 ebenso F λ 402, nach κ 502 ebenso P λ 156, nach λ 178 H[2] τ 526 f.,

nach λ 343 U η 157, nach λ 638 M²U ι 180, nach μ 153 GHU² μ 271 (trotz ὦ φίλοι), nach μ 365 F¹ Α 466, nach ν 369 U² ν 121 (im vorhergehenden Vers ἀγανοὶ für ἔδωκαν wie ν 120 setzend), nach π 412 UM² δ 678. Nach υ 244 fügt G Νίσου φαίδιμος υἱὸς ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν hinzu, d. i. Νίσου φαίδιμος υἱὸς Ἀρητιάδαο ἄνακτος = π 395, während die Worte ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν von π 394 herrühren. Nach υ 327 wiederholt F² υ 304, nach ω 4 H² ε 49 = Ω 345.

Ich bemerke noch, daß nach Β 563 der Ἀγὼν Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου 286 die Ergänzung:

Τυδείδης οὗ πατρὸς ἔχων μένος Οἰνείδαο,

nach Β 568 zwei Verse kennt, von denen der zweite einem Orakelspruch angehört (Schol. Theokr. 14, 48):

ἐν δ' ἄνδρες πολέμοιο δαήμονες ἐστιχόωντο
Ἀργεῖοι λινοθώρηκες, κέντρα πτολέμοιο.

An den mehr als hundert Versen, welche nicht im handschriftlichen Text überliefert sind, ist zunächst bemerkenswert, daß weitaus der größte Teil derselben der Ilias angehört. Dies wird mit dem Ursprung der meisten, den Exemplaren alter Rhapsoden[1]), zusammenhängen. Bei Θ 131 beruft sich Schol. T auf alte Handschriften (ἔν τισι τῶν παλαιῶν). Mehrere sind aber auch ganz jungen Datums, wie die bei Β 848, 855, Ι 119 eingeschobenen Verse oder die Inhaltsangabe von Ω: Ω: Πρίαμος νέκυν υἷα λαβὼν γέρα δῶκεν Ἀχιλλεῖ oder die Erklärung zu υ 83 ἀλλὰ τὸ μὲν καὶ ἀνεκτὸν ἔχει κακόν: ἤτοι μέν τε βροτῶν ἄλλος ᾧ πένθος ἱκάνει (es müßte ὃν πένθος ἱκάνῃ heißen). Ähnlich wird durch Θ 183, welcher in den maßgebenden Handschriften fehlt, in einem Papyrus aber steht, αὐτούς in κτείνω δὲ καὶ αὐτούς erklärt. Auch der Zusatz zu ν 241 ἴσασι δέ μιν (Ithaka) μάλα πολλοὶ ἠμὲν ὅσοι ναίουσι πρὸς ἠόα κτἑ.: καὶ μέν τοι ἴσασ' Ἰθάκην σχεδὸν ἠδ' ἀποτηλοῦ ist ähnlicher Art und fügt sich nicht einmal in den Text. Der Vers, welchen Schol. T nach Σ 551 anfügt: καρπὸν Ἐλευσινίης Δημήτερος

[1]) Schol. zu Pind. Nem. II 1 ἐπιφανεῖς δὲ ἐγένοντο οἱ περὶ Κύναιθον, οὕς φασι πολλὰ τῶν ἐπῶν ποιήσαντας ἐμβαλεῖν εἰς τὴν Ὁμήρου ποίησιν κτἑ.

ἀγλαοδώρου verrät einen attischen Verfasser. Beachtung verdient wegen Stellen, die uns später beschäftigen werden (bes. *Σ* 604), die Erweiterung von *Φ* 124 *ἐνθεμένη λεχέεσσι γοήσεται* ⟨*ἥ τὸ πάρος περ* | *γείνατο κοῦρον ἐόντα καὶ ἔτρεφεν*⟩, *ἀλλὰ Σκάμανδρος* und der abweichende Text in einer Rede des Äschines in *Ψ* 77—83.

Über den Wert aller Ergänzungen haben bereits Diels, Menrad und Ludwich ihr Urteil abgegeben, das nur ein verwerfendes sein kann. Zahlreich sind die Wiederholungen und Formelverse, was uns nachher für Verse, welche in Handschriften fehlen, von Bedeutung ist. Interesse könnte der nach *Ψ* 165 eingesetzte Vers haben, wenn die Ergänzung richtig ist, welche den Brauch der *φυλλοβολία* betrifft.

Die Frage, woher die Papyri und die Scholien (T) die Verse haben, ist schwer zu beantworten. Menrad Sitzungsber. 1894 S. 180 hat auf die *πολύστιχος* des Aristarcheers Seleukos hingewiesen. Diese Vermutung hat große Wahrscheinlichkeit für sich. La Roche Hom. Textkr. S. 84 f. behauptet zwar, daß es keine Textrezension von Seleukos gegeben habe, da die Zitate erklärender Art seien. Aber ich sehe nicht, wie die Angabe des Didymos zu *Α* 340 *Σέλευκος ἐν τῇ πολυστίχῳ γράφει* ‚*ἀναιδέος*' (statt *ἀπηνέος*)[1]) anders gedeutet werden soll: eine

---

[1]) Diese Ausgabe hatte *Α* 258 *βουλήν* für *βουλῇ* wie Aristarch und *Δ* 334 f. *ὁππότε κέν τις ἐναντίον ἄλλος ἐπελθὼν Τρώων ὁρμήσειε καὶ ἄρξειεν πολέμοιο* für *ὁππότε πύργος Ἀχαιῶν ἄλλος ἐπελθὼν Τρώων ὁρμήσειε καὶ ἄρξειαν π.* Alle drei Lesarten scheinen wenig beachtenswert zu sein und die letzte deutlich auf Konjektur hinzuweisen. Und doch befreit uns gerade diese von einer Schwierigkeit des Textes. *Τρώων* erklärte Aristarch nach seiner Weise: *ἡ διπλῆ πρὸς τὸ σχῆμα, διότι ἐλλείπει ἡ ἐπὶ καὶ πτῶσις ἐνήλλακται· ἔστι γὰρ ἀντὶ τοῦ ὡς ἐπὶ Τρῶας ὁρμήσειεν.* Diese äußerliche Auffassung des Genitiv ist nicht annehmbar. Der Sinn verlangt *ὁππότε πύργος ἐναντίον* (statt des überflüssigen, aus 347 stammenden *Ἀχαιῶν*) *ἄλλος ἐπελθών.* Die von Didymos gelobte Erklärung *Ἀχαιῶν* = *ἐπ' Ἀχαιούς,* die nicht die des Aristarch sein kann, wird durch 347 f. widerlegt. Der Deutung, man warte, bis die Troer anfangen und den Vertragsbruch des Pandaros mit ihrem Angriff krönen, scheint in der Tat die Änderung der *πολύστιχος* mit dem fehlerhaften *κέν τις* (und *ἄρξειεν*) entsprungen zu sein.

Sammelausgabe der Ilias, worin alle Zusätze von Rhapsoden und anderen enthalten waren, würde die einfachste Erklärung für die Quelle des Schol. T und der Papyri abgeben. Andere Zitate aus Seleukos wie zu *Α* 381 *Σέλευκός φησιν ⟨φέρεσθαι⟩ ἐν τῇ Κυπρίᾳ καὶ Κρητικῇ κτἑ.* oder zu *Π* 272 *Σέλευκος δὲ ἀθετεῖ* können der Schrift *ἐξηγητικὰ εἰς πάντα ὡς εἰπεῖν ποιητήν* entnommen sein.

Über den Ursprung der Zusätze bemerkt mit Recht Diels (a. O. S. 354), daß diese dem letzten Stadium des epischen Gesangs angehören, in dem die beiden Hauptgedichte im großen und ganzen fertig, aber im Munde der Rhapsoden noch flüssig waren.

Besonderen Wert hat also dieses geile Laub am Traubenstock des Homer nicht, aber es liefert eine gute Lehre für die Kritik des Textes. Wenn man bedenkt, wie viele Verse schon von den alten Grammatikern als unecht erkannt worden sind, wie viele sich weiter als interpoliert erwiesen haben und aus Scholien und Papyri dazu kommen, obwohl solche Papyri nur zu verhältnismäßig wenigen Teilen des Homer gefunden worden sind, so erkennt man, wie der Text von solchen Autoschediasmen ganz durchsetzt ist, und muß man, sobald Anhaltspunkte gegeben sind, kein Bedenken tragen sich für die Unechtheit zu entscheiden.

3. Anhaltspunkte für die Annahme unechter Zusätze sind gegeben in den Scholien (Angaben des Didymos), in der Auslassung maßgebender Handschriften, in der unnützen Wiederholung von Formelversen, in Wiederholungen überhaupt, wenn diese sich nur mit Not in den Zusammenhang fügen. In den Handschriften ist am Ausfall von Versen häufig nur die Achtlosigkeit des Abschreibers schuld. Die Verse sind dann häufig vom Korrektor nachgetragen, nicht immer, wie z. B. *τ* 331—333 in P fehlen, so daß 334 keinen Sinn gibt. Die Odyssee erfreut sich keiner so zuverlässigen Handschrift wie die Ilias und die erste Hand der drei ältesten Handschriften GFP hat oft Verse ausgelassen, die erst von zweiter Hand nachgeholt sind. Oft irrte

das Auge des Schreibers wegen des gleichen Anfangs oder Schlusses oder wegen gleicher Wörter in der Mitte ab. So fehlen *ε* 325, *η* 134—139, *ϱ* 133—135 (*ἀλλά, αὐτάϱ, τοῖος*) in F, *ϑ* 112 (*—εύς*) in F[1], *ι* 169f. (*ἦμος*), *ι* 406 (*ἦ μή*) in G[1]F, *τ* 250f. (*γόοιο*) in F[1]H, *ω* 276 (*δῶκα δὲ—δώδεκα*) in F[1]P, *ω* 338f. (*ἕκαστα*) in F[1]U[1], *ω* 520—522 (*ἔγχος*) in F[1]U[1], *τ* 275 bis 277 (*πόντῳ*) in F[1]U[1], *ϑ* 44—47 (*ἀοιδόν*) in P[1], *κ* 569 (*ἀλλ'*) in H[1]M[1]PU, *τ* 555f. (*'Οδυσσεύς*) in H[1], *φ* 219f. (*οὐλὴν* am Anfang, *οὐλῆς* am Schluß) in U[1], *ω* 217 (in HP nach 218 gestellt, *ἤ κε—ἠέ κεν*) in M[1], *ω* 545—547 (*ὃ δ'* bis *'Αϑηναίη* nach *'Αϑηναίη*) in P, *Σ* 200f. (*πολέμοιο*) in *Σ* usf. Solche zufällige Auslassung fällt leicht in die Augen. Immerhin fragt es sich, ob in *Σ* 380

ὄφϱ' ὅ γε ταῦτ' ἐπονεῖτο ἰδυίῃσιν πϱαπίδεσσιν,
τόφϱα οἱ ἐγγύϑεν ἦλϑε ϑεὰ Θέτις ἀϱγυϱόπεζα.
τὴν δὲ ἴδεν πϱομολοῦσα Χάϱις λιπαϱοκϱήδεμνος.

der zweite Vers im pap. Harris., in A[1]S[1]NG u. a. wegen des ähnlichen Anfangs *ὄφϱ'—τόφϱα* fehlt oder ob vielmehr *ὄφϱα* die (unnötige) Ergänzung eines Nachsatzes mit *τόφϱα* nahegelegt hat. Da der Vers die unrichtige Vorstellung erweckt, als ob Thetis vor Hephästos träte, muß man sich für die zweite Alternative entscheiden. In A findet sich die Notiz *ἐν ἄλλῳ καὶ οὗτος εὑϱέϑη, ἀπέστϱαπτο δέ* („war aber verworfen", also s. v. a. *ὠβέλιστο δέ*). — Die unechten Verse *α* 97f. = *Ω* 341f., *ε* 45f. fehlten in der Massilischen Ausgabe und wurden auch von Zenodot, Aristophanes und Aristarch getilgt. *α* 171—173 *ἔν τισιν οὐκ ἐφέϱοντο*: sie kehren wieder *ξ* 188—190 und *π* 57—59. Mit Recht hat sie Aristarch an der ersten Stelle athetiert. *α* 185f. *κατ' ἔνια τῶν ἀντιγϱάφων οὐδ' ἐφέϱοντο*: sie wurden von Aristophanes und Aristarch als unecht erklärt, 185 wird *ω* 308 wiederholt; *ἐπ' ἀγϱοῦ νόσφι πόληος . . . ὑπὸ Νηίῳ ὑλήεντι* enthält einen Widerspruch mit *γ* 81, wornach die Stadt am Fuße des Neion liegt. *α* 278 fehlte in der Ausgabe des Rhianos und wird gekennzeichnet durch die falsche Auffassung von *ἔεδνα*. *α* 356—359 *ἐν ταῖς χαϱιεστέϱαις οὐκ ἦσαν.* Sie stammen aus *Z* 490—493, wo *εἰς*

οἶκον ἰοῦσα paßt, während Penelope hier nicht außerhalb des Hauses ist. Die Verse, welche Aristarch hier athetiert hat, kehren φ 350—353 wieder, wo sie mit *τόξον δ' ἄνδρεσσι μελήσει* statt des originalen *πόλεμος δ' ἄνδρεσσι* brauchbar gemacht sind, während hier mit *μῦθος δ' ἄνδρεσσι μελήσει* nicht sehr geschickt nachgeholfen ist. δ 158—160 fehlten in der Ausgabe des Rhianos und wurden von Aristarch athetiert: zu den Worten des Pisistratos *ἀλλὰ σαόφρων ἐστί, νεμεσσᾶται δ' ἐνὶ θυμῷ ὧδ' ἐλθὼν τὰ πρῶτα ἐπεσβολίας ἀναφαίνειν ἄντα σέθεν* liegt kein Grund vor. δ 285—289 *οὐκ ἐφέροντο σχεδὸν ἐν πάσαις οἱ πέντε*: die Verse, welche Aristarch athetierte, passen nicht zum Vorhergehenden und sind den Kyklikern zuliebe beigefügt, wo von Antiklos die Rede war, den sonst Homer nicht kennt. δ 511 *ἐν οὐδεμιᾷ ἐφέρετο . . . θαυμάσαιμεν δ' ἂν πῶς παρέλαθε τὸν Ἀρίσταρχον ὀβελίσαι αὐτόν*: „wahrscheinlich kannte Aristarch diesen Vers gar nicht" (Ludwich Ar. I S. 546). δ 569 *ἐν ἐνίοις οὐ φέρεται*: die Unklarheit von *σφίν* bestätigt die Unechtheit. ε 337 *οὐκ ἐφέρετο ἐν τοῖς πλείοσιν, Ἀρίσταρχος δὲ περὶ τῆς ἀθετήσεως διστάζει.* Über Aristarch kann man sich wundern, da der Vers einem offenbaren Mißverständnis von 353 entstammt, wo *αἰθυίῃ εἰκυῖα* durchaus nicht eine Verwandlung in ein Wasserhuhn bedeutet. ϑ 81 f. *ἐν ἐνίαις τῶν ἐκδόσεων οὐκ ἐφέροντο*: die Verse, welche Aristarch athetierte, sind ebenso unklar wie die beiden vorhergehenden und sollen an das Epos *Κύπρια* erinnern, in welchem der Streit des Odysseus und Achilleus erzählt war. ϑ 333—342 *ἐν ἐνίοις ἀντιγράφοις οἱ δέκα οὐ φέρονται διὰ τὸ ἀπρέπειαν ἐμφαίνειν· νεωτερικὸν γὰρ τὸ φρόνημα.* Obwohl die zehn Verse in die unechte Partie von der Buhlschaft des Ares und der Aphrodite eingelegt sind, ist es doch sehr verständlich, daß der Witz des Apollon ein nachträglicher Zusatz ist, dies um so mehr als das Lachen der Götter den Scherz, welchen diese unter sich machen (328—332), zum Gegenstand hat. — λ 428 *ἐν πολλοῖς οὐ φέρεται*: in

ὡς οὐκ αἰνότερον καὶ κύντερον ἄλλο γυναικός,
ἥ τις δὴ τοιαῦτα μετὰ φρεσὶ ἔργα βάληται

verdirbt der einschränkende Zusatz *ἤ τις κτἑ.* den Gedanken. — *λ* 454—456 *οὐδὲ οὗτοι ἐφέροντο ἐν τοῖς πλείστοις*: der Gedanke

ἄλλο δέ τοι ἐρέω, σὺ δ' ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῇσιν·
κρύβδην μηδ' ἀναφανδὰ φίλην εἰς πατρίδα γαῖαν
νῆα κατισχέμεναι, ἐπεὶ οὐκέτι πιστὰ γυναιξίν

verrät die gleiche Diaskeuase wie die Partie 435—443, worin Agamemnon dem Gatten der Penelope den Rat gibt: *τῷ νῦν μή ποτε καὶ σὺ γυναικί περ ἤπιος εἶναι κτἑ.* Diese Partie ist nicht bloß von Aristophanes, sondern auch von Aristarch athetiert worden, weil der Gedanke für den Charakter der Penelope beleidigend erscheint. — *μ* 105 *ὑποπτεύει Καλλίστρατος* wegen des Widerspruchs mit 439—441, andere wollten lieber diese Verse ausscheiden. Jener fehlt in G¹. — Zu *ο* 74

χρὴ ξεῖνον παρεόντα φιλεῖν, ἐθέλοντα δὲ πέμπειν

bemerkt Didymos: *ἐν πολλοῖς οὐκ ἐφέρετο καὶ ἔστιν Ἡσιόδειος τῆς φράσεως ὁ χαρακτήρ* sehr gut. — *τ* 130—161 *ἠθέτηνται λ'* (vielmehr *λα'*, nicht *λβ'*, wie Porson für nötig hält, wenn man *λ'* gelten lasse und nicht in *δ'* verwandle: 153, der in G¹U fehlt und *β* 107, *κ* 470 und *ω* 143 wiederkehrt und aus Hes. Theog. 59 stammt, fehlte eben auch bei Aristarch und ist deshalb nicht mitgezählt wie *ψ* 320 in dem Scholion zu *ψ* 310), *ἐν δὲ τοῖς πλείστοις οὐδὲ ἐφέροντο.* Von diesen stammen 130—133 aus *α* 245—248 oder *π* 122—125, 139—156 kehren *β* 94—110 und *ω* 128—146 wieder. Dem unbekannten Bettler gegenüber ist die Mitteilung der List höchst unpassend. — Nunmehr müssen auch die von verschiedenen Seiten angezweifelten Verse *γ* 309 f.

ἤ τοι ὃ τὸν κτείνας δαίνυ τάφον Ἀργείοισιν
μητρός τε στυγερῆς καὶ ἀνάλκιδος Αἰγίσθοιο,

zu denen Didymos bemerkt: *ἔν τισι τῶν ἐκδόσεων οὐκ ἦσαν*, mit Bestimmtheit als nachträglicher Zusatz erklärt werden. Gewöhnlich wird nur der zweite als unecht angenommen, weil Homer den Muttermord des Orestes nicht kennt; der erste enthält eine Erinnerung an *δ* 547. — *β* 429 fehlt in G¹P¹T¹

und erscheint vor 434 als unecht. Der Vers stammt aus *A* 483. — *β* 191 *πρῆξαι δ' ἔμπης οὔ τι δυνήσεται εἵνεκα τῶνδε* fehlt in F¹GM¹ u. a. und ist aus *A* 562 *πρῆξαι δ' ἔμπης οὔ τι δυνήσεαι, ἀλλ' ἀπὸ θυμοῦ* gebildet. — *γ* 308 fehlt in G¹U und ist nach *πατροφονῆα* unbrauchbar. — *δ* 38 *ὀτρηροὺς θεράποντας ἅμα σπέσθαι ἑοῖ αὐτῷ* fehlt nur in U¹, aber die Unechtheit wird bestätigt durch *σπέσθαι ἑοῖ αὐτῷ*, welches sich nur in einer jüngeren Partie *N* 495 findet. — *δ* 57 f. fehlen in F¹P¹H und stammen aus *α* 141 f. Fleischspeisen sind schon vorher mit *εἴδατα* bezeichnet. — *ε* 48 fehlt in F¹: *ε* 47—49 sind aus *Ω* 343—345, wo übrigens ein Papyrus den gleichen Vers ausläßt, ungeschickt wiederholt. — *ε* 91 fehlt in F¹GHM¹PU und stammt aus *Σ* 387, *ε* 157 fehlt in GHMP¹ und fehlte, wie man aus der Bemerkung des Aristonikos zum folgenden Vers schließen kann, auch bei Aristarch; er ist aus *ε* 83 wiederholt, wo umgekehrt *ε* 158 wiederholt ist und von Aristarch athetiert wurde. — *ε* 179 fehlt nur in G, aber 177—179 sind nach *κ* 342—344 gebildet, wo *αὐτῷ* in 344 einen Sinn hat, während es in 179 ohne Beziehung steht. — *ζ* 313—315 fehlen in F¹GH¹U und stammen aus *η* 75—77; es ist bemerkenswert, daß einige Handschriften sie nach 311 einfügen, so daß 312 dabei zu kurz kommt. — Der Formelvers *θ* 27 *ὄφρ' εἴπω τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει* fehlt in GP²T und ist aus *η* 187 wiederholt. — *θ* 58 fehlt in FGPHDT: der ganz überflüssige Vers ist nach *θ* 17 und *δ* 720 gebildet. — Den Vers *θ* 249 *εἵματά τ' ἐξημοιβὰ λοετρά τε θερμὰ καὶ εὐναί* kannte Heraklides Pontikos nicht und haben Schütz und Nitzsch getilgt, weil er keine Kunstfertigkeiten (*ἔργα*) enthält, die Alkinoos dem Odysseus vorführen will. — *θ* 534 fehlt in U¹ und ist in G¹ nach 535 gesetzt: der Vers ist *θ* 95 an seiner richtigen Stelle. — *θ* 545 *πομπὴ καὶ φίλα δῶρα, τά οἱ δίδομεν φιλέοντες* fehlt nur in F¹, beruht aber auf einem Mißverständnis des vorausgehenden *τάδε* (*τά γε*?), welches sich auf das heutige Festmahl bezieht. Der folgende Vers fehlt zwar auch in F¹, aber nur wegen des gleichen Anfangs mit dem weiter folgenden (*ἀν-τὶ—ἀν-έρι*). — *ι* 30 fehlt in den meisten Handschriften

und ist aus α 15 wiederholt. — ι 31 f. fehlen nur in einer Pariser Handschrift (D); aber die Erwähnung der Kirke, welche die Phäaken noch nicht kennen, ist hier ebenso unpassend wie ϑ 448. Mit Recht haben deshalb in 33 FGH ἔπειϑεν (Kalypso), nicht ἔπειϑον (Kalypso und Kirke). — ι 35 f. fehlen nur in F[1], aber 34—36 hat Aristarch als Tautologie von 27 f. athetiert. — ι 489 fehlt in F[1]GP[1]DT[1] und ist aus κ 129 wiederholt; hier vertritt κρατὶ κατανεύων den Gedanken; zu Worten hat Odysseus keine Zeit. — ι 505 fehlt nur in P[1]: obwohl Macrob. Sat. V 12, 6 den Vers nach 530 bietet, scheint er doch 505 seine richtige Stelle zu haben. — ι 541 f. fehlen in U[1] und sind nach 484 und 486 gebildet: in 542 sind die Worte ϑέμωσε δὲ χέρσον ἱκέσϑαι nicht wie 486 am Platze, weil das Schiff von vornherein nach der Ziegeninsel fährt und es eher νῆσον für χέρσον heißen müßte. Was oben über ε 158 bemerkt ist, findet auch hier statt: 540 ist umgekehrt 483 wiederholt worden, wo die Athetese Aristarchs eingegriffen hat. — κ 201 f. fehlen mit gutem Grunde in F[1]GX[1]: der erste besteht aus geläufigen Ausdrücken, der zweite stammt aus κ 568. — κ 253, den M am Rande und nur X im Texte hat, stammt aus κ 211. — Die Formelverse κ 265 καί μ' ὀλοφυρόμενος ἔπεα πτερόεντα προσηύδα (vorhanden in U), κ 430 καί σφεας φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα (vorhanden in FX) und 482 (vorhanden in FHXU) fehlen in den meisten Handschriften; der letzte zwar nur in GP, aber hier geht γούνων ἐλλιτάνευσα, ϑεὰ δέ μευ ἔκλυεν αὐδῆς voraus (vgl. η 145 f., Α 15—17). Diese Verse fehlten wohl auch bei Aristarch, obwohl keine Angabe vorliegt, da dieser nicht versäumt solchen Versen den Obelos vorzusetzen. — κ 315 fehlt nur in G, aber er folgt gleich wieder 367 und hat seinen besten Platz α 131; er wurde hier auch von Aristarch athetiert. — κ 368—372, den Formelvers διογενὲς Λαερτιάδη, πολυμήχαν' Ὀδυσσεῦ κ 456, welchen bezeichnenderweise F[1] vor 455 hat, κ 504, λ 60, λ 92 lassen mehrere oder die meisten Handschriften aus; sie sind unnützerweise aus anderen Stellen wiederholt. — κ 475—479 fehlen in H von erster Hand und in W, auch bei Eustathios:

wenn diese Verse, die nur aus Wiederholungen bestehen, wegfallen, gewinnt der Text. — Nach λ 342 (= η 155) wiederholen mehrere Handschriften (FGXD u. a.) η 156, PHMSK lassen ihn aus. — λ 407 = λ 400 hat nur K, und zwar erst im Nachtrage. — λ 478 *ὦ Ἀχιλεῦ, Πηλῆος υἱέ, μέγα φέρτατ' Ἀχαιῶν* fehlt in P und da er in G¹ nach 479 steht, muß der aus *Π* 21, *Τ* 216 stammende Vers als späterer Zusatz erscheinen. — λ 604 = Hes. Theog. 952 fehlt in HP und 602—604 sind attische Interpolation. — μ 6, der in GPXDSUW fehlt, ist aus ι 150, 547 wiederholt. — Nach μ 133 *ἃς τέκεν . . . Νέαιρα* fügt nur X am Rande den Vers

αὐτοκασιγνήτη Θέτιδος λιπαροπλοκάμοιο

hinzu, den Buttmann für echt ansieht. Da er so schwach beglaubigt ist, muß er als nachgetragene gelehrte Notiz erscheinen. — μ 140 f., die aus λ 113 f. stammen, sind in FM¹PU¹ ausgelassen. — ν 289 fehlt in G¹P, ist ο 418 an seiner Stelle, steht aber auch π 158 zwecklos. — Nach ν 346 = ν 102 folgen ν 347 f. = ν 103 f., welche in FG¹U¹T¹O fehlen. — ν 391 ist in M¹ ausgelassen und nach *K* 290 gebildet. Der Vers wiederholt unnütz den Gedanken von 389 und ist schon von Ernesti als unecht erklärt worden. — Nach ν 427 *πρὶν καί τινα γαῖα καθέξει* folgt in den meisten Handschriften der aus 396 herrührende Vers

ἀνδρῶν μνηστήρων, οἵ τοι βίοτον κατέδουσιν.

Da er nur in H und bei Eustathios fehlt und deshalb bei Ludwich nicht als unecht anerkannt ist, muß daran erinnert werden, daß hier *ἦ μέν μιν λοχόωσι νέοι σὺν νηὶ μελαίνῃ ἱέμενοι κτεῖναι* vorhergeht, so daß dieser Zusatz als ganz stilwidrig erscheint. Sehr ungeschickt sind diese beiden Verse (ν 427 f.) nach ο 30 wiederholt, wo sie Dionysios athetiert hat. Dieser Dionysios (Thrax?) ist auch glücklich in der Athetese von π 239 *μούνω ἄνευθ' ἄλλων ἦ καὶ διζησόμεθ' ἄλλους.* Der Vers, welcher in der Antwort des Telemach nicht berücksichtigt wird, kann um so eher wegbleiben, wenn

wir in dem vorhergehenden Vers *φράσσομαι εἴ κεν νῶι δυνησόμεθ' ἀντιφαρίζειν* das öfters mit *κεν* verwechselte *καί* („schon wir zwei") einsetzen. — *ξ* 154 fehlt in den meisten Handschriften und fügt sich nicht in die Satzkonstruktion: er stammt aus *π* 79. — *ξ* 162 fehlt nur in P, aber 158—162 haben ihre richtige Stelle und den richtigen Wortlaut in *τ* 303—307. — *ξ* 369 f. fehlen in FGPHU und bei Eustathios und stammen aus *α* 239 f. und kehren *ω* 32 f. wieder. Wie *α* 238 aus dieser Stelle (*ξ* 368), so ist wieder umgekehrt *ξ* 371 aus *α* 241 eingefügt worden. — *ξ* 515—517 lassen FGPHMXIO aus; sie haben *ο* 335—337 ihren geeigneten Platz. — Der Formelvers *ο* 63 *Τηλέμαχος φίλος υἱὸς Ὀδυσσῆος θείοιο* fehlt in F¹GPHXDUOZ und ist nach 59 unbrauchbar. — *ο* 113—119 fehlen in PH¹ und sind aus *δ* 613—619 wiederholt. Hier ist das Futurum *δώσω* nicht geeignet. — *ο* 139 *εἴδατα πόλλ' ἐπιθεῖσα, χαριζομένη παρεόντων* fehlt in GPHXDI und ist *δ* 56 am Platze, nicht hier, wo eine frische Mahlzeit geboten wird. Der Vers ist auch *α* 140 interpoliert, wo Aristarch ihn athetiert hat. — *π* 224 fehlt in GU und wiederholt 59 in unangenehmer Weise. — Der Formelvers (*α* 179 u. a.) *π* 226 *τοιγὰρ ἐγώ τοι, τέκνον, ἀληθείην καταλέξω* fehlt nur in U, steht aber hier besonders wegen *ἀληθείην* zwecklos dem Sohne gegenüber, dem sich Odysseus eben zu erkennen gegeben hat und der den Vater fragt, welche Schiffer ihn nach Ithaka gebracht haben, worauf einfach mit *Φαίηκές μ' ἄγαγον* die Antwort erfolgt. — *ρ* 49 fehlt in PHXUW und bei Eustathios und stammt aus *δ* 751, wo *σὺν ἀμφιπόλοισι γυναιξίν* einen Sinn hat; wenn er hier ursprünglich stünde, müßte er nach 58 wiederholt werden. — *ρ* 63 f. *θεσπεσίην ἄρα τῷ γε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη· τὸν δ' ἄρα πάντες λαοὶ ἐπερχόμενον θηεῦντο* fehlen in W und haben ihre richtige Stelle *β* 12 f., wo Telemach eine Volksversammlung berufen hat. — *ρ* 171 *πάντοθεν ἐξ ἀγρῶν, οἳ δ' ἤγαγον οἳ τὸ πάρος περ* fehlt in M¹ und ist sehr überflüssig, doch läßt sich die Unechtheit nicht mit Bestimmtheit feststellen. — *ρ* 198 fehlt zwar auch nur in U¹, hat aber *ν* 438 seine richtige Stelle, während er hier ebenso wie *σ* 109

störend wirkt. — ϱ 402 fehlt in FU[1] und hat seinen passenden Platz σ 417, während er υ 298, wo ihn Eustathios ausläßt, auch ungeschickt angeflickt ist. Auch nach ϱ 568 haben ihn UI im Text. — ϱ 547 fehlt in FGU[1] und ist nach 546 unbrauchbar. Er stammt aus τ 558. — ϱ 565 ist in H[1]MPU[1]X[1]I[1] ausgelassen und hat seine richtige Stelle ο 329. — ϱ 603 hat U für *πλησάμενος δ' ἄρα θυμὸν ἐδητύος ἠδὲ ποτῆτος* den aus ε 95 oder ξ 111 herrührenden Vers *αὐτὰρ ἐπεὶ δείπνησε καὶ ἤραρε θυμὸν ἐδωδῇ*, G gibt beide Verse mit der Anmerkung *περισσὸς ὁ εἷς ἐκ τῶν β'*. — σ 131 fehlt in F[1]PH[1] und bei Plut. Consol. ad Apoll. VI p. 104 D und stammt aus *P* 447. — σ 393 fehlt in FGXDUZ und steht richtig σ 333. — σ 413 fehlt in GHMXDULWZ und stammt aus π 395. — τ 122 *φῇ δὲ δακρυπλώειν βεβαρηότα με φρένα οἴνῳ* fehlt in U[1] und im Texte von G, welcher am Rande *φὴ δέ με δακρυπλώειν βεβαρ* gibt, von zweiter Hand nach 119 zu *βεβαρημένον ὕπνῳ* ergänzt: die Form *φῇ* steht ebenso wie *δακρυπλώειν* vereinzelt bei Homer. Auch ist nur hier die erste Silbe von *δάκρυ* kurz. — τ 170 fehlt in U und ist am Rande von zweiter Hand nachgetragen, 171 fehlt vollständig in U, 170—172 fehlen im Texte von G und sind am Rande von zweiter Hand nachgetragen: 170 ist nach ο 492 gebildet, 171 nach ο 402 oder *Γ* 177 und *ἀλλὰ καὶ ὥς ἐρέω* ist nach *ἀλλ' ἔκ τοι ἐρέω* müßig. Für *ἀλλὰ καὶ ὥς ἐρέω ὅ μ' ἀνείρεαι ἠδὲ μεταλλᾷς* bietet cod. Ven. IV 9 *ἀλλὰ καὶ ὥς τὸν μῦθον ἐνισπήσω, σὺ δ' ἄκουσον*, auch ein Wahrzeichen, daß die beiden Verse 170f. späterer Zusatz sind. — τ 219 hat nur die erste Hand von G ausgelassen; daß er aber unecht ist, geht aus der Antwort des Odysseus hervor, in der diese Frage nicht beachtet wird. — τ 250f. fehlen in F[1]HZ, sie scheinen aus ψ 206 und τ 213 zu stammen, wiewohl sie dem Zusammenhang nicht unangemessen sind. — τ 290—292 hat die erste Hand von U ausgelassen, 291 f. fehlen in G, in F hat die zweite Hand angemerkt: vacant secundum alios codices. Diese zwei Verse vermitteln ξ 334 f. den Zusammenhang mit der folgenden Erzählung, hier aber stehen sie zwecklos, während 293 mit

ξ 323 ff. fortgefahren wird. — τ 500 fehlt zwar nur in U¹, aber Odysseus kann das Anerbieten der Eurykleia nicht ablehnen, da er nach der Vernichtung der Freier davon Gebrauch macht (χ 417 f.) dem Vers 496 f. entsprechend. — φ 66 fehlt in PHM¹U¹ und hat einen passenden Platz α 335, σ 211, nicht aber hier, da die Mägde die Kiste tragen. — φ 109 fehlt in HPMU¹ und stammt aus ξ 97 f. Hier ist ἠπείροιο μελαίνης ohne Sinn nach Πύλον—Ἄργεος—Μυκήνης. — φ 165 fehlt in U und 164—166 sind, so bald nach 137—139 wiederholt, lästig. — χ 43 fehlt in den meisten Handschriften und stammt aus Ξ 507 oder Π 283. In U, wo von erster Hand statt dessen der Formelvers ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ steht, ist er von zweiter Hand vor diesem nachgetragen. — Der Formelvers υἱὸς Λαέρταο, πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς χ 191 fehlt in F¹GPHU¹Z. — χ 329 φθεγγομένου δ' ἄρα τοῦ γε κάρη κονίῃσιν ἐμίχθη fehlt in PH¹ und steht passend K 329, wo Dolon eben eine Bitte vorbringen will, nicht aber hier, wo der Bitte des Leodes Odysseus erwidert hat. — ψ 48 fehlt in FGPH¹U¹Z und hat die richtige Stelle χ 402: hier bezieht sich ἰδοῦσά κε θυμὸν ἰάνθης auf das Vorhergehende. — ψ 127 f. fehlt in den meisten Handschriften und stammt aus N 785 f. — ψ 320 fehlte bei Aristarch und steht nur in H²U². — Der Formelvers Ἀτρείδη κύδιστε, ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγάμεμνον ω 121 fehlt in FMUZ. — Bezeichnend ist folgende Stelle ω 235:

μερμήριζε δ' ἔπειτα κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμὸν
κύσσαι καὶ περιφῦναι ἑὸν πατέρ' ἠδὲ ἕκαστα
εἰπεῖν, ὡς ἔλθοι καὶ ἵκοιτ' εἰς πατρίδα γαῖαν,
ἦ πρῶτ' ἐξερέοιτο ἕκαστά τε πειρήσαιτο.

Der letzte Vers hat seine richtige Stelle δ 119 nach einem Satz mit ἠέ, hier aber ist er unbrauchbar, fehlt aber doch nur in U¹.

Diese zahlreichen Fälle der Odyssee dürften den Wert solcher zwecklosen Wiederholungen in das richtige Licht setzen. Trotzdem scheuen sich doch oft Herausgeber in konservativer

Ängstlichkeit solche Verse zu beseitigen. Ein sprechendes Beispiel ist *A* 177 *αἰεὶ γάρ τοι ἔρις τε φίλη πόλεμοί τε μάχαι τε.* Damit macht Agamemnon dem Achilleus, ein Krieger einem Krieger, einen Vorwurf! Aristarch, der für logische Gedankenfolge ein feines Verständnis zeigt, hat den Vers athetiert. *E* 890 spricht Zeus zu Ares: *ἔχθιστος δέ μοι ἐσσὶ θεῶν οἳ Ὄλυμπον ἔχουσιν· αἰεί γάρ τοι ἔρις τε φίλη πόλεμοί τε μάχαι τε.* Hier also hat der Vers seinen passenden Ort. Da aber *A* 176 *ἔχθιστος δέ μοι ἐσσὶ διοτρεφέων βασιλήων* an jene Stelle erinnerte, wurde flugs der zweite Vers hier wiederholt. Bezeichnend auch ist, daß, wie wir oben gesehen haben, der Vers aus Hes. Theog. 59 *μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη* (*μακρὰ τελέσθη*) viermal nach *ἐπήλυθον* (*περὶ δ' ἔτραπον*) *ὧραι* wiederholt wurde. *B* 353 *ἀστράπτων ἐπιδέξι', ἐναίσιμα σήματα φαίνων* bleibt nach *φημὶ γὰρ οὖν κατανεῦσαι ὑπερμένεα Κρονίωνα* trotz des Nominativs unbeanstandet im Text, obwohl der Vers aus *I* 236 f. stammt. Mit *σήματα* ist das Wunder von den Sperlingen und der Schlange, nicht Blitz und Donner gemeint. — Den nach *προσέειπεν* unnützen Formelvers *Γ* 389 *τῇ μιν εἰσαμένη προσεφώνεε δῖ' Ἀφροδίτη* läßt glücklich der Papyrus Hibeh weg, vielleicht fehlte er auch bei Zenodot, da dieser Papyrus auch in *Δ* 88 f. mit Zenodot übereinstimmt. — *Δ* 60 f. haben *Σ* 365 f. eine passendere Stelle als hier nach *γένος δέ μοι ἔνθεν ὅθεν σοί.* — *Δ* 320 *ἀλλ' οὔ πως ἅμα πάντα θεοὶ δόσαν ἀνθρώποισιν* hat Aristarch mit Recht unter Hinweis auf *N* 729 *ἀλλ' οὔ πως ἅμα πάντα δυνήσεαι αὐτὸς ἑλέσθαι* athetiert mit dem Bemerken, daß der Gedanke „man kann nicht alles zusammen haben“ bei Klugheit und Tapferkeit passender ist als bei Jugend und Alter. — Den Formelvers *Δ* 369 *καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* hat A im Texte ausgelassen und erst A² am Rande nachgetragen. Es kann nach den obigen Fällen kein Zweifel sein, daß er nach *καὶ τὸν μὲν νείκεσσε ἰδὼν κρείων Ἀγαμέμνων* wegzubleiben hat. Der gleiche Formelvers steht *K* 191 nach *θάρσυνέ τε μύθῳ* in BM u. a., fehlt aber in AS¹GT u. a. — *Δ* 441

Ἄρεος ἀνδροφόνοιο κασιγνήτη ἑτάρη τε

fehlt im Text des cod. Townl. und ist erst von zweiter Hand am Rande nachgetragen. Die Unechtheit wird bestätigt durch die Form *Ἄρεος*, die sich nur noch *ϑ* 267 in einer jüngeren Partie findet. — *E* 901 fehlt in SBM¹T¹L u. a., steht jedoch in A (u. a.) mit der Bemerkung *ἐν ἄλλοις ὁ στίχος οὗτος οὐχ εὕρηται.* Der Vers stammt aus *E* 402, wo mit *πάσσων* (statt *πάσσεν*) die Satzkonstruktion in Ordnung ist. — Zu *Z* 87 *ἣ δὲ ξυνάγουσα γεραιάς*

> *νηὸν Ἀϑηναίης γλαυκώπιδος ἐν πόλει ἄκρῃ*
> *οἴξασα κληῖδι ϑύρας ἱεροῖο δόμοιο*

bemerkt Schol. BT: *περισσοὶ οἱ δύο· διὸ οὐδὲ ὑπὸ τοῦ Ἕκτορος λέγονται· τί γὰρ αὐτῇ προσῆκε τὸ οἶξαι;* sehr richtig. Das Öffnen des Tempels wird 298 erzählt, aber nicht befohlen und ist Sache der Priesterin. Der Ausdruck *γεραιὰς ξυνάγουσα νηὸν ἐν πόλει* ist ungewöhnlich; anderer Art ist *νηὸν ἵκανον ἐν πόλει* 297. Die Form *οἴξασα* für *ὀίξασα* (299) ist jünger. Es scheint auch nicht methodisch mit Köchly 89 von 88 zu trennen. Beide sind als müßig zu athetieren. — Zu *Z* 222 f. lautet Schol. T: *ἄτοποι οἱ δύο.* In der Tat unterbrechen sie den Zusammenhang. Wenn das gleiche Scholion *Τυδέα δ' οὐ μέμνημαι* mit *μέμνημαι τόδε ἔργον* *I* 527, wo *ὡς ἔεν* folgt, vergleicht, so ist der persönliche Akkusativ verschieden und wird auch von Krüger als auffallend bezeichnet. Es werden also beide Verse als ein jüngerer Zusatz zu betrachten sein. — Die Formelverse *H* 368 f. *κέκλυτε . . ὄφρ' εἴπω κτέ.* fehlen in A¹ und sind nachgetragen mit einer Bemerkung, wie wir sie schon oben kennen gelernt haben und auch zu *H* 380 in A finden, *ἐν ἄλλῳ καὶ ἐνταῦϑα οὗτοι οἱ στίχοι κεῖνται.* — *H* 380 fehlt in AS¹ u. a. und ist *Λ* 730, *Σ* 314 am Platz, nicht hier, wo die Troer nicht *κατὰ στρατὸν ἐν τελέεσσιν,* sondern *κατὰ πτόλιν* (370) die Mahlzeit einnehmen. — Der Formelvers *ὄφρ' εἴπω* *Θ* 6 fehlt in einem Papyrus und in AS¹, ist also zu beseitigen. — *Θ* 123 fehlt in S¹BMGTL¹ u. a. und stammt aus *E* 296. — *Θ* 183 *Ἀργείους παρὰ νηυσὶν ἀτυζομένους ὑπὸ καπνοῦ* fehlt in den meisten Handschriften (ASBM u. a.) und ist eine unnütze Erklärung zu *αὐτούς.* —

Θ 224—226 fehlen gleichfalls in den meisten und stammen aus *Λ* 7—9. — Das gleiche gilt von *Θ* 277, welcher *M* 194 und *Π* 418 an seiner Stelle ist. — Daß in *Θ* 381

ὣς ἔφατ' οὐδ' ἀπίθησε θεὰ λευκώλενος Ἥρη·
ἡ μὲν ἐποιχομένη χρυσάμπυκας ἔντυεν ἵππους,
Ἥρη, πρέσβα θεά, θυγάτηρ μεγάλοιο Κρόνοιο·

der letzte Vers lästig ist, lehrt der Augenschein. Er fehlt in S¹B¹MT¹KL und stammt aus *E* 721, steht aber in A u. a. — Der Formelvers *Θ* 410 *βῆ δὲ κατ'* (vielmehr *δ' ἐξ*) *Ἰδαίων ὀρέων εἰς μακρὸν Ὄλυμπον* fehlt in A¹B¹M¹G u. a. — *Θ* 458 fehlt in B¹M¹GL und stammt aus *Δ* 21. Er steht hier nach 444 zwecklos. — *Θ* 466—468 fehlen in AB¹MGT¹L u. a. und stammen aus *Θ* 35—37, wo sie übrigens auch einem jüngeren Eintrag angehören. — In *I* 43

ἔρχεο, πάρ τοι ὁδός, νῆες δέ τοι ἄγχι θαλάσσης
ἑστᾶσ', αἵ τοι ἕποντο Μυκήνηθεν μάλα πολλαί

fehlt der zweite Vers nur in T, ist aber von Aristarch athethiert und erscheint als das Muster eines unnützen Zusatzes. — *I* 269 fehlt gleichfalls nur in T; diese Auslassung bietet aber einen willkommenen Anhaltspunkt sowohl für diese Stelle wie für die entsprende Stelle *I* 124

πηγοὺς ἀθλοφόρους, οἳ ἀέθλια ποσσὶν ἄροντο.
οὔ κεν ἀλήιος εἴη ἀνὴρ ᾧ τόσσα γένοιτο
οὐδέ κεν ἀκτήμων ἐριτίμοιο χρυσοῖο,
ὅσσα μοι ἠνείκαντο ἀέθλια μώνυχες ἵπποι.

Eine Breslauer Handschrift setzt den letzten Vers vor den vorletzten, Bentley und Nauck wollen den vorletzten ausscheiden, damit *ὅσσα* nach *τόσσα* folgt. Aber der letzte Vers ist hinzugefügt worden, weil *τόσσα* nicht auf das Vorhergehende bezogen wurde, sondern eine Ergänzung zu fordern schien. Es ist also *I* 127 ebenso wie *I* 269 späterer Zusatz. — Bei *I* 314 *αὐτὰρ ἐγὼ ἐρέω ὥς μοι δοκεῖ εἶναι ἄριστα* haben BM u. a. die Variante *ὡς καὶ τετελεσμένον ἔσται*, die auch Schol. A erwähnt. Diese erscheint als ein Wahrzeichen, daß

I 103 der Vers seine passendere Stelle hat. — Auch *I* 403 steht zwecklos und hat seine richtige Stelle *X* 156. — *K* 147, den nur eine Pariser Handschrift von erster Hand ausläßt, hat seinen richtigen Platz *I* 327. Er ist hieher gesetzt worden, weil man zu *ὅν τε ἔοικεν* nicht *ἐγείρειν* ergänzte. — *Λ* 193 f. und 208 f. *κτείνειν εἰς ὅ κε νῆας ἐυσσέλμους ἀφίκηται δύῃ τ' ἠέλιος καὶ ἐπὶ κνέφας ἱερὸν ἔλθῃ* kehren wieder *P* 454 f. und stehen in Widerspruch mit der nachfolgenden Erzählung. — Zu *Λ* 432 *τοιώδ' ἄνδρε κατακτείνας καὶ τεύχε' ἀπούρας* setzte Aristarch die Diple, *ὅτι ἀκαίρως προσέρριπται τὸ ἡμιστίχιον*: auch *τοιώδ' ἄνδρε κατακτείνας* ist eine überflüssige Erläuterung zu *δοιοῖιν ἐπεύξεαι Ἱππασίδαιιν*, der Vers verdient also den Obelos. — *Λ* 540 f. haben ihren richtigen Platz *Λ* 264 f. Der zweite Vers fehlt bei Plutarch und in einer Pariser Handschrift. — *Λ* 662 fehlt in vielen Handschriften ($AS^1B^1M^1$ u. a.) und stammt aus *Π* 27. Die Verwundung des Eurypylos ist Nestor unbekannt. — *M* 47 f. sind, obwohl nur 47 in H^1T fehlt, von Friedländer mit Recht als unecht erklärt worden: sie schleppen nach *ἔκτα* unerträglich nach. Der zweite könnte passend nach 42 stehen. — *M* 219 fehlt in den maßgebenden Handschriften und stammt aus 201. — *N* 255

Ἰδομενεῦ, Κρητῶν βουληφόρε χαλκοχιτώνων

fehlt in $\Pi\Sigma AS^1BM^1T^1K^1$ und wird in Schol. T mit der Bemerkung *ἔν τισι μετὰ τοῦτον φέρεται* angeführt; eine Reihe von Handschriften, darunter $DHIH^bXYZ$, hat den Vers im Text. Wohlbegründet ist der Verdacht Leeuwens, daß auch die entsprechende Anrede 249 *Μηριόνη, Μόλου υἱὲ πόδας ταχύ, φίλταθ' ἑταίρων* nachträglicher Zusatz sei. — Ungefähr die gleichen Handschriften lassen *N* 316 *Ἕκτορα Πριαμίδην, εἰ καὶ μάλα καρτερός ἐστιν* und *Ξ* 269 *Πασιθέην, ἧς αἰὲν ἱμείρεαι ἤματα πάντα* aus und ungefähr die gleichen bringen ihn: die Worte *εἰ . . . ἐστιν* stammen aus *E* 410, der letzte Vers mit der fehlerhaften Kürze in *ἱμείρεαι* stammt aus *Ξ* 276, wo *ἐέλδεαι* steht. Vgl. *ε* 209 *ἱμειρόμενός περ ἰδέσθαι (ἱκέσθαι?) σὴν ἄλο-*

χον, τῆς αἰὲν ἐέλδεαι ἤματα πάντα. Beide Verse haben auch den gleichen Wert wie der vorige. — Der Formelvers *τοὺς ὅ γ' ἐποτρύνων ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* *N* 480 *ἐν πολλοῖς οὐ φέρεται* und fehlt in einem Papyrus: er ist nach *αὖε δ' ἑταίρους* überflüssig und stammt aus *N* 94. — *Ξ* 70 fehlt in A¹SBM¹Hᵇ u. a. und stammt aus *M* 70, wo er nötig ist. — Zu *Ξ* 142

ἀλλ' ὁ μὲν ὥς ἀπόλοιτο, θεὸς δέ ἑ σιφλώσειεν

bemerkt Schol. T: *περισσὸς ὁ στίχος καὶ ἡ λέξις νεωτέρων.* Nicht nur *σιφλώσειεν*, sondern auch das einen Wunsch einleitende und nicht am Anfang stehende *ὥς* findet sich nur hier. — Eine solche vereinzelte Form *ἐπισχοίης* kennzeichnet auch *Ξ* 241 *τῷ κεν ἐπισχοίης λιπαροὺς πόδας εἰλαπινάζων*, welcher aus *ρ* 410 *ᾧ ῥ' ἐπεχεν λιπαροὺς πόδας εἰλαπινάζων* stammt. — *Ξ* 420 *καὶ κόρυς, ἀμφὶ δέ οἱ βράχε τεύχεα ποικίλα χαλκῷ* fehlt in *ΠΘΑ*¹, die Worte *ἀμφὶ . . . χαλκῷ* stammen aus *M* 396 und *N* 181. — Der Formelvers *O* 481 *ἵππουριν· δεινὸν δὲ λόφος καθύπερθεν ἔνευεν* fehlt in den meisten Handschriften (nicht in BMX) und findet sich *Γ* 337, hat aber seine eigentliche Stelle *Λ* 42 und *Π* 138. — *O* 562 *ἀλλήλους τ' αἴδεσθε κατὰ κρατερὰς ὑσμίνας* fehlt in S¹NTYZ u. a., nicht in A, ist nach *αἰδόα θέσθ' ἐνὶ θυμῷ* überflüssig und stammt aus *E* 530. — *O* 692 *χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δολιχοδείρων* fehlt nur in M¹, ist aber *B* 460 bei *Καΰστρια ἀμφὶ ῥέεθρα* besser an seinem Platze. — *Π* 381 *ἄμβροτοι, οὓς Πηλῆι θεοὶ δόσαν ἀγλαὰ δῶρα* und *Π* 614 f. fehlen in den meisten Handschriften und haben *Π* 867 bzw. *N* 504 f. ihren passenden Platz. — *Π* 689 f. fehlt in *ΣΑ* und stammt aus *P* 177 f. — Der Formelvers *P* 74 *καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* (s. o. S. 27 unter *Δ* 369) fehlt zwar nur in T, ist aber nach *ἐπῶρσε* überflüssig. — Das gleiche ist von *P* 219 *τούς ὅ γ' ἐποτρύνων ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* nach *ὤτρυνεν δὲ ἕκαστον ἐποιχόμενος ἐπέεσσιν* zu sagen. Dieser fehlt in S¹NITL u. a. — Der Formelvers *P* 585 *τῷ μιν εἰσάμενος προσέφη ἑκάεργος Ἀπόλλων* fehlt in ABM¹GT¹ und ist nach *ὤτρυνεν Ἀπόλλων* (582) überflüssig. — *T* 177 *ἡ θέμις ἐστί,*

ἄναξ, ἤ τ' ἀνδρῶν ἤ τε γυναικῶν fehlt in A² (die erste Hand fehlt) ΣSGL u. a. und stammt aus *Γ* 276. — In der schildernden Erzählung, wie Achilleus sich rüstet, *T* 380 *περὶ δὲ τρυφάλειαν ἀείρας*

κρατὶ θέτο βριαρήν· ἡ δ' ἀστὴρ ὣς ἀπέλαμπεν
ἵππουρις τρυφάλεια· περισσείοντο δ' ἔθειραι
χρύσεαι, ἃς Ἥφαιστος ἵει λόφον ἀμφὶ θαμείας.

hat Heyne die beiden letzten Verse getilgt, weil es *X* 314 wieder heißt: *κόρυθι δ' ἐπένευε φαεινῇ*

τετραφάλῳ· καλαὶ δὲ περισσείοντο ἔθειραι
χρύσεαι, ἃς Ἥφαιστος ἵει λόφον ἀμφὶ θαμείας.

Nun aber fehlt hier der letzte Vers in A¹S¹H u. a. und fehlte auch, wie Leeuwen bemerkt, im archetypus von A, da A auf dieser Seite die gewohnte Zahl von 25 Versen hat. Auch wirkt hier der Vers eher störend, während er in der ersten Stelle, in der der ganze Bericht einen gehobenen Ton hat, seinen richtigen Platz einnimmt. Sehr gut aber hat Leeuwen gesehen, daß die für *καλαί* von Didymos erwähnte Variante *αἱ πλείους ‚δειναί'* nach *Γ* 337, *Z* 470 auf *δεινόν* hinweist. Damit wird der echte epische Ton gewonnen. In der anderen Stelle aber steht *ἵππουρις* in Widerspruch mit den goldenen Haaren des Helms und ist offenbar an die Stelle des anderen Epithetons *αὐλῶπις* getreten. Vgl. z. B. *N* 530 *αὐλῶπις τρυφάλεια.* — *Y* 135 *ἡμέας τοὺς ἄλλους, ἐπεὶ ἦ πολὺ φέρτεροί εἰμεν* steht zwar in ΣAG u. a., fehlt aber in S¹BMTL¹ u. a. und hat hier keinen Sinn; eher würde *φέρτεροί εἰσιν* sich eignen; des Vers stammt aber aus *Θ* 211. — *Y* 312 fehlt in ΣASBM¹GL u. a. und ist nach *X* 176 gebildet. — *Y* 316 f. fehlen zwar nur im Syrischen Palimpsest von erster Hand, können aber als Musterbeispiel betrachtet werden für den Unterschied, ob Verse an ihrer richtigen Stelle stehen, diese in der ängstlich flehenden Rede des Xanthos *Φ* 375 f., oder nur zur Not in den Zusammenhang passen. — *Y* 447 fehlt in ΣS¹TL u. a. und stammt aus *E* 438 und *Π* 705. Hier hat er einen höchst ungeschickten Platz. Er

steht in ABMX u. a., aber in A mit der Bemerkung: *ἐν ἄλλοις ὁ στίχος οὗτος οὐ κεῖται.* — Der Formelvers *οἳ δ' ὅτε δὴ σχεδὸν ἦσαν ἐπ' ἀλλήλοισιν ἰόντες* Φ 148 fehlt zwar nur im Syrischen Palimpsest, steht aber nicht in Einklang mit 144 f. — Φ 158 *Ἀξιοῦ ὃς κάλλιστον ὕδωρ ἐπὶ γαῖαν ἵησιν* fehlt in ΣASG¹TL¹ u. a. und paßt nicht in den Zusammenhang der Stelle. Er ist gebildet nach *B* 850 und *λ* 239. — Φ 239 *κρύπτων ἐν δίνῃσι βαθείῃσιν μεγάλῃσιν* fehlt nur in M, ist aber nach *κατὰ καλὰ ῥέεθρα* überflüssig und hat einen sonderbaren Sinn. — Φ 250 fehlt nur in H¹, ist aber nach *μίν* überflüssig und stammt aus Φ 138. — Φ 434 *ὣς φάτο· μείδησεν δὲ θεὰ λευκώλενος Ἥρη* fehlt in ASBM u. a., nicht in NGTLXYZ u. a. Der Interpolator hat nicht bemerkt, daß Hera nicht an der Stelle ist, an der Athena die beiden niedergestreckt hat. — Φ 510 fehlt in vielen Handschriften (ΣA S¹BML u. a.) und stammt aus *E* 374. — *X* 121 fehlt in ΠASH und stammt aus Σ 512. – *X* 272 *κήδε' ἐμῶν ἑτάρων, οὓς ἔκτανες ἔγχεϊ θυίων* fehlt nur in einer Breslauer und einer Pariser Handschrift, verdirbt aber den kräftigen Abschluß *νῦν ἀθρόα πάντ' ἀποτίσεις.* — *X* 363 *ὃν πότμον γοόουσα, λιποῦσ' ἀνδροτῆτα καὶ ἥβην* fehlt nur in einem Papyrus und in S¹, paßt aber Π 857 für Patroklos, nicht hier für Hektor. — Ψ 565 *Εὐμήλῳ δ' ἐν χερσὶ τίθει· ὃ δὲ δέξατο χαίρων* fehlt in ΠΣABMT u. a. und ist gebildet nach *A* 446 und Ψ 624. Hier paßt der Vers nicht, weil längere Zeit vergeht, bis Antilochos das Geschenk bringt. — Ω 558 *αὐτόν τε ζώειν καὶ ὁρᾶν φάος ἠελίοιο* fehlt in Π¹SG¹TL u. a., er steht ABM u. a., in A mit der Bemerkung *οὗτος ὁ στίχος οὐχ εὑρέθη ἐν τῷ παλαιῷ.* Er ist eine Ergänzung zu dem aus *ἐλέησας* verdorbenen *ἔασας* und war den alten Grammatikern unbekannt. — Ω 693 *Ξάνθου δινήεντος, ὃν ἀθάνατος τέκετο Ζεύς* fehlt in ΠASGT u. a. und stammt aus Ξ 434 und Φ 2. Allerdings fragt es sich, ob der Vers nicht auch an diesen beiden Stellen späterer Zusatz ist. — Der Formelvers *αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ἤγερθεν ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο* Ω 790 steht in SBM u. a., fehlt aber in ΠATL u. a. Es muß im vorher-

gehenden Vers ἤγρετο für ἔγρετο gesetzt werden und dieser Aorist schließt den Formelvers (*A* 57, *β* 9) aus.

Die Menge von zwecklos[1]) oder unpassend wiederholten Versen läßt erkennen, mit welchem Rechte Zenodot ein Feind τῶν διφορουμένων war, was ihm von Aristonikos oder Aristarch zum Vorwurf gemacht wird. Auch Aristarch hat viele Stellen derart verworfen, aber bei seiner ausgesprochenen konservativen Richtung hat er manches übersehen; hat er doch sogar die aus *Θ* 332—334 ungeschickt wiederholten Verse *N* 421—423 durch die unglückliche Änderung von στενάχοντα in στενάχοντε, die den Widerspruch heben soll, zu halten gesucht. Weil der aus *Π* 165 wiederholte und zu beseitigende Vers *P* 388 ἀμφ' ἀγαθὸν θεράποντα ποδώκεος Αἰακίδαο durch μαρναμένοισιν mit dem vorhergenden verbunden ist, hat weder Zenodot noch Aristarch wahrgenommen, daß es sich nicht um einen Kampf an der Seite, sondern um die Leiche des Patroklos handelt. — Ein anderer Fall derart begegnet *Δ* 33 τί νύ σε Πρίαμος Πριάμοιό τε παῖδες τόσσα κακὰ ῥέζουσιν, ὅ τ' ἀσπερχὲς μενεαίνεις

Ἰλίου ἐξαλαπάξαι ἐϋ κτίμενον πολίεθρον.

Weil man ἀσπερχὲς μενεαίνεις nicht wie *X* 10 (vgl. *Π* 61 ἀσπερχὲς κεχολῶσθαι ἐνὶ φρεσίν) im Sinne von „unversöhnlich, halsstarrig grollst", sondern von „heftig begehrst" auffaßte, wurde *Θ* 288 interpoliert. — Über *Λ* 540 f. = *Λ* 264 f. s. Stud. z. Ilias S. 100. Der zweite fehlt auch bei Plut. de aud. poet. p. 24 C. — *T* 65 f. ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν ἀχνύμενοί περ, θυμὸν ἐνὶ στήθεσσι φίλον δαμάσαντες ἀνάγκῃ haben ihre richtige Stelle *Σ* 112 f. nach ὡς ἐμὲ νῦν ἐχόλωσε ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων, nicht hier vor νῦν δ' ἦ τοι μὲν ἐγὼ παύω χόλον. — In *Ψ* 174

καὶ μὲν τῶν ἐνέβαλλε πυρῇ δύο δειροτομήσας
δώδεκα δὲ Τρώων μεγαθύμων υἱέας ἐσθλοὺς
χαλκῷ δηιόων· κακὰ δὲ φρεσὶ μήδετο ἔργα

[1]) Darauf kommt es an. So ist der Vers ἐν καθαρῷ, ὅθι δὴ νεκύων διεφαίνετο χῶρος sowohl *Θ* 491 wie *K* 199 an seiner Stelle, ist aber von dem Verfasser des *K* aus *Θ* entnommen.

verlangt zunächst der Sinn *δώδεκά τε.* Dann ist der aus *Φ* 19 stammende Zusatz *κακὰ δὲ φρεσὶ μήδετο ἔργα* hier nach *χαλκῷ δηιόων* zwecklos. Für *χαλκῷ δηιόων* verlangt Nauck *δηώσας*. Dafür steht aber *δειροτομήσας*. Der Vers ist also unbrauchbarer Zusatz. — In *E* 408 *οὐδέ τί μιν παῖδες ποτὶ γούνασι παππάζουσιν ἐλθόντ' ἐκ πολέμοιο καὶ αἰνῆς δηιοτῆτος* verdirbt die Einschränkung mit *ἐλθόντ' κτἑ.* den Gedanken „Kindersegen ist ihm versagt". Die Worte *ἐκ πολέμοιο καὶ αἰνῆς δηιοτῆτος* stammen aus *H* 119 oder 174. — *Π* 59 *Ἀτρεΐδης ὥς εἴ τιν' ἀτίμητον μετανάστην* = *I* 648 hat Bentley mit Recht als unecht erklärt. An der richtigen Stelle hat der Akkusativ seine Beziehung auf *με . . ἔρεξε*, welche hier fehlt. — *Π* 296 = *M* 471 hat Bekker ausgeschieden, da *ὅμαδος δ' ἀλίαστος ἐτύχθη* nach *τοὶ δὲ φόβηθεν Τρῶες θεσπεσίῳ ὁμάδῳ* lästig ist. — *P* 529, welchen Payne Knight getilgt hat, ist ebenso eine unnütze Ergänzung wie *Π* 613, welchen Aristarch in der einen Ausgabe ausgelassen, in der anderen mit dem Obelos bezeichnet hat. — *Y* 37 ist aus *Σ* 411 wiederholt und steht zwecklos, wenig passend nach *σθένεϊ βλεμεαίνων.* — Eine merkwürdige Wiederholung begegnet uns *Y* 413

τὸν βάλε μέσσον ἄκοντι ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεὺς
νῶτα παραΐσσοντα, ὅθι ζωστῆρος ὀχῆες
χρύσειοι σύνεχον καὶ διπλόος ἤντετο θώρηξ.

Δ 132 liest man *αὐτὴ δ' αὖτ' ἴθυνεν* (nämlich *βέλος*) *ὅθι ζωστῆρος ὀχῆες χρύσειοι σύνεχον καὶ διπλόος ἤντετο θώρηξ.* Mit Recht hat man diese Verse zusammen mit 136 *καὶ διὰ θώρηκος πολυδαιδάλου ἠρήρειστο* als unecht erklärt, weil sie mit 186 f. und 215 nicht in Einklang stehen. Noch weniger aber sind sie an unserer Stelle erträglich, da hier Polydor in den Rücken getroffen wird. Nirgends kann eine mutwillige Interpolation augenfälliger sein. Nach Beseitigung der beiden Verse ist also *τὸν βάλε νῶτον ἄκοντι* zu schreiben (*τὸν βάλε μέσσον ἄκοντι* stammt aus 486). — Bei der Frage, ob in *Y* 463

Τρῶα δ' Ἀλαστορίδην· ὃ μὲν ἀντίος ἤλυθε γούνων,
εἴ πώς εὑ πεφίδοιτο λαβὼν καὶ ζωὸν ἀφείη

μηδὲ κατακτείνειεν ὁμηλικίην ἐλεήσας,
νήπιος οὐδὲ τὸ εἴδει ὃ οὐ πείσεσθαι ἔμελλεν·
οὐ γάρ τι γλυκύθυμος ἀνὴρ ἔεν οὐδ' ἀγανόφρων,
ἀλλὰ μάλ' ἐμμεμαώς. ὃ μὲν ἥπτετο χείρεσι γούνων
ἱέμενος λίσσεσθ', ὃ δὲ φασγάνῳ οὖτα καθ' ἧπαρ

der vierte Vers *νήπιος . . ἔμελλεν* aus *γ* 146 stammt oder umgekehrt, fällt besonders die jüngere Form *εὖ* im zweiten Vers in die Wagschale. Daß sowohl *γλυκύθυμος* wie *ἀγανόφρων* bei Homer vereinzelt steht, kommt weniger in Betracht, mehr aber *μάλ' ἐμμεμαώς* in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Adjektivs „sehr heftig, sehr leidenschaftlich". Hiernach erweist sich *ὃ μὲν ἀντίος ἤλυθε γούνων . . ἐμμεμαώς* als Interpolation. — *Φ* 344 = 236 *πολλούς, οἵ ῥα κατ' αὐτὸν ἅλις ἔσαν, οὓς κτάν' Ἀχιλλεύς* verrät sich, wenn man nicht mit Bentley *αὐτό* schreibt, durch die Beziehung von *αὐτόν* auf *πεδίῳ*. — *Ψ* 187 *ἀμβροσίῳ, ἵνα μή μιν ἀποδρύφοι ἑλκυστάζων* betrachtet Nauck in Rücksicht auf *Ω* 21 *χρυσείῃ, ἵνα μή μιν ἀποδρύφοι ἑλκυστάζων* als unecht mit Recht, weil Rosenöl kein geeignetes Mittel ist die Abschürfung zu verhindern. — Ebenso erklärt Nauck *Ψ* 713 = *Π* 213 *δώματος ὑψηλοῖο, βίας ἀνέμων ἀλεείνων* mit Recht als unecht, weil Dachsparren nicht wie mit dichten Steinen gefügte Wände gegen den Wind bergen. — *Ψ* 772 = *E* 122, *N* 61 hat Aristarch athetiert. Der Vers ist störend vor 774, wo Athene das Gebet erhört. — Wir haben oben Verse der Ilias gefunden, die aus der Odyssee wiederholt sind, z. B. *Ξ* 241 aus *ρ* 410. *B* 467 f. hat Payne Knight getilgt. Der erste ist nach 465 und vor 473 überflüssig, der zweite unnütz vor dem folgenden Gleichnis. Dieser stammt aus *ι* 51, wo das nach Leo Meyers (K. Z. 23 S. 63) Beobachtung bei *ὥρῃ* nötige Epitheton nicht fehlt, wenn im folgenden Verse *ἐαρινῇ* für *ἠέριοι* hergestellt wird. — *X* 415 *ἐξονομακλήδην ὀνομάζων ἄνδρα ἕκαστον,* der *K* 68 *πατρόθεν ἐκ γενεῆς ὀνομάζων ἄνδρα ἕκαστον* lautet, stammt aus *δ* 278 *ἐκ δ' ὀνομακλήδην Δαναῶν ὀνόμαζες ἀρίστους,* denn *κυλινδόμενος κατὰ κόπρον* ist Priamos nicht in der Lage jeden bei Namen zu nennen. — *Υ* 235 *κάλλεος εἵνεκα οἷο, ἵν' ἀθανά-*

τοισι μετείη hat Gemoll mit Recht aus *ο* 251 abgeleitet; denn in dieser Stelle hat er Bedeutung, während in der Ilias *κάλλεος εἵνεκα* durch *ὃς δὴ κάλλιστος γένετο* und *ἵν' ἀθανάτοισι μετείη* durch *Διὶ ϝοινοχοεύειν* vertreten wird. — Ein sehr deutlicher Fall dieser Art bietet sich *P* 278

μάλα γάρ σφεας ὦκ' ἐϝέλιξεν
Αἴας, ὃς περὶ μὲν εἶδος περὶ δ' ἔργα τέτυκτο
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλεΐωνα.

Ebenso liest man *λ* 549

τοίην γὰρ κεφαλὴν ἕνεκ' αὐτῶν γαῖα κατέσχεν,
Αἴανθ', ὃς περὶ μὲν εἶδος, περὶ δ' ἔργα τέτυκτο
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλεΐωνα.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die eine Stelle von der anderen abhängig ist. Nun ist in der Stelle der Odyssee das Lob des Aias zur Erklärung von *τοίην κεφαλήν* notwendig, dagegen ist man in der Ilias, nachdem die ganze Zeit über von den Heldentaten des Aias berichtet wird, höchlich überrascht auf einmal ein solches Lob zu vernehmen. Die beiden Verse sind also aus der Odyssee entlehnt. Die Außerachtlassung des Digamma von *ἔργα* steht auch der *νέκυια* eher zu als der *Μενελάου ἀριστεία*. Jedenfalls sind Änderungen wie *περὶ δ' ἄλλα* (Bentley), *περὶ δ' ἔπλετο ἔργα* (Brandreth) der Stelle der Odyssee gegenüber als unmethodisch zu erachten. Wenn es aber feststeht, daß die beiden Verse in der Ilias wegzubleiben haben, dann ist im vorhergehenden Verse *μάλα δ' Αἴας* (für *μάλα γάρ σφεας*) *ὦκ' ἐϝέλιξεν* zu setzen. Das Pronomen, das sich aus dem Zusammenhang ergibt, ist öfters nachgetragen worden (Stud. zur Ilias S. 68 ff.). Ebenso wurde nicht selten *γάρ* für *δέ* gesetzt, wenn die neue Angabe als Grund gefaßt werden konnte. So hat man mit *δὲ ἔρχατο* für *γὰρ ἔρχατο* *P* 354 das Digamma hergestellt.

Man kann hiernach ermessen, wie schwach begründet Hypothesen über die Komposition der Homerischen Gedichte sind, welche solche Wiederholungen zur Unterlage haben.

4. An einer Reihe von Stellen hatte die Ausgabe von Zenodot einen verkürzten Text. Für die Beurteilung desselben hat die Notiz des Aristonikos zu *B* 673—675

Νιρεύς, ὃς κάλλιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλεΐωνα,
ἀλλ' ἀλαπαδνὸς ἔεν, παῦρος δέ οἱ εἵπετο λαός

die Bedeutung eines Dokuments. Sie lautet: *τρισὶ στίχοις παράκεινται διπλαῖ περιεστιγμέναι, ὅτι ἐκ τῶν τριῶν τοὺς δύο ἠθέτηκε Ζηνόδοτος, τὸν δὲ μέσον οὐδὲ ἔγραφεν.* Der mittlere Vers kehrt *P* 280 wieder und stammt aus *λ* 551. Man fragt sich, warum Zenodot, wenn er doch alle drei Verse für unecht hielt, den mittleren ausslieſs. Dafür gibt es nur die eine Erklärung: er hatte den Vers nicht in seiner Vorlage. Ein anderer urkundlicher Beweis liegt vor in *Λ* 514 f.

ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων
ἰούς τ' ἐκτάμνειν ἐπί τ' ἤπια φάρμακα πάσσειν.

Trefflich ist das Urteil, welches über den letzten Vers in der Note des Aristonikos ausgesprochen wird: *ἀθετεῖται, ὅτι οὐκ ἀναγκαία ἡ ἐξαρίθμησις· μειοῖ γὰρ εἰ μόνον ἰοὺς ἐκτάμνειν καὶ φαρμακεύειν οἶδεν. καὶ Ἀριστοφάνης προηθέτει. Ζηνόδοτος δὲ οὐδὲ ἔγραφεν.* Man empfindet förmlich Mitleid mit dem Arzt, dem der mit *πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων* zuerkannte Wert so beschnitten wird[1]). Nun erfahren wir durch den Dubliner Papyrus, daſs der Vers ursprünglich in einem anderen Zusammenhang stand. Statt der zwei Verse hat der Papyrus vier, von denen jedoch nur die Ausgänge erhalten sind: *ανοῖο — λων — ἄλλους — κα πάσσων.* Die Ergänzung ist abgesehen vom zweiten und vierten sehr unsicher; aber einen glaubhaften Inhalt gibt die sinnige Ergänzung von Leaf und Leeuwen:

καί μιν ἀπὸ πτολέμοιο θοῶς ἄγε πευκεδ]ανοῖο.
ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλ]λων·

---

[1]) Vgl. Lehrs Ar. S. 344 hic versus quam miserabiliter carmen deformat, iam Zenodotus ita senserat, ut ne scriberet quidem. Ad. Römer Philol. N. F. 24 S. 182 ff. will Aristarch diese Athetese abnehmen.

εἷς γὰρ ἐπιστάμενος πολλοὺς ἐσάωσε καὶ] ἄλλους
ἰούς τ' ἐκτάμνων ἐπί τ' ἤπια φάρμα]κα πάσσων.

In einem solchen oder ähnlichen Zusammenhang ist der Vers an seiner Stelle. Unsere Handschriften haben den Vers in geänderter Form, wie ihn augenscheinlich die attische Redaktion sich zurechtgelegt hat. Zenodot hatte eine Vorlage, in der die Erweiterung fehlte. Zenodots Kritik beruht also hier auf handschriftlicher Grundlage, (Aristophanes' und) Aristarchs Kritik auf ästhetischem Empfinden. Von dem ursprünglichen Zuammenhang, in dem der Vers stand, hatte Aristarch keine Vorstellung. Hiernach ist die Ansicht von Lehrs (Ar. S. 345²): Zenodotus, qui eiusmodi versus vel calidius ex textu eiecit vel mutavit, audacter egit, richtig zu stellen. Cobet Misc. Crit. p. 253 macht in dieser Hinsicht eine Bemerkung über Zenodot, welche scheinbar das Gegenteil behauptet, aber auch nicht richtig ist. Er sagt: In Zenodoti *ἀθετήσεσιν* multum abest ut credam plus criticum suo iudicio et sensui cuidam pulchri et decori tribuisse quam librorum veterum quos sequebatur auctoritati et testimonio. Quis credat, ut hoc uno utar, Zenodotum in Il. A expunxisse duos versus 208 et 209 quasi inesset aut in sententia aliquid aut in verbis quo potuisset (l. posset) offendi? Non repperit, credo, in libris compluribus eoque interpolatos esse suspicatus est. Gerade in diesem Falle hat Zenodot die Verse 208 f. athetiert, nur weil sie sich kurz vorher 195 f. vorfinden, als Feind der *στίχοι διφορούμενοι.* Aristarch zeigt sich gleichfalls als Gegner der Wiederholungen, tilgt aber die Verse an der ersten Stelle und fügt dazu nach dem Textscholion in A den guten Grund: *ὅτι οὐκ ὀρθῶς ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου λέγονται*: die Verse nehmen sich viel besser im Munde der Athena als in der Erzählung des Dichters aus. — Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit Σ 155 ff. Bei Zenodot lauteten die Verse

ὅς μιν τρὶς μετόπισθε ποδῶν λάβε καὶ μέγ' ἄυτει,
ἑλκέμεναι μεμαώς, κεφαλὴν δέ ἑ θυμὸς ἄνωγεν
πῆξαι ἀνὰ σκολόπεσσι, ταμόνθ' ἁπαλῆς ἀπὸ δειρῆς.

Nach Aristarch und nach unseren Handschriften hat man nur zwei Verse:

τρὶς μέν μιν μετόπισθε ποδῶν λάβε φαίδιμος Ἕκτωρ
ἑλκέμεναι μεμαώς, μέγα δὲ Τρώεσσιν ὁμόκλα.

Dafür hatte Zenodot 174 in der Aufforderung der Iris den einzigen Vers

οἳ δὲ ἐρύσσασθαι προτὶ Ἴλιον αἰπὺ θέλοντες,

während Aristarch die obigen Verse an dieser Stelle in folgender Form bot:

οἳ δὲ ἐρύσσασθαι προτὶ Ἴλιον ἠνεμόεσσαν
Τρῶες ἐπιθύουσι· μάλιστα δὲ φαίδιμος Ἕκτωρ
ἑλκέμεναι μέμονεν· κεφαλὴν δέ ἑ θυμὸς ἀνώγει
πῆξαι ἀνὰ σκολόπεσσι, ταμόνθ' ἁπαλῆς ἀπὸ δειρῆς.

Mit Recht bemerkt Aristonikos bzw. Aristarch gegen Zenodot, daß die Absicht des Hektor dem Patroklos den Kopf abzuschlagen *P* 125 (*ἕλχ', ἵν' ἀπ' ὤμοιιν κεφαλὴν τάμοι ὀξέι χαλκῷ*) gut in den Zusammenhang passe, während es sich an unserer Stelle nur darum handle den Leichnam in die Gewalt zu bekommen, daß dagegen in der Aufforderung der Iris die Angabe solcher Absicht des Hektor dazu diene den Achilleus gegen die Troer zu erbittern (*νοητέον μὴ τἀληθὲς ὑποφαίνειν, ἀλλὰ παρορμῆσαι αὐτὸν εἰς τὴν κατὰ τῶν βαρβάρων ὀργήν*). Auch beanstandet Aristarch mit Recht das Neutrum *Ἴλιον αἰπύ*. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Aristarische Text den Vorzug verdient. Wenn aber dieser Text schon dem Zenodot vorlag, so läßt sich in keiner Weise ersehen, warum er so einschneidende Änderungen vornahm. Der Grund kann nur darin liegen, daß Zenodot einen Text vor sich hatte, in welchem die Angabe über die Absicht des Hektor sowohl in der Erzählung wie in der Aufforderung der Iris vorkam, und daß er die wiederholten Worte an der zweiten Stelle wegließ. Diese Erklärung wird bestätigt durch eine andere Beobachtung. Zu *T* 327 bemerkt Didymos, die Interpolation verrate sich dadurch, daß es noch eine andere Form des Verses gebe (*εἴ που ἔτι ζώει γε Πυρῆς ἐμός, ὃν κατέλει-*

πον). So verrät hier die Verschiedenheit des Textes auch, daß wir es mit einer Interpolation zu tun haben. Die Erzählung *Σ* 155 ff., daß Hektor dreimal den Leichnam an den Füßen faßt, um ihn zu sich herüberzuziehen und dreimal von den beiden Aias weggestoßen wird, steht in grellem Widerspruch mit der vorausgehenden Erzählung, nach welcher der Leichnam von Menelaos und Meriones getragen wird. Einen solchen Widerspruch können wir nicht dem Dichter, sondern nur einem Nachdichter zumuten, der zwar bei *κίχον* (*κίχεν*, holten ein) das Forttragen der Leiche im Auge hat, dann aber doch den Kampf um die Leiche des Kebriones *Π* 762 f. nachahmt. Man kann nicht verstehen, wie Nauck in 151 die Variante *οὐδ' ἄρα* in den Text setzen konnte; mit derselben würde die Tatsache der Rettung in Abrede gestellt. Es müßte dann unbedingt gesagt sein, daß die Träger den Leichnam niederlegten. Vielmehr schloß sich ursprünglich an *οὐδέ κε Πάτροκλόν περ ἐυκνήμιδες Ἀχαιοὶ ἐκ βελέων ἐρύσαντο νέκυν, θεράποντ' Ἀχιλῆος* 164 an: *εἰ μὴ Πηλεΐωνι ποδήνεμος ὠκέα Ἶρις ἄγγελος ἦλθε κτέ.* und die Partie 153—165 (165 = *Γ* 393) ist eine jüngere Einlage[1]). Der Text Zenodots geht also auf eine alte Vorlage zurück, bei welcher der echte Text von 176 f. benützt war. Zenodot hat nur die Wiederholung beseitigt, freilich in unglücklicher Weise, genau wie bei *Α* 208 f., wo eher 195 f., und bei *Θ* 493—496, wo eher *Ζ* 318—320 zu streichen war. — Für den Sachverhalt, der uns hier beschäftigt, ergibt sich ein weiteres wichtiges Kriterium aus *Ι* 14—16. In der Versammlung des Heeres erhebt sich Agamemnon:

ἵστατο δάκρυ χέων ὥς τε κρήνη μελάνυδρος,
ἥ τε κατ' αἰγίλιπος πέτρης δνοφερὸν χέῃ ὕδωρ·
ὣς ὃ βαρὺ στενάχων ἔπε' Ἀργείοισι μετηύδα.

Dieser Wasserfall von Tränen paßt für Patroklos *Π* 3 f. im scherzenden Munde des Achilleus, nicht aber für den Heer-

[1]) Dem Interpolator halten wir den Indikativ Präsens *δύνανται* in einem Gleichnis zugute.

führer vor dem Heere. Es erscheint als eine Versündigung an dem Dichter, wenn man diese Verse im Text beläßt und nicht dem Texte Zenodots

ἵστατο δάκρυ χέων, μετὰ δ' Ἀργείοισιν ἔειπεν

zu seinem Rechte verhilft[1]). Auch ist es nur eine Halbheit, wenn man die Verse *B* 160—162 mit Aristarch einklammert, ὅτι οἰκειότερον ἐν τῷ τῆς Ἀθηνᾶς λόγῳ ἑξῆς εἰσὶ τεταγμένοι (176—178), ebenso 164, ὅτι καὶ οὗτος πρὸς Ἀθηνᾶς οἰκείως πρὸς Ὀδυσσέα (180) λέγεται καὶ ψεῦδος περιέχει νῦν· οὐ γὰρ Ἀθηνᾶ παρίσταται ἑκάστῳ, ἀλλ' ὁ Ὀδυσσεύς. Die ganze Rede der Hera ist nachträglich — offenbar von einem Rhapsoden — aus der Rede der Athena 173 ff. in ziemlich abgeschmackter Weise gemacht und der Text Zenodots, der statt 156—168 den einen Vers hatte[2]):

εἰ μὴ Ἀθηναίη λαοσσόος ἦλθ' ἀπ' Ὀλύμπου,

befreit uns von der ungeschickten Einlage, die nicht, wie es Römer Ar. S. 270 tut, mit der bei Homer gebräuchlichen wörtlichen Wiederholung von Reden gerechtfertigt werden kann. Aristarch selbst ist ja mit mehreren Versen nicht einverstanden und 180, in welchem die ἀγανὰ ἔπεα eine Artigkeit für Odysseus, nicht wie in 164 für Athena sind, ist nicht Wiederholung der Rede einer gleichen Person. Wenn Aristonikos den Ausdruck braucht: Ζηνόδοτος οὕτως ἐπισυντέτμηκεν . . καθόλου τὸν τῆς Ἥρας λόγον περιγράψας, so kannte er eben die Quelle Zenodots nicht. — In der Fortsetzung der vorher behandelten Stelle *I* 14 ff. sind die Verse 23—25 von Aristophanes und Aristarch, als aus *B* 116—118 wiederholt, ausgeschieden worden, während sich für uns der Sachverhalt als umgekehrt erweisen wird. Wenn die Vorlage Zenodots die Verse 26—31 gehabt hätte, wäre für ihn darin, daß die

[1]) Schon Heyne hat diese comparatio als aliena et loco et dignitate dicentis bezeichnet.

[2]) Wenn Aristonikos in Widerspruch damit zu 161 angibt, daß Zenodot Ἀργείην θ' Ἑλένην im Text gehabt habe, so ist wie anderswo eine Verwechslung mit Aristophanes anzunehmen.

Verse auch anderswo vorkommen (*ἕνεκα τοῦ κατ' ἄλλους τόπους φέρεσθαι*: *B* 116–118, 139—141, *I* 693, 696, *Π* 398 f.) kein genügender Grund gelegen gewesen einen anderen Text:

ἤ τοι ὅ γ' ὣς εἰπὼν κατaέζετο θυμὸν ἀχεύων·
τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη κρείων Διομήδης

zu erfinden, da auch für ihn der scheinbare Rückweis auf einen ausdrücklichen Vorschlag des Agamemnon (27) in *εἰ δέ τοι* (vielmehr *δὲ σοὶ*) *αὐτῷ θυμὸς ἐπέσσυται ἀπονέεσθαι* (42) vorhanden war. Nach dem Text Zenodots gibt Agamemnon nur seiner vollen Mutlosigkeit Ausdruck, worin die Neigung zur Aufgabe des ganzen Unternehmens enthalten ist. — Ebenso charakteristisch für die Auslassungen Zenodots wie *B* 673—675 ist der Schluß des Berichts, wie Patroklos sich rüstet *Π* 139

εἵλετο δ' ἄλκιμα δοῦρε, τά οἱ παλάμηφιν ἀρήρει.
ἔγχος δ' οὐχ ἕλετ' οἶον ἀμύμονος Αἰακίδαο,
βριθὺ μέγα στιβαρόν· τὸ μὲν οὐ δύνατ' ἄλλος Ἀχαιῶν
πάλλειν, ἀλλά μιν οἶος ἐπίστατο πῆλαι Ἀχιλλεύς,
Πηλιάδα μελίην, τὴν πατρὶ φίλῳ τάμε Χείρων
Πηλίου ἐκ κορυφῆς φόνον ἔμμεναι ἡρώεσσιν.

Zu 140 bemerkt Aristonikos: *ὅτι Ζηνόδοτος τοῦτον ἀθετήσας τοὺς ἑξῆς τέσσαρας οὐκ ἔγραφεν.* Auch hier fragen wir: welchen Grund konnte Zenodot haben 140 zu athetieren und 141—144 ganz auszulassen? Daß diese *T* 388—391 an ihrer eigentlichen Stelle sind, machte, wenn er auch ein Feind der *στίχοι διφορούμενοι* war, im Gegensatz zu 140, den er doch auch als unecht ansah, keinen Unterschied. Die Erklärung kann auch hier nur darin liegen, daß Zenodot die vier Verse nicht in seiner Vorlage fand, während er 140 nach 139 als unnütz erkannte. Wir müssen Zenodot beipflichten; denn, wie schon Köchly sah, sollte 140 vor 139 stehen und die Beschreibung des Speers ist dann mehr an ihrer Stelle, wenn etwas mit demselben geschieht. Freilich wird in dem Schol. B die Beibehaltung der Verse an beiden Stellen damit gerechtfertigt, daß sie in *Π* zur Erklärung, warum Patroklos den Speer nicht mitnahm, in *T* zur Verherrlichung des Achilleus (*πρὸς αὔξησιν*

Ἀχιλλέως) dienen. Diese Rechtfertigung erweist sich bei der Stellung nach 139 als schwach. — Sehr lehrreich inbetreff der Lücken Zenodots ist die Partie *O* 64—77. Aristophanes und Aristarch athetieren 56—57 wegen der *προανακεφαλαίωσις* (*παλιλλογεῖσθαι περὶ τῶν ἑξῆς ἐπεισαχθησομένων*) und des vulgären Inhalts, wegen der Unwahrheit von *Πηλεΐδεω Ἀχιλῆος* und von *ὃ δ' ἀνστήσει ὃν ἑταῖρον Πάτροκλον* (64), wegen der unpassenden Erwähnung des Todes des Sarpedon (67), wegen des unhomerischen Gebrauchs von *παλίωξις* (69), wegen des Hinweises auf das hölzerne Pferd, von dem sonst die Ilias nichts weiß (71), wegen *Ἴλιον αἰπύ* (71). Diese zahlreichen und gewichtigen Gründe gehören alle der zweiten Partie 64—77 an, welche Zenodot nicht im Text hatte: Schol. T *Ζηνόδοτος ἐνθένδε* (64) *ἕως τοῦ λισσομένη* (77) *οὐδὲ ἔγραφεν· ἐοίκασι γὰρ Εὐριπιδείῳ προλόγῳ ταῦτα· ἐναγώνιος* (auf Spannung bedacht) *δέ ἐστιν ὁ ποιητὴς καί, ἐὰν ἄρα, σπέρμα μόνον τίθησιν· ‚κακοῦ δ' ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή'* (*Λ* 604). Mitten im Satze bricht Zenodot ab:

φεύγοντες δ' ἐν νηυσὶ πολυκλήισι πέσωσιν |
Πηλεΐδεω Ἀχιλῆος· ὃ δ' ἀνστήσει ὃν ἑταῖρον

und zwar da, wo der für verzweifelte Flucht der Achäer gebräuchliche Ausdruck *ἐν νηυσὶ πολυκλήισι πέσωσιν* durch den Zusatz *Πηλεΐδεω Ἀχιλῆος* gründlich verdorben wird und die Unwahrheit des Inhalts beginnt. Dieser zweite Teil hat also ein vom ersten wesentlich verschiedenes Gepräge. Der erste könnte als echt gelten, wenn nicht die unhomerischen Formen *ἐμπνεύσῃσι* und *ἀποστρέψῃσιν* (vgl. Stud. z. Il. S. 106) dem Aristarch recht gäben. — Gleichfalls mitten im Satz *πολλὸν γὰρ ἀπάνευθε νεῶν μάρναντο θοάων* | *τείχει ὑπὸ Τρώων* beginnt die Weglassung einer größeren Partie *P* 404—425 bei Zenodot. Inbetreff dieser Partie kann man nur unterschreiben, was Christ zu 400—423 bemerkt: a recentiore poeta additi esse videntur, quibus exordium episodio de virtute aurigarum Patrocli praefigeretur; iidem tam ieiuni et illepidi sunt, ut rectius eos infimae quam mediae classi carminum attribuas. Die Partie

unterbricht Zusammenhängendes: Achilleus hat keine Kunde vom Tode des Patroklos, die Rosse aber fühlen es und weinen um ihn. Man darf also wieder schließen, daß Zenodot eine Handschrift vor sich hatte, in welcher die Rhapsodendichtung 404—425 nicht vorhanden war. Hier haben wir einen ausgezeichneten Fall, in dem man in Zenodot einen zuverlässigeren Führer hat als in Aristarch, welcher nach der Angabe des Didymos nur 420 oder, da dieser Vers allein nicht wegbleiben kann, 420—422 (oder 423) athetiert. — Gleichfalls beginnt mitten im Satze die Weglassung der Verse *Ο* 610—614 *ἀμφὶ δὲ πήληξ σμερδαλέον* (vielmehr *σμερδαλέα*) *κροτάφοισι τινάσσετο μαρναμένοιο | Ἕκτορος.* Auch Aristarch athetierte diese Verse: *οὐ γὰρ διὰ τὸ ὀλιγοχρόνιον ἐτίμα αὐτόν· καὶ ὅτι ‚ἀπ' αἰθέρος'* (610)· *ἐπὶ γὰρ Ἴδης ἦν. καὶ διὰ τοῦ ‚μαρναμένοιο' νοεῖται τὸ Ἕκτορος* (Schol. T). Bedeutender ist der Grund des Aristonikos *τὴν ἔνθουν ὁρμὴν τοῦ Ἕκτορος ταῦτα παρενειρμένα ἐκλύει· συναπτόμενα γοῦν τὰ γνήσια τὴν δεινότητα σώζει.* Der weitere Grund *καὶ κυκλικῶς ταυτολογεῖται· προείρηται γὰρ ‚τὰ φρονέων νήεσσιν ἐπὶ γλαφυρῇσιν ἔγειρεν Ἕκτορα Πριαμίδην'* (603)· *πρὸς τί οὖν παλιλλογεῖται ‚Ἕκτορος· αὐτὸς γάρ οἱ ἀπ' αἰθέρος ἦεν ἀμύντωρ'*; könnte seine Bedeutung verlieren, wenn man die *προανακεφαλαίωσις* 596—603, welche sich mit dem Ausdruck *παλίωξις* der oben S. 44 behandelten würdig zur Seite stellt, wegläßt und 595 *τοὺς* in *τόν* verwandelt, so daß *τὸν δ' ὀρόθυνεν, Ἕκτορα Πριαμίδην* zusammenhängt. Aber auch mit diesen Worten wird *ἦεν ἀμύντωρ* überflüssig gemacht. — Die Verse *α* 97 f. = *ε* 45 f. und *Ω* 340 f. wurden von Aristarch und schon von Zenodot und Aristophanes athetiert (*προηθετοῦντο*), wenn sie nicht bei diesen ganz fehlten. Sie fehlten in der Massilischen Ausgabe, d. h. sie wurden nicht von dem Autor dieser Ausgabe ausgeworfen, sondern in der Vorlage nicht vorgefunden. — Nach Athen. 180 B sollen *οἱ περὶ Ἀρίσταρχον δ* 15—19 aus der *Ὁπλοποιία* (*Σ* 604—606) übertragen haben. Was dort ausgeführt wird, bezieht sich eigentlich auf die ganze Partie 3—19, welche der Schüler des Aristophanes Diodoros ausschied (Athen. 180 E). Deren

Ausfall würde sich damit rechtfertigen, daß nachher die Hochzeitsfeier ganz vergessen wird, aber freilich auch dem Diener des Menelaos den Anlaß nehmen die Gäste abzuweisen. Was über Aristarch gesagt wird, hat nur Sinn, wenn es sich auf die drei Verse 17—19 = 604—606 bezieht (Athen. 181 C), vgl. Schol. MT *φασὶ τοὺς τρεῖς στίχους τούτους μὴ εἶναι τοῦ Ὁμήρου, ἀλλὰ τοῦ Ἀριστάρχου.* Wenn man aber Aristarch bezichtigte diese Verse interpoliert zu haben, so konnten sie bei Zenodot und Aristophanes nicht vorhanden sein. Während also diese beiden sie auch nicht in ihrer Quelle vorgefunden hatten, standen die Verse doch in der attischen Ausgabe, aus welcher sie in unsere Handschriften wie in die Ausgabe des Aristarch übergingen. Der Unterschied zwischen Lücke und Athetese bei Zenodot[1]) wird auch ersichtlich bei *Θ* 385—387 = *E* 734—736

πέπλον μὲν κατέχευεν ἑανὸν πατρὸς ἐπ' οὔδει
ποικίλον, ὅν ῥ' αὐτὴ ποιήσατο καὶ κάμε χερσίν·
ἡ δὲ χιτῶν' ἐνδῦσα Διὸς νεφεληγερέταο.

Zu *Θ* 385 gibt Aristonikos an: *ἀθετοῦνται στίχοι τρεῖς, ὅτι ἐν τῇ τοῦ Διομήδους ἀριστείᾳ* (*E* 734) *καλῶς ἐπεξείργασται· πράττεται γάρ τινα. ἐνταῦθα δὲ πρὸς οὐδὲν ἀναλαμβάνει τὴν παντευχίαν.* Dazu Didymos: *ἠθέτει δὲ καὶ Ἀριστοφάνης, Ζηνόδοτος δὲ οὐδὲ ἔγραφεν.* In *Θ*, wo sie bei Zenodot fehlten, haben die Verse auch deshalb keinen Platz, weil, wie Aristonikos zu *Θ* 43 erinnert, Zeus selbst seine *πανοπλία* angelegt hat, diese also nicht für Athena zur Verfügung steht. Zu *E* 734 bemerkt Aristonikos: *οἱ ἀστερίσκοι, ὅτι ἐνταῦθα μὲν καλῶς κεῖνται, ἐν δὲ τῇ κόλῳ μάχῃ* (*Θ* 385) *μηδεμιᾶς φαινομένης ἀριστείας οὐ δεόντως. ὁ δὲ Ζηνόδοτος τούτους μὲν ἀθετεῖ, ἐκείνους δὲ κατα-*

[1]) *Ξ* 304—306, welche aus 205—207 ungeschickt wiederholt sind, hat Zenodot nur athetiert, obwohl an und für sich aller Grund gewesen wäre sie auszulassen. Auch Aristarch hat sie athetiert und die Begründung des Aristonikos *οὐ γὰρ προσεδεῖτο προφάσεως ἔχουσα τὸν κεστὸν ἱμάντα κτέ.* ist vortrefflich und durchaus Aristarchisch. Die Verse haben nur an der ersten Stelle einen Zweck, an der es sich um einen Vorwand handelt den Zauberriemen zu erhalten. Anders urteilt Römer Ar. S. 141 f.

λείπει. Der Widerspruch mit der angeführten Angabe des Didymos fällt weg, wenn man mit Ludwich παραλείπει für καταλείπει setzt. Zenodot hat also Θ 385—387 ausgelassen, weil er sie nicht kannte, dagegen Ε 734—736 athetiert, weil sie seinem Geschmack nicht zusagten. Dieses Urteil wird hier zufällig für den ersten Vers durch die lex Wernickiana bestätigt. — Die Ursprünglichkeit des kürzeren Textes Zenodots läßt sich auch an Γ 423—426 erweisen. Statt der Verse

ἡ δ' εἰς ὑψόροφον θάλαμον κίε δῖα γυναικῶν.
τῇ δ' ἄρα δίφρον ἑλοῦσα φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη
ἀντί' Ἀλεξάνδροιο θεὰ κατέθηκε φέρουσα·
ἔνθα καθῖζ' Ἑλένη κούρη Διὸς αἰγιόχοιο,
ὄσσε πάλιν κλίνασα, πόσιν δ' ἠνίπαπε μύθῳ

hatte Zenodot nur den einen Vers αὐτὴ δ' ἀντίον ἶζεν Ἀλεξάνδροιο ἄνακτος. Aphrodite hat Paris vor Menelaos gerettet und in sein Schlafgemach gebracht; dann hat sie in der Gestalt einer alten Frau Helena vom Skäischen Tore hergeholt. Die Partie 396—418 hat Aristarch getilgt wegen des Widerspruchs von 396 f. mit 386. Helena soll die Göttin, die doch das Aussehen einer alten Frau hat, am schönen Hals, der liebreizenden Brust und den glänzenden Augen erkennen. Es fällt damit ein nach seinem Inhalt echtes Rhapsodenwerk weg. Wenn nun nach den obigen Versen Aphrodite die Helena in das Schlafgemach begleitet und ihr dort den Stuhl neben Paris hinstellt, so erfährt man nicht, was mit der Göttin weiter geschieht, ob sie bleibt oder geht. Diese Schwierigkeit fällt weg, wenn nach dem Scholion des Dionysios Thrax S. 737, 8 Bekk. καὶ πολλαχοῦ δεῖ τοὺς στίχους ὀβελίζειν die Verse 424—426 wegbleiben; dann verschwindet „die alte Frau“ mit den zwei Dienerinnen. Diese Verse hat man offenbar deswegen athetiert, weil man den Dienst als mit der Würde der Göttin unverträglich (ἀπρεπές) betrachtete. Aber ὄσσε πάλιν κλίνασα 427 paßt nur zu dem Gedanken „Helena saß dem Alexandros gegenüber“, nicht nach ἡ δ' εἰς ὑψόροφον θάλαμον κίε δῖα γυναικῶν. Demnach enthebt uns nur der Text

Zenodots allen Schwierigkeiten. — Ein ausgezeichnetes Kriterium für die Auslassungen Zenodots, welches ebenso für diesen wie gegen Aristarch spricht, ergibt sich aus *Φ* 193ff., welche bei Aristarch also lauteten:

τῷ οὐκ ἔστι Διὶ Κρονίωνι μάχεσθαι,
τῷ οὔτε κρείων Ἀχελώιος ἰσοφαρίζει
οὔτε βαθυρρείταο μέγα σθένος Ὠκεανοῖο,
ἐξ οὗ περ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν·
ἀλλὰ καὶ ὃς δείδοικε Διὸς μεγάλοιο κεραυνόν.

Im zweiten Vers gab Zenodot *οὐδέ* und der dritte Vers fehlte bei ihm. Auch Megaklides ließ den Vers aus. Es kennzeichnet eine Unterschätzung Zenodots, wenn dieser Vers in den Ausgaben unbeanstandet seinen Platz behält trotz *ὅς* im letzten Vers, welches deutlich darauf hinweist, daß nur von einem Flusse die Rede ist. Aristarch bemerkt gegen Zenodot, daß bei Homer Okeanos der Ursprung der Flüsse sei: *γίνεται ὁ Ἀχελῷος πηγὴ τῶν ἄλλων πάντων* (l. *ποταμῶν*). *ἔστι δὲ καθ' Ὅμηρον ὁ Ὠκεανὸς ὁ ἐπιδιδοὺς πᾶσι τὰ ῥεύματα.* Das eben war der Grund der Interpolation für einen Rhapsoden. *Ἀχελῷος* (*ἀχ-* aqua), nach Hesiod der Sohn des Okeanos, ist ein zweiter Okeanos, das Element des Wassers überhaupt. Vgl. Schol. T *τινὲς δὲ οὐ γράφουσι τὸν στίχον θέλοντες ἐξ Ἀχελῴου* (l. *ἐξ Ὠκεανοῦ τὸν Ἀχελῷον*) *ῥεῖν· τὸν γὰρ αὐτὸν Ὠκεανῷ Ἀχελῷόν φασιν,* Didymos Macrob. Sat. V 18, 12 *Ἀχελῷον πᾶν ὕδωρ Εὐριπίδης φησὶν ἐν Ὑψιπύλῃ· λέγων γὰρ περὶ ὕδατος ὄντος σφόδρα πόρρω τῆς Ἀκαρνανίας . . φησί ‚δείξω μὲν Ἀργείοισιν Ἀχελῴου ῥοήν'*, Eur. Bakch. 625 *Ἀχελῷον φέρειν,* Androm. 167 *Ἀχελῴου δρόσον,* Bakch. 519 *Ἀχελῴου θύγατερ . . Δίρκα.* Acheloos kann also sehr wohl Ursprung aller Flüsse heißen und der Text Zenodots ist der unverfälschte, ursprüngliche, den Aristarch nicht richtig zu beurteilen verstand. In ganz gleicher Weise hat Zenodot *Α* 448—492 athetiert ohne 491 im Text zu haben. Niemals konnte er, wenn er die beiden Verse

οὔτε ποτ' εἰς ἀγορὴν πωλέσκετο κυδιάνειραν
οὔτε ποτ' εἰς πόλεμον, ἀλλὰ φθινύθεσκε φίλον κῆρ

in seiner Vorlage fand, den einen davon auslassen, wenn er doch alle fünf athetierte. Er mußte also wie *Φ* 194 im ersten Vers *οὐδέ ποτ'* vor sich haben. Für die Sache genügt *ποθέεσκε δ' αὐτήν τε πτολεμόν τε.* Der Ausdruck *φθινύθεσκε φίλον κῆρ* kommt auch *κ* 485 *φθινύθουσι φίλον κῆρ* vor. — Einen weiteren Fall der Art bietet *B* 724 die Angabe über Philoktet, welche durch die nachhomerische Dichtung veranlaßt wurde:

ἔνθ' ὅ γε κεῖτ' ἀχέων, τάχα δὲ μνήσεσθαι ἔμελλον
Ἀργεῖοι παρὰ νηυσὶ Φιλοκτήταο ἄνακτος.
οὐδὲ μὲν οὐδ' οἳ ἄναρχοι ἔσαν, πόθεόν γε μὲν ἀρχόν·
ἀλλὰ Μέδων κόσμησεν.

Zu 724 bemerkt Aristonikos: *ὅτι Ζηνόδοτος τοῦτον καὶ τὸν ἑξῆς ἠθέτηκεν. ἀναγκαῖον δέ ἐστι γνῶναι ὅτι ὕστερον ἀνεκομίσθη ἐκ Λήμνου ὁ Φιλοκτήτης.* Dieser Einwand Aristarchs trägt nur der späteren Sage Rechnung, der aber die vorausgehenden Verse nicht entsprechen. Mit Recht bemerkt Heyne: suspicari possis serioris rhapsodi fetum esse, cum fabula a cyclicis et tragicis de Philoctete Troiam arcessito celebrata esset. Color est idem qui v. 694 de Achille: *τῆς ὅ γε κεῖτ' ἀχέων, τάχα δ' ἀνστήσεσθαι ἔμελλεν.* Die Verse 686—694 sind von Zenodot mit Recht athetiert worden, da sie 769 ff. vorwegnehmen. Der Ausdruck *κεῖτο* ist passender 721 von dem kranken Philoktet als 688 und 694 von Achilleus gebraucht. Ein Rhapsode glaubte Näheres über die Briseis mitteilen zu müssen. Wenn es nun zu 727 heißt: *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ,τοὺς δὲ Μέδων κόσμησεν', ἵνα συνδήσῃ τὴν φράσιν ἠθετηκὼς τοὺς προειρημένους στίχους,* so kann Zenodot, wie Friedländer Ariston. rel. p. 77[1]) nach Düntzer Zen. S. 37 gesehen hat, den Vers 726 nicht in seinem Text gehabt haben. Nicht also hat Zenodot nach Tilgung von 724 f. *ἀλλά* in *τοὺς δέ* verwandelt, sondern

[1]) Nur ist in „videtur igitur Zenodotus etiam v. 726 eiecisse" der Ausdruck eiecisse nicht am Platz.

derjenige, der 724f. eingeschaltet hat, mußte, um die interpolierten Verse mit dem Folgenden zu verbinden, 703 *οὐδὲ μὲν . . ἀρχόν* einfügen und hiernach *ἀλλά* für *τοὺς δέ* setzen; denn *ἀλλά* ist augenscheinlich eine Folge der Interpolation von 726 aus 703. — Durch die nachhomerische Dichtung wurde auch in *Θ* 282, wo Agamemnon den Teukros ermahnt munter weiterzuschießen:

βάλλ' οὕτως, αἴ κέν τι φάος Δαναοῖσι γένηαι
πατρί τε σῷ Τελαμῶνι, ὅ σ' ἔτρεφε τυτθὸν ἐόντα
καί σε νόθον περ ἐόντα κομίσσατο ᾧ ἐνὶ οἴκῳ·
τὸν καὶ τηλόθ' ἐόντα ἐυκλεΐης ἐπίβησον,

die Interpolation des dritten Verses, der bei Zenodot fehlte, veranlaßt; denn bei Homer ist Teukros *κασίγνητος καὶ ὄπατρος* (*M* 371) des Aias, d. i. Bruder von derselben Mutter und dem gleichen Vater. Vgl. *O* 439 und Schol. T zu *M* 371 *οὐ νόθος οὖν καθ' Ὅμηρον ὁ Τεῦκρος.* Ferner entspricht *περ* nicht der Homerischen Auffassung, nach der *οὐδὲ ὄνειδος ἦν ἡ νοθεία παρὰ τοῖς παλαιοῖς.* Der Wegfall des Verses beseitigt eines von den drei aufeinanderfolgenden *ἐόντα.* Mit Recht bemerkt der Schol. T *πανταχόθεν δὲ αὐτὸν προτρέπει ὡς καὶ τὸν πατέρα καὶ τοὺς Ἕλληνας εὐεργετήσοντα.* In diesem allgemeinen Sinn „Glück" ist *φάος* inbezug auf den Vater zu nehmen. Das Genauere wird mit *ἐυκλεΐης* nachgeholt. Der Vers wurde auch von Aristophanes athetiert, wie Aristonikos angibt: *ὅτι ἄκαιρος ἡ γενεαλογία καὶ οὐκ ἔχουσα προτροπήν, ἀλλὰ τοὐναντίον ὀνειδισμὸν καὶ ἀποτροπήν.* Obwohl er aber im Ven. A mit dem Obelos gekennzeichnet ist und die Notiz des Aristonikos sich als Erklärung der Aristarchischen Athetese ausnimmt, muß man doch das Scholion T *οὐκ ὀνειδίζει, ἀλλ' ἐπαινεῖ, ὅτι διὰ τὴν τοῦ τρόπου χρηστότητα καίπερ νόθος ὢν οὕτως ἐτράφη. ἄλλως τε διδάσκει, ὅτι οὐκ ἔστιν ὄνειδος τὰ ἴδια ἀκούουσιν. ἀλλ' οὐδὲ ὄνειδος κτἑ.* wie eine Einrede gegen die Athetese ansehen. Jedenfalls finde ich keinen Grund mit Römer Philol. N. F. 24 S. 208ff. oder Ar. S. 52 dem Aristarch die Athetese der d r e i Verse 283—285 zuzuschreiben. — Einen

bemerkenswerten Anhaltspunkt für die Beurteilung von Zusätzen liefert uns *T* 76, wo die Handschriften mit Aristarch folgenden Text bieten:

τοῖσι δὲ καὶ μετέειπε ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων
αὐτόθεν ἐξ ἕδρης οὐδ' ἐν μέσσοισιν ἀναστάς·
‚ὦ φίλοι ἥρωες Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος,
ἑσταότος μὲν καλὸν ἀκουέμεν οὐδὲ ἔοικεν
ὑββάλλειν κτέ.

Wenn man von der gezwungenen Erklärung *αὐτόθεν ἐξ ἕδρης ἀναστὰς καὶ οὐκ ἐν μέσσοισιν* (*ἀναστάς*), als ob der Sprechende immer in der Mitte stehen müßte, absieht, würde Agamemnon seine Rede sitzend halten, wozu er keinen Grund hat, da er nur am Arm verwundet ist, wie er auch 249 f. sich erhebt. Vor allem aber ergibt *ἑσταότος* einen Widerspruch. Denn wenn der Sinn sein sollte „einen stehenden (nicht einen sitzenden) Redner zu hören ist anständig“, so müßte fortgefahren werden: „aber mir erlaubt der Schmerz der Wunde das Stehen nicht“. Der Gedanke ist aber: „es ist geziemend den aufgetretenen Redner anzuhören und es schickt sich nicht ihn zu unterbrechen“. Indes hat offenbar gerade das Mißverständnis von *ἑσταότος* den Vers *αὐτόθεν ἐξ ἕδρης κτέ.* veranlaßt. Bei Zenodot fehlte der Vers und lautete der vorhergehende Vers *τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη κρείων Ἀγαμέμνων*, wie auch die Ausgaben von Massilia und Chios boten. Dem Zusatz zuliebe mußte auch dieser Text umgeformt werden. So sehen wir deutlich, wie die Rhapsoden mit der Überlieferung willkürlich umgingen. Von dem Grammatiker Alexandros aus Kotyäon ist bei Porphyrios Quaest. Il. 233 die Notiz erhalten, daß Aristarch den Vers 77 eingefügt habe. Das widerspricht allem, was wir von Aristarch wissen, und auch der Angabe des Didymos, daß Aristophanes den Vers im Text gehabt habe. Derselbe geht offenbar auf die gleiche Quelle zurück wie der Vers *μῆνιν ἀναστενάχων καὶ ὑφ' ἕλκεος ἄλγεα πάσχων,* den die Ausgaben von Chios und Massilia an dessen Stelle boten, d. h. auf Rhapsoden, denen auch die nicht sehr passende Zusammen-

stellung zukommt. — Θ 37, welcher nach dem Schol. T bei Zenodot fehlte, steht in einer umfangreicheren Interpolation 28—40 und ist auch an und für sich sehr entbehrlich. Es ist aber anzunehmen, daß bei Zenodot die ganze Partie 28—40, welche auch Aristarch athetierte und welche meist aus anderswoher entnommenen Versen besteht, gefehlt hat. — Die Erklärung von *κύνας κηρεσσιφορήτους* in Θ 528 *οὓς κῆρες φορέουσι μελαινάων ἐπὶ νηῶν*, welche Zenodot nicht hatte, wird nicht nur durch das falsche Präsens *φορέουσι* gekennzeichnet, sondern auch durch das Mißverständnis von *κηρεσσιφορήτους*, welches nach der Erklärung von Döderlein (Gloss. 593) und O. Crusius (Roscher unter Keren Sp. 1137) *ὥστε Κήρεσσι φορεῖσθαι* „so daß sie von den Keren entrafft werden" bedeutet. — Interessant ist die kritische Behandlung von Θ 532—541

εἴσομαι ἤ κέ μ' ὁ Τυδεΐδης κρατερὸς Διομήδης
πὰρ νηῶν πρὸς τεῖχος ἀπώσεται ἦ κεν ἐγὼ τὸν
χαλκῷ δῃώσας ἔναρα βροτόεντα φέρωμαι.
) *αὔριον ἣν ἀρετὴν διαείσεται, αἴ κ' ἐμὸν ἔγχος*
) *μείνῃ ἐπερχόμενον· ἀλλ' ἐν βροτοῖσιν, ὀίω,*
) *κείσεται οὐτηθείς, πολέες δ' ἀμφ' αὐτὸν ἑταῖροι*
· *ἠελίου ἀνιόντος ἐς οὐρανόν. αἲ γὰρ ἐγὼ ὣς*
· *εἴην ἀθάνατος καὶ ἀγήραος ἤματα πάντα,*
· *τιοίμην δ' ὡς τίετ' Ἀθηναίη καὶ Ἀπόλλων,*
ὡς νῦν ἡμέρη ἥδε κακὸν φέρει Ἀργείοισιν.

Zu 535—537 bemerkt Aristonikos (und in Übereinstimmung Didymos): *ὅτι ἢ τούτους δεῖ τοὺς τρεῖς στίχους μένειν, οἷς τὸ ἀντίσιγμα παράκειται ἢ τοὺς ἑξῆς τρεῖς, οἷς αἱ στιγμαὶ παράκεινται· εἰς γὰρ τὴν αὐτὴν γεγραμμένοι εἰσὶ διάνοιαν. ἐγκρίνει δὲ μᾶλλον ὁ Ἀρίσταρχος τοὺς δευτέρους διὰ τὸ καυχηματικωτέρους εἶναι τοὺς λόγους. ὁ δὲ Ζηνόδοτος τοὺς πρώτους τρεῖς οὐδὲ ἔγραφεν.* Hiernach scheint sich die Note auf 535—537 und 538—541 zu beziehen und Aristarch von den vier Versen 538—541 einen (540) nicht in seinem Text gehabt zu haben. Aber die Rüge der Tautologie kann sonder Zweifel nur 535—534 nach 532—534 treffen. Die Zeichen müssen also um

drei Zeilen hinaufgerückt werden. Darnach hätte also Aristarch 532—534 als unecht erklärt, worin ihm Ludwich folgt. Dann aber fehlt die Person, welcher ἣν ἀρετήν (oder vielmehr ἡ ἀρετὴ) διαείσεται gilt. Ein solches Versehen können wir einem Aristarch unmöglich zutrauen. Wie A bei 535—537 das Zeichen ἀντίσιγμα, bei 538—540 den Punkt hat, so bezieht sich die Angabe, daß „die ersten drei Verse" bei Zenodot fehlen, tatsächlich auf 535—537, dagegen die Angabe, daß Aristarch „die zweiten drei" als echt anerkannt habe, nicht auf 535—537, sondern auf 532—534. Die Notiz gehört also, wie Ludwich Ar. II S. 141 erkannt hat, zu 532, die Angaben τοὺς δευτέρους und τοὺς πρώτους aber waren ursprünglich vertauscht. Die Begründung διὰ τὸ καυχηματικωτέρους εἶναι τοὺς λόγους stimmt auch besser zu 532—534. Also auch hier wird die Lücke Zenodots durch Aristarch bestätigt. — Θ 557—559 fehlten nach den Schol. A und T bei Zenodot und wurden ebenso von Aristophanes und Aristarch verworfen. Hier ist auch Römer Ar. S. 249 der Ansicht, daß die Verse in den für Zenodot maßgebenden Vorlagen fehlten. Mit dieser Interpolation hängt auch eine Verschlechterung des Textes in der Einleitung des Gleichnisses zusammen, da dem τόσσα 560 vorher ein ὅσσα δ' entsprechen muß. Der Fehler wurde schon von denen bemerkt, die nach der Angabe des Aristonikos in 560 ὡς τὰ für τόσσα schrieben. — Ι 416 ἔσσεται οὐδέ κέ μ' ὦκα τέλος θανάτοιο κιχήῃ, eine überflüssige Ergänzung zu ἐπὶ δηρὸν δέ μοι αἰών, wurde auch von Aristarch athetiert und ist ein charakteristisches Beispiel für solche Anhängsel. — Das gleiche ist von Ι 694 μῦθον ἀγασσάμενοι· μάλα γὰρ κρατερῶς ἀγόρευσεν (aus Ι 431, Θ 29 wiederholt) zu sagen. Wenn das eine Mal berichtet wird: Ζηνόδοτος μὲν οὐ γράφει, Ἀρίσταρχος δὲ ἀθετεῖ (A und T), das andere Mal Ζηνόδοτος δὲ τὸν στίχον οὐκ ἔγραφεν, Ἀριστοφάνης δὲ ἠθέτει (A), so ist, da die Athetese von Aristarch durch Aristonikos festgestellt ist, wie öfters Ἀριστοφάνης an die Stelle von Ἀρίσταρχος gekommen. — Echtes Rhapsodenwerk ist λ 245 λῦσε δὲ παρθενίην ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον ἔχευεν, welchen Zenodot ausließ und auch Aristarch tilgte. —

Ähnlicher Art ist die gleichfalls von Zenodot ausgelassene und von Aristarch athetierte Stelle *Θ* 371 f. *ἥ οἱ γούνατ' ἔκυσσε καὶ ἔλλαβε χειρὶ γενείου λισσομένη τιμῆσαι Ἀχιλλῆα πτολίπορθον.* Die Einrede von Römer Ar. S. 144 ff. kann das Zeugnis von Didymos und Aristonikos nicht umstoßen. Vgl. Stud. z. Ilias S. 33. — Zu *Π* 236

ἠμὲν δή ποτ' ἐμὸν ἔπος ἔκλυες εὐχομένοιο,
τίμησας μὲν ἐμέ, μέγα δ' ἴψαο λαὸν Ἀχαιῶν·
ἠδ' ἔτι καὶ νῦν μοι τόδ' ἐπικρήηνον ἐέλδωρ,

wovon Zenodot den mittleren Vers ausließ, bemerkt Aristonikos: *ἡ διπλῆ ὅτι οὐ προσυνέσταται περὶ τῆς τῶν Ἀχαιῶν κακώσεως εὐχόμενος οὐδὲ κατὰ εὐχὴν τετίμηται, ἀλλὰ διὰ τὰς τῆς Θέτιδος λιτάς· διὸ ἀθετητέον τὸν ἑξῆς ‚τίμησας μὲν ἐμέ'· καθολικῶς γὰρ λέγει καὶ οὐκ εἰς ἀφωρισμένον ἀναφέρει καιρὸν τὸν τῆς μηνίδος.* Daraus ist zu entnehmen, daß Aristarch den Vers athetiert hat, wie derselbe Aristonikos zu 237 angibt: *ὁ μὲν ὀβελὸς πρὸς τὴν προειρημένην ἀθέτησιν, ὁ δὲ ἀστερίσκος, ὅτι ἐκ τῆς τοῦ Χρύσου εὐχῆς μετενήνεκται.* Die Tatsache der Athetese von Aristarch steht hiernach fest, die Erklärung derselben aber gehört Aristonikos an; nur daß diese Erklärung nicht im Sinne des Aristarch gegeben ist, kann man vielleicht aus dem Schol. T *τὴν ἀπὸ τῆς μητρὸς δέησιν ἑαυτοῦ εὐχὴν νενόμικεν· ὁ γὰρ τὴν Θέτιν αὐτῷ ἀνεὶς Ἀχιλλεύς ἦν κτέ.* entnehmen, nicht aber mit Römer Ar. S. 147, daß die Athetese nicht von Aristarch herrührt. Denn es soll bloß erklärt werden, warum Achilleus die Bitte der Thetis zu der seinigen macht. Wenn Schol. T zu 237 angibt: *Ζηνόδοτος οὐδὲ γράφει, Ἀριστοφάνης ἀθετεῖ,* so kann man höchstens folgern, daß Aristophanes schon vor Aristarch den Vers athetiert hat, wahrscheinlich aber ist wieder die häufige Verschreibung anzunehmen und *Ἀρίσταρχος ἀθετεῖ* dafür zu setzen, wie der gleiche Schol. T zu *O* 74—77 angibt: *Ἀρίσταρχος ἀθετεῖ ὡς καὶ τὸ ‚τίμησας μὲν ἐμέ'.* Ganz abgesehen davon muß der Vers als unecht betrachtet werden, weil er an der richtigen Stelle *A* 454 sich auf die Genugtuung bezieht, die Apollon dem Chryses durch die Pest verschafft hat. — Nach *K* 253 *ἄστρα δὲ δὴ*

προβέβηκε, παροίχωκεν δὲ πλέων νύξ fehlte bei Zenodot der Vers: *τῶν δύο μοιράων, τριτάτη δ' ἔτι μοῖρα λέλειπται,* den auch Aristophanes und Aristarch athetierten. Die Bemerkung des Aristonikos zu dieser Stelle: *ὅτι αὔταρκες τὸ κεφαλαιωδῶς εἰπεῖν ‚ἄστρα δὲ δὴ προβέβηκε'· τὸ γὰρ τοῦ καιροῦ τοῦτο ἀπαιτεῖ, τὸ δὲ προσδιασαφεῖν κατὰ τὸ ἀκριβὲς τὸ παρεληλυθὸς καὶ τὸ περιλειπόμενον ὥσπερ ἀστρονόμου τινός· οὐχ Ὁμηρικὸν δὲ καὶ τὸ ‚τῶν δύο'. ‚οἱ δύο' μὲν γὰρ λέγει καὶ ‚τοὺς δύο', ‚τῶν δύο' δὲ ἢ ‚τοῖς δύο' οὐκ ἔστιν εὑρεῖν παρ' Ὁμήρῳ* scheint durchaus zutreffend und des Aristarch würdig zu sein. Zwar findet sich *δύω ποταμῶν κ* 515 und *δύω κανόνεσσι N* 407, aber nicht *τῶν δύο* oder *τοῖς δύο* und die genaue Berechnung „es sind über acht Stunden (Schol. T) der Nacht vorüber“ ist weniger poetisch als die allgemeine Angabe „der größere Teil der Nacht ist vorüber“ [1]). Sehr richtig bemerkt Ludwich Ar. I S. 315, daß das *γράφεται καὶ οὕτως ‚ἄστρα . . λέλειπται'* (Schol. A) sich wahrscheinlich auf den Zusatz des zweiten Verses bezieht, daß der Scholiast also den zweiten Vers nicht in seiner Textvorlage hatte. — *K* 497 fehlte in der Ausgabe des Zenodot und Aristophanes und wurde von Aristarch athetiert; ebenso wurden *Λ* 13 f., *Λ* 78—83, ein Göttergespräch, *M* 175—180, 450, *Ξ* 376 f., welche bei Zenodot nicht vorhanden waren, auch von Aristophanes und Aristarch, *Λ* 705 auch von Aristarch verworfen. Bei *M* 175—180 versteht sich auch Römer Zen. S. 35 zu der Annahme handschriftlicher Autorität, weil die Voraussetzung mehrerer Lagertore ein Grund der Athetese für Aristarch, nicht aber nach der Lesart Zenodots *πάσας ἐπῴχετο M* 340 für diesen sein konnte. Zu *Λ* 179

πολλοὶ δὲ πρηνεῖς καὶ ὕπτιοι ἔκπεσον ἵππων
Ἀτρείδεω ὑπὸ χερσί· περιπρὸ γὰρ ἔγχεϊ θῦεν

bemerkt Aristonikos: *ἀθετοῦνται ἀμφότεροι καὶ ἀστερίσκοι παράκεινται, ὅτι κατὰ τὴν Πατρόκλου ἀριστείαν* (*Π* 699) *τάξιν ἔχουσι, νῦν δὲ οὔ· προείρηται γὰρ ‚πολλοὶ δ' ἐριαύχενες ἵπποι κείν' ὄχεα κροτάλιζον ἀνὰ πτολέμοιο γεφύρας'* (159 f.). Diese Be-

1) Die Ausführungen Römers Ar. S. 157 ff. sind mehr gelehrt als überzeugend.

merkung ist zwar ungenau, aber nicht unrichtig. Einen *ἀστερίσκος* hat in A nur der zweite Vers und nur dieser kann ihn haben wegen der gleichen Form mit *Π* 699 *Πατρόκλου ὑπὸ χερσί· περιπρὸ γὰρ ἔγχεϊ θυῖεν.* Der Inhalt der beiden Verse aber ist eine Wiederholung des Gedankens von 159 f. und erinnert zugleich an *Π* 379 *ὑπὸ δ' ἄξοσι φῶτες ἔπιπτον πρηνέες ἐξ ὀχέων.* Der Zusatz des Didymos *Ζηνόδοτος οὐκ ἔγραφεν· Ἀριστοφάνης δὲ ἠθέτει τὸν ,Ἀτρείδεω ὑπὸ χερσίν'* steht mit dem Schol. T *Ἀριστοφάνης τοὺς δύο ἀθετεῖ, Ζηνόδοτος οὐ⟨δὲ γράφει⟩* nicht in Einklang, wenn man nicht hier wieder *Ἀρίσταρχος* für *Ἀριστοφάνης* setzt. Die Form *πρηνεῖς* für *πρηνέες* spricht auch für die Unechtheit, welche nicht zweifelhaft sein kann trotz des heftigen Widerspruchs von Römer Ar. S. 254 f. — Ungenau muß auch die Angabe zu *Λ* 356 *γαίης· ἀμφὶ δὲ ὄσσε κελαινὴ νὺξ ἐκάλυψεν* nach *στῆ δὲ γνὺξ ἐριπὼν καὶ ἐρείσατο χειρὶ παχείῃ* sein: *ὁ ὀβελὸς καὶ ὁ ἀστερίσκος, ὅτι ἐν ἄλλῳ τόπῳ* (*E* 309) *ὀρθῶς κεῖται· οὐ γέγονε γὰρ σφοδρὰ πληγὴ ὡς ἐπ' Αἰνείου· οὐ ,θλάσσε δέ οἱ κοτύλην'* (*E* 307)· *πῶς οὖν ἐσκοτώθη.* Diese Bemerkung ist sehr richtig und wird durch das Schol. T *κακῶς ἐκ τῶν ⟨ἐπ'⟩ Αἰνείου μετηνέχθη. σκότωσις δὲ αὐτῷ γέγονεν, ὡς τὸ ,ἄμπνυτο'* (359) *δηλοῖ,* das nicht von Aristarch herzurühren braucht, nicht widerlegt. Denn *ἄμπνυτο* setzt eine so starke Wirkung nicht notwendig voraus und ein Wurf auf die Helmspitze, nach welchem Hektor noch eine weite Strecke zurückläuft, kann nicht hinterher noch einen solchen Helden zum Niedersinken gebracht haben. Es muß sich also, da auch *ἐρείσατο* den Zusatz *γαίης* (oder vielmehr nach Peppmüllers Vermutung *γαίῃ*) erfordert, die Athetese Aristarchs, also auch die Notiz *προηθέτει Ἀριστοφάνης· Ζηνόδοτος δὲ οὐδὲ ἔγραφεν* auf die beiden wiederholten Verse beziehen, wie schon Nauck annahm, dem freilich Ludwich Ar. I S. 329 widerspricht. — Daß in der Angabe des Aristonikos zu *Ξ* 114 *Τυδέος, ὃν Θήβῃσι χυτὴ κατὰ γαῖα καλύπτει: Ζηνόδοτος δὲ ἠθέτει, παρὰ Ἀριστοφάνει δὲ οὐκ ἦν* die Namen wieder vertauscht sind, hat schon Düntzer Zen. S. 168 erinnert. Auch ist *Ἀριστοφάνης δὲ προηθέτει* zu schreiben, da der Vers in

A den Obelos hat. Wenn Römer Ar. S. 206 aus dem Schol. T *οὐ κατὰ τοὺς τραγικοὺς ἐν Ἐλευσῖνι μετηνέχθησαν οἱ περὶ Καπανέα* entnimmt, daß Aristarch, wenn ihm der Vers als unecht erschien, nie und nimmer einen so wichtigen Schluß für die Homermythologie der Sieben daraus gezogen haben würde, so ist zu entgegnen, daß in A vor dem Vers außer dem Obelos auch die Diple steht. Auch ist der Text des Scholion nicht in Ordnung; man erwartet etwa *οὐχ ὁμολογοῦσιν οἱ νεώτεροι· κατὰ τοὺς γὰρ τραγικοὺς κτέ.* — *P* 582 weicht Zenodots Text *Ἕκτορα δὲ φρένα δῖος Ἄρης ὄτρυνε μετελθών* (eher *ὄτρυνεν ἐπελθών*) merklich von dem gewöhnlichen (Aristarchischen) *Ἕκτορα δ' ἔγγυθεν ἱστάμενος ὤτρυνεν Ἀπόλλων* ab. Soll Zenodot so gedankenlos gewesen sein, daß er nachher (585) *τῷ μιν ἐεισάμενος προσέφη ἑκάεργος Ἀπόλλων* im Text duldete, also Apollon für Ares setzte? Offenbar hatte Zenodot diesen Vers nicht im Text und da er in ABGM¹T¹ fehlt, war er auch bei Aristarch nicht vorhanden. Daher fehlt bei Aristonikos oder Didymos die Angabe der Auslassung. — Die Annahme, daß *Σ* 10 f., welche in der Ausgabe des Rhianos und Aristophanes fehlten, auch bei Zenodot gefehlt hätten, hat Ludwich Ar. I S. 427 mit Recht zurückgewiesen. — Zu *Υ* 269—272 berichtet Schol. T: *οὗτοι καὶ προηθετοῦντο παρ' ἐνίοις τῶν σοφιστῶν* (*πολιτικῶν*? vgl. *τινὲς τῶν πολιτικῶν* Schol. zu *Ψ* 77, *Ω* 30), *ἐν ἐνίοις δὲ οὐδὲ ἐφέροντο.* Diese Verse haben wohl auch bei Zenodot gefehlt. — Weniger sicher kann der Sachverhalt bei *O* 18—31 und 33 erscheinen: *Ζηνόδοτος οὐδὲ ὅλως τὴν κόλασιν τῆς Ἥρας γράφει* (Schol. zu 27) und zu 33 *οὔτε παρὰ Ζηνοδότῳ οὔτε παρ' Ἀριστοφάνει ἦν.* Würde 33 nur bei Aristophanes fehlen, so müßte man *τὸ ἀπρεπές* als verdächtigen Grund der Athetese betrachten. Aber für die Unechtheit von 18—31 spricht vor allem die unklare Beziehung zum Heraklesmythus[1]). — Überrascht ist

[1]) Mit einem solchen Hinweis beseitigt La Roche (Zeitschr. für die österr. Gymn. 1863 S. 168) die ungeschickte Einlage *Σ* 117—120. Ohne Not tilgt La Roche auch die Worte *κείσομ', ἐπεί κε θάνω.* Aus dem gleichen Mythus stammt die übel angebrachte Partie *T* 95—136, welche Nitzsch Sagenpoesie S. 131 als unecht erklärt hat.

man bei *ϑ* 142 *αὐτὸς νῦν προκάλεσσαι ἰὼν καὶ πέφραδε μῦθον,* den alle Handschriften bieten, zu hören, daß weder Aristarchos noch Aristophanes noch Zenodot den Vers kannte, sicher ein Beweis, daß er in den alten Handschriften, die ihnen zugebote standen, nicht vorhanden war. — Zu *K* 240 *ὣς ἔφατ', ἔδεισεν δὲ περὶ ξανθῷ Μενελάῳ* bemerkt Aristonikos: *ἀθετεῖται, ὅτι περισσὸς ὁ στίχος καὶ παρέλκων, καὶ μὴ ἐπιλεγόμενος ἀπαρτίζει τὴν διάνοιαν. ἡ δὲ διπλῆ, ὅτι ἔξωθεν ἐκ τοῦ ἰδίου προσώπου ἀναφωνεῖ, ὡς καὶ τὸ ‚νήπιος, οὐδ' ἄρ' ἔμελλε κακὰς ὑπὸ κῆρας ἀλύξας* (*M* 113). *οὐδὲ ἐν τῇ Ζηνοδότου δὲ ἦν* (Schol. T zu 240 *οὐδὲ ἐν τῇ Ζηνοδότου ἦν*). Häufig hat Ad. Römer in den Angaben des Aristonikos Wirrwarr gefunden: hier tritt dieser recht deutlich zutage. Die Diple bekundet, daß Aristarch den Vers nicht als unecht erklärt hat und *παρέλκων*, vor allem aber *μὴ ἐπιλεγόμενος ἀπαρτίζει τὴν διάνοιαν* d. i. „der Zusatz ist für den Abschluß des Gedankens unnötig" läßt deutlich erkennen, daß die Athetese dem vorausgehenden Vers 239 *ἐς γενεὴν ὁρόων, μηδ' εἰ βασιλεύτερός ἐστιν* gilt. Dieser Vers schleppt in der Tat nach *αἰδόι εἴκων* nach und ist überflüssig. Er fehlte also auch bei Zenodot. Nicht leicht wird Aristarch *ὣς ἔφατο* getilgt haben. — Dafür daß wir die Lücken bei Zenodot nicht als willkürliche Auslassungen von ihm betrachten dürfen, haben wir auch zwei Zeugnisse. Zu *H* 255—257 bemerkt Didymos: *τοὺς στίχους τούτους οὐ προσίενται ἔνιοι ὥσπερ οὐδὲ Ζηνόδοτος.* Es gab also noch andere Ausgaben, in denen die Verse fehlten[1]). Die Notiz des Aristonikos *ὅτι κυρίως ἔγχη τὰ δόρατα, οὐχ ὥς τινες τὰ ξίφη. λέγει δὲ τὰ ἐνεχόμενα ταῖς ἀσπίσιν ἃ προήκαντο* verrät uns, daß Aristarch den Grund der Weglassung darin fand, daß Zenodot unter *ἔγχη* wegen *ἐκσπασσαμένω* Schwerter verstand. Daß die Verse eine unechte Zutat sind, was man auf

[1]) Das gilt auch von *P* 545, wenn das Schol. T *Ζηνόδοτος ἀθετεῖ· τινὲς οὐδὲ γράφουσιν* von Ludwich (Ar. I S. 425) richtig in *Ἀρίσταρχος ἀθετεῖ· Ζηνόδοτος δὲ καὶ* . . (*ἄλλοι* möchte ich einfügen) *οὐδὲ γράφουσιν* geändert ist. Die Verse 545 f. müssen schon wegen des Widerspruchs mit 593 ff. wegbleiben.

den ersten Blick nicht erkennt, hat A. Clausing, Kritik und Exegese der homerischen Gleichnisse im Altertum. Parchim 1913 S. 8f. dargetan: *ἔπειτα* (258) ist nach *συνέπεσον* (256) unangebracht. Die Helden verfügen über zwei Lanzen. Der Ausdruck *ἔνιοι* in der Angabe des Didymos weist wahrscheinlich auf die Ausgabe von Chios hin. — Zu *P* 134—136 bemerkt nämlich Aristonikos oder vielmehr Didymos: *παρὰ Ζηνοδότῳ καὶ ἐν τῇ Χίᾳ οὐκ ἦσαν οἱ γ' στίχοι, ἴσως, φασὶν ἔνιοι, ὅτι οἱ ἄρσενες λέοντες οὐ σκυμναγωγοῦσιν, ἀλλὰ θήλειαι μόναι. κατὰ δὲ τὸ ἀρσενικὸν καὶ ἐπὶ τῆς θηλείας τέτακται ὁ λέων*, d. h. wie Römer Ar. S. 424 die Stelle trefflich verbessert hat, *κατὰ δὲ ⟨τὸν Ἀρίσταρχον⟩ τὸ ἀρσενικὸν λέων καὶ ἐπὶ τῆς θηλείας τέτακται.* Das schöne Gleichnis ist mit Unrecht ausgelassen, aber Zenodot ist in gewissem Sinne unschuldig daran, wenn es in seiner Ausgabe fehlte.

Nachdem sich an mehr als vierzig Stellen der verkürzte Text Zenodots als ursprünglich und offenbar auf handschriftlicher Überlieferung[1]) beruhend erwiesen hat und sein Urteil, das man gewöhnlich nicht hoch einschätzt, das auch bei seinen Athetesen nicht hoch einzuschätzen ist, hier als durchaus zutreffend anerkannt werden muß, wiewohl bei nicht vorgefundenen Versen eigentlich von einem Urteil nicht die Rede sein kann, wird man auch an anderen Stellen, an denen die Sache nicht von vornherein klar liegt, den Auslassungen Zenodots mehr Gewicht beilegen müssen. Allerdings daß *Ω* 269 *πύξινον ὀμφαλόεν εὖ οἰήκεσσιν ἀρηρός* bei Zenodot fehlte, wird Zufall sein. Dagegen muß der ausgelassene Vers *K* 534

ψεύσομαι ἢ ἔτυμον ἐρέω; κέλεται δέ με θυμός

---

[1]) Die Varianten zu *α* 93 und 285 führen auf die *Κρητικὴ ἔκδοσις*. Eine gewisse Bestätigung kann man darin finden, daß dieses Manuskript auch *Φ* 290 — 292 ausließ. Aristarch athetierte 290 wegen des Widerspruchs mit 285. Die Unechtheit der drei Verse, die auch Seleukos anerkannte, wird durch das hier nichtssagende *σὺ δὲ εἴσεαι αὐτός* (vgl. *β* 40) nahegelegt. Auch bedeutet sonst *λωφᾶν* „sich erleichtert fühlen, ausruhen", nicht „aufhören".

als Reminiszenz eines Rhapsoden an *δ* 140, wo der Vers nicht fehlen kann, beiseite gelassen werden. — Über *γ* 231 *ῥεῖα θεός γ' ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαώσει*, welchen Zenodot ausgelassen hat, muß das Urteil jetzt anders lauten. Didymos gibt an: *περιήρει τελέως διὰ τὸ μαχόμενον αὐτῷ ‚εἰ μὴ θεοὶ ὡς ἐθέλοιεν'* (so nämlich schrieb Zenodot für *οὐδ' εἰ θεοὶ*). Vielmehr wird durch das Fehlen des Verses die Zenodotische Lesart in 216f. *ἀποτίσεαι ἐλθών, ἢ σύ γε* bestätigt. Allerdings wird sonst öfters *ἀποτίσεται ἐλθών* von Odysseus gesagt; aber jetzt ist ebenso Telemach in der Fremde und das folgende *εἰ γάρ σ' ὡς ἐθέλοι φιλέειν κτέ.* fordert unbedingt die Beziehung auf Telemach. Auch Aristarchs Athetese von 232—238 und 241f. bestätigt, daß nicht von der Rückkehr des Odysseus die Rede ist, sondern von selbständiger Rache des Telemach. Nun gewinnt auch der Zenodotische Text in 230 *Τηλέμαχ' ὑψαγόρη, μέγα νήπιε, ποῖον* (vielmehr *οἷον*) *ἔειπες* Geltung, da er als Erwiderung der Athena genügt. Da diesem Text *οὐδ' εἰ θεοὶ* in 228 erst recht entspricht, so erhellt, daß Zenodot seine Lesart nicht selbst erdacht, sondern in seiner Quelle vorgefunden hat. Es feiert also hier die Zenodotische Überlieferung einen Triumph. — Das überraschendste Ergebnis aber dürfte der Wegfall von *B* 111—118 sein. Aristonikos bemerkt zu 111: *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ‚Ζεύς με μέγας Κρονίδης'. καὶ ὅτι ἀπὸ τούτου ἕως τοῦ ‚αἰσχρὸν γάρ τόδε γ' ἐστί'* (119) *οὕτως συντέμνει*

ὦ φίλοι, ἥρωες Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος,
λώβη γάρ τάδε γ' ἐστὶ καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι,
μὰψ οὕτω.

Zunächst begreift man in der Notiz des Didymos über *μέγας* das *σχολικὸν ἀγνόημα τὸ δοκεῖν Ζηνοδότειον εἶναι τὴν μετὰ τοῦ σ̄ γραφήν*, wenn Zenodot den Vers 111 hier gar nicht gehabt hat. Die gelehrte Ausführung des Didymos ist nicht so unklar, wie Römer N. Rhein. Mus. 66 (1911) S. 342 anzunehmen scheint, nachdem die scharfsinnige Auslegung von Lehrs Ar. S. 17² ff. viel zur Erläuterung beigetragen hat. „Es ist ein

Irrtum der Aristarchischen Schule, sagt Didymos, daß die Lesart *μέγας* statt *μέγα* (*B* 111, *I* 18) dem Zenodot angehöre. Dionysios Thrax hat dies in seiner Schrift *περὶ ποσοτήτων* angenommen, in welcher er über Zenodot herfällt, der nicht gewußt habe, daß Homer abweichend vom gewöhnlichen Sprachgebrauch *μέγα* für *μεγάλως* brauche. Das ist nicht genau. Wenn wir die Abhandlungen (*συγγράμματα*) Aristarchs den Kommentaren (*ὑπομνήματα*) voranstellen, erfordert die Genauigkeit nach Aristarch die Schreibung *Ζεύς με μέγας*. Denn in dem Sendschreiben *πρὸς Φιλητᾶν* erklärt er den absoluten Gebrauch von *μέγας* mit *Ζεύς με μέγας Κρονίδης*, den relativen mit *Αἴας δ' ὁ μέγας* (*Π* 358). Das gleiche sagt er in einem der genau geschriebenen Kommentare (*ὑπομνημάτων* für *ποιημάτων* Lehrs) und seine Schüler Dionysodoros, Ammonios, Kallistratos folgen ihm in der Schreibung *μέγας*. Auch Ptolemäos *ὁ ἐπιθέτης* hat bei der Darlegung der Zenodotischen Lesarten nicht *μέγας* für Zenodot in Anspruch genommen.“ Hiernach erledigen sich die widersprechenden Angaben des Aristonikos zu *I* 18 *ὅτι μέγα δεῖ γράφειν . . ἀδόκιμος δὲ πάνυ ἡ μετὰ τοῦ σ μέγας* und zu *B* 111 *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ‚Ζεύς με μέγας Κρονίδης‘* und die in dem Textscholion zu *I* 18 *Ἀρίσταρχος σὺν τῷ σ̄ μέγας* dahin, daß Aristarch schwankte und bald *μέγα* bald *μέγας* bevorzugte, da er beides in seinen Quellen fand. Unsere Handschriften geben mit Recht *μέγα* (zu *B* 111 alle, zu *I* 18 fast alle). Der Wegfall von 111—118 verschafft erst der Rede des Agamemnon den logischen Zusammenhang: nicht wegen des Auftrags von Zeus, sondern wegen der Erfolglosigkeit des Kampfes schlägt Agamemnon vor nach Hause zurückzukehren. Offenbar hat man für *γάρ* 119 am Anfang der Rede die Beziehung vermißt und hat deshalb *I* 18—22 vorausgesetzt, während mit *γάρ* im voraus der Vorschlag begründet wird, den Agamemnon im Sinne hat. Wir haben ganz den gleichen Fall wie *σ* 259 (vgl. Schol. A zu *B* 284) oder *ξ* 495 f., wo 495 *ἀθετεῖται ὡς ἐκ τῆς Ἰλιάδος* (*B* 56) *μετενηνεγμένος* und dazu bemerkt wird: *τινές* (d. i. Aristarch) *φασιν ἐνίους ἠγνοηκότας τοῦ ποιητοῦ, ὅτι ἔθος ἐστὶν αὐτῷ ἀπὸ τοῦ ‚γάρ‘ ἄρχεσθαι*

(z. B. *P* 221, *H* 328, wo die Rede in gleicher Weise beginnt: *Ἀτρεΐδη . . πολλοὶ γὰρ τεθνᾶσι* oder *κ* 189, wozu das Scholion bemerkt: *Καλλίστρατός φησιν, ὡς ὑπό τινος ὁ στίχος (κέκλυτέ μευ μύθων κτἑ.) προτέτακται ἀγνοοῦντος τὸ Ὁμηρικὸν ἔθος, ὡς θέλει ἄρχεσθαι ἀπὸ τοῦ ‚γάρ') διὰ τοῦτο πεπλακέναι τὸν στίχον.* Wenn wir den Zenodotischen Text annehmen, müssen wir auch die Lesart *λώβη* für *αἰσχρόν* gelten lassen. Vgl. *H* 97, *σ* 225. Die Verse *I* 23—25 tilgten Aristophanes und Aristarch|, sie hätten mehr Anlaß gehabt *B* 116—118 auszuscheiden, da sich *αἰσχρὸν γὰρ* 119 an *δυσκλεέα* 115 anschließen kann. — Die Verkürzung, welche Zenodot in *Π* 89 f. gibt: *εἰ δέ κεν αὖ τοι δώῃ κῦδος ἀρέσθαι ἐρίγδουπος πόσις Ἥρης, μὴ σύ γ' [ἄνευθεν ἐμεῖο λιλαίεσθαι πολεμίζειν Τρωσὶ φιλοπτολέμοισιν· ἀτιμότερον δέ με θήσεις. μηδ' ἐπ]αγαλλόμενος πολέμῳ καὶ δηιοτῆτι . . προτὶ Ἴλιον αἰπὺ δίεσθαι (αἰπὺν ἴεσθαι?)* nimmt sich nicht wie eine willkürliche Vornahme aus; denn man gewinnt den richtigen Zusammenhang der Gedanken: „wenn dir Zeus Sieg verleiht, laß dich nicht durch die Siegesfreude fortreißen gegen Ilios zu stürmen". Im folgenden (93—96) freilich erscheint der verkürzte Text Zenodots *μή σ' ἀπομουνωθέντα λάβῃ* (so Schol. T, *ἀπογυμνωθέντα*, wie Schol. A gibt, gehört zu dem Witze des Dionysios Thrax *δάκῃ*) *κορυθαίολος Ἕκτωρ* minder annehmbar, stand aber jedenfalls auch in der Vorlage Zenodots. Dessen Athetese von 97—100 wurde von Aristarch gebilligt (Schol. T). — Statt *B* 60—70 hatte Zenodot nur die zwei Verse

ἠνώγει (l. *ἤνωγέν*) *σε πατὴρ ὑψίζυγος, αἰθέρι ναίων,*
Τρωσὶ μαχήσασθαι προτὶ[1]) *Ἴλιον· ὡς ὃ μὲν εἰπών.*

Aristonikos, der begreiflicherweise den Ausdruck *συντέτμηκεν* gebraucht, bemerkt dazu: *τὰ δὲ ἀπαγγελτικὰ ἐξ ἀνάγκης δὶς καὶ τρὶς ἀναπολεῖται ταῖς αὐταῖς λέξεσι. καὶ οὐ δυσωπητέον· ἀναγκαῖον γὰρ καὶ τοῖς συγκεκλημένοις βουλευταῖς διηγήσασθαι.* Dieser Regel Aristarchs kann nicht durchaus beigestimmt werden. Iris muß natürlich den Auftrag des Zeus genau wiedergeben. Für Agamemnon den im Rate Versammelten gegenüber

---

[1]) Vielmehr *μαχέσσασθαι περὶ*, vgl. zu *Σ* 210.

genügt der Hauptinhalt des Traums, der Dichter aber vermeidet passend die zweite Wiederholung der gleichen Worte (11—15 = 28—32 = 65—69). Das Urteil von A. Ludwich Ind. lect. von Königsberg 1892 S. 14 „noch rücksichtsloser verfuhr Zenodot mit *B* 60—70“ dürfte kaum gerechtfertigt sein. — Auch der verkürzte Text in *Δ* 88 f. *Πάνδαρον ἀντίθεον διζημένη, εὗρε δὲ τόνδε* (vielmehr *τόν γε*) für *διζημένη, εἴ που ἐφεύροι. εὗρε Λυκάονος υἱὸν ἀμύμονά τε κρατερόν τε* vermeidet die drei Epitheta des Pandaros und die Wiederholung von *E* 168 f. Den gleichen Text wie Zenodot hat der Papyrus Hibeh 20. — Aus der Lesart *πῶν μέγ' οἰῶν Σ* 528 kann man nicht mit Düntzer Zen. S. 175 schließen, daß Zenodot den folgenden Vers nicht im Texte gehabt habe, da *ὀίων* das neue Epitheton *ἀργεννῶν* erhält. Man sieht im Gegenteil auch hier, daß die abweichende Lesart nicht erst von Zenodot erfunden ist und daß er Verse nur ausgelassen hat, wenn er sie nicht in seiner Vorlage fand. — Der verkürzte Text in *A* 446 f. *ὣς εἰπεν [ἐν χερσὶ τίθει, ὃ δὲ δέξατο χαίρων παῖδα φίλην·] τοὶ δ' ὦκα θεῷ κλειτὴν ἑκατόμβην* wird gleichfalls ursprünglich sein, da *πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει* vorausgeht. Der Aristarchische Text stimmt mit *Ψ* 624 überein. — Von gleicher Art ist der einfachere Text, den Zenodot *A* 219 f. für *ἦ καὶ ἐπ' ἀργυρέῃ κώπῃ σχέθε χεῖρα βαρεῖαν, ἂψ δ' ἐς κολεὸν ὦσε μέγα ξίφος οὐδ' ἀπίθησεν* bot: *ὣς εἰπὼν πάλιν ὦσε μέγα ξίφος οὐδ' ἀπίθησε.* Hier hat jedenfalls keine Rücksicht auf eine Wiederholung obgewaltet.

Von den eigenen Athetesen Zenodots wird bald der Ausdruck *ἀθετεῖ* (durch den Obelus) bald *περιγράφει* (durch eine Art Klammer) gebraucht[1]). Nach dem Schol. T zu *Π* 97—100 *καλῶς οὖν, φησὶν Ἀρίσταρχος, Ζηνόδοτος ὑπώπτευκεν ὡς εἶεν*

---

[1]) *ἦρκε* ist nicht gleichbedeutend mit *ἠθέτηκε*, wie Ludwich Ar. II S. 134 meint, sondern s. v. a. *οὐκ ἔγραφε*: *αἰρομένου αὐτοῦ* (*αἰρομένων αὐτῶν, ἀρθέντων αὐτῶν A* 110, *B* 76, *Γ* 395, *Ω* 6) heißt: „wenn der Vers wegbleibt“. — Wie sich aus dem Vorausgehenden ergibt, ist der Wolfsche Ausdruck litura für die bei Zenodot fehlenden Verse ebenso schief wie der von Lehrs oben S. 49 erwähnte eiecisse.

παρεντεθέντες οἱ στίχοι ὑπὸ τῶν ἀρσενικοὺς ἔρωτας λεγόντων εἶναι παρ' Ὁμήρῳ könnte man die *περιγραφαί* auf bloße Verdächtigung von Versen beziehen. Das könnte durch *γ* 400 *πὰρ δὲ (κοίμησε) ἐυμμελίην Πεισίστρατον ὄρχαμον ἀνδρῶν, ὅς οἱ ἔτ' ἠίθεος παίδων ἔεν ἐν μεγάροισιν* bezeugt sein, wo auch *περιέγραψεν* gebraucht ist. Aber anderswo wird kein Unterschied gemacht, z. B. bei *O* 265 im Schol. T *Ζηνόδοτος τοῦτον μόνον ⟨περι⟩γράφει* (so E. Hiller), *Ἀρίσταρχος δὲ καὶ τοὺς ἄλλους γ'*. Auch in der Bemerkung des Aristonikos zu *δ* 498 ist mit Dindorf *τοῦτον περιγράφει* für *τοῦτον ὃς γράφει*, nicht mit Düntzer Zen. p. 13 *τοῦτον οὐ γράφει* zu schreiben. Bei *B* 156—168 *καθόλου τὸν τῆς Ἥρας λόγον περιγράψας* gebraucht Aristonikos den Ausdruck sogar von einer ausgelassenen Partie. Gern wird die Wendung bei umfangreicheren Partien angewendet wie *Ζηνόδοτος καθόλου περιγράφει τὴν ὁμιλίαν τοῦ Διὸς καὶ τῆς Ἥρας* (*Π* 432—458), so daß die Verschiedenheit des Zeichens nur der äußeren Bequemlichkeit gedient zu haben scheint. Vgl. zu *Θ* 493 *Ζηνόδοτος περιγράφει ἀπὸ τούτου τέσσαρας στίχους κατὰ τὸ ἑξῆς* (493—496) *διὰ τὸ καὶ ἐν ἄλλῳ τόπῳ γεγράφθαι*, wo vielmehr die Wiederholung zu tilgen war (*Z* 318—320). — Wie Zenodot das Gespräch des Zeus auf dem Ida und der Hera im Olymp *Π* 432—458 als unecht erklärt hat, so hat er auch das Gespräch des Zeus auf dem Ida mit Apollon, der sich auf dem Schlachtfelde aufhält, und die Reinigung der Leiche durch Apollon *Π* 666—683 athetiert. Dies hat man aus der Angabe des Didymos zu 667 *ἠθέτει Ζηνόδοτος· ἄτοπον γάρ φησι* (d. i. „er nahm es an") *τὸν ἀπενθῆ τοιαῦτα διακονεῖν* und zu 668 *μήποτε δὲ Ζηνόδοτος ὀρθῶς ἠθέτηκε τούτους· παράλογον γὰρ τὸν ἀπενθῆ τοιαῦτα διακονεῖσθαι* mit Recht geschlossen. Die Annahme der Interpolation hinderte Zenodot nicht den Text so zu geben, wie er lauten müßte, wenn die Stelle als echt gelten sollte, und in 666 *καὶ τότ' ἄρ' ἐξ Ἴδης προσέφη Ζεὺς ὃν φίλον υἱόν* für *καὶ τότ' Ἀπόλλωνα προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς* zu schreiben, den Vers 677 aber *βῆ δὲ κατ' Ἰδαίων ὀρέων εἰς φύλοπιν αἰνήν* einzuklammern: *Ζηνόδοτος καὶ τοῦτον περιῄρηκε* (s. v. a. *περιγέγραφε*) *τηρῶν τὸ σύμφωνον*

ἑαυτῷ (Aristonikos). Daß nicht bloß der Widerspruch, den Zenodot in dem Aufenthalt der Götter fand und den er durch Textänderung beseitigte, der Grund der Athetese war, ergibt sich daraus, daß Zenodot auch das Göttergespräch *H* 443—464 verwarf, worin ihm Aristophanes und Aristarch beipflichteten. — Zu *Λ* 794 bemerkt Aristonikos: *Ζηνόδοτος ἐκ τούτου καὶ τὸν ἑξῆς περιέγραψεν*. Diese Stelle hat Römer Ar. S. 75 f. richtiger behandelt als Lehrs, der zuerst *καὶ τοῦτον*, später *οὐκ εὖ τοῦτον* schrieb. Es ist aber nicht mit Römer *ἐκ τούτου τοὺς ἑξῆς ζ'*, sondern *ἐκ τούτου καὶ τοὺς ἑξῆς ϑ' (ἐννέα)* zu verbessern und mit Lachmann Betr. S. 64 die ganze Stelle 794—803 als Nachtrag zu betrachten, da diese Verse aus *Π* 36—45 wiederholt sind, wo sie im Munde des Patroklos ihren richtigen Platz haben. Mit *ἀγαθὴ δὲ παράφασίς ἐστιν ἑταίρου* wird der passende Abschluß gegeben. Auf Aristarch machte nur der Widerspruch, in welchem 802 f. zur augenblicklichen Situation stehen (*οἰκειότερον κεῖνται πρὸ τῆς Πατρόκλου ἐξόδου, ὅτε καὶ τῷ ὄντι κεκμήκασι κτἑ.*), Eindruck und so beschränkte er die Athetese Zenodots auf diese zwei Verse, nicht auf die ganze Wiederholung.

Einen bedeutsamen Einblick in eine maßgebende Quelle Zenodots eröffnet uns die Angabe des Aristonikos zu *H* 482 *Ζηνόδοτος καὶ τοῦτον καὶ τὸν πρῶτον τῆς ἑξῆς ῥαψῳδίας ἦρκε στίχον* und zu *Θ* 1 *ὅτι Ζηνόδοτος μετατίθησι τὴν ἀνατολὴν κάτω πρὸς τὸ ,οἳ δ' ἄρα δεῖπνον ἕλοντο* (53), *ὥστε τὴν τῶν ϑεῶν ἀγορὰν ὀψὲ γίνεσϑαι ἀπρεπῶς*. Der Vers *Θ* 1 *ἠὼς μὲν κροκόπεπλος ἐκίδνατο πᾶσαν ἐπ' αἶαν* war also nicht beseitigt, sondern nach 52 umgestellt und die Götterversammlung hing unmittelbar mit der vorhergehenden Angabe über Zeus *H* 478—481 zusammen. Diese Anordnung der Rhapsodien, die gewiß nicht erst von Zenodot ausging, wird bestätigt durch den Widerspruch, in welchen *H* 482 *κοιμήσαντ' ἄρ' ἔπειτα καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο* mit *παννύχιοι . . δαίνυντο* (476) tritt, und kann trotz des mit *ἀπρεπῶς* abgegebenen Urteils als besser erachtet werden. Was die Umstellung von Versen überhaupt betrifft, wird selten eine Abweichung von Aristarch

notiert. *Δ* 123 hatte Zenodot nach 124. Aristonikos bemerkt dagegen, daß mit *ἕλκε δ' ὁμοῦ κτέ.* und *νευρὴν μὲν κτέ.* das Bogenspannen bezeichnet werde, dem mit *ἐπεὶ δὴ κτέ.* das Resultat folge. Er hätte sagen sollen, daß *νευρὴν μὲν μαζῷ πέλασεν, τόξῳ δὲ σίδηρον* sich epexegetisch zu *ἕλκε δ' ὁμοῦ γλυφίδας κτέ.* verhalte, also 123 auf 122 folgen müsse. Aber der Ausdruck *σίδηρον* verrät uns, daß 123 ein jüngerer Zusatz ist, der in der Vorlage Zenodots am Rande stand und von diesem am unrichtigen Platze eingeschaltet wurde. *K* 522 hatte Zenodot vor 520: wer diese Umstellung vornahm um die Periode übersichtlicher zu machen, erkannte nicht, daß *ἔπειτα* in 522 erst nach 520 f. verständlich wird. Dagegen ist Zenodots Umstellung von *Ξ* 394 f. nach 399 sehr beachtenswert: denn unmittelbar nach *ἐκλύσθη δὲ θάλασσα* erwartet man *οὔτε θαλάσσης κῦμα* als Fortsetzung der Erzählung, nicht als Gleichnis. Die Einrede des Aristonikos, daß Homer gern steigere, kann an und für sich gelten; aber es handelt sich bei den drei Gleichnissen nicht um die Bewegung, sondern um die Veranschaulichung des Lärms (*ἀλαλητῷ* 393). Der Lärm aber ist beim Rauschen des Meeres am stärksten. Übrigens wird es mit den beiden Versen die gleiche Bewandtnis haben wie oben mit *Δ* 123. Dieses dritte Gleichnis erscheint als *περισσόν* und als nachträgliche Erweiterung. — Nicht volle Beachtung scheint eine Beobachtung Aristarchs zu *B* 192 zu finden, die nach der Angabe des Aristonikos lautet: *ὅτι ὑπὸ τοῦτον ἔδει τετάχθαι τοὺς ἑξῆς παρεστιγμένους τρεῖς στίχους* (203—205)· *εἰσὶ γὰρ πρὸς βασιλεῖς ἁρμόζοντες, οὐ πρὸς δημότας· ‚οὐ μέν πως πάντες βασιλεύσομεν . . πολυκοιρανίη' καὶ τὰ ἑξῆς.* Die Richtigkeit dieser Beobachtung tritt noch klarer zutage, wenn wir den häufigen Fehler *βασιλεύσομεν* beseitigen und dem Sinne entsprechend *βασιλεύομεν* herstellen (nicht alle sind wir Oberanführer). Mit der Umstellung hängt Aristarchs Athetese von 193—197 zusammen: *ὅτι ἀπεοικότες οἱ λόγοι καὶ οὐ προτρεπτικοὶ εἰς καταστολήν.* Daß die Verse 192—197 in Xen. *Ἀπομνημ.* I 2, 56 fehlen, bedeutet wenig, mehr aber, daß *ἴψεται υἷας Ἀχαιῶν* an *ἴψαο λαὸν Ἀχαιῶν*

Α 454 erinnert. — Eine Umstellung wird durch eine Athetese Zenodots verraten, welcher *Β* 641 f. als unecht erklärte *ἴσως ὑποπτεύσας τὸν Μελέαγρον κεχωρίσθαι τῶν Οἰνέως παίδων.* Vielmehr waren sie wahrscheinlich in der Vorlage Zenodots am Rande nachgetragen. Denn daß 643 seinen richtigen Platz vor 641 f. hat:

τῷ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο ἀνασσέμεν Αἰτωλοῖσιν·
οὐ γὰρ ἔτ' Οἰνῆος μεγαλήτορος υἱέες ἦσαν κτέ.,

erkennt man aus *πάντα.* — Eine Umstellung erfordert der Sinn auch in *Δ* 450—456, wie sich aus der richtigen Ordnung von selbst ergibt (es geht voraus *σὺν δ' ἔβαλον ῥινοὺς κτέ.*):

ὡς δ' ὅτε χειμαρρόω ποταμὼ κατ' ὄρεσφι ῥέοντε 452
κρουνῶν ἐκ μεγάλων, κοίλης ἔντοσθε χαράδρης 454
εἰς μισγαγκείην συμβάλλετον ὄβριμον ὕδωρ· 453
τῶν δέ τε τηλόσε δοῦπον ἐν οὔρεσιν ἔκλυε ποιμήν· 455
ὡς τῶν μισγομένων γένετο ἰαχή τε πόνος τε. 456
ἔνθα δ' ἅμ' οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν 450
ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων, ῥέε δ' αἵματι γαῖα. 451

Die Worte *ῥέε δ' αἵματι γαῖα* bilden den richtigen Abschluß.

Auch Aristarch ließ wie Zenodot Verse, die er in maßgebenden Handschriften nicht vorfand und die ihm vielleicht auch sonst Verdacht erweckten, einfach aus[1]). *ϑ* 142 fehlte bei Aristarch wie bei Aristophanes und Zenodot. *κ* 189 fehlte bei Aristarch; er wurde wegen des folgenden *γάρ* vorausgesetzt (s. oben S. 61 f.) und steht passender *μ* 271 oder *μ* 340. *λ* 525 fehlte bei Aristarch in den Ausgaben, wurde aber in seinen Kommentaren erwähnt: der Vers verdirbt den Gedanken. *ψ* 310—343 zählte Aristarch 33, nicht 34 Verse, weil er 320, der auch in den meisten Handschriften fehlt, nicht vorfand. Näheres erfahren wir über den politisch anrüchigen Vers *Β* 558 *στῆσε δ' ἄγων ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες* aus der Angabe des Aristonikos zu *Γ* 230: *ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν* (*Δ* 251, 273) *συμ-*

[1]) Vgl. was zu *ϑ* 81 f. Aristonikos bemerkt: *ἐν ἐνίαις τῶν ἐκδόσεων οὐκ ἐφέροντο· διὸ ἀθετοῦνται.*

φώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον ἐν τῷ καταλόγῳ ὑπό τινων γραφόμενον ‚στῆσε . . φάλαγγες'· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Dieser Widerspruch also, nicht etwa die dem Verse beigelegte politische Bedeutung bestimmte Aristarch den Vers, den er in verschiedenen Handschriften nicht fand, wegzulassen. Diesen Vers, der auch in A u. a. fehlt, las Aristoteles Rhet. I 15 ohne Arg in seinem Homer. Attische Ausgaben werden ihn durchgehends gehabt haben, so daß er in die *κοινή* überging. — Aus der Bemerkung des Aristonikos zu *B* 192 (*τρεῖς στίχους*) ergibt sich, daß der aus *I* 99 wiederholte und in den maßgebenden Handschriften ausgelassene Vers *B* 206 bei Aristarch nicht vorhanden war. — *N* 731, welcher in maßgebenden Handschriften (nicht in L) fehlt und den Aristarch nicht hatte, rührte, wie wir zufällig durch Schol. T erfahren, von Zenodot von Mallos her. — *Θ* 548—552, welche abgesehen von 549 in unseren Handschriften fehlen, waren offenbar auch bei Aristarch nicht vorhanden. Sie sind in Plat. Alk. II 149 D erhalten. — Der aus Hes. *Ἀσπ.* 182 stammende und in den Handschriften ausgelassene Vers *A* 265 fehlte gewiß auch bei Aristarch. — Ferner fehlten bei ihm und sind in unseren Handschriften nicht vorhanden *I* 458—461

τὸν μὲν ἐγὼ βούλευσα κατακτάμεν ὀξέι χαλκῷ,
ἀλλά τις ἀθανάτων παῦσεν χόλον, ὅς ῥ' ἐνὶ θυμῷ
δήμου θῆκε φάτιν καὶ ὀνείδεα πόλλ' ἀνθρώπων,
ὡς μὴ πατροφόνος μετ' Ἀχαιοῖσιν καλεοίμην.

Diese Verse sind erhalten bei Plutarch De poet. aud. 26 F, nach dessen Meinung Aristarch die Verse „aus Furcht" ausgeworfen hat. Sie stellen eine ziemlich verwegene Zutat eines Rhapsoden vor. — Ferner fehlte bei Aristarch, wie Lehrs Ar. S. 344 gesehen hat[1]), *Φ* 480. Über diese Stelle

ὡς φάτο, τὴν δ' οὔ τι προσέφη ἑκάεργος Ἀπόλλων,
ἀλλὰ χολωσαμένη Διὸς αἰδοίη παράκοιτις

---

[1]) Römer Ar. S. 199 f. bestreitet dies, bei Aristonikos sei nur *διὸ περισσὸς ὁ ἑξῆς* ausgefallen. Aber warum fehlt der Vers in den Handschriften? Lehrs verweist für die Ergänzung des Verbums auf *H* 477, *A* 321 f.

— *νείκεσεν ἰοχέαιραν ὀνειδείοισι ἔπεσσιν·*
,πῶς δὲ σὺ νῦν μέμονας κτἑ.

kann man verschiedener Meinung sein und mancher wird Leeuwen beipflichten: necessarius potius est versus quam molestus. Vgl. Fr. A. Wolf Prol. S. 26f. Aber der Vers, der an *B* 277 *νεικείειν βασιλῆας ὀνειδείοισι ἔπεσσιν* erinnert, fehlt in *ΣΑ*SBMGT, also in allen maßgebenden Handschriften, und wird schließlich durch den Ton der folgenden Rede überflüssig. Die Ergänzung von *προσέφη* belegt Aristonikos mit *A* 443, worin *ἀγέμεν* auch zu *ἑκατόμβην* gehören und der folgende Vers *ῥέξαι ὑπὲρ Δαναῶν* überflüssig sein soll. Da der Vers in keiner Handschrift fehlt, liegt kein zwingender Grund vor der Athetese Aristarchs beizupflichten. Passender kann auf *ζ* 144 verwiesen werden, den Aristarch mit Athenokles als überflüssig bezeichnet hat. — Nach der Angabe des Didymos war *Φ* 73 in den Ausgaben Aristarchs nicht vorhanden. In dieser Stelle

αὐτὰρ ὃ τῇ ἑτέρῃ μὲν ἑλὼν ἐλλίσσετο γούνων,
τῇ δ' ἑτέρῃ ἔχεν ἔγχος ἀκαχμένον οὐδὲ μεθίει
— *καί μιν λισσόμενος ἔπεα πτερόεντα προσηύδα·*
,γουνοῦμαι κτἑ.

schließt sich zwar die Rede nicht unmittelbar an *ἑλὼν ἐλλίσσετο γούνων* an, die Vermittlung ist aber doch entbehrlich. In der gleichen Form *καί μιν λισσόμενος . . προσηύδα* findet sich der Vers *χ* 311, 343 gleichfalls vor *γουνοῦμαι* und wenn hier in *Σ*AM *καί μιν φωνήσας*, in anderen *καί ῥ' ὀλοφυρόμενος* steht, so sollte damit nur die Wiederholung von *ἐλλίσσετο* vermieden werden. Solche Formelverse einzufügen lag überhaupt nahe. *Δ* 369 *καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα*, der unmittelbar auf *καὶ τὸν μὲν νείκεσσε ἰδὼν κρείων Ἀγαμέμνων* folgt, ist in A erst von zweiter Hand am Rande beigeschrieben. Man darf vermuten, daß er auch bei Aristarch ausgelassen war. Der Formelvers *τῷ μιν εἰσάμενος προσέφη Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων* ist an seiner Stelle *Π* 720, *P* 326, auch *Y* 82, wo jedoch Payne Knight ihn verwirft und auch Nauck ihn verdächtigt. Dagegen ist *Γ* 389 *τῇ μιν ἐεισαμένη προσε-*

φώνεε δῖ' Ἀφροδίτη, welcher im Papyrus Hibeh 20 fehlt, entbehrlich, weil das vorhergehende *προσέειπεν* für sich allein bedeutungslos ist. Das gleiche gilt nach *ὤτρυνεν* von *P* 585 *τῷ μιν ἐεισάμενος προσέφη ἑκάεργος Ἀπόλλων*, der in ABM[1]GF[1] fehlt, ferner von *N* 218a *τῷ μιν εἰσάμενος προσέφη κρείων ἐνοσίχθων*, der nur in geringeren Handschriften steht, endlich von *καί σφεας (μιν) φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα (προσηύδων)*, der *K* 191, *κ* 430, *κ* 482 in maßgebenden Handschriften fehlt. Der Formelvers *τοὺς ὅ γ' ἐποτρύνων ἔπεα πτερόεντα προσηύδα* steht nicht unpassend *N* 94, dagegen ist er *N* 480 nach *αὖε δ' ἑταίρους* überflüssig, fehlt auch in einem Papyrus und nach Schol. T *ἐν πολλοῖς,* ebenso nach *ὤτρυνεν . . ἐπέεσσιν* *P* 219, wo er in S[1]TL u. a. fehlt. Den aus Hesiod *Ἀσπ.* 182 stammenden Vers *A* 265

Θησέα τ' Αἰγείδην ἐπιείκελον ἀθανάτοισιν

hatte, da er in ASBMGL u. a. nicht vorhanden ist, sicher Aristarch nicht im Text. Dio Chrys. LVII 1 und Pausanias X 29, 10 lasen ihn in ihrem Homer. Hiernach muß man, so schwer man sich dazu entschließt, in *Σ* 603

πολλὸς δ' ἱμερόεντα χορὸν περιίσταθ' ὅμιλος
τερπόμενοι· [μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδὸς
φορμίζων·] δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτοὺς
μολπῆς ἐξάρχοντες ἐδίνευον κατὰ μέσσους.

die eingeklammerten Worte, die Aristarch nicht hatte und die in allen Handschriften fehlen, für nachträglich eingefügt ansehen. Die Worte hat Fr. A. Wolf aus Athen. 181 C aufgenommen, der — wie oben Plutarch — dem Aristarch den Vorwurf macht, er habe den Sänger unterschlagen, obwohl *μολπῆς ἐξάρχειν* nur von diesem gesagt sein könne (*τὸ γὰρ ἐξάρχειν τῆς φόρμιγγος ἴδιον,* vgl. dagegen *ἐξῆρχε γόοιο* *Σ* 316), er habe andrerseits *δ* 17—19 interpoliert. Die fraglichen Worte gehören also nur der Odysseestelle an, bei der im übrigen die Iliasstelle benutzt ist, *μολπῆς ἐξάρχοντες* (oder vielmehr *ἐξάρχοντε*, wie eine Wiener Handschrift gibt) aber bezeichnet die

Einleitung des Spieles d. h. des Tanzes der Knaben und Mädchen durch das Radschlagen der Gaukler. Der Sänger ist also nicht, wie Athenäos meint, aus der *Ὁπλοποιία* in die *Γαμοποιία Μενελάου* gekommen, sondern hat den umgekehrten Weg genommen. — Nach *Ψ* 538 fand Aristarch in einigen Handschriften die zwei unnützen Verse

τὰ τρίτα δ' Ἀντίλοχος, τέτρατα ξανθὸς Μενέλαος,
πέμπτα δὲ Μηριόνης, θεράπων ἐὺς Ἰδομενῆος.

Er ließ die Verse weg: *χωρὶς τοῦ μηδὲ τὸν χαρακτῆρα ἔχειν Ὁμηρικὸν ἔτι καὶ πρὸς οὐδὲν γίνεται ἡ ἐξαρίθμησις τῆς τάξεως.* — Ein ausgezeichnetes Kriterium für die Auslassungen Aristarchs bietet *Ψ* 626

ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, τέκος, κατὰ μοῖραν ἔειπες·
οὐ γὰρ ἔτ' ἔμπεδα γυῖα ποδῶν, φίλε, οὐδ' ἔτι χεῖρες κτἑ.

Aus der Angabe des Aristonikos *ὅτι ἀπὸ τοῦ γάρ ἦρκται τὸ αἰτιατικὸν προτάξας* geht, wie zuerst Cobet gesehen hat, hervor, daß Aristarch den ersten Vers nicht im Text hatte. Die Unechtheit des Verses, der *σ* 170, *χ* 486, *Α* 286 wiederkehrt, wird wohl deshalb gewöhnlich nicht anerkannt, weil man der Erklärung Aristarchs nicht traut, die aber unrichtig ist. Die Begründung mit *γάρ* geht nicht voraus, sondern schließt sich an den Schluß der Rede des Achilleus an: „freilich kann ich an den Wettkämpfen nicht teilnehmen; denn“. Die Interpolation hat also den gleichen Grund wie die von Äsch. Ag. 1522 *[οὔτ' ἀνελεύθερον | οἶμαι θάνατον τῷδε γενέσθαι.] οὐδὲ γὰρ οὗτος κτἑ.* — Eine auffällige Auslassung begegnet uns *Ψ* 802

ἄνδρε δύω περὶ τῶνδε κελεύομεν, ὥ περ ἀρίστω,
τεύχεα ἑσσαμένω ταμεσίχροα χαλκὸν ἑλόντε,
ἀλλήλων προπάροιθεν ὁμίλου πειρηθῆναι.

Der dritte Vers fehlt im Text von A, in einem Papyrus, in S usw. und die Erklärung Nikanors beweist, daß er den Vers nicht gekannt hat. Der Vers war also auch in den Ausgaben Aristarchs nicht vorhanden und da die Deutung Nikanors *καὶ*

γὰρ μόνον αὐτὸ τὸ κελεύειν εἴωθε τιθέναι καθ' ἑαυτὸ ὁ ποιητής nur verrät, was ein Alexandrinischer Grammatiker für möglich hält, da auch die Lesart von S *ἑλόντων* nicht brauchbar ist, so bleibt nichts anderes übrig als mit Düntzer *ἑλέσθαι* für *ἑλόντε* zu setzen. — In ähnlicher Weise ist nach *Ω* 556 f. *πολλά, τά τοι φέρομεν· σὺ δὲ τῶνδ' ἀπόναιο καὶ ἔλθοις σὴν ἐς πατρίδα γαῖαν, ἐπεί με πρῶτον ἔασας* der Vers *αὐτόν τε ζώειν καὶ ὁρᾶν φάος ἠελίοιο,* den Aristarch nicht kannte, zur Ergänzung des aus *πρῶτ' ἐλέησας* (so Dionysios von Sidon) entstandenen *πρῶτον ἔασας* hinzugefügt worden. Wir haben hier den gleichen Fall wie oben bei Zenodot: zwei Verse hatten den Obelos, der dritte war ausgelassen. Die Athetese ist gerechtfertigt. Priamos ist in Hast und Aufregung; er will nur schnell die Leiche seines Sohnes sehen und ist nicht in der Stimmung gute Wünsche für Achilleus auszusprechen (*ἀνάρμοστοι τῷ προσώπῳ καὶ ἐπαυτόφωρος ἡ ὑπόκρισις* ist eine vortreffliche Begründung, die nicht den Tadel von Römer Ar. S. 106 f. verdient. Wie ganz anders nehmen sich die Wünsche im Munde des Chryses *A* 19 aus!).

5. Solange man glaubt, Zenodot habe Verse willkürlich unterdrückt, kann man auch willkürliche Zusätze Zenodots annehmen. Zu *Υ* 29 f. *νῦν δ' ὅτε δὴ καὶ θυμὸν ἑταίρου χώεται αἰνῶς, δείδω μὴ καὶ τεῖχος ὑπὲρ μόρον ἐξαλαπάξῃ* gibt Schol. T an: *τινὲς γράφουσιν ἀντὶ τοῦ ‚δείδω μὴ καὶ τεῖχος'*

οὐ μέντοι μοῖρ' ἐστὶν ἔτι ζωοῦ Ἀχιλῆος
Ἴλιον ἐκπέρσαι (l. *ἐκπέρθαι*) *εὐναιόμενον πτολίεθρον·*
πέρσει δουράτεός θ' ἵππος καὶ μῆτις Ἐπειοῦ.

Diese drei Verse können unmöglich an Stelle von 30 gestanden sein, wenn auch das Scholion hinzufügt: *πῶς γὰρ ὁ εἰδὼς ‚μοῖράν τ' ἀμμορίην τε'* (*υ* 76) *νῦν διστάζει;* Sie geben wie Spitzner mit Recht bemerkt, nur eine Randbemerkung zu 30 und haben durchaus den Charakter der Verse, die wir aus den Papyri kennen gelernt haben. Sie etwa deshalb, weil *τινές* sich häufig auf Zenodot bezieht, mit Düntzer De Zen. stud. Hom. p. 161 auf Zenodot zurückzuführen, besteht nicht der geringste Grund. — *K* 349 boten für den einen Vers *ὣς ἄρα*

φωνήσαντε παρὲξ ὁδοῦ ἐν νεκύεσσιν Aristophanes und andere Ausgaben zwei Verse: *ὥς ἔφατ' οὐδ' ἀπίθησε βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης· ἐλθόντες δ' ἑκάτερθε παρὲξ ὁδοῦ ἐν νεκύεσσιν.* Die Erweiterung rührt von einem Rhapsoden her, dem der Dual *φωνήσαντε* nicht gefiel, weil vorher nur Odysseus gesprochen hat. Ein commentum Zenodoti braucht darin nicht gefunden zu werden. — Zu *μ* 15 *πήξαμεν ἀκροτάτῳ τύμβῳ εὐῆρες ἐρετμόν* gibt Aristonikos an: *Ζηνόδοτος γράφει ‚ἀκροτάτῳ τύμβῳ, ἵνα σῆμα πέλοιτο'.* Diese Angabe bekundet aufs deutlichste, daß Zenodot seine Vorlage gedankenlos abgeschrieben hat; sonst hätte er wahrnehmen müssen, daß darin eine Erweiterung aus *λ* 78 enthalten ist:

πήξαμεν ἀκροτάτῳ τύμβῳ ⟨εὐῆρες ἐρετμόν,
τῷ καὶ ζωὸς ἔρεσσεν ἐών⟩, ἵνα σῆμα πέλοιτο.

Vgl. Stud. z. Od. S. 10. Eine gleiche Bewandtnis hat es mit *N* 808 a

λίην γάρ σφιν πᾶσιν ἐκέκριτο θάρσεϊ πολλῷ,

nach welchem ursprünglich ein Vers folgen mußte, in dem das zu *θάρσεϊ πολλῷ* erforderliche Verbum z. B. *μάχεσθαι* stand. Ebenso fand Zenodot in seiner Vorlage die zwei Verse vor *Αἰγαίων'· ὃ γὰρ αὖτε βίῃ πολὺ φέρτατος ἄλλων ὁππόσσοι* (so Düntzer für *ἁπάντων ὁπόσοι*) *ναίουσ' ὑπὸ Τάρταρον εὐρώεντα* statt *Αἰγαίων'· ὃ γὰρ αὖτε βίῃ οὗ πατρὸς ἀμείνων* *Α* 404, dann *αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ἤγερθεν ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο, τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη κρείων Ἀγαμέμνων* statt *τοὺς ὅ γε συγκαλέσας πυκινὴν ἠρτύνετο βουλήν* *Β* 55 (*ἀπίθανον δὲ ἐν ἑπτὰ ὀρθὸν δημηγορεῖν* bemerkt mit Recht Aristonikos), ferner *Ε* 808 *ῥηιδίως· τοίη οἱ ἐγὼν ἐπιτάρροθος ἦα* (*μετήχθη* — l. *μετηνέχθη* — *δὲ οὐ δεόντως ἐκ τοῦ Ἀγαμέμνονος λόγου* (*Δ* 390), fügt Aristonikos hinzu), dann *Ξ* 136 a *ἀντιθέῳ Φοίνικι, ὀπάονι Πηλείωνος,* endlich die zwei Verse *ὣς εἰπὼν ἵπποισι μένος πολυθαρσὲς ἐνῆκεν, αὐτὸς δ' Οὔλυμπόνδε μετ' ἀθανάτοισι* (Dativ fehlerhaft!) *βεβήκει* statt *ὣς εἰπὼν ἵπποισιν ἐνέπνευσεν μένος ἠύ* *Ρ* 456. Daß solche Zusätze nicht von Zenodot, der Wiederholungen nicht liebte, erfunden sind, geht auch daraus hervor, daß wie *Ε* 808 aus *Δ* 390, so *Ξ* 136 a aus *Ψ* 360 stammt. Zu *Β* 318

τὸν μὲν ἀρίζηλον θῆκεν θεὸς ὅσπερ ἔφηνεν·
λᾶαν γάρ μιν ἔθηκε Κρόνου πάις ἀγκυλομήτεω

bemerkt Aristonikos: *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ‚ἀρίδηλον' καὶ τὸν ἐχόμενον προσέθηκε. τὸ γὰρ ἀρίδηλον ἄγαν ἐμφανές.* Es kann kein Zweifel sein, daß der Vers 319 mit der Lesart *ἀρίδηλον* oder *ἀρίζηλον* (sehr deutlich, vgl. *Σ* 219) zusammenhängt. Er ist also ebenso alt wie *ἀρίδηλον*, aber auch wie *ἀρίζηλον*. Deshalb ist der Schluß, daß er von dem herrührt, der *ἀρίδηλον* in seinem Text hatte, durchaus unsicher. Der Ausdruck des Aristonikos *προσέθηκε* hat nicht mehr Bedeutung als der entgegengesetzte *ἦρκε*. Aristarch hat erkannt, daß *ὅσπερ ἔφηνεν* auf den Sinn *ὁ φήνας αὐτὸν θεὸς καὶ ἄδηλον ἐποίησεν* (qui luci ediderat genitor Saturnius idem abdidit Cic. de div. II 30, 64) hinweist, hat aber mit *ἀίζηλον*, das auch im cod. Ambr. steht und das eine Verbesserung von *ἀρίζηλον* sein soll, eine vox nihili geschaffen. Richtig kann nur *ἀίδηλον*, wie das Etym. M. 41, 43 bietet (unsichtbar, verschwunden), sein und der ganze Wirrwarr rührt von der Verkennung der Kraft der Arsis her. — Zenodot soll nach Düntzer S. 160f. auch für die Einschaltung von zwei Versen nach *Π* 467 verantwortlich sein. Es handelt sich dort um den Ausdruck *οὔτασεν* in *ὃ δὲ Πήδασον οὔτασεν ἵππον*, der einzigen Stelle, an der *οὔτασεν* von einer Verwundung durch Wurf, nicht mit einer Hieb- oder Stoßwaffe gebraucht ist. Aristonikos sagt: *ἡ διπλῆ ὅτι ἐξ ἐπαναλήψεως τὸ ἄρθρον εἴληφε κατὰ τοῦ αὐτοῦ προσώπου καὶ οὐ περὶ ἑτέρου λέγει ἀντὶ τοῦ ‚Πήδασον δὲ οὔτασε' καὶ ὅτι δοκεῖ συγκεχύσθαι τὸ οὔτασε· βεβλήκει γὰρ τὸ δόρυ.* In Widerspruch scheint damit die Notiz des Didymos zu stehen: *δοκεῖ διὰ τούτων συγχεῖσθαι ἡ διαφορὰ τοῦ βαλεῖν καὶ οὐτάσαι· βέβληται γὰρ ὁ Πήδασος. καὶ μήποτε γραφή τις ἐφέρετο δι' ἧς τὸ τῆς λέξεως ἐφύλασσεν Ὅμηρος. οὐ γὰρ ἂν αὐτὸ ἀπαραμύθητον ὁ Ἀρίσταρχος ἀφῆκεν· ἐν τοίνυν τῇ Φιλήμονος οὕτως ἐφέρετο ‚ὁ δὲ Πήδασον ἤλασεν ἵππον'· ἔστι γὰρ ὅτε ἐπὶ τῆς ⟨πόρρωθεν⟩ πληγῆς τὸ ἤλασεν κεῖται κτἑ.* Der Widerspruch löst sich damit, daß in der Ausgabe Aristarchs zwar die Diple stand, welche Aristonikos auf eigene Faust erklärt, in den

ὑπομνήματα Aristarchs aber keine Erklärung gegeben war. Die Diple setzt *οὔτασεν* als Lesart Aristarchs voraus. Damit ist aber die von Lehrs freudig begrüßte Bestätigung der pessima fides scholiastae V (= T) nicht gegeben. Wenn nämlich dieser bemerkt: *οὐτάσαι τὸ ἐκ χειρὸς τρῶσαι. ἐνταῦθα δὲ ἐπὶ τοῦ βαλεῖν τῷ ῥήματι κέχρηται· λέγει γὰρ ‚Σαρπηδὼν δ' αὐτοῦ μὲν ἀπήμβροτεν'* (466), *ὅπερ ἐπὶ τῶν ἀφιέντων τάσσεται· διὸ καὶ γράφει Ἀρίσταρχος*

ὁ δὲ Πήδασον ἀγλαὸν ἵππον,
τόν ῥά ποτ' Ἠετίωνος ἑλὼν πόλιν ἤγαγ' Ἀχιλλεύς,
ὃς καὶ θνητὸς ἐὼν ἕπεθ' ἵπποις ἀθανάτοισιν,
τὸν βάλε δεξιὸν ὦμον,

so haben wir nur den gleichen Vorgang wie z. B. im Scholion zu *Φ* 169, wo Aristonikos *ἡ διπλῆ ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ‚ἰθυκτίωνα'*, Scholion T aber *Ἀρίσταρχος ‚ἰθυκτίωνα'* gibt, oder im Scholion A zu *O* 71 *Ἀρίσταρχος ‚Ἴλιον ἐκπέρσωσιν'* für *Ἀριστοφάνης* oder im Scholion B zu *O* 439 *Ἀρίσταρχος* für *Ζηνόδοτος* oder im Scholion T zu *O* 79 *Ζηνόδοτος* für *Ἀρίσταρχος* steht[1]).

---

[1]) In der Notiz des Didymos zu *I* 694 *Ζηνόδοτος δὲ τὸν στίχον οὐκ ἔγραφεν, Ἀριστοφάνης δὲ ἠθέτει* ist *Ἀρίσταρχος* für *Ἀριστοφάνης* zu setzen, wie sich aus der Angabe des Aristonikos ergibt und wie es im Scholion A zu *I* 688 und Scholion T zu 694 richtig heißt: *Ζηνόδοτος τὸν στίχον οὐ γράφει, Ἀρίσταρχος δὲ ἀθετεῖ.* Dem Aristophanes fällt die Athetese von 688—693 zu: *ὅτι καὶ νεώτεροι* (*νεωτερικοὶ* Nauck) *τοῖς νοήμασι καὶ τῇ συνθέσει πεζότεροι καὶ ὅτι ὡς ἀπιστησόμενος μάρτυρας ἐπισπᾶται.* Diese ästhetischen Gründe des Aristophanes hat Römer Ar. S. 79 gründlich widerlegt. — In dem doppelten Textscholion zu *I* 128 *Ἀρίσταρχος μετὰ τοῦ σ̄ ‚ἀμύμονας'* steht *Ἀρίσταρχος* für *Ζηνόδοτος*, wie die Angabe des Aristonikos beweist: *ὅτι χωρὶς τοῦ σ̄ γραπτέον· οὐ γάρ ἐστι κατὰ τῶν γυναικῶν, ἀλλὰ κατὰ τῶν ἔργων· ὕστερον δὲ ἐπὶ τῶν γυναικῶν.* Dieses *ὕστερον* bezieht sich auf 270, wo auch Didymos *οὕτως Ἀρίσταρχος μετὰ τοῦ σ̄ ‚ἀμύμονας'* angibt. — In dem Scholion A (Herodian) zu *Γ* 35, wo A *παρειά* hat, heißt es: *οὕτως ὀξυτόνως καὶ χωρὶς τοῦ σ̄ γραπτέον* (also *παρειά*), *ἵνα ᾖ οὐδέτερον . . φασὶ μέντοι Ἀρίσταρχον καὶ Ἀριστοφάνη γράφειν ‚παρειάς' σὺν τῷ σ̄.* Da auch die Scholien BT dem Aristarch die Form *παρειά* (*Ἀρίσταρχος οὐδετέρως*) zuschreiben, ist *Ζηνόδοτον καὶ Ἀριστοφάνη* zu lesen. — *E* 906 *πὰρ δὲ Διὶ Κρονίωνι καθέζετο κύδεϊ γαίων* ist nach der Angabe des Aristonikos von Aristarch athetiert worden als

Diesen Versuch das überlieferte *οὔτασεν* nicht wie in der Ausgabe Philemons mit *ἤλασεν*, sondern mit Zuhilfenahme der zwei Verse *Π* 153 f. zu beseitigen kann man hier nicht Zenodot, dem Gegner von Wiederholungen, zuschreiben, da dieser *Π* 807 *ὄπιθεν δὲ μετάφρενον ὀξέι δουρὶ . . σχεδὸν οὔτασε Δάρδανος ἀνήρ* für *σχεδόθεν βάλε* hatte und von Aristonikos sich sagen lassen muß: *ἀγνοεῖ ὅτι ἐκ βολῆς τέτρωται, ὡς διὰ τῶν ἑξῆς δείκνυται ‚ὅς τοι πρῶτος ἐφῆκε βέλος'* (812). Hiernach also ist *Ἀριστοφάνης* für *Ἀρίσταρχος* in dem Schol. T zu setzen und Aristophanes steht als der „Einheitlichkeitsfanatiker" da, wie Römer die Urheber solcher Athetesen stigmatisiert[1]). Ihm ist dann auch die Athetese von *Δ* 140 und 149 schuldzugeben, in denen *ὠτειλή* ausnahmsweise die Verwundung durch einen Wurf, nicht durch einen Stoß oder Hieb (*τὴν ἐκ χειρὸς πληγήν*) bezeichnet (vgl. Römer Ar. S. 155). Nunmehr müssen wir das Gegenteil von dem, was Aristonikos sich einbildet, feststellen: die Lesart Zenodots *σχεδὸν οὔτασε* ist auch *Π* 807 die ursprüngliche und ist von Aristophanes in *σχεδόθεν βάλε* verändert worden. Diese Lesart nahm Aristarch an, weil sie dem sonstigen Sprachgebrauch Homers zu entsprechen schien. Den Ausdruck *σχεδόθεν βάλε* kennt sonst Homer nicht. Man darf auch nicht in *N* 573 *ὣς ὁ τυπεὶς ἤσπαιρε μίνυνθά περ* mit Lehrs Ar. S. 54 annehmen, daß Aristarch *δαμείς* für *τυπείς* gehabt habe, weil *βάλε δουρί* (567) vorhergeht. Bei *δαμείς* denkt man ohnedies an einen, der vollständig tot ist.

übertragen aus *Δ* 405, *οὐ γάρ τι κύδους ἄξιον πέπρακται αὐτῷ* (dem Ares) *καὶ ὅτι ἄτοπον ἐπὶ τῷ κύδεϊ γαυριᾶν τὸν ὑπὸ θνητοῦ ἡττημένον*. Damit stimmt Schol. T überein: *ὡς ἀλλοπρόσαλλος ἤδη ἐπιλέλησται ὧν πέπονθεν. Ἀρίσταρχος δὲ ἀθετεῖ* d. h. „der Gedanke ist zwar nicht unpassend bei einem so wetterwendischen Gott, aber Aristarch athetiert den Vers". In B dagegen lautet das Scholion: *ὡς . . πέπονθεν· διὸ τὸ ἔπος Ζηνόδοτος ἀθετεῖ*. Wenn hier die Namen nicht verwechselt sind, verlangt der Sinn *Ζηνόδοτος* ⟨*οὐκ*⟩ *ἀθετεῖ*. Die Angabe des Aristonikos und des Schol. T mit Römer Ar. S. 142 zu verwerfen scheint gewagt.

[1]) Die Athetese von *H* 475, welche Römer nach Eustathios von Aristarch wegnimmt und auf Zenodot und Aristophanes zurückführt, gilt dem modernen Ausdruck *ἀνδράποδον* und ist gewiß richtig.

Die Ausdrücke *οὔτασε* (verwundete), *ὠτειλή* (Wunde), *τυπείς* (getroffen) sind nicht derart, daß sie sich speziell nur für Verletzungen aus der Ferne eignen. Nunmehr stellt sich heraus, daß *Π* 105 in *βιάζετο γὰρ βελέεσσιν· δάμνη μιν Ζηνός τε νόος καὶ Τρῶες ἀγανοὶ βάλλοντες· δεινὴν δὲ περὶ κροτάφοισι φαεινὴ πήληξ βαλλομένη καναχὴν ἔχε, βάλλετο δ' αἰεὶ κὰπ φάλαρ' εὐποίητα* die in der Notiz des Aristonikos *ὅτι τινές γράφουσι ,τύπτετο δ' αἰεί'. προείρηκε δὲ βαλλομένη[ν] καὶ βάλλοντες. τὸ δὲ βαλεῖν ⟨ἐστὶ πόρρωθεν τρῶσαι, τὸ δὲ⟩ ἐκ χειρὸς τύψαι* von Aristarch beanstandete Lesart *τύπτετο δ' αἰεί,* die augenscheinlich in erster Linie Zenodot zukommt, den Aristarch gern mit *τινές* bezeichnet, ebenso richtig ist wie die gleichfalls von Aristarch verworfene Lesart *καπφάλαρ'* (d. i. *κὰπ φάλαρ'*), da sie sich stilistisch durchaus empfiehlt (der Helm wurde getroffen). — Eine eigene Bewandtnis hat es mit *Λ* 439 *γνῶ δ' Ὀδυσεὺς ὅ οἱ οὔ τι βέλος* (so Zenodot, *τέλος* Aristarch) *κατὰ καίριον* (*κατακαίριον* Aristarch) *ἦλθεν.* Eigentümlich wird man berührt, daß gerade hier Lehrs (Ar. S. 55) sich in Ausdrücken hoher Bewunderung über Aristarch ergeht, wo dieser unrecht hat und seine äußerliche Auffassung des Textes verrät: hoc loco, ut saepe haec Aristarchea lumina intuens, dolore commoveor, quantum ab hac criseos Homericae praestantia diligentiaque hodie absimus. Etenim ipse Wolfius *βέλος* edidit, cum tamen *τέλος κατακαίριον* longe exquisitior lectio sit et Didymus testetur non Aristarcheas solum editiones habere *τέλος,* sed addat *καὶ σχεδὸν ἅπασαι.* Abgesehen davon, daß *κατακαίριος* sich sonst nirgends bei Homer findet, hat *καίριος* durchaus nicht etwa die Bedeutung wie *θανάσιμος*[1]), sondern bezeichnet den rechten Fleck, an dem das Leben hängt (vgl. *Δ* 185, *Θ* 84), so daß *τέλος κατακαίριον* sich als ein unmöglicher Ausdruck ergibt. Die Lanze kann *βέλος* heißen, wenn sie auch an der Stelle als Stoßwaffe dient. Wenn dagegen Zenodot *Λ* 451 *φθῇ σε τέλος θανάτοιο κιχήμενον* wirklich — man sollte es kaum für möglich halten — *βέλος θανάτοιο* hatte,

[1]) Düntzer Zen. S. 108, der auch *βέλος* verwirft, erklärt *τέλος κατακαίριον* letifer finis.

so offenbart sich damit erst recht, daß Zenodot nur von seiner Quelle abhängig war: niemals hätte er das so gebräuchliche *τέλος θανάτοιο* in das abstruse *βέλος θανάτοιο* verändert. Nebenbei bemerkt, behält Lehrs auch in der Behandlung von *Γ* 403—405 und *N* 727 f., welche sich an der gleichen Stelle findet, gegen Wolf nicht recht: *τούνεκα* von *οὕνεκα* zu trennen erweist sich besonders an der zweiten Stelle als unmöglich. Aristarchs von Lehrs u. a. bestrittene Athetesen von *A* 139 und *β* 137 rechtfertigen die Formen *κεν κεχολώσεται* und *ἐνίψω*.

6. Oben S. 49 wurde mit Hilfe Zenodots der ursprüngliche Text in *B* 724—727 hergestellt. Der Interpolation von 724 f. zuliebe ist dort 703 wiederholt und dann *τοὺς δὲ* 727 in *ἀλλὰ* verwandelt worden. So ist, um *α* 356—359 an der Stelle brauchen zu können, *μῦθος* für *πόλεμος* gesetzt worden (s. oben S. 19). — Überhaupt begegnet man allenthalben der Tätigkeit alter *διορθωταί*. Das Verfahren derselben wird auch ersichtlich aus folgender Stelle (*Θ* 130):

ἔνθα κε λοιγὸς ἔεν καὶ ἀμήχανα ἔργα γένοντο
καί νύ κε σήκασθεν κατὰ Ἴλιον ἠύτε ἄρνες
Τρῶες ὑπ' Ἀργείων, ἔλιπον δέ κεν Ἕκτορα δῖον
χαλκῷ δηιόωντα[1]*, δάμασσε δέ μιν Διομήδης,*
εἰ μὴ ἄρ' ὀξὺ νόησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε.

Die drei mittleren Verse gehören zusammen und führen stark auftragend *ἀμήχανα ἔργα* aus. Der *διορθωτής* fand sie in den einen Handschriften, in den anderen nicht; er erkannte die lästige Erweiterung und begnügte sich den ersten Vers *καί νύ κε* in seinen Text aufzunehmen, wenn auch das Subjekt zu *σήκασθεν* nur zur Not ergänzt werden kann. So hat sich diese Erweiterung eines Rhapsoden erhalten außer in MX^b, die folgenden Verse aber kennen wir aus dem Schol. T *ἔν τισι τῶν παλαιῶν φέρονται ‚Τρῶες . . Διομήδης'*. — Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit *Θ* 548—552

ἔρδον δ' ἀθανάτοισι τεληέσσας ἑκατόμβας.

---

[1]) La Roche *δηωθέντα*, aber auch dieses ist vor *δάμασσε κτέ.* nicht recht an seiner Stelle.

κνίσην δ' ἐκ πεδίου ἄνεμοι φέρον οὐρανὸν εἴσω
ἡδεῖαν· τῆς δ' οὔ τι θεοὶ μάκαρες δατέοντο
οὐδ' ἔθελον· μάλα γάρ σφιν ἀπήχθετο Ἴλιος ἱρὴ
καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐυμμελίω Πριάμοιο.

Diese Verse gehören zusammen, wie Barnes erkannt hat, der den ersten (= *A* 315 und *B* 306) und die drei letzten aus Plat. Alk. II 149 D in den Text gebracht hat. Wir müssen umgekehrt auch den zweiten als unecht erklären, welchen der *διορθωτής* sich gefallen ließ, weil er zur Not trotz *οὐρανὸν εἴσω* von der Zubereitung eines reichlichen Mahles verstanden werden kann. — Ebenso hat Düntzer gesehen, daß nicht bloß *Θ* 475 f., welche Aristarch wegen des Widerspruchs mit der nachfolgenden Erzählung athetiert hat, sondern auch die damit in Zusammenhang stehenden 473 f. unecht sind. Dagegen scheint es unnötig die Athetese auch auf 477—483 auszudehnen; denn die Unechtheit von 473—476 gibt sich gerade durch die Störung des Zusammenhangs zu erkennen, da *ὡς γὰρ θέσφατόν ἐστι* (477) sich auf 472 bezieht und das Verfahren des Zeus mit der Erkundung des Schicksals 72 in Verbindung bringt. — Ebenso ist *Λ* 515, wie wir oben S. 38 gesehen haben, von einer Erweiterung her mit der Änderung *ἰούς τ' ἐκτάμνειν* (für —*ων*) *ἐπί τ' ἤπια φάρμακα πάσσειν* (für —*ων*) im Text belassen worden. Von dem eigentlichen Sachverhalt hatte Aristarch ebensowenig eine Ahnung als wir früher vor der Belehrung durch die Papyri Näheres wissen konnten. Recht auffällig ist der gleiche Ursprung eines Verses *Ψ* 194

στὰς ἀπάνευθε πυρῆς δοιοῖς ἠρᾶτ' ἀνέμοισι
Βορέῃ καὶ Ζεφύρῳ καὶ ὑπέσχετο ἱερὰ καλά,
πολλὰ δὲ καὶ σπένδων χρυσέῳ δέπαϊ λιτάνευεν
ἐλθέμεν κτέ.

Düntzer hat gesehen, daß der Vers *πολλὰ δὲ καὶ σπένδων . . λιτάνευεν* nach *ὑπίσχετο ἱερὰ καλά* überflüssig und unbrauchbar ist. Woher soll auch hier Achilleus den goldenen Becher nehmen? Der Vers wurde eingesetzt, weil man die Beziehung

von *ἐλθέμεν* zu *ἠρᾶτο* verkannte. Die Athetese Düntzers wird glänzend bestätigt durch den pap. Bodleianus, der nach dem zweiten Vers einen Vers hat mit dem Ausgang *νεκαταρην*, den Ludwich ergänzt zu *πολλὰ μὲν εὐχόμενος μάλα τοὺς ὤτρυνε κατ' ἀρήν*, während Menrad *⟨ἀρνῶν πρωτογόνων ῥέξειν κλειτὴ⟩ν ἑκατ⟨όμβ⟩ην* vermutet. Wieder hat der Diorthotes einen Teil der Diaskeuase beibehalten. Die Erkenntnis dieser diorthotischen Tätigkeit bringt Klarheit in *ο* 297

ἡ δὲ Φεὰς ἐπέβαλλεν ἐπειγομένη Διὸς οὔρῳ
ἠδὲ παρ' Ἤλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί,
ἔνθεν δ' αὖ νήσοισιν ἐπιπροέηκε Θοῇσιν.

Hierin ist *παρ' Ἤλιδα δῖαν* unmöglich und es erscheint als reine Willkür, wenn man *ἔπλει* oder *ἐπείγετο* ergänzt. Der Vers ist gebildet nach *ν* 275 *ἢ εἰς Ἤλιδα δῖαν ὅθι κρατέουσιν Επειοί*, stammt aber aus dem Hom. Hymn. II 248, wo er dem Vers *βῆ δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ Χαλκίδα καὶ παρὰ Δύμην* folgt. Barnes hat aus Strab. VIII 350 und *X* 447 nach 294 den Vers *βὰν δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ Χαλκίδα καλλιρέεθρον* (*πετρήεσσαν* in der zweiten Stelle) in den Text gesetzt, Ludwich hat ihn wieder weggelassen, den Vers *ἠδὲ παρ' Ἤλιδα κτέ.* aber behalten, während doch diese beiden Verse augenscheinlich zusammengehören. Es standen also in einem Exemplare die beiden Verse

βὰν δὲ παρὰ Κρουνοὺς καὶ Χαλκίδα — ⏑ ⏑ — —
ἠδὲ παρ' Ἤλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί,

der Diorthotes hat den einen, dessen Örtlichkeiten er nicht kannte, weggelassen, den anderen aber ohne Rücksicht auf *παρά* da in den Text gesetzt, wo er ihm nach seiner geographischen Kenntnis eine passende Stelle zu haben schien. Wir aber haben beide auszuscheiden. — Sogar aus einer Variante konnte der Diorthotes einen neuen Vers bilden. Zu *Σ* 376 *ὄφρα οἱ αὐτόματοι θεῖον δυσαίατ' ἀγῶνα* bemerkt Didymos: *ἐν ταῖς εἰκαιοτέραις ‚θεῖον κατὰ δῶμα νέοιντο'* (so in T, in A *νέονται* d. i. *νέωνται*, wie

GL u. a. δύσωνται, S u. a. δύσονται für δυσαίατ' geben). Mit Recht bemerkt Ludwich Ar. I S. 433, der nächste Vers

ἠδ' αὖτις πρὸς δῶμα νεοίατο, θαῦμα ἰδέσθαι

müsse in den εἰκαιότεραι ἐκδόσεις gefehlt haben. Dieser Vers hat mit Recht gefehlt. Die Dreifüße sind bestimmt rings an der Wand des Göttersaales, in welchem die Versammlungen stattfinden, zu stehen. Dort werden sie natürlich auch zum Schmucke bleiben: warum sollen sie wieder nach Hause zurückkehren und in welches Haus? Aus einer alten Variante, die wohl ursprünglich δῖον πρὸς δῶμα νέοιντο lautete, ist also ein neuer Vers gebildet worden mit Benützung des öfters vorkommenden Versschusses θαῦμα ἰδέσθαι (*E* 725, *K* 439, *Σ* 83). — So ist wohl auch eine große Schwierigkeit zu beseitigen, welche sich *O* 653 den Erklärern darbietet:

εἴσωποὶ δ' ἐγένοντο νεῶν, περὶ δ' ἔσχεθον ἄκραι
νῆες, ὅσαι πρῶται εἰρύατο· τοὶ δ' ἐπέχυντο.
Ἀργέιοι δὲ νεῶν μὲν ἐχώρησαν καὶ ἀνάγκῃ
τῶν πρώτων

Christ Prol. S. 41 versteht εἰσωποὶ δ' ἐγένοντο νεῶν von den Achäern, weil das nachfolgende τοὶ δέ von den Troern gesagt sei, und will εἴσωποὶ nicht mit εἰς ὦπα, sondern mit εἴσω ὀπῶν νεῶν erklären („sie wurden zwischen die Schiffe gedrängt"). Künstlich ist die Erklärung: „die Achäer wurden ihrer Schiffe ansichtig, als sie sich hinter dieselben zurückzogen, während sie dieselben bis dahin im Rücken gehabt hatten". Mit Recht bemerkt Fäsi: „Ohne Zweifel die Troer: d. h. die Angehörigen des Hektor, von welchen zuletzt die Rede war". Wenn aber die Troer der Schiffe erst ansichtig wurden, so konnten sie nicht schon von denselben umgeben sein (περιέσχεθον). Kurz, der Zusatz des Verses νῆες ὅσαι πρῶται (gemacht nach τῶν πρώτων 656) beruht auf dem Mißverständnis von ἄκραι, welches wie *Ξ* 36 ἠιόνος στόμα μακρόν, ὅσον συνεέργαθον ἄκραι die Vorgebirge Rhoiteion und Sigeion bedeutet. Der Widerspruch mit 385 und 420 bleibt freilich bestehen, aber dieser ist in der Komposition

begründet und ist ein wichtiger Fingerzeig für die Entstehung der Ilias.

Überblickt man diese Tätigkeit, die Auswahl der Varianten[1]), die Beseitigung von Interpolationen der Rhapsoden, die Ausmerzung des Hiatus (vgl. Studien zur Od. S. 44 ff., zur Il. S. 135 ff.), überhaupt die Attikisierung des Textes (Studien zur Il. S. 104 ff.), welche Aristarch zu der Annahme verleitete, daß Homer ein Athener sei, endlich die Einschwärzung von Versen (Studien zur Od. S. 66) und wahrscheinlich auch umfangreichere Zudichtungen und Nachträge, so gewinnt man eine Vorstellung von der Aufgabe attischer Diorthoten und einer Behandlung des überlieferten Textes, der man nicht volles Vertrauen entgegenbringen kann. Wir müßten den attischen Text, selbst wenn er uns wie aus erster Hand hervorgegangen vorläge, ebenso prüfen wie den Aristarchischen[2]). Es wird auch trotz der Ausführungen von Lehrs Ar. S. 442 ff. nicht gestattet sein die Redaktionskommission des Pisistratus in das Reich der Fabeln zu verweisen. Nur auf die Auffassung kommt es an.

---

[1]) Interessant für die vorliegende Frage ist die Vergleichung folgender Lesarten: Λ 146 *χεῖρας ἀπὸ ξίφεϊ πλήξας* Aristarch, *τμήξας* die Handschriften, Σ 34 *ἀπαμήσειε* Aristarch, *ἀποτμήξειε* die meisten Handschriften mit Zenodot, ϑ 507 *διαπλῆξαι* Aristarch, *διατμῆξαι* die Handschriften, ϰ 440 *ἀποπλήξας* Aristarch, *ἀποτμήξας* die meisten Handschriften, Ψ 120 *διαπλήσσοντες* Aristarch und die meisten Handschriften, *διατμήγοντες* bietet als Variante cod. Ven. 458. Der Sinn erweist die Aristarchische Lesart als richtig, der fast durchgängige Ersatz mit *τμήγειν* rührt augenscheinlich von einer alten *διόρθωσις* her. Da die von Aristarch abweichende Form die Lesart der Vulgata geworden ist, kann sie nur von der attischen *διόρθωσις* herrühren.

[2]) Die Ansicht von Er. Bethe, Homer I S. 53: „Im allgemeinen darf Aristarchs Text für identisch mit den beiden Mutterhandschriften der Ilias und Odyssee gelten. Dieser attische Homertext des 6. Jahrh. ist das einzige Objekt aller Homerforschung" können wir uns nicht aneignen.

Verzeichnis der behandelten Stellen.

A

195 f. 39
208 f. 39
219 f. 63
265 68
404 73
444 69
446 f. 63
488—492 48

B

55 73
60—70 62
111—118 60
156 ff. 42
193 ff. 66
206 68
318 f. 74
467 f. 36
558 67
641—643 67
673—675 38
686—694 49
724—727 49

Γ

35 75
389 69
403—405 78
423—426 47

Δ

33 34
88 f. 63
123 66
140 76
149 76
334 16
369 69
450—456 67

E

409 35
734—736 46
808 73
906 75

Z

88 f. 28
222 f. 28
318—320 64

H

255—257 58
475 76
482 65

Θ

37 (28—40) 52
130 78
284 50
371 f. 54
385—387 46
458 29
473—476 79
493—496 41
528 52
532—541 52
548—552 68 u. 78
557—559 53

I

14—16 41
23—25 42 u. 62
127 29
128 75
269 29
403 30
458—461 68
688—694 53

K

240 58
254 54 f.
349 72
497 55
522 66
531 4
534 59

Λ

13 f. 55
78—83 55
179 f. 55
193 f. 30
208 f. 30
355 f. 56
432 30
439 77
451 77
514 f. 38
705 55
794—803 65

M

175—180 55
450 55

N

218a 70
480 70
573 76
727 f. 78
731 68
808a 73

Ξ

114 56
136a 73
241 31
376 f. 55
394 f. 66
434 33

O

18—31 u. 33 57
64—74 44
265 64
562 31
595—603 45
610—614 45
654 81

Π

89 f. 62
105 77
140—144 43
237 54
432—458 64
467 74
666—683 64
807 76

P

74 31
134—136 59
219 31
278 ff. 37
388 34
404—425 44
456 73
545 f. 58
582 u. 585 57 u. 70

Σ

10 f. 57
117—120 57
153 ff. 39 ff.
174 ff. 39 ff.
179 4
377 80
381 18
604 f. 70

T

65 f. 34
76 51
95—136 57
382 32

Y

29 f. 72
37 35
269—272 57
316 f. 32
413—415 35
463—468 35

Φ

2 33
73 69
148 33
194 f. 48
434 33
480 68

X

272 33

Ψ

176 34
196 79
538a 71
626 71
803 f. 71

Ω

558 72
693 33

β

429 20

γ

216 f. 60
230 60
231 60
309 f. 20

δ

15—19 45
498 64
780—783 3

ε

209 30

ζ

144 69

ϑ

142 58
333—342 19
544 21

ι

489 22

κ

189 67
201 f. 22
265 22
430 22
475—479 22
482 22

λ

245 53
478 23
525 67

μ

6 23
15 73
133 23

ν

289 23
391 23
428 23

ο

298 80

π

158 23
226 24
238 f. 23

ϱ

49 24
63 f. 24
171 24
198 24

τ

122 25
170 f. 25
219 25
250 f. 25
291 f. 25
500 26

χ

329 26

ψ

48 26

ω

238 26

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 8. Abhandlung

Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters

von

Paul Lehmann

Vorgetragen am 6. Juli 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 8. Abhandlung

Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters

von

Paul Lehmann

Vorgetragen am 6. Juli 1918

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Es sind jetzt gerade zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem ein tüchtiger Kenner, der jugendliche Helmstedter Universitätsprofessor Polykarp Leyser, öffentlich[1]) eine Verteidigung des für barbarisch verschrieenen Mittelalters, zumal seiner lateinischen Dichtung[2]) und ihrer Sprache, wagte. Obwohl im 17. Jahrhundert und zu Leysers Zeit die wissenschaftliche Beschäftigung mit lateinischen Texten des Mittelalters recht lebhaft in Deutschland geworden war, überzeugte die kühne, in vielem[3]) das Richtige treffende Rede die Masse der in klassizistischen und konfessionellen Vorurteilen[4]) befangenen Zeit-

---

[1]) In der im Mai 1718 von Leyser als Extraordinarius gehaltenen Antrittsvorlesung, die Helmstedt 1719 unter dem Titel Dissertatio de ficta medii aevi barbarie inprimis circa poesin Latinam herauskam.

[2]) Zu ihren Verächtern gehörte z. B. ein Mann von Hermann Conrings († 1681) Wissen, vgl. dessen De scriptoribus XVI post Chr. n. seculorum commentarius, Breslau 1727, p. 111 u. 114. Und Leyser gesteht von sich selbst in der Vorrede der Historia: *Barbarum scio haberi medium aevum barbarosque poetas eius omnes. Neque mihi alia mens ante fuit quam eos noscere inciperem.* Vermutlich wurde er stark durch Chr. Daumius, Th. Reinesius, J. A. Bosius zur Lektüre der mittelalterlichen Dichtungen angeregt.

[3]) So in der Betonung, daß der Gebrauch des Reimes und anderer im Altertum wenig oder gar nicht verwendeter Kunstformen nichts Verwerfliches wäre, und daß die Schreiber die antike Literatur Roms vor dem Untergange bewahrt hätten.

[4]) Daß L. die mittelalterlichen Gelehrten und Dichter in Schutz nahm und die Vernachlässigung ihrer Werke den lutherischen Theologen vorwarf, wird dazu beigetragen haben, daß man ihm 1722 unberechtigterweise bezichtigte, er wolle zum Katholizismus übertreten, vgl. Annales academiae Juliae. Sem. VI 68.

genossen nicht in wünschenswertem Umfange.[1]) Auch Leysers treffliche 'Historia poetarum et poematum medii aevi', die 1721 in Halle erschien, fand beim Erscheinen viel weniger Beifall und Verständnis[2]) als im 19. und 20. Jahrhundert, wo sie in fast allem außer den Textveröffentlichungen überholt ist.[3])

Daß man heute die Geisteskultur des Mittelalters teils mit großer Liebe betrachtet, teils wenigstens nicht schlechthin verdammt, ist neben verschiedenen allgemeinen Bewegungen dem

---

[1]) Vgl. die freundliche, aber grundsätzliche Bedenken nicht unterdrückende Besprechung der Leyserschen Dissertatio bei Jo. Gottl. Krausius, Nova litteraria anni MDCCXVIII, Lipsiae 1719, p. 90 sqq. Ganz entschieden nahmen gegen L. Stellung Jac. Burckhard, De linguae Latinae, quibus in Germania per XVII saecula amplius usa ea est fatis, Wolfenbüttel 1721 (der Konflikt kam auch in der Societas conantium zu Helmstedt am 30. Juli 1721 zur Sprache, vgl. Annales acad. Jul. Sem. II 149 sqq.); Joh. Fr. Bertram, De vera medii aevi barbarie, Appendix zu dem Schediasma de singularibus Anglorum in eruditionem orientalem meritis, Halle 1722, dann mit Zusätzen wiederholt in Bertrams Meletemata literaria, Braunschweig 1731, p. 179—228 (laut p. 183 Leysers Auffassung eine *monstrosa opinio*!); eiusd. Diss. de poesi Latinitatis conservatrice et custode: Meletemata p. 164 sqq.; dess. Anfangs-Lehren der Historie der Gelehrsamkeit, Braunschweig 1730, S. 87 f.; Nic. Hier. Gundlings Vollständige Historie der Gelahrtheit. II (Frankfurt uud Leipzig 1734) p. 1418 sqq.; Chr. Aug. Heumann, Conspectus rei publicae literariae, Ed. III, Hannover 1733, p. 109 sq., u. a.

[2]) Es fehlte nicht an wohlwollend die Gelehrsamkeit Leysers anerkennenden Besprechungen (Acta eruditorum anno MDCCXXI publicata, Lipsiae 1721, p. 253 sqq.; Joh. Gottl. Krausius, Nova litteraria anni MDCCXXI, Lipsiae 1722, p. 73 sqq.), aber gegen die Verteidigung der mittelalterlichen Poesie und Wissenschaft in der Dissertatio und der Historia nahmen alle Stellung und vor allem: von anregender Wirkung auf die Forschung ist im 18. Jahrhundert kaum etwas zu merken.

[3]) Eine Neuausgabe ist mehrmals geplant worden, so von R. Peiper, vgl. L. Traubes Nekrolog: Biogr. Jahrbuch für Altertumskunde begr. von C. Bursian XXIV (Leipzig 1902) S. 16. Laut Eisenharts Angabe in der Allgem. Deutschen Biographie XVIII (1883) S. 528 fand ein bedeutender deutscher Buchhändler keinen zu der Bearbeitung bereiten Gelehrten. Der Leyserus redivivus würde, wenn er wirklich wertvoll sein soll, ein Werk werden müssen, das an den Urleyser nur noch honoris causa erinnert. Peipers Absicht war das wohl auch.

Vorwärtsgehen der historisch-philologischen Disziplinen im 19. Jahrhundert zu verdanken, die auf ihrem stolzen Wege eine fürs erste schwach entwickelte und noch namenlose Gefährtin mitnahmen: die lateinische Philologie des Mittelalters.

Wann sie geboren ist, läßt sich ebenso wenig mit Bestimmtheit sagen, wie es sich in kurzen Worten erledigen ließe, was für sie die Geschichtswissenschaft, die klassische, romanische und germanische Philologie, die Theologie und Philosophie getan haben.[1])

Von allen den Männern, die sich um die Erforschung des mittelalterlichen Geisteslebens verdient gemacht haben, nenne ich nur zwei: Wilhelm Meyer und Ludwig Traube, die beide ein Stolz unserer Akademie gewesen sind, führe sie an, weil sie die lateinische Philologie des Mittelalters nicht mehr nebenbei, sondern mit ganzer Kraft, bewußt und planmäßig gepflegt, ihr die Anerkennung einer selbständigen Disziplin erkämpft und sie — Traube zeitlich voran[2]) — in den akademischen Unterricht eingeführt haben. Als im vorigen Jahre Wilhelm Meyer nach einem langen fruchtbaren Schaffen uns entrissen wurde, hat man in Wort und Schrift die beiden Bahnbrecher gelegentlich miteinander verglichen und dabei meines Erachtens dem schon 1907 von uns gegangenen Ludwig Traube, der in einem kurzen schmerzensreichen Leben, wie ich glaube,

[1]) Einiges aus der Geschichte unseres Faches habe ich in meiner — auch gesondert erschienenen — Abhandlung Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters: Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters V 1 (München 1914) gegeben.

[2]) Traube las seit 1888 an der Münchener Universität über lateinische Philologie des Mittelalters, W. Meyer behandelte nach den Vorlesungsverzeichnissen zum ersten Male im Wintersemester 1895/96 ein mittellateinisches Thema mit Göttinger Studenten: De carminibus Latinis medii aevi selectis. Polykarp Leyser ist auch als Lehrer ihr Vorgänger, da er in Helmstedt mit seinen Studenten die Poetria des Galfridus de Vino Salvo interpretiert und höchstwahrscheinlich, wenn er *Historiam poeseos* und *Historiam literariam* las, die mittellateinische Literatur mitbehandelt hat. Vgl. Annales academiae Juliae I 19, II 10, IX 9.

Größeres schuf und anregte, nicht in jeder Hinsicht volle Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Jedoch ist es ganz und gar nicht meine Absicht, von neuem ins Einzelne gehend zu vergleichen und die Abgrenzungslinien zwischen den befreundeten Meistern unserer Disziplin zu Grenzwällen zwischen verschiedenen Lagern auszubauen und Schulkämpfe zu entfachen. Ich bin — das ist mein freudiges Bekenntnis dankbarer Anhänglichkeit, nicht Abhängigkeit — für immer Schüler Traubes und arbeite auf Wegen, die vielfach er gebahnt oder gewiesen hat, bin aber auch bei Meyer in die Lehre gegangen, suche von allen zu lernen, die vor mir für die lateinische Philologie des Mittelalters gearbeitet haben und es jetzt neben mir tun, ebenso wie L. Traube jede gute Arbeit jeder Richtung durch Anerkennung wie tätige Hilfe gefördert und benutzt, seine Jünger oftmals vor Einseitigkeit gewarnt und zu allseitiger Fühlungnahme angespornt hat. Es kommt zumal jetzt, wo unsere Studien durch den Krieg manche empfindliche Schädigung und Störung erlitten haben, es kommt heute und in Zukunft darauf an, die vorhandenen Kräfte zusammenzufassen, ihnen Spielraum zu verschaffen, neue zu erwecken.

Die lateinische Philologie des Mittelalters, für die ich Verständnis, Unterstützung und Mitarbeiter gewinnen möchte, hat es sich zum Ziele gesetzt: die literarische Kultur des abendländischen Mittelalters erforschen und darstellen zu helfen, soweit sie durch Schriftdenkmäler in lateinischer Sprache vertreten, bedingt, beeinflußt ist.[1])

---

[1]) A. Hofmeister in seiner verständnisvollen Besprechung (Liter. Zentralbl. 1918 Sp. 503) meiner Abhandlung 'Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters' schlägt den Namen Mittelalterliche Philologie vor und rät, wir möchten uns nicht auf die lateinischen Sprachdenkmäler beschränken. Einwandfrei ist keine der Bezeichnungen unserer Disziplin, auch Hofmeisters nicht. Kurzsichtiges Betrachten nur des Lateinischen, das natürlich im Mittelpunkt stehen muß, liegt unserer Absicht fern. Mit den Ausführungen, daß die lateinische Philologie des Mittelalters nicht bloß im engeren Sinne als Sprachwissenschaft getrieben werden darf, daß sie „Philologie in dem weiteren Sinne der Kulturwissenschaft, Literaturgeschichte im weitesten Sinne sei

Sie hat sprachkundliche wie literar- und überlieferungsgeschichtliche Aufgaben. Sprachkunde ist sie, indem sie die Kenntnis des vom Mittelalter gebrauchten Lateins vermittelt, die Veränderungen der klassischen wie der biblisch-kirchlichen Sprache während des Mittelalters aufdeckt, zu verstehen sucht und ihre Bedeutung für das Werden der neuen romanischen und germanischen Sprachen erweist. Literaturgeschichte treibt unsere Disziplin insofern, als sie die zahlreichen Literaturwerke, die das Mittelalter selbst hervorgebracht hat, im einzelnen untersucht, in der Gesamtentwicklung wie in der Geschichte ihrer verschiedenen Formen und Gattungen erforscht. Der Literaturkunde ist die Überlieferungsgeschichte an- oder einzureihen. Sie geht den oft wirren, immer wichtigen Schicksalen der Literatur des griechisch-römischen und des christlichen Altertums, schließlich des Mittelalters selbst nach.

In diesen großen Arbeitsgebieten der lateinischen Philologie des Mittelalters sind viele Aufgaben eingeschlossen, manche andere Forschungsverpflichtung ist fester oder loser mit ihnen verbunden. Vor allem gehört dazu, was L. Traube und seine Schule, stärker vielleicht, als es anderen recht ist, zu betonen pflegen, es gehört dazu, daß unsere Forschung sich den Grundlagen und Grundbedingungen des literarischen Lebens im Mittelalter widmet. Das heißt: ohne die geschichtlichen Hilfswissenschaften und andere Fächer verdrängen zu wollen, verfolgen wir in manchmal etwas anderer

und daß sie angewiesen sei auf die Zusammenarbeit mit der Geschichte", erkläre ich mich vollkommen einverstanden. Auch Traube, der von der klassischen Philologie ausging, war nicht ausschließlich Linguist, seine Bedeutung beruht darin, daß er Philologie und Geschichtswissenschaft stets zu vereinigen suchte und wußte. Mochte er auch besonderen und begreiflichen Anteil nehmen an dem Verhältnis des Mittelalters zur antiken Literatur und Sprache und demgemäß arbeiten, es heißt ihn völlig mißverstehen, seine Leistungen, Kenntnisse und Interessen unterschätzen, wenn man ihm zutraut, daß er den Zusammenhang seiner Wissenschaft mit Geschichte, Theologie, germanischer und romanischer Philologie u. a. nicht gesehen und während seines allzu kurzen Lebens seine und seiner Schüler Forschung und Unterricht nicht danach eingerichtet hätte.

Weise als diese neben Sprache und Literatur die Entwicklung der Schrift und des ganzen Buchwesens bis zum Ausgang des Mittelalters und, wenn es sein muß, darüber hinaus, vertiefen uns in die Eigenart und Geschichte der Schreibschulen, in die Entwicklung der Bibliotheken, der niederen und höheren Schulen, in die Geschichte der Wissenschaften, kurzum in alles, was zum geistigen Leben des Mittelalters gehört.

Dieses vor meinem Geiste stehende Forschungs- und Lehrgebäude der mittellateinischen Philologie will ich hier nun nicht fertig modellieren. Der Aufbau und Ausbau wird langsam und in vielem wohl anders vor sich gehen, als ich es mir denke und wünsche, aber ich möchte mir gestatten, Sie mit Ihren Blicken hinzulenken auf die Vorarbeiten, die getan werden sollten, auf die Werkstätten, die in unserem Wissenschaftsgebäude errichtet werden können. Einige nicht allzu schwer lösbare Aufgaben, nicht die Aufgaben der lateinischen Philologie des Mittelalters will ich nennen und erörtern. Was ich sage und skizziere, ist keineswegs alles neu, ist auch nur eine Auswahl, die ein anderer sicher anders bieten würde,[1]) bloß ein Anregen und Andeuten und ein Aufrufen von Arbeitskräften, die unserer Disziplin allenthalben noch fehlen.

I. Schrift, Buchwesen und Verwandtes.

An eines der hervorragendsten Probleme der lateinischen Paläographie zu gehen, nämlich den Ursprung der karolingischen Minuskel zu erforschen, halte ich erst für die hoffentlich nicht ferne Friedenszeit ratsam, da Wilhelm Köhler seine im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft vorbereitete große Veröffentlichung über die karolingischen Miniaturen, der amerikanische Traubeschüler E. A. Loew sein längst angekündigtes Tafelwerk über die vorkarolingischen

---

[1]) Vgl. den allzu kurzen Bericht über Paul von Winterfelds Vortrag Aufgaben und Ziele der mittellateinischen Philologie: Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S., Leipzig 1904, S. 17 ff.

Minuskelschriften vorgelegt hat. Dann freilich muß die Arbeit einmal energisch angepackt werden. Die zurzeit in der Literatur zu findenden Vorstellungen und Äußerungen widersprechen sich, sind teils sicher falsch, teils zu schwach begründet. Bei der Entstehungsgeschichte wird man gewiß nicht stehen bleiben. Gerade aus der Blütezeit der karolingischen Minuskel stammen ja mit die wichtigsten Handschriften, die den Philologen, den Kunstforscher und den Historiker im engeren Wortsinne beschäftigen. Man sieht leicht und hat es seit langem gesehen, daß die Minuskel nicht überall und stets das gleiche Aussehen hat. Wie kann ich die Eigenheiten, die man beobachtet, zur Bestimmung von Herkunft und Alter benutzen? In den meisten Fällen wird selbst der kundigste Paläograph vorerst nur Mutmaßungen, Meinungen äußern können, weil man nicht planmäßig genug vorgegangen ist. Wir brauchen bibliographisch ausgestattete Listen zeitlich und örtlich bestimmter oder mit Sicherheit bestimmbarer Codices.[1]) Und mehr: Es gilt in Zukunft meines Erachtens nicht, Tafelwerk an Tafelwerk zu reihen, die aus einzelnen Hss. aller möglichen Länder und Zeiten einzelne Abbildungen bringen, sondern vornehmlich Sonderdarstellungen der Schriftentwicklung in bestimmten Scriptorien.[2]) St. Gallen — ein Beispiel für viele andere — St. Gallen mit seinen wertvollen, zu einem großen Teile noch erhaltenen Bücherschätzen schreit geradezu nach gründlicher schriftgeschichtlicher Behandlung. Gelingt es dabei zu ermitteln, woher die sich in Ligaturen und einzelnen Buchstaben ausprägende Besonderheit der älteren St. Galler Minuskel stammt (Oberitalien — Rätien oder Frankreich), wird eine reizvolle Frage aus der Frühgeschichte karolingischer

---

[1]) Vorarbeiten dazu in Traubes wissenschaftlichem Nachlaß.

[2]) Daß A. Chroust in seinen prachtvollen Monumenta palaeographica Gutes für die Untersuchung deutscher Schreibschulen des Mittelalters geleistet hat, wird kein Paläograph verkennen. Aber der Umfang und die Vielfältigkeit des Werkes haben nicht eine erschöpfende Behandlung der einzelnen Mittelpunkte gestattet und bisher eine Zusammenfassung der Ergebnisse verhindert.

Schrift beantwortet. Wie dort muß in vielen Fällen beachtet werden, daß die Mannigfaltigkeit der karolingischen Minuskel zu einem großen Teile durch den von anderen Schriftarten ausgehenden Einfluß entstanden ist. Sehen wir uns beispielsweise den in der Überlieferung der Bonifatiusbriefe ältesten und wichtigsten Clm. 8112 an, so erblicken wir eine Minuskel besonderer Gestalt, die große Unterschiede beim Datieren hervorgerufen hat. Der Berliner Paläograph M. Tangl, dem wir eine vorzügliche Ausgabe des Briefwechsels[1]) und tiefdringende Studien[2]) über diesen verdanken, sagt an einer Stelle (Studien S. 695): „Das Bild der karolingischen Minuskel, das man mit der nicht näher umgrenzten Zeitangabe 9. Jh. zunächst verbindet, findet man in der Hs. nicht wieder", und ferner (Studien S. 647): „Der Einfluß der Kursive ist gering, umso stärkeren Einfluß hat die ausgehende Halbunciale auf das Schriftbild geübt" und anderen Orts (Ausgabe S. VI): „Tatsächlich ist es eine Schrift, die noch alle charakteristischen Übergänge von der Halbunciale zur Minuskel aufweist und die daher dem Ausgang des 8. oder allerspätestens[3]) dem Anfang des 9. Jhs. zugewiesen werden muß."

Das kann leicht mißverstanden werden; denn die karolingische Minuskel ist nicht oder fast nie unmittelbar aus der Halbunciale entstanden, vielmehr sind die schon vielerorts zur Kalligraphie strebenden, aber noch mit kursiven Elementen stark durchsetzten vorkarolingischen Minuskelschriften, die ihrerseits allerdings mit der Halbunciale zusammenhängen, nach dem Vorbilde der alten Halbunciale reformiert worden. Man wird besser von der Anpassung schon vorhandener Minuskel an ältere und jüngere kontinentale Halbunciale als von Übergang aus der Halbunciale zur Minuskel reden. Will Tangl, was er nicht klar werden läßt, auf einen ausnahmsweise starken Einfluß angelsächsischer Halbunciale auf den Schreiber des Boni-

[1]) Als 1. Band der Epistolae selectae, Berlin 1916.

[2]) Im Neuen Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde XL (1915) S. 639—790.

[3]) Ins 8. Jahrhundert glaube ich den Codex nicht setzen zu dürfen.

fatiuscodex anspielen, schließe ich mich ihm zwar nicht in der Formulierung, aber in der Sache an. Meinem Auge zeigt die Schrift Spuren angelsächsischen Schreibgebrauches. Aus der angelsächsischen Rundschrift dürften stammen die kräftige Federführung, die eigenartige Druckverteilung, die Neigung b, d, h, i, l, p, q oben mit einer spachtelförmigen Verdickung, gewissermaßen mit einem auf der Spitze stehenden Dreieck, beginnen zu lassen, die Schäfte gelegentlich etwas einzuschnüren, die Bogen von c, e, d, o, p, q und den Stützbalken von t etwas nach links einzuknicken; auch das an die Gotik erinnernde Rechtsumbiegen der unteren Enden von m, n, r könnte aus der insularen Federführung erklärt werden, zumal da es sich hie und da in irisch-angelsächsischen Halbuncialcodices findet. Angelsächsische Nachklänge sind ferner wohl die Abkürzungen aτ̄ und h: = *autem*, ÷ = *est*, ɔɔ̄ = *contra*, die Akzentuierung einsilbiger Wörter, namentlich wenn sie enklitisch oder proklitisch gestellt sind, und das aus drei Punkten bestehende oder ähnlich gebildete Schlußzeichen vieler Briefe. Da Tangl für den Text der Bonifatiuskorrespondenz mit Recht eine angelsächsische Vorlage annimmt, könnte er die von mir beobachteten Eigenheiten für individuelle Abfärbung der kopierten Handschrift erklären. Solche Fälle der Schriftbeeinflussung durch die Vorlage gibt es natürlich, und sie sind hochinteressant. Es ist aber zu untersuchen, ob hier nicht die andere schon berührte Deutung mehr für sich hat: An den beiden Stätten, die für die Entstehung des Codex in Betracht kommen, in Mainz und Fulda hat man mehrere Jahrzehnte lang bekanntlich in der Hauptsache insular geschrieben, angelsächsische Halbunciale und angelsächsische Minuskel. Um 800 aber kam aus dem Westen und anderen Teilen des fränkischen Reiches durch Bücher, die man von anderswoher erwarb, durch fremde Schreiber und Mainzer oder Fuldaer Geistliche, die auswärts erzogen waren, die kontinentale Minuskel in die angelsächsischen Enklaven und verdrängte schließlich gegen 850 (der Zeitpunkt wäre noch genauer zu ermitteln) die alte Insulare. Die Schreiber tauschten begreiflicherweise

die ihnen neue Schrift für die ihnen geläufige nicht widerstandslos ein. Zuerst gingen die Schriftarten nebeneinander her. In einem weiteren Stadium behielten viele die Insulare wohl einstweilen bei, übernahmen aber Einzelnes aus der Kontinentalen; andere, die zur neuen Schrift übergehen wollten oder mußten, die konnten nicht sogleich und vielleicht nie die karolingische Minuskel in vollkommener Stilreinheit schreiben und lehren, sondern behielten unwillkürlich bei sich und ihren Schülern mit dem Schnitt und der Haltung der Feder Eigenheiten der früher geübten Buchstaben, Ligaturen, Abkürzungen, Interpunktion bei. So entstanden Mischschriften: angelsächsische Schrift mit einzelnen kontinentalen Elementen und schließlich eine karolingische Minuskel mit mehr oder weniger starkem insularem Hauch. Zu dieser Klasse möchte ich den Bonifatiuscodex rechnen.[1]) Derselben Herkunft wie er, einstmals Eigentum der Mainzer Dombibliothek, sind mehrere Codices in München und Rom, z. B, Rom Pal. lat. 289, von dessen Schriftform bereits Pertz[2]) sagte „aus der angelsächsischen abzuleiten", lat. 845, München lat. 8104, 8107, 8111, 8113. Da sieht man teilweise mehr als bei München lat. 8112 sehr starken Einfluß insularer Tradition. Man beachte namentlich die Reminiszenzen an angelsächsische Minuskel in Rom Pal. lat. 845 und München lat. 8111. Auch der berühmte Codex oblongus des Lucrez in Leiden, ebenfalls dem Mainzer Domstift entstammend, hat etwas insularen Schimmer über der kontinentalen Minuskel und überdies in einigen Zeilen und Korrekturen direkte Insulare. Deutlicher noch klingt die Schrift von Wien Pal. lat. 751 ans Angelsächsische an. Da ihr Schreiber Originale des Mainzer Archivs benutzte, könne sie, sagt Tangl,[3])

---

[1]) Die von Tangl (Studien S. 647) behauptete nahe graphische Verwandtschaft mit München lat. 1086 ist zu bestreiten. Es handelt sich um eine süddeutsche Minuskel ohne insularen Hauch bei den Buchstaben, vgl. die Abbildung MG. SS. XV.

[2]) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde V 305. Vgl. die Schriftprobe MG. LL. I nach p. 18.

[3]) Ausgabe S. XI, vgl. auch Tangls Studien S. 651 und für die Beurteilung ihres graphischen Charakters die Tafel in Tangls Ausgabe.

„nur dort geschrieben sein, wo diese archivalische Forschung möglich war, in Mainz". Man läßt die alten Handschriften, die den Vermerk *Iste liber pertinet ad librariam s. Martini Moguntinensis. M. Syndicus subscripsit 1479* tragen, vielfach in Fulda entstanden sein. Jedoch hat F. Falk die weitverbreitete Ansicht mit Recht für ungenügend begründet erklärt[1]) und M. Tangl[2]) dargetan, daß München lat. 8111 in Mainz seinen Ursprung gehabt hat, später aber bis zum 11. Jahrhundert in Fulda gewesen ist. Für unsere paläographische Frage ist es ziemlich belanglos, ob wir in Mainz oder Fulda die Schriftheimat der Mainzer Codices erblicken. Jedenfalls hat die Fuldaer Schreibschule unter ähnlichen Verhältnissen Ähnliches hervorgebracht. Das bezeugte unter anderem das ehemals fuldische Fragment des Hildebrandsliedes zu Kassel, das älteste Kartular im Staatsarchiv zu Marburg[3]) u. a. Auch in den Originalurkunden Fuldas[4]) lebten noch einzelne angelsächsische Gewohnheiten fort, als die insulare Schrift selbst im ganzen schon aus der Mode gekommen war. Wandert man weiter in die Schreibstuben und Bibliotheken von Werden,[5]) Würzburg,[6]) Regensburg,[7]) wo ja auch Angelsachsen tätig gewesen sind, kann man verwandte Erscheinungen feststellen. Die Überzeugung, daß es sich wirklich um ein Zusammenwirken von kontinentalen und insularen Schreibgewohnheiten handelt, hat sich in mir nicht unwesentlich durch die Beobachtung gefestigt, daß wiederum ähnliche Mischungen entstanden, als man im 10. und 11. Jahrhundert in England die Insulare zu Gunsten der festländischen Schrift aufgab.[8])

---

1) Die ehemalige Dombibliothek zu Mainz, Leipzig 1897, S. 11f.

2) Neues Archiv XL 709f.

3) Vgl. die Ausgabe von E. Heydenreich, Leipzig 1899.

4) Heydenreich, a. a. O. 37 leider ohne genaue Angaben.

5) Vgl. Chroust, Monumenta palaeographica. Ser. II Lief. XXII Taf. 6[b].

6) Vgl. Chroust, a. a. O. I Lief. V Tafel 6 und 9.

7) Vgl. Chroust, a. a. O. I Lief. III Tafel 1 (aus Fulda?); München lat. 14641 f. 1—31 kontinentale Minuskel mit insularem Hauch und insularen Korrekturen, f. 31[V] Epitaphium Karoli Magni und f. 32[V]—46[R] Ostertafeln insular.

8) Außer verschiedenen Urkunden in den Facsimiles of ancient char-

Es ist nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl von Handschriften, die ich außer dem Bonifatiusmanuskript genannt habe. Das Problem, das ich da angeschnitten habe und vor mir A. Chroust und ihm folgend B. Bretholz[1]) gestreift, auch L. Traube wohl gekannt hat: Der Kampf der insularen Schrift mit der karolingischen Minuskel in Deutschland während des 9. Jahrhunderts verdient — das zu sagen war das Ziel meiner Worte — eine planvolle Behandlung nicht um des einen Bonifatiuscodex willen, nein wegen der Beschreibung, Datierung, Lokalisierung ziemlich vieler Handschriften, wegen der Einsicht in die Mannigfaltigkeit des karolingischen Schrifttums und ihre Gründe, wegen des Bildes vom Leben in den Schreibschulen, in denen nicht die eine Schriftart die andere glatt, sondern mit Reibungen unter gegenseitigen Zugeständnissen ablöst.

Die Aufgabe wäre schon gelöst oder doch allseitig erkannt, wenn man großzügige Untersuchungen über die insularen Schriftinseln auf dem Festlande hätte. Wie berühmt und bekannt Fulda, Mainz, Fritzlar, Hersfeld, Würzburg, Regensburg und im Süden namentlich Bobbio als Schriftstätten sind, trotz vieler Abbildungen, trotz der Feststellungen und Hinweise, die z. B. Ludwig Traube hier in der Akademie gegeben hat, ist ihre paläographische Durchforschung noch in den Anfängen.

Man nehme sich vor allem einmal die angelsächsische Schreibprovinz Fulda vor, zu der außer der Benediktinerabtei Fulda nicht wenige Orte Mitteldeutschlands zu rechnen

ters in the British Museum vgl. man den Oxforder Persius saec. XI in., von dem E. Chatelain, Paléogr. des classiques Latins II pl. CXXVI eine Probe gibt, den Aldhelmcodex in der Lambeth Library (Abbildungen in der Palaeographical society. New. ser. I pl. 191, bei Thompson, An introduction to Greek and Latin palaeogr. p. 430 sq., facs. 171, bei R. Ehwald in den MG. Auctt. antt. XV) und die Cambridger Liederhandschrift, die ein Seitenstück zu den Carmina Burana Kostbarkeiten für den Mittellateiner und den Germanisten enthält und 1915 in Reproduktion mit ausführlicher Einleitung und Kommentar von Karl Breul vorgelegt ist.

[1]) Lat. Palaeographie[2] (1912) S. 62.

sind. Man gehe von der Gründung oder Beeinflußung durch Bonifatius, seine Genossen und Nachfolger aus, stelle zusammen, was die Angelsachsen aus der insularen Heimat und aus Festlandstätten mitbrachten oder sich schicken ließen, scheide, was insular und nicht insular ist, ermittle, welches die Merkmale der kurz „fuldisch“ genannten Minuskel sind, ob und wie sich diese, sei es in Buchstabeneinzelformen, sei es in Ligaturen, sei es in Abkürzungen von der angelsächsischen Schrift Englands unterscheidet, wie und wann die Ablösung durch die kontinentale Minuskel erfolgt ist und wie die Insulare nachwirkt. Das Material liegt hauptsächlich in Deutschland und in Rom. Ebenso könnte und sollte das irisch-angelsächsische Schriftelement in St. Gallen, Echternach, am Niederrhein und Westfalen verfolgt werden, nicht minder

Das Insulare in den südbayerischen Schreibschulen und Bibliotheken.

In unserer Hof- und Staatsbibliothek zu München wie in der Hofbibliothek zu Wien stehen Codices irischen und angelsächsischen Gepräges, die aus Regensburg, aus Freising, Salzburg und anderen Stätten stammen. Vorherrschend scheint die fremde Schrift an und südlich der Donau nicht oder höchstens kurze Zeit gewesen zu sein. Das Insulare stellt hier nur Episoden und Einschläge dar, nicht wie in Fulda eine ganze Epoche. Was, so fragen wir angesichts der auseinandergehenden Meinungen der Paläographen, was ist da irisch, was angelsächsisch? Können wir Unterschiede von anderen insularen Schriftzentren Deutschlands beobachten? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen den einzelnen Enklaven?

Man wird jedoch in der Paläographie nicht bei der gewiß bedeutsamen karolingischen Zeit verharren. Die Aufforderung zu Spezialstudien über einzelne Schreibschulen erstreckt sich aufs ganze Mittelalter. Wir müssen suchen z. B. die Anfänge und die Weiterbildung der sog. gotischen Schrift schärfer zu erfassen. Es ist mit Hilfe örtlich und zeitlich bestimmter Codices und Urkunden zu zeigen, wie die Gotisierung am frühesten im nordwestlichen Festlands-Europa vor sich geht,

wie die Bewegung weiter nach Osten und Süden zieht, aber Neues nicht immer nur bringt, sondern namentlich in Italien dank der beneventanischen Schrift auch empfängt. Das Wissen von den Differenzen gotischer Schrift in Frankreich, Deutschland und Italien ist noch sehr dürftig.[1]) Die Ausbildung einiger Charakteristica, der Bogenverbindungen und der Vermengung von Majuskel- und Minuskelbuchstaben hat W. Meyer in einer vorzüglichen Abhandlung[2]) zu untersuchen begonnen, ich möchte sagen in einer bahnbrechenden Arbeit, wenn man nach ihm weiter gekommen wäre. Für die Datierung und Lokalisierung gotischer Handschriften reichen Meyers Regeln oder vielmehr seine Belege für ihre Anwendung gewöhnlich nicht aus. Man wird auch hier nunmehr einzelne bedeutendere Schreibschulen vornehmen und ihre Stellung zu den Bogenverbindungen und dem übrigen durch ganze Handschriften und Handschriftenbestände verfolgen müssen. Namentlich dürfte es sich lohnen, die Bogenverbindungsregeln und überhaupt die Formung der gotischen Schrift in den Codices der großen mittelalterlichen Universitäten, in erster Linie Paris und Bologna, zu prüfen und darzustellen, da dort Handschriften in großer Zahl von sorgsam ausgebildeten Berufsschreibern, zum Teil wohl nach bestimmten Vorschriften, vervielfältigt worden sind. Ist es z. B. nicht möglich die Eigentümlichkeiten der *Scriptura Bononiensis* und der *Scriptura Gallica*, die man im Mittelalter wohl zu unterscheiden wußte, wirklich auszudrücken und zu zeigen, nicht bloß zu fühlen?

Die Rivalin der gotischen wurde die humanistische Schrift. Bereits 1898 hat E. Bernheim[3]) in seinen „Paläographischen Glossen“ auf die stiefmütterliche Behandlung aufmerksam gemacht, die durch die Paläographie der Schriftreform der Renaissance zuteil geworden ist. „Daß es bisher

[1]) Etliche Beobachtungen teilte W. Schum in G. Gröbers Grundriß der romanischen Philologie I 175 mit.

[2]) Die Buchstabenverbindungen der sog. gotischen Schrift: Abhandl. der Göttinger Gesellsch. d. Wiss. N. F. I (Berlin 1897).

[3]) Historische Vierteljahrsschrift I 307 ff.

noch immer unklar bleiben konnte", sagt er, „wie, wann und wo diese folgenreiche Wandlung sich vorbereitete und durchsetzte, obwohl sie sich im Lichte quellenreicher Überlieferung vollzog, ist gewiß ein auffallender Beleg dafür, wie abhängig sich die paläographische Forschung von speziell hilfswissenschaftlichen Interessen gehalten und die allgemeineren Interessen der Schriftentwicklung vernachlässigt hat." Die Zahl der Reproduktionen, deren Seltenheit Bernheim bedauerte, hat sich seitdem ja sehr erhöht. Dennoch ist man in der Sache kaum weiter gekommen. Selbst die elementare Charakteristik der Renaissanceantiqua ist in den vorzüglichen Lehrbüchern von Steffens und Bretholz unzureichend. Die Lösung der großen Probleme aber, von denen Bernheim spricht, ist meines Wissens in der wissenschaftlichen Literatur noch gar nicht ordentlich in Angriff genommen, sodaß es wohl angebracht ist die Bearbeitung von neuem anzuregen.

Schon Petrarca und Boccaccio erheben eindrucksvoll ihre Stimme über den Zustand der Schrift. Petrarca[1]) klagt über die Verkünstelung der Gotik, spricht von den *artificiosis litterarum tractibus* (Epp. fam. XIII 4) und ist verzweifelt über die *vaga . . . ac luxurians littera, qualis est scriptorum seu verius pictorum nostri temporis, longe oculos mulcens, prope autem afficiens ac fatigans, quasi ad aliud quam ad legendum sit inventa* (Epp. fam. XXIII 19). Beide aber blieben nicht beim Tadel, sie arbeiteten auch tatsächlich an der Vervollkommnung ihrer eigenen Schrift und gaben sich Mühe gute Kopisten zu erziehen. Was sie erstrebten, war, um Petrarcas Worte zu gebrauchen, eine *littera castigata et clara seque ultro oculis ingerens* (Epp. fam. XXIII 19). Diese vortreffliche Schrift fanden sie namentlich in alten Manuskripten. Als Boccaccio dem glühend verehrten Meister einen großen Augustincodex des 11. Jahrhunderts (jetzt Paris lat. 1989) schenkte, rühmte Petrarca (Epp. fam. XVIII 3) die *vetustioris litterae maiestas* und

---

[1]) Vgl. für das Folgende P. de Nolhac, Pétrarque et l'humanisme I² (Paris 1907) p. 70 ss.

den *omnis sobrius ornatus.* Er bemerkte, daß die ältere Minuskel dank ihrer Formenklarheit und Einfachheit majestätisch wirkt, und so bemühte er sich auch selbst das Unruhige, Bizarre der zeitgenössischen Schrift zu vermeiden, wie man gut an den erhaltenen Autogrammen Petrarcas[1]) sehen kann. Freilich ist er nicht der eigentliche Reformer, der die Renaissanceschrift schuf. Die hie und da noch zu findende Bemerkung,[2]) die schöne Antiquakursive, die von Aldus gebrauchte Italica, wäre eine Wiedergabe der Schrift Petrarcas, beruht auf einem Mißverständnis: Aldus führte diese eleganten Typen zuerst 1501 durch Ausgaben des Vergil und Petrarca in den Buchdruck ein, benutzte als Textvorlage ein Original[3]) des großen Dichters. Die Buchstabenformen, die er wählte, hatten nichts mit der benutzten Handschrift, nichts mit Petrarca zu tun, waren erst im 15. Jahrhundert entwickelt. Auch Ehrle und Liebaert[4]) gehen etwas zu weit, wenn sie Petrarcas Minuskel 'fere humanistica' heißen. Jedenfalls darf man hier nicht an eine bewußte Antikisierung der einzelnen Buchstaben denken. Es ist unverkennbar, daß Petrarca im Grunde noch gänzlich gotisch schreibt.[5]) Fast noch fester ist Boccaccios Schrift[6]) mit der Gotik verbunden. Aber der Wille zur Reform war ge-

---

1) Vgl. besonders P. de Nolhac, Facsimiles de l'écriture de Pétrarque, Rom 1887: Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'école Française à Rome VII.

2) Vgl. A. A. Renouard, Annales de l'imprimerie des Alde III (Paris 1725) p. 19; Julius Schück, Aldus Manutius und seine Zeitgenossen, Berlin 1862, S. 55; Meyers Großes Konversationslexikon XI⁶ (1905) S. 870.

3) Rom Vat. lat. 3195, reproduziert im 6. Bande der Codices e Vaticanis selecti.

4) Specimina codicum Latinorum Vat. tab. 45.

5) Vgl. P. de Nolhac, Facsimilés de l'écriture de Pétrarque etc.: Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'école Française de Rome VII (1887); ders., Pétrarque et l'humanisme. 1. (Paris 1892) und 2. Auflage (Paris 1907, mit zum Teil anderen Tafeln!); die Vollreproduktionen der Caesarvita (Paris 1906), des Canzionere (Rom 1905) u. a. mehr.

6) Vgl. z. B. das Facsimile des Zibaldone, Florenz 1915, und die Tafeln bei O. Hecker, Boccacciofunde, Braunschweig 1902.

weckt, was mancher nach Klarheit strebende lateinische Codex Italiens aus den letzten Dezennien des Trecento beweist.[1]) Der zum Ziele führende Weg wurde bald in der Nachahmung älterer bereits von Petrarca bewunderter Minuskel gefunden und mit größter Lebhaftigkeit beschritten.

Coluccio Salutati († 1406) selbst schrieb gotisch, auch der für ihn um 1392 hergestellte Codex der Atticusbriefe Ciceros (Laur. XLIX, 18) zeigt nicht Antiqua,[2]) aber 1395 bestellte der florentinische Staatskanzler ein Exemplar der Briefe Abälards mit der Bemerkung:[3]) *Si de antiqua littera haberi possent, libentius acciperem; nullae quidem litterae sunt meis oculis gratiores.* Hierin sind vielleicht schon nachgeahmte alte Buchstaben gemeint. Um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert scheint die Antiqua ihren Siegeslauf begonnen zu haben und zwar von Florenz aus. Wie das geschah, ist noch klarer zu zeigen. Wahrscheinlich wird sich dann die landläufige Meinung als richtig herausstellen, die Niccolo Niccoli (1363—1437) und Francesco Poggio (1380—1459) die Ehre zuweist die Antiqua durchgesetzt zu haben. In einem leider verschollenen Traktate über Orthographie soll[4]) Niccoli „von der Form der Buchstaben und der 'antiken Schrift', die er für klassische Texte allein verwendete und auch von anderen gebraucht wissen wollte“ gehandelt haben. Ganz klar sind unsere Nachrichten von diesen Anweisungen allerdings nicht.[5]) Immerhin beweisen

---

[1]) Ich erinnere an London Burney 250 (Seneca, 1387; vgl. Palaeographical society II pl. 95), Mailand Ambr. L. 68 sup. (Sallust, 1380; vgl. Steffens[2] 109), Paris lat. 14137 (Catull, 1375; Chatelain, Pal. pl. XV), Wolfenbüttel Gud. lat. 53 (Juvenal, 1384; vgl. Ihm, Pal. lat. tab. XIX).

[2]) Chatelain, Pal. pl. XXXIV 2.

[3]) Epistolario di Coluccio Salutati, ed. Novati III 96.

[4]) Vgl. G. Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums. I[3] (Berlin 1893) S. 301.

[5]) Voigt beruft sich auf L. Mehus. Dieser zitiert vor seinen Ausgaben von Ambrosii Traversarii epp. I (1759) p. LI sq, LXXXI und Leonardi Arretini epp. (1741) p. LXVI Äußerungen des Guarinus, Brippius und Facius. Von der Abhandlung Niccolis spricht nur Guarino: *Proxime venit in manus ab eo editum in lucem opusculum, quod ille ad*

Autographen Niccolis,[1]) daß er mindestens in späteren Lebensjahren die grade Antiqua beherrschte und auch bereits eine schöne Antiquakursive übte. Meist gab er sich mit dem Abschreiben nicht persönlich ab, am liebsten überließ er es Poggio, der die Anlage zur Kalligraphie geerbt hatte und sich frühzeitig durch harmonische, deutliche Schriftzüge auszeichnete. Was Poggio als Buchschrift verwendet, ist nun wirklich Antiqua meist in kalligraphischer aufrechter, gelegentlich in mehr kursiver Form. Man hat die wünschenswerte Liste der Autographa Poggios noch nicht zusammengestellt.[2]) Die kalligraphischen, die ich kenne, beginnen bereits in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts. Poggio sollte paläographisch genau behandelt werden und von ihm wäre weiterzugehen zu anderen Antiquaschreibern, zu Johannes Arretinus u. vielen

---

erudiendos compilavit adolescentes. Inscribitur autem 'orthographia', quum verius 'orbographia' possit appellari. Nam quum erudire pueros per quamdam inanem iactantiam concupiscit, rudem sese magis puerum patefacit. Tot in ea continentur artis praecepta, describuntur vocabula, ut correptas syllabas diphthongis annotare non pudeat. Nec erubescit canus homo aerei nummi aut argentei marmorisque et codicum Graecorum testimonia afferre, quum nulla de vocabulo sit disceptatio. Wo findet sich ein deutliches Wort über Kalligraphie? Bartholomaeus Facius († 1463) sagt Niccoli in seinem Liber de viris ill. (ed. Mehus, Florenz 1745, p. 11) *veterem elementorum formam — — — in usum revocavit. Librorum quoque exornandorum inventor,* von Brippius haben wir die Verse: *renovatque priorem | Et proprium morem scripti, velut efficit ipse | Scribere diphthongos elementaque propria docte.*

[1]) Vgl. O. E. Schmidt in den Abhandl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. XXIII (Leipzig 1887) S. 288 und Tafel IV; Fr. Marx' Ausgabe des Cornelius Celsus in Corpus medicorum lat. I (1915) S. XLIII. Seine Photographien von Niccolis Abschrift hat Geheimrat M. gütigst dem Münchener Seminar für lateinische Philologie des Mittelalters überlassen.

[2]) Einiges in der guten — für die Schriftkunde und Bibliotheksgeschichte allerdings nicht ausreichenden — Biographie von Ernst Walser, Berlin und Leipzig 1914, S. 317 f., s. auch S. 27 f. und 418 ff.; Schriftproben auf Tafel IV. Um nicht zu weitläufig zu werden, gehe ich auf die sonstige Literatur und die echten oder zweifelhaften Poggiani nicht ein.

sonst. Den meisten Stoff bietet natürlich Italien, aber auch Deutschlands Bibliotheken haben wichtige Beispiele.[1])

Es ließe sich manches darüber sagen, wie in der Renaissance immer häufiger *Litterae antiquae* verlangt werden, wie aus der Bezeichnung der nachzuahmenden alten Schrift bald der Terminus technicus der durch die Nachahmung entstandenen neuen Schrift wird. Die noch zu schreibende Geschichte allein des Namens Antiqua bietet sehr viel von Wert. Z. B. haben offenbar manche Humanisten gedacht,[2]) es wäre wirklich Schrift des Altertums neubelebt. Und selbst jetzt noch findet man in einem vielbenutzten Bildungshilfsbuche, in der 6. Auflage von Meyers Großem Konversationslexikon[3]) gesagt, die Antiqua sei „der Schreibweise der Römer nachgebildet". Die moderne Wissenschaft teilt diese Ansicht selbstverständlich ebensowenig wie den Glauben der Humanisten, sie hätten durch ihre Reform die scheußliche Erfindung der alten Goten und Langobarden abgetan. Heutzutage weiß der Gelehrte, daß der Renaissancehaß der fälschlich sog. gotischen Schrift des 13.—15. Jahrhunderts, ihre Liebe älterer Minuskel des Mittelalters galt. Aber welche Minuskel nachgeahmt wurde, darüber ist man nicht ins Reine gekommen. Nach den meisten paläographischen Lehr- und Handbüchern[4]) war die Minuskel des 11. und 12. Jahrhunderts das Vorbild, W. Schum sucht

[1]) Z. B. Berlin Kgl. Bibl. Hamilton. 166 (Cicero ad Atticum von Poggio 1408 geschr.), München lat. 763 (Cicero Tuscul., De finibus, Acad., von Joh. Arretinus 1414 geschr.).

[2]) Petrus Victorius hielt den karolingischen Codex der Cicerobriefe ad fam. für ungefähr ebenso alt wie den noch aus der Antike stammenden Vergilius Mediceus und die Florentiner Pandekten, vgl. Epp. Ambrosii Traversarii ed. Mehus. I p. CCXIV.

[3]) I (1902) S. 586.

[4]) Vgl. neben anderen W. Schum in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie I 181; Arndt-Bloch in Pauls Grundriß der germanischen Philologie I^2 279; Steffens, Lat. Pal.^{2} S. XXIV; M. Prou, Manuel de Paléogr., Paris 1910, p. 256 sq.; Bretholz, Lat. Pal.^{2} S. 93 und 102. S. ferner Bernheim in der Hist. Vierteljahrsschrift I 307; G. Leidinger bei Chroust, Mon. Pal. Lief. X Tafel 8; Arndt-Tangl, Schrifttafeln I Tafel 30^A.

in Codices des 12. und sogar des früheren 13. Jahrhunderts die benutzten Muster. Andere finden die karolingisch-ottonische Schrift nachgeahmt.[1]) Man schwankt also zwischen den Zeiten vom 9.—13. Jahrhundert, ist sich dieses Schwankens aber gar nicht recht bewußt und begründet seine Auffassung nicht oder wenig. Nach meinen Beobachtungen scheidet das 13. Jahrhundert vollkommen aus. Damals war die Minuskel längst so stark gotisiert, daß die Renaissance die viel ruhigeren, reineren Formen ihrer Antiqua unmöglich daraus empfing. Französische und italienische Codices des 11. und auch noch des 12. Jahrhunderts, namentlich Klassikertexte, zeigen in der Tat nahe Verwandtschaft. Andererseits ist ebenfalls zu beobachten, daß die karolingisch-ottonische Minuskel in der Humanistenschrift neu erweckt zu sein scheint, und man könnte zur Verteidigung dieser Auffassung sagen, daß der jüngere Eindruck durch das Unvermögen der Renaissanceschreiber hervorgerufen wird, stets die karolingische Schrift ohne Rückfall in Gotikgewohnheiten nachzuahmen. Wer die Bücherentdekkungen der Humanisten kennt und weiß, daß die staunenerregenden Neufunde, die am meisten Abschriften im Gefolge hatten, daß diese Entdeckungen in Codices des 9./10. Jahrhunderts gemacht wurden, der wird geneigt sein die Handschriften der karolingisch-ottonischen Zeit als Vorbilder anzusehen. Sowohl die bereits im 14. Jahrhundert zu Verona und Vercelli gefundenen Codices mit den Briefsammlungen Ciceros wie die Handschriften, die um 1415 Poggio in der Umgegend von Konstanz und in Cluny, Langres, in Fulda und anderen Orten Deutschlands und Frankreichs fand, fast alle diese Texte waren Exemplare des 9. oder 10. Jahrhunderts. Gleichwohl kann ich deren Einfluß nicht für den einzigen halten. In den Bibliotheken der Humanisten und Humanistenmäzene des 14.

[1]) Z. B. H. Grauert, Magister Heinrich der Poet, München 1913, S. 17; K. Brandi, Unsere Schrift, Göttingen 1913, S. 9 spricht mit begründeter Vorsicht von der Schrift des 9., 10 „und etwa noch 11. Jahrhunderts“; Prou sieht in Hss. des 10.—12. und in geringerem Maße des 9. Jahrhunderts die Vorbilder.

und 15. Jahrhunderts spielen auch Handschriften des 11. und 12. eine bedeutende Rolle und werden, ohne Unterscheidung von den älteren karolingischen Codices, antik genannt. Die Renaissancegelehrten konnten sehr selten das Alter der meist undatierten Handschriften auch nur annähernd richtig bestimmen, sie begnügten sich mit dem allgemeinen Eindruck hohen Alters. Ihnen war jede Handschrift ehrwürdig, mustergiltig, der das fehlte oder nur in geringem Maße anhaftete, was sie bei der gotischen Schrift des 14. und 15. Jahrhunderts störte. Im Bestreben *planius, apertius, distinctius*[1]) zu schreiben, nahmen sie die Klarheit, Anmut, Harmonie, wo sie sie fanden, sei es in Exemplaren der älteren, sei es der jüngeren Minuskel. Natürlich haben sich Poggio und andere Schreiber, auch solche, die von Poggio und Florenz unabhängig waren, eine ganz bestimmte Schrift angewöhnt, die sie stets wiederholten, und gewiß ging diese bestimmte Schrift im großen und ganzen auf ein bestimmtes Vorbild zurück. Aber dieses Vorbild war nicht für jeden schöpferischen Schreibkünstler, nicht für jede Schreibschule dasselbe. Der Schreiber des Pontanus z. B. lehnt sich im Gegensatz zu den meisten anderen offensichtlich ans Beneventanische an.[2]) Es ist nach allen diesen Erwägungen meines Ermessens ebenso falsch die Grundlagen, die Muster nur im 11./12. Jahrhundert zu suchen, wie sich auf die karolingisch-ottonische Epoche zu beschränken. Außerdem färbt sehr häufig, zumal bei noch nicht ganz in der Ausbildung fertigen Schreibern, die einzelne Vorlage auf die einzelne Kopie ab. Ambrogio Traversari[3]) gibt einmal die Vorschrift: *Studeas priscam illam in scribendo imitari puritatem ac suavitatem* und nun

[1]) Lorenzo Valla rühmt sich, Sitzungsber. d. Kaiserl. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. LXI (Wien 1869) S. 360: *Cum plurimi in figuris elementorum ducendis me antecellant, vix tamen aliquem planius, apertius, distinctius describere.*

[2]) Vgl. den Codex Leidensis Perizonianus mit Tacitus und Sueton, repr. als Suppl. IV der Codices Graeci et Latini photogr. depicti duce Scatone de Vries, Lugd. Bat. 1907, und den Wolfenbüttler Tibull, repr. in derselben Sammlung, Hauptreihe Bd. XIV (1910).

[3]) Epp. ed. Mehus p. 1010.

das wichtige: *quod tunc adsequere facilius, si ex emendatissimo antiquoque codice quidpiam tibi transscribendum deligas totoque annisu ad unguem exemplar imitari.* Hatte der, der danach sowohl für die Lesarten als für das graphische Bild handelte, gerade eine Handschrift des 9. Jahrhunderts vor sich, wurde die Kopie der Schrift jener Zeit sehr oft ähnlich. Das sehen wir z. B. beim Tacitus von Jesi,[1]) der eine echte alte Lage enthält, während die übrigen Blätter Renaissanceabschriften desselben karolingischen Manuskriptes sind. War die Vorlage jünger, bekam auch die Abschrift nicht selten ein jüngeres Gesicht.

Die Vorbildfrage endgiltig zu beantworten wird, da es sich um die Entwirrung ziemlich verwickelter verschiedenartiger Verhältnisse handelt, erst im Rahmen der unumgänglichen großen, weit ausholenden Geschichte der Renaissanceschrift möglich sein. Man muß 1. den Zustand der gotischen Schrift im 14. Jahrhundert feststellen, der in vielen aus Frankreich nach Italien gebrachten Handschriften und bei nicht wenigen Schreibern Italiens sehr weit von der Ruhe und Deutlichkeit der alten Minuskel entfernt, in Florenz aber zuweilen so gemildert gotisch war,[2]) daß Poggio sich einheimische Vorzüge zu eigen und zu Nutze machen konnte, muß 2. zum mindesten die ältesten datierten Antiquacodices bis etwa 1430 zusammensuchen und charakterisieren, 3. die Äußerungen der Humanisten über die Schriftreform und die bekämpfte Schreibweise vereinigen und erklären, 4. die von den in Frage kommenden Humanisten, Humanistenfreunden und Kopisten besessenen oder gebrauchten Bibliotheken erschließen und endlich, so oft es möglich ist, die Vorlage und die unmittelbre Abschrift nebeneinanderhalten.

Über die Fragen des Ursprungs der Renaissanceschrift

---

[1]) Vgl. Annibaldi, L'Agricola e la Germania nel ms. lat. n. 8 della bibl. del conte G. Balleani in Jesi, Città di Castello 1907.

[2]) Bereits E. Bernheim hat a. a. O. darauf hingewiesen. Eine Probe bei Vitelli-Paoli, Facsimili lat. tav. 20.

hinausgehend ließe sich noch manches andere aus dem Gebiete der Antiqua erörtern, z. B. die bloß gestreifte Differenzierung an bestimmten Stätten oder bei einzelnen Schreibkünstlern Italiens. Uns Deutsche wird es besonders zu erfahren reizen, welchen Einfluß die Antiqua auf die Schrift in Deutschland geübt hat und wann das zuerst und wo am nachhaltigsten vor sich gegangen ist. Daß während der großen Kirchenversammlungen italienische der Antiqua kundige Schreiber in Konstanz und Basel tätig waren, hat nach meinen bisherigen Nachforschungen die Antiqua in Deutschland nicht direkt einführen helfen. Dagegen ist sie um dieselbe Zeit gelegentlich schon in Melk angewendet worden,[1]) als dort das klösterliche Leben durch deutsch-italienische Mönche von Subiaco reformiert wurde. Wie weit die fremde Schrift in Melk und mit Melk verbundenen Stätten Eingang gefunden hat, ist noch zu untersuchen. Es scheint sich um eine einzelne Erscheinung gehandelt zu haben. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird der Gebrauch der Renaissanceschrift durch Deutsche in Deutschland lebhafter. Die Studien, die mir da vorschweben, würden sich auch mit den Drucken zu beschäftigen haben und deshalb den Streit um Altschrift oder Fraktur berühren müssen.

Alle diese und ähnliche Arbeiten dürfen nicht als ausschließlich paläographische Untersuchungen behandelt werden. Eindringen in das vielgestaltige Land des mittelalterlichen Buchwesens, der historischen Handschriftenkunde, der Bibliotheksgeschichte gehört dazu.

Wenn das Ziel erreicht werden soll, das die Paläographie seit dem 19. Jahrhundert in zunehmendem Maße erkannt hat: die zeitliche und örtliche Bestimmung einzelner Schriftarten von der Schrift eines großen Gebietes bis zu der eines einzelnen Klosters und sogar eines Schreibers, dann müssen die versprengten Bibliotheken möglichst vieler Orte des Mittelalters rekonstruiert, ihre bunten Schicksale, ihre Eigenheiten,

---

[1]) Vgl. W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter[3] S. 484; A. Chroust, Mon. pal. II. Serie Lief. XIV Tafel 1.

ihre Bedeutung festgestellt werden. Geschieht das in mehr als antiquarisch statistischer Weise, so erfährt nicht allein die Schriftgeschichte große Förderung, sondern überhaupt die Erforschung der Kulturentwicklung.

Die Akademien des Deutschen Reiches und Österreichs helfen da durch die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliotkekskataloge und wir Bearbeiter bemühen uns den Stoff in der Weise fruchtbar zu machen und zu beleben, daß wir den Verzeichnissen Abrisse der Bibliotheksgeschichten vorausschicken. Wir betrachten die Bibliotheksgeschichte aber durchaus nicht als unser Privileg und können bei der unbeschreiblichen Fülle des Materials einerseits, bei den Zeit- und Raumbeschränkungen andererseits nicht einmal die ja nur einen Teil der zahlreichen alten Bibliotheken vorstellenden Sammlungen, für die mittelalterliche Bücherverzeichnisse vorliegen, wirklich abschließend bearbeiten. Wir freuen uns jedes Mitforschers, der unsere Studien fortsetzt und ausdehnt und verständig berichtigt. Denn ein einzelner, und hätte er auch noch so viel Kraft, Geld und Arbeitsfreiheit, kann den gewaltigen Stoff, den die Geschichte selbst nur der deutschen Bibliotheken des Mittelalters bietet, niemals bewältigen. Hier Namen untersuchenswerter Bibliotheken zu nennen hat wenig Zweck. Es fehlt fast überall, wiewohl wichtige Vorarbeiten schon geliefert und die Forschungsgelegenheiten z. B. für die bayerischen Bibliotheken die denkbar besten sind. Wenn die lateinische Philologie des Mittelalters die geschichtliche Handschriftenkunde und die Bibliotheksgeschichte in ihr Programm aufgenommen hat, so soll damit ganz und gar nicht die bibliothekarische und ortsgeschichtliche Arbeit beeinträchtigt werden. Im Gegenteil bleiben wir gern mit ihr im Zusammenhang und freuen uns über jede uns abgenommene gute Untersuchung. Auf der anderen Seite dürfen wir die Bibliotheken nicht aus unserer Erforschung des mittelalterlichen Geisteslebens ausschalten und müssen sehen, daß man nicht bei der Befriedigung des lokalpatriotischen und fachbibliothekarischen Interesses stehen bleibt. Und es wäre ganz gegen gute deutsche Art, wenn der Krieg

unser Interesse an den nichtdeutschen Bibliotheken des Mittelalters beeinträchtigen würde.[1])

Mit der Ermittelung der Schicksale alter Sammlungen, der Aufzählung und Beschreibung der einst vorhandenen und der auf uns gekommenen Handschriften sowie mit der Veröffentlichung und Erläuterung der bibliotheksgeschichtlichen Urkunden sind unsere Pflichten keineswegs voll erfüllt. Unser Ideal ist eine Verbindung der einzelnen Bibliotheksgeschichte mit der Paläographie und der Überlieferungsgeschichte, sodaß der betreffenden Stätten ganzes Schrift- und Buchwesen in historischer Entwicklung dargestellt und die Bedeutung der einzelnen Handschriften für die Erhaltung und Verbreitung wichtiger Texte der Antike und des Mittelalters aufgedeckt wird.

Durch das Kartellunternehmen ist im Jahre 1909 F. Falk[2]) zu dem Wunsche angeregt worden, wir möchten außer den Verzeichnissen auch die sämtlichen Statuten mittelalterlicher Büchersammlungen, die Bibliothekordnungen herausgeben. Das wird kaum möglich sein und dürfte auch nicht auf Deutschland beschränkt werden, da die Statuten zum Teil von internationaler Giltigkeit gewesen sind, die deutschen mit ausländischen zusammenhängen. Aber an sich ist das Verlangen nach einer gründlichen Behandlung dieses Themas, für das schon mancher Forschungsbeitrag[3]) geliefert ist, mancher

---

[1]) Für Deutschland vgl. außer den älteren Veröffentlichungen von Th. Gottlieb, G. Meier, M. Manitius, O. Glauning u. a. die Broschüre von Kl. Löffler, Deutsche Klosterbibliotheken, Köln 1918. Ernsthaft gemeinte Arbeiten fördert gern durch Auskünfte die Redaktion der mittelalterlichen Bibliothekskataloge bei der K. Bayer. Akad. d. Wiss. München. Literatur und Einzelnachrichten über alte Sammlungen ganz Europas findet man bei W. Weinberger, Beiträge zur Handschriftenkunde II, Wien 1909 (Sitzber. d. Kais. Akad. d. Wiss. CLXI). Für Belgien und die Niederlande vgl. K. O. Meinsma, Middeleeuwsche Bibliotheken, Zütphen 1903; für England: E. A. Savage, Old English libraries, London 1911.

[2]) In der wissenschaftlichen Beilage zur 'Germania' vom 10. Juni 1909.

[3]) Vgl. Wattenbach, Schriftwesen; Löffler, Deutsche Klosterbibliotheken; Clark, The care of books; Meinsma, Middeleeuwsche biblioth.;

Text noch aus den Bibliotheken und Archiven ans volle Tageslicht gezogen werden kann, gewiß berechtigt. Wem die Sammlung, Herausgabe und Darstellung des ganzen Materiales zu groß und schwer erscheint, der kann Ersprießliches leisten, wenn er beginnt die in den verschiedenen mittelalterlichen Ordensregeln, Regelkommentaren, den Consuetudines und sonstigen monastischen Anweisungen enthaltenen Bestimmungen über die Sammlung, Verwaltung und Benutzung zu untersuchen. Die Befolgung der alten Vorschriften zeigen vielfach die Handschriften selbst durch allerlei Einträge und Spuren in den Büchern und auf ihren Einbänden. Ich empfehle deshalb bei dieser Gelegenheit

Die Zusammenstellung recht vieler Herkunftsvermerke (auch Ausleihnotizen), Signaturen und Titelzettel mittelalterlicher Codices.

Da unsere historisch-geographischen Nachschlagewerke oft nicht ausreichen, ist es selbst für den Erfahrenen häufig schwer die alten lateinischen Namensformen eines Bibliotheksortes ins Moderne zu übertragen. In Gestalt eines Registers ließe sich ganz gut ein Schlüssel schaffen.[1]) In diesen Listen, die bei der 1. Ausgabe gewiß manche Lücke haben und trotzdem gern benutzt werden würden, müßte der heutige Ortsname auch dann zu finden sein, wenn — wie es in den mittelalterlichen Vermerken und sonstigen Angaben oft der Fall ist — nur der Name des Schutzheiligen der Kirche, des Klosters steht. Um Verwechselungen der vielen Stätten, die dieselben Patrone hatten, vorzubeugen, wäre möglichst die gebräuchliche Form

Hermann Meyer, Mittelalterliche Bibliotheksordnungen für Paris und Erfurt: Archiv für Kulturgeschichte XI (1913) S. 152—165.

[1]) Vgl. Ludw. Traube, Vorlesungen und Abhandlungen I 110f. Graesses Orbis latinus liegt in 2. von F. Benedikt bearbeiteter Auflage, Berlin 1909, vor. Bei den Literaturangaben im Traubebande hätten auch genannt werden sollen: ⟨P. Deschamps,⟩ Dictionnaire de géographie ancienne et moderne, Paris 1870; H. Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters, Gotha 1883; U. Chevalier, Topo-Bibliographie, Paris 1894—1903; W. Weinberger, Catalogus catalogorum, Wien 1902; ders., Beiträge zur Handschriftenkunde II.

der mittelalterlichen Besitzeinträge genau abzudrucken oder besser noch abzubilden. Anzuschließen wären im Nomenclator selbst oder in einer besonderen Veröffentlichung kleine Reproduktionen der für eine Bibliothek in einer bestimmten Zeit typischen Titel und Bibliothekssignaturen des Mittelalters, die auf den Einbanddeckeln, auf dem Rücken oder auf dem Buchschnitt stehen. Die Absicht ist nicht eine Kuriositätensammlung zu schaffen. Der wissenschaftliche Nutzen bestände einmal in der Erschließung bibliothekarischer Gebräuche, fernerhin und ganz besonders im Gewinn von Möglichkeiten die Bibliotheksheimat von Handschriften zu ermitteln, über deren Herkunft man nicht unterrichtet ist. Hätte man nicht auf den Deckeln Kasseler Codices kurze Inhaltsangaben nebst Ordnungszahlen beobachtet und aus den anderen Quellen die Signierweise der Benediktiner von Fulda gekannt,[1]) wäre es nicht gelungen für eine ganze Reihe von Handschriften großen Wertes den Ursprung aus der erstklassigen Bibliothek des Stiftes Fulda festzustellen.[2]) Bis zu einem gewissen Grade haben wir vielleicht Gelegenheit solche Sammlung äußerer Kennzeichen der Handschriftenherkunft im Archiv der Bibliothekskatalogkommission anzulegen. Machen sich außerdem, was zu wünschen ist, einzelne andere an solche Arbeiten, so werden sie sich zuerst wohl begnügen müssen mit Büchersignaturen und Besitzervermerken einiger Gruppen von Bibliotheken, etwa der bayerischen oder der österreichischen oder westfälischen, niedersächsischen, rheinischen oder bestimmter Mönchsorden. Endlich wäre es eine gute Aufgabe für die Verwaltung jeder modernen Handschriftensammlung, wenn sie

[1]) Vgl. darüber zuletzt K. Scherer im 26. Beiheft des Zentralbl. f. Bibliothekswesen S. 82 ff. — Andere leicht zu vermehrende Beispiele und überhaupt lehrreiche Erörterung der Signaturen bei Th. Gottlieb, Über mittelalterliche Bibliotheken, Leipzig 1890, S. 310 ff.

[2]) Die Ersprießlichkeit der Beobachtung der Signaturen u. dergl. für die Geschichte einer nachmittelalterlichen Bibliothek beweist glänzend das rühmliche Werk von O. Hartig, Die Gründung der Münchener Hofbibliothek usw.: Abhandl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Klasse, XXVIII 3 (München 1917).

die alten Signaturentypen ihrer Bestände reproduzierte. Bisher ist meines Wissens wenig in dieser Richtung für die gelehrte Öffentlichkeit getan.[1]) Lohnenswert ist es die Schreiberunterschriften einzubeziehen oder für sich zusammenzustellen und in größter Fülle abzubilden.

Vom Scriptorium und der Libraria gehen wir mit unseren Gedanken ins Refektorium der Klöster und fragen: Was und wie wurde früher beim Mittagsmahl und bei den Kollationen vorgelesen, wie unterscheiden sich etwa die Orden oder die Länder und Zeiten hinsichtlich der Lektüre im Refektorium. Schon vor 5 Jahren habe ich einmal Gelegenheit gehabt[2]) an die noch zu schreibende Geschichte der klösterlichen Tischlesung und daran zu erinnern, daß über sie die monastischen Regeln und Regelerklärungen, die Statuta und Consuetudines der Kongregationen und einzelner Klöster reichen Aufschluß geben, daß wir merkwürdige Listen z. B. in kalendarischer Form besitzen, die uns über die Auswahl der Bücher unterrichten und auf bestimmte Exemplare der Klosterbibliothek hinweisen. Seitdem haben Th. Gottlieb und ich in den beiden bisher erschienenen Bänden der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge[3]) solche irgendwie mit der Tischlesung zusammenhängenden Stücke herausgegeben und besprochen, der leider vor kurzem verstorbene A. Hauber (Tübingen) andere wichtige Mitteilungen über das klösterliche Lesen gemacht.[4]) Man wende nicht ein, derartige Untersuchungen wären weniger unsere Sache als eine der Theologen. Wer das Mittelalter studiert, kann gar nicht genug von Glauben und Lehre der Kirche, von geistlichen Vorschriften und Sitten, von religiöser

---

[1]) Ich nenne die Abbildungen bei A. Franklin, Les anciennes bibliothèques de Paris, Paris 1867, und die aus englischen Handschriften genommenen 'Pressmarks' auf den Tafeln 17 und 147 der New Palaeographical Society.

[2]) Hist. Jahrbuch 1913 S. 536 f.

[3]) MBK Österr. I 442 ff.; MBK Deutschl. u. d. Schweiz I 12, 89 ff.

[4]) Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1914 S. 346—350. Vgl. auch K. O. Meinsma, Middeleeuwsche bibl. p. 118, 120 ff., 129 und Kl. Löffler, Deutsche Klosterbibliotheken S. 16.

und wissenschaftlichtheologischer Literatur wissen. Das mittelalterliche Geistesleben ist nun einmal, mag man sich dessen freuen oder nicht, aufs festeste mit der Kirche verbunden. Wäre die mittellateinische Philologie durch eigene Studien oder zusammenfassende Untersuchungen von Theologen oder Historikern gut über die geistlichen Lesungen im Refektorium orientiert, würden z. B. zwei neuere Herausgeber[1]) von Ekkehards Waltharius aus der Anrede *fratres* im 1. Verse kaum so sicher den Schluß gezogen haben, das prächtige Heldenepos, das nur einen dünnen christlichen Anstrich hat, wäre zur Tischlektüre in St. Gallen bestimmt gewesen. Die Verwendung weltlicher Texte ist etwas so Ungewöhnliches, daß größte Vorsicht gegenüber den wenigen Stellen, die sie zu bezeugen scheinen. geboten ist.[2])

Wer Forschungen anstellt über das Vorlesen im Mittelalter, wird es nicht unterlassen dürfen die zahlreichen lateinischen Lehrbücher des Mittelalters über die Quantität der Silben und die Betonung der Wörter und Sätze durchzugehen. Viel hat Ch. Thurot[3]) aus ihnen geschöpft und mitgeteilt. Erschöpft sind die Quellen nicht. Mehr als ein Text verdient vollständige Veröffentlichung, so die merk-

---

[1]) H. Althof, Walthari Poesis II (Leipzig 1905) S. 9; Ekkehards Waltharius, ein Kommentar von J. W. Beck, Groningen 1908, S. 2.

[2]) Wenn es in dem von Althof angezogenen Roman de Girard de Roussillon, saec. XIV heißt (ed. Mignard p. 6):

Quar en pluseurs mostiers la lisent la gent d'ordre
Cil qui ne m'en croira a Poutieres s'en voise,
A Vezelay aussi, si savra, si l'on boise,
Car on lit au maingier, c'est chose toute certe,
Aussi comme des sainz les faiz Girard et Berte,

so bezieht sich das auf die Lektüre der zwar aus dem Chanson de geste G. de R. schöpfenden, aber hagiographisch-lokalhistorischen, also nicht aus dem üblichen Rahmen der geistlichen Lesung fallenden lateinischen Vita Girardi. Vgl. Jos. Bédier, Les legendes epiques II (Paris 1908) p. 39 ss., 84 ss.

[3]) Vgl. die Notices et extraits de la bibliothèque impériale XXII 2 (Paris 1868) p. 391 sqq., 421 sqq.

würdige Ars lectoria des Franzosen Aimericus[1]) aus dem 11. Jahrhundert, die auch Verse eines wahrscheinlich mit dem Luxorius des Codex Salmasianus der alten lateinischen Anthologie Afrikas zu identifizierenden Lisorius enthält und in mehreren Handschriften durch ein wohl gleichfalls von Aimericus stammendes Florilegium prosodiacum[2]) antiker und christlicher Dichter beschlossen wird.

Mit der Vorlesetechnik hängt ferner die mittelalterliche Interpunktion zusammen. Es liegt da noch vieles im Dunkeln. Man kennt die Lehrmeinungen der antiken Grammatiker über die Satzzeichen, hat aber nur vereinzelt beachtet, ob und wie man sich tatsächlich nach ihnen richtete. Da der mittelalterliche Gebrauch sich in vielem dem antik-römischen anschließt, müßte man

1. Die Interpunktion in den alten lateinischen Handschriften etwa bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts, d. h. bis in die Zeit Cassiodors, verfolgen. Darauf aufgebaut oder für sich geschaffen, würde eine bedeutende Lücke ausfüllen eine 2. Arbeit, über Die Interpunktion in der Theorie und Praxis des Mittelalters und der Renaissance. Ein Teil der Lehrbücher und Einzelbemerkungen ist besprochen und gesammelt,[3]) jedoch längst nicht alles. Die verschiedenen Ansichten müßten genau untereinander verglichen werden. Und dann die Handschriften selbst! Theorie und Praxis stimmen bei den Satzzeichen durchaus nicht immer überein. Und vor allem weichen die großen Schreibschulen in manchem voneinander ab. Die Iren des 6.—9. Jahrhunderts interpungieren anders als die gleichzeitigen Schreiber Frankreichs, anders wiederum die Spanier, anders die Süditaliener.

---

[1]) Auszüge von Thurot in den Comptes rendus de l'Académie des inscriptions 1870 p. 244 sqq.

[2]) Meine Photographien habe ich leichtsinnigerweise einem meiner Zuhörer nach Amerika mitgegeben.

[3]) Die beste Übersicht gibt F. Novati: Reale istituto Lombardo di science e lettere. Rendiconti, Ser. II vol. XLII (Mailand 1909) p. 83—108.

Eine Geschichte für sich haben die einzelnen Satzzeichen, namentlich das Frage- und das Ausrufungszeichen. Während über das Fragezeichen bereits vieles vermutet und ermittelt, die Urbedeutung der Form allerdings auch nicht erschlossen ist, erfährt man aus der modernen wissenschaftlichen Literatur von unserem Ausrufzeichen herzlich wenig.[1]) Nachdem man um 1400 angefangen hatte, Ausrufsätze durch irgend eine Interpunktion (nicht!) zu charakterisieren, scheint im weiteren Verlaufe der italienischen Renaissance das ! erfunden zu sein, vielleicht unter Anlehnung an das akzentuierte ó, das karolingische und spätere Schreiber, sodann die italienischen Humanisten über Vokative zu setzen pflegten. Allgemein üblich ist aber ein besonderes, der modernen Form ähnliches Zeichen nach den Ausrufsätzen im 15. Jahrhundert nicht geworden.[2]) Mein zufällig gefundener ältester Beleg[3]) für das Vorkommen von ! in einem Druck stammt aus Paris und dem Jahre 1536. Ich zweifele nicht, daß man bei sorgfältigem Suchen und Aufachten höher hinaufkommt und den Ursprungsort der typographischen Verwendung ermittelt. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts ist das ! noch immer ziemlich selten.[4])

---

[1]) Vgl. B. Bretholz, Lat. Pal.[2] S. 111; F. Steffens, Lat. Pal.[2] S. XXVIII. Andere Lehrbücher haben nicht mehr. Vielfach schreibt man die Einführung unseres Zeichens Aldus Manutius zu, so Joh. Weiske, Theorie der Interpunktion, Leipzig 1838, S. 123; B. Matthiae bei Ersch und Gruber, 2. Sekt., 19. Teil (1841) S. 407; O. Glöde in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VIII (1894) S. 15 und R. Kleinpaul in einem leider von der Tagespresse vielbeachteten Aufsatz in Über Land und Meer CXXI (1918/19) S. 29. Aldus hat nichts mit dem ! zu tun.

[2]) Franz Ewald, Die Schreibweise in der autographischen Handschrift des 'Canzoniere' Petrarcas, Halle 1907, S. 67 führt irre. Mit Recht bestreitet Novati l. c. p. 101 Petrarcas Kenntnis des Ausrufzeichens.

[3]) Al. Bieling, Das Prinzip der deutschen Interpunktion, Berlin 1890, hat ! zuerst in Deutschland gefunden und zwar (S. 24) 6 mal in dem 1573 erschienenen Druck von Fischarts Flöhatz. Aus den Jahren 1573, 1574, 1579, 1583, 1584 ff. habe ich noch andere Beispiele.

[4]) Erycius Puteanus, Facula distinctionum. — — — Eiusdem de eisdem syntagma tamquam epitome, Löwen 1610, p. 105 sq., 142 schreibt als einer der ersten Theoretiker ! vor und gebraucht es selbst oft.

Das genügt sicherlich, um zu zeigen, wievieles und was neben vielem anderen auf dem Gebiete des mittelalterlichen Schrift- und Buchwesen getan werden kann.

II. Sprache.

Die zuletzt genannten Themata verknüpften buchgeschichtliche Beobachtungen mit sprachlichen. Untersuchungen zur Feststellung und Geschichte der lateinischen Sprache des Mittelalters bilden die 2. Gruppe der von mir vorzubringenden Aufgaben und Anregungen.

Eine der stärksten und außerordentlich hartnäckig wiederholten Forderungen ist die nach einem großen wissenschaftlichen Wörterbuch des mittelalterlichen Lateins. Nicht nur die Studierenden, die zum ersten Male das schwierige Feld der mittellateinischen Philologie begehen, auch die Gelehrten — freilich zumeist solche, die von einem anderen Forschungspunkte aus die Sprache und Literatur unserer Disziplin betrachten — auch sie wünschen sich einen neuen Ducange oder gar einen Thesaurus linguae Latinae medii aevi. Z. B. machte 1913 auf dem Internationalen Historikerkongreß zu London R. J. Whitwell (Oxford) Vorschläge für ein großes mittellateinisches Wörterbuch.[1]) Nach längerer Beratung wurde der Plan der Britischen Akademie zur Erwägung überwiesen und ausgesprochen, daß an eine Verwirklichung nur mit Hilfe der Internationalen Association der Akademien gegangen werden könnte. Die vorliegenden kurzen Berichte lassen nicht erkennen, wie das Werk gedacht war. Auch über einen ähnlichen Plan des hervorragenden deutschen Romanisten W. Meyer-Lübke bin ich nicht näher unterrichtet. Jedoch könnte meines Erachtens, selbst wenn man die grundsätzlichen Bedenken überwände, in absehbarer Zeit bestenfalls nur eine Auswahl geboten werden. Da noch viele von den mittelalterlichen Sprachzeugen gar nicht gedruckt, viele andere nicht zuverlässig genug herausgegeben sind und da der Thesaurus der

---

[1]) Vgl. American historical review XVIII 685.

doch zu Grunde liegenden antiken Latinität dem Abschluß fern ist, erscheint mir solch Unternehmen fürs Mittelalter reichlich verfrüht. Für unsere junge Disziplin aber würde die Arbeit an einem Thesaurus linguae latinae medii aevi eine starke Bindung großer menschlicher und finanzieller Kräfte nach sich ziehen, die wir bei der Vielfältigkeit unserer Aufgaben nicht entbehren können.

Damit soll beileibe nicht das Arbeiten auf lexikalischem Gebiete gering geschätzt und unterlassen werden. Möchten recht viele, mit guter philologischer Vorbildung ausgestattet, das Latein des Mittelalters untersuchen helfen. Auch wenn wir unsere Wünsche und Pläne nicht gleich zu einem allesumfassenden Wörterbuch fliegen lassen, eröffnet sich eine Aufsicht auf vieles.

Namentlich seit dem völligen Untergange des römischen Reiches hat das Latein bei den verschiedenen Völkern in den verschiedenen Ländern unter den verschiedenen Bildungsverhältnissen so verschiedenartige Wandlungen durchgemacht oder doch so besondere Färbungen angenommen, daß man für die Zeiten vom 6.—9. Jahrhundert, ja selbst noch für spätere Schriftstücke oft, natürlich mit Vorsicht und Übergänge wie Unterabteilungen zulassend, von frankogallischem, italienischem, spanischem, irisch-angelsächsischem Latein sprechen kann. Am meisten ist das sog. Vulgärlatein des älteren Frankreich durchforscht, z. B. von J. Pirson[1]) in Erlangen. Der Wert seiner und anderer[2]) Studien ist insofern etwas gemindert, als nicht klar gesagt wird, welche Abweichungen von der antiken Latinität allgemein mittelalterlich, welche gemeinromanisch, welche speziell gallisch, fran-

---

[1]) La langue des inscriptions Latines de la Gaule, Brüssel 1901; Le Latin des formules mérovingiennes et carolingiennes: Romanische Forschungen XXVI (1909) S. 836—944; Merowingische und karolingische Formulare, Heidelberg 1913.

[2]) M. Bonnet, Le Latin de Grégoire de Tours, Paris 1890; O. Haag, Die Latinität Fredegars: Romanische Forschungen X (1899) S. 835—932; C. C. Rice, The phonology of gallic clerical Latin after the sixth century, Cambridge (Mass.) 1902; E. Slijpers, De formularum Andecavensium latinitate disputatio, Amsterdam 1906; L. Beszard, La langue des formules de Sens, Paris 1910.

zösisch sind.[3]) Man müßte mehr vergleichen, sollte deswegen die besonderen Eigentümlichkeiten im Sprachgebiete Italiens und Spaniens in vor- und nachkarolingischer Zeit genauer feststellen. Es kommt darauf an, daß man einerseits die von der klassischen Sprache abweichenden lateinischen Formen beobachtet, aus denen zum Teil die der romanischen Vulgärsprachen entstehen, daß man andererseits die Rückwirkung kennen lernt, die von den fertigen romanischen Sprachen auf die Schreibweise, seltener auf Wortschatz, Grammatik und Syntax des mittelalterlichen Lateins ausgeht.

Als Sprachquelle nicht erschlossen sind z. B. die Leges Wisigothorum, die K. Zeumer 1902 in den MG. LL. Tom. I gut herausgegeben hat. Z. hat weder in der Einleitung noch in seinem ausführlichen Index deutlich genug herausgehoben, was an orthographisch-phonetischen, vielleicht auch lexikalischen u. a. Besonderheiten vorkommt. Die Sachlage ist da besonders günstig, weil nicht nur der Text selbst, teils Bearbeitung bekannten römischen Rechts teils Neubildung, aus Spanien stammt, sondern auch die handschriftliche Überlieferung so gut wie ganz auf der Pyrenäenhalbinsel vor sich gegangen, also kaum eine nachträglich das Bild wesentlich verändernde Vermengung spanischer Eigentümlichkeiten des Lateins mit den Gewohnheiten irgend welcher französischer oder italienischer Abschreiber erfolgt ist. Nach Feststellung der Vulgarismen in den Gesetzen und Urkunden, die in älterer Zeit am häufigsten die strengen Regeln der alten Grammatik außer Acht gelassen haben, müßte auch die auf spanischem Boden entstandene oder überlieferte Literatur geprüft werden.

---

[3]) Gallizismen in der Orthographie kommen auch in nachkarolingischer Zeit vor, vgl H. Breßlau im Neuen Archiv XXXI 145 ff.; daß die Pariser Hs. des von Josephus Iscanus gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßten Epos De bello Troiano nicht das Original des englischen Dichters sein kann, was J. J. Jusserand in seiner These De Josepho Exoniensi vel Iscano, Paris 1877 behauptete, zeigen die romanischen Formen *fromtem*, *noscemda*, *anbitus* statt *frontem*, *noscenda*, *ambitus* und *com*, *mondo* statt *cum*, *mundo*, ferner *vulg[u]arent*, *neg[u]ant*.

[1]) Einzelnes bei L. Traube in den MG. Poetae III 790 sqq., F. Vollmer in den Auctt. antt. XIV 431 sqq. u. 444 sqq.

In ähnlicher Weise sind die Texte Italiens zu betrachten.[1]) Fürs 8.—11. Jahrhundert kommen namentlich die Urkunden in Frage, aus denen H. Breßlau[2]) einzelne Vulgarismen dankenswerterweise schon vorgeführt hat, die aber einmal systematisch durchgegangen werden sollten. Die Vergewaltigung der lateinischen Sprache war im mittelalterlichen Italien in einiger Hinsicht vielleicht schwächer als anderswo, weil trotz zeitweiligem Tiefstand des geistigen Lebens mehr natürliches Gefühl für die einheimische alte Sprache Roms vorhanden war und das Vulgärlatein sich langsamer zum Italienischen als zum Französischen entwickelte. Dafür aber hat die karolingische Renaissance auf der Apeninnenhalbinsel nicht so sprachreinigend im klassizistischen Sinne gewirkt und das Vulgäre und das Griechisch-Orientalische noch im 10.—15. Jahrhundert stark die Schreibung und Wortwahl, Wortbildung des Lateinischen beeinflußt, wie die Übersetzungsliteratur und manche Chronik (Pantheon des Gottfried von Viterbo, Chronik Salimbenes, der junge Codex des Liber pontificalis eccl. Ravennat. u. a.) beweisen. Ohne die Romanistik können und wollen wir beim Aufspüren der Eigentümlichkeiten nicht auskommen. Nur ist unsere Stellung etwas anders: wir suchen die Entwicklung vom Lateinischen aus zu überblicken, wollen den besonderen Schimmer der lateinischen Sprache in romanischen Ländern erkennen, nicht aber die romanischen Sprachen zurückverfolgen bis auf nachweisbare oder kühn, oft allzu kühn erschlossene lateinische Wörter und Formen. Wir erwarten nicht zuletzt den einen praktischen Gewinn von der Feststellung romanischer Eigenart des mittelalterlichen Lateins, daß wir unbestimmte Werke

---

1) Teils gemeinromanischen, teils italienischen Charakter hat, was konstatiert ist von A. F. Pott in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XII (1862) S. 161—206, XIII (1863) S. 81—105, 321—364; Bethmann und Waitz im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde IX (1874) S. 659—703, G. Waitz im Neuen Archiv I (1876) S. 533—566; Fr. Bluhme, Die Gens Langobardorum, 2. Heft (Bonn 1874); L. Traube in den MG. Poetae III 797 sq.

2) Handbuch der Urkundenlehre II 1^2 (1915) S. 334 ff. u. 344 ff.

und Handschriften einem bestimmten Sprachgebiet zuzuweisen vermögen.

Aus denselben Gründen ist die gründliche Erforschung der irischen und angelsächsischen Latinität zu wünschen.

Bei den Angelsachsen ist das Lateinische in der Frühzeit vollkommen eine importierte gelehrte Sprache. Sie zeigen das stärkste Bestreben nach der antiken Grammatik zu schreiben, und es gelingt ihnen das wenigstens oberflächlich im 7.—9. Jahrhundert mehr als anderen Völkern. Darum sind die Unterschiede früher angelsächsischer Latinität vom Latein des Altertums und der Patristik gering und fast immer individuell. Auf die spätere Literatur vom 9./10. Jahrhundert ab hat die angelsächsische Sprache namentlich lexikalisch aufs Latein abgefärbt, und als im 11. Jahrhundert die Normannen kamen, wurden viele in Frankreich übliche lateinische Wörter auch in England heimisch und außerdem französische Wörter latinisiert.[1]) — Wenngleich ebenfalls dem Iren die lateinische eine fremde, vor allem aus Büchern erlernte Sprache war, die er mit einer gewissen Ehrfurcht behandelte, so drückte er doch wie der Schrift so auch der fremden Sprache durch die Orthographie[2]) seinen Stempel auf, wenn er seiner Neigung zum *a* folgend oft *catalagus*, *cenabium*, *horalagium*, *manasterium*, *manachus*, *naminantur*, *Ramanus*, *Alaxandria*, *asparsio*, *muliare*, *centias* u. dergl. schrieb, wenn er sehr häufig *ē*, *ae* durch *ī* und auch umgekehrt *i* durch *e* wiedergab wie in *consuitudo*, *midius*, *Pilagius*, *disperare*, *Suitonius*, *cremina*, *crebrare*, *mecare*, *degitus*, *prespeter* u. a., wenn er die Gemina-

---

[1]) Vgl. Stubbs, Constitutional history of England 1 (1878) p. 42 und F. Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen, Halle 1906.

[2]) Vgl. z. B. C. Zeuß, Grammatica celtica, Berlin 1871, p. XVI; The life of St. Columba written by Adamnan, ed. W. Reeves, Dublin 1857, p. XVI; L. Traube in den MG. Poetae III 795sq.; ders., Vorlesungen und Abhandlungen II 62; S. Hellmann, Sedulius Scottus, München 1906, S. 118ff.; L. Chr. Stern, Epp. Pauli glosatae gl. interl. Irisch-Lat. Codex der Würzburger Universitätsbibliothek in Lichtdruck her., Halle 1910, p. VI—IX. Eine Fülle von Hibernismen im Liber Armachanus, im Antiphonar von Bangor u. a. Hss.

tion bald unterließ, bald fälschlich einführte, so besonders bei *s*: *pressul*, *cassus*, *Caessar*, *vissus*, *missertus*, *gresus*, *grasari*, *pasio*, *iusio* etc., wenn er *u* verdoppelte und auch sonst *u* vor einem Vokale einschob: *longuus*, *manuus*, *Asiniuus*, *longuinquus*, *anguelus*, *finguere*, *aevanguelium* usw. Noch im 11. Jahrhundert findet man derartiges bei dem Chronisten Marianus Scottus.[1]) Das Merkwürdige ist nun, daß einige dieser Symptome, die man geneigt ist für irisch zu halten, auch in angelsächsischen Handschriften und ihren Ablegern begegnen.[2]) Die Unsicherheit bei der Entscheidung kann endgiltig nur beseitigt werden, wenn statt der vielen gelegentlichen Beobachtungen, die schon gemacht sind, eine größere Zahl sicher irischer und sicher angelsächsischer Texte systematisch durchgegangen werden. Angesichts der großen Bedeutung, die der insularen Literatur und Überlieferung des 5.—9. Jahrhunderts zukommt, wäre die Ermittelung und Belegung der irischen und der angelsächsischen Eigenheiten wahrlich keine überflüssige Kärrnerarbeit. Großzügig durchgeführt würde sie zu einer Charakteristik des gesamten insularen Schrifttums den Grund legen können. Zu den Orthographica kommt Lexikalisches und möglicherweise Syntaktisches. Die Iren schrieben zumeist pretiöser als die Angelsachsen, nicht allein weil die Iren stets krause Köpfe waren, sondern weil sie stark rhetorisch gefärbte spätantike Sprachvorbilder hatten. Unter anderem hat das irische Latein auffallend viele Graecismen. Es würden also mit Rücksicht auf die Sprache und auf die literarische Überlieferungsgeschichte die oft gestellten und beantworteten, aber leider lückenhaft und häufig mit vielen Fehlern beantworteten Fragen zu bearbeiten sein: Welche Kenntnisse griechischer Sprache und Literatur haben die Iren des frühen Mittelalters eigentlich nachweisbar gehabt[3]) und wie offenbaren sie sich

---

[1]) MG. SS. V 494.

[2]) Vgl. z. B. Plummer in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Bedas Hist. eccl. I (Oxford 1896) p. XC und M. Tangl im Neuen Archiv XL 657.

[3]) Vgl. außer der unten in Kap. III genannten Literatur und Nachschlage-

im lateinischen Schrifttum, was verdankt das Mittelalter diesen Kenntnissen? Ein wichtiges Kapitel aus der großen Geschichte des Griechischen im lateinischen Abendlande. Das ist wiederum kein neues Problem. Ich will es hier bloß streifen, indem ich es nenne und zwei Belege falscher Vorstellungen von dem Vertrautsein mit griechischer Sprache und Literatur bei lateinischen Schriftstellern des Mittelalters gebe, die ganz neuen Werken entnommen sind. G. Finsler behauptete in seinem bekannten Buche über Homer in der Neuzeit,[1]) Walahfrid Strabe hätte in der Reichenauer Bibliothek mehrere Exemplare der homerischen Dichtungen zur Verfügung gehabt und sie nach dem Unterricht durch Grimalt in der Ursprache gelesen. Der Berner Forscher war durch ein vermeintliches Tagebuch des Reichenauer Abtes irregeführt worden, das von einem Einsiedler Benediktiner[2]) in der Mitte des 19. Jahrhunderts ganz harmlos ohne Fälschungsabsicht, aber auch ohne Kritik, zusammengeklittert ist und seinerzeit viel Unheil angerichtet hat. Marty dürfte seine Angaben daraus gesogen haben, daß Heito und Erlebald 811 als Gesandte in Konstantinopel gewesen sind, Walahfrid seinen Lehrer Grimalt einmal *Homerus* nennt,[3]) was auch Ermenricus[4]) tut, und daß der Reichenauer etwas mehr von der griechischen Sprache wußte als viele Zeitgenossen. Der andere Fall ist folgender: 1917 sprach der Leipziger Romanist Settegast von einer mittelalterlichen Bearbeitung der griechischen Odyssee in lateinischen

werken wie der History of classical scholarship von Sandys Mario Esposito, The knowledge of Greek in Ireland during the middle ages: Studies I (1912) p. 665—683.

[1]) Berlin 1912, S. 1. Ebenso sind Finslers Erwägungen über die Möglichkeit, daß der Dichter des Waltharius, Ekkehard I. von St. Gallen, den griechischen Homer benutzte, völlig überflüssig.

[2]) M. Marty, Wie man vor 1000 Jahren lehrte und lernte, Einsiedeln 1857. Nachdem dieses „Tagebuch" ziemlich viel Unheil angerichtet hatte, legte J. König im Freiburger Diöcesanarchiv XV (1882) S. 185—200 seinen wirklichen Charakter dar.

[3]) MG. Poetae II 377 v. 228.

[4]) l. c. 579 v. 112.

Hexametern, die 1159 Johann von Salesbury gekannt hätte. Er übersah gänzlich, daß der Vers *Qui mores hominum multorum vidit et urbes*, den der Engländer mit der leichten Änderung von *urbes* in *artes* zitiert, in der Ars poetica des Horaz steht[1]) und in den Ausonianischen Periochen wiederholt ist.

Kehren wir zum mittelalterlichen Latein zurück!

Neben den Literatur- und Handschriftenmassen gewisser Länder ist natürlich die Sprache einzelner Schriftsteller und Schriften zu analysieren, sei es durch sorgfältige Indices, für die z. B. Traubes 3. Band der Poetae aevi Karolini, Vollmers 14. Band der Auctores antiquissimi vorbildlich sein können, sei es durch breitere Darstellungen. Das Latein Gregors von Tours, Venantius Fortunatus, Fredegars, Einhards, Widukinds von Corvey, Walters von Chatillon und einiger anderer ist bereits, wiewohl nicht alles gleich gut bearbeitet, aber es fehlt beispielsweise eine tüchtige, die Feststellungen von Traubes Index zu Mommsens Variae-Ausgabe fortsetzende Studie über Sprache und Stil Cassiodors, der im 6. Jahrhundert so wichtige Verbindungslinien zwischen Altertum und Mittelalter hergestellt hat, sprachliche Untersuchungen über den sich durch Klarheit auszeichnenden Beda, über Johannes Scottus, Notker Balbulus, über die Sprache der Übersetzungen aus dem Griechischen, Arabischen usw., über die führenden Scholastiker, bei denen die Wortneubildungen und die Syntax besonders zu beachten sind. Auch kleinere Größen würde ich sprachlich in Dissertationen untersuchen lassen, damit junge Kräfte geschult werden und Material gesichtet wird.

Eine Unzahl anderer Aufgaben bieten die Florilegien und Glossare. Über die Bedeutung der Blütenlesen für Textkritik und Überlieferungsgeschichte der römischen Klassiker hat hier in der Akademie F. Vollmer wiederholt gesprochen.[2])

---

[1]) Gleichzeitig mit mir hat das O. Keller festgestellt, vgl. Berliner philologische Wochenschrift vom 13. Juli 1918 (Sp. 671 f.).

[2]) Sitzungsber. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1908, 11. Abh., S. 17 f.; 1913, 3. Abh., S. 17.

Für mich sind sie außerdem von Interesse wegen ihres starken Einflusses auf die mittelalterliche Sprache und Literatur. Vom Standpunkte des Mittellateinischen verdienen sie auch nicht bloß Berücksichtigung insofern sie eine besonders gute Überlieferung erkennen lassen. Gerade die unwillkürlichen Fehler und die absichtlichen Veränderungen der Abrundung und des Allgemeinmoralischen oder direkt Christlichen wegen sind scharf ins Auge zu fassen. In ihrer häufig planvollen Zusammenstellung bieten die Blütenlesen Ausblicke auf eine beliebte Literaturgattung, die von der antiken Gnomik hinüberführt zu den mittelalterlichen Sprichwörtersammlungen und Weisheitslehren bis hin zu den dogmatischen Sententiarum libri des Petrus Lombardus u. a. Was wir brauchen, ist eine unseren antiken und mittelalterlichen Interessen in gleicher Weise entsprechende Geschichte der Florilegien, Untersuchungen der einzelnen und der volle Abdruck wenigstens einiger Texte. Das bisher beliebte Herauspicken etlicher Körner muß vermieden werden. Neben der Rekonstruktion des alten Florilegium Gallicum würde es sich empfehlen für Übungen die Aimericussammlung[1]) des 11. Jahrhunderts, die durch Catullzitate u. a. berühmten Veroneser *Flores moralium autoritatum*[2]) vom Anfang des 14. Jahrhunderts ganz zu veröffentlichen und eine Ausgabe des von Jeremias de Montagnone kompilierten Compendiums[3]) zu veranstalten.

Die erst zum Teil bekannten metrisch-prosodischen Blütenlesen sind wichtig für das Verständnis der mittelalterlichen Dichtkunst. Wieviel über die Verskunst der mittellateinischen

---

1) Vgl. oben S. 32.

2) Vgl. Detlefsen: Jahrbücher für classische Philologie LXXXVII (1863) S. 552f.; G. Loewe: Rheinisches Museum, N. F. XXXIV (1879) S. 138ff., 624ff.; K. Lohmeyer: Rhein. Museum LIX (1903) S. 467—471; F. Vollmer: MG. Auctt. antt. XIV p. XXXII, XXXIV; R. Sabbadini, Le scoperte dei codici Latini e Greci, Florenz 1905, p. 2, 3. 7, 8, 16, 19, 21q., 113, 197.

3) Vgl. B. L. Ullman: The classical philology V (1910) p. 66—82; R. Sabbadini, Le scoperte p. 215, 278sqq.; H. Grauert, Magister Heinrich der Poet, München 1912, S. 20ff.

Poeten herauszubringen möglich ist, haben die zahlreichen Abhandlungen W. Meyers gezeigt, von denen die nach 1905 erschienenen noch zu einem 3. Band der Gesammelten Abhandlungen des verstorbenen Göttinger Meisters zu vereinigen wären. Ich möchte nur auf eines noch aufmerksam machen: dank den Arbeiten von E. Dümmler, L. Traube, P. v. Winterfeld, K. Strecker haben wir den größten Teil der karolingischen Dichtungen in 4 Bänden der MG. kritisch herausgegeben vor uns. Einstweilen hat bloß der Traubesche Band hinreichende Indices. Es wäre aus den gesamten Poetae aevi Karolini eine Synthese der karolingischen Metrik und Rhythmik zu versuchen, die mit der Praxis die herrschenden Theorien vergliche.

Mit Werturteilen möge man sich da nicht so sehr beeilen. Überhaupt kommt es bei der uns obliegenden Erforschung des mittelalterlichen Geisteslebens vor allen Dingen auf die Charakteristik, auf die Feststellung, was gewesen ist, wie es geworden und wie es gewirkt hat, an. Die Begriffe von Gut und Schlecht, Schön und Häßlich sind dem Wandel unterworfen. Wenn man richten will — und man kommt nicht darum herum —, dann prüfe man vorerst auch wirklich die mittelalterliche Theorie und Praxis, sehe nach, was und wer denn solange das vielfach absprechende Urteil über die lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters bestimmt hat. Im Streben nach gerechter Würdigung untersuche man genau den Kampf, der von Petrarca bis auf Lorenzo Valla, Heinrich Bebel und die Verfasser der Dunkelmännerbriefe gegen gewisse Äußerungen des mittelalterlichen Geisteslebens geführt ist, und ermittle so ihrer Geschichte, ihrem Wesen und ihrer Berechtigung nach Die Stellung der italienischen, französischen und deutschen Humanisten zur Sprache und Literatur der scheinbar überwundenen mittelalterlichen Vorzeit.

Es ist in den letzten Jahren schon manches verständige Wort, z. B. von E. Norden,[1]) der gewißlich kein Feind der

[1]) Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. VIII, 3. Ausg. (1912) S. 519. Vgl. auch Ch. Thurot: Notices et extraits XXII 2 p. 496 sqq.; A. Bö-

Antike und ihrer Wiederbelebung ist, über die oft maßlose Befehdung des mittelalterlichen Lateins durch die Renaissance gosprochen worden. In weiten Kreisen aber selbst der wissenschaftlich Gebildeten haftet noch immer die Ansicht, welche die mittelalterliche Sprache als schlechtes Mönchslatein, als lächerliches Küchenlatein über die Achsel ansieht und alles in Bausch und Bogen bei Seite wirft. „Wie die Barbaries aufgehöret oder wer daran Ursache gewesen, davon wissen sie nichts. Und doch wollen sie von der Barbarie reden. Das ist ein gros Unglück, daß die Leute von einer Sache raisonniren und sie doch nicht verstehen.“ [1])

III. Überlieferungs- und Literaturgeschichte.

Man maß und mißt die mittelalterlichen Schöpfungen zu sehr an denen der Antike. Die lateinische Sprache des Mittelalters hat in Prosa und Poesie neben ererbten Regeln und übernommenen Vorzügen ihre eigenen Gesetze, ihre besonderen Schönheiten. Baut sie die Verse anders als ein Vergil, Horaz und Ovid, bildet sie die Sätze verschieden von Cicero, so ist das nicht von vorneherein als ein Mangel anzusehen. Das ist aber geschehen, und darüber hinaus ist die Erforschung der ganzen lateinischen Literatur, des gesamten Geisteslebens des Mittelalters durch den Umstand beeinträchtigt worden, daß man Jahrhunderte lang an die Texte mit Vorurteilen namentlich der Konfession herantrat. Seit den Tagen der Reformation und ihrer Gegenströmungen hat man die mittelalterliche Literatur oftmals blind oder getrübten Blickes zur Verherr-

---

mer, Das literarische Leben in Münster usw.: ⟨Festschrift⟩ zur Eröffnung des Neubaues der K. Universitätsbibliothek, Münster 1906, S. 125 ff.; A. Diehl in der Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg herausgeg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte I (Stuttgart 1912) S. 222—228; L. J. Paetow, The battle of seven arts: Memoirs of the University of California IV 1 (1914) p. 5 sq.

[1]) N. H. Gundlings Vollständige Historie der Gelahrtheit II 1418, wo freilich die zitierten Worte nicht von mittelalterfreundlichen Darlegungen umgeben sind.

lichung und Verteidigung der katholischen Kirche verwendet, bald nicht minder einseitig vom Protestantismus aus oder in aufklärerischer Anschauung schlankweg ohne ruhige Prüfung hier verworfen, dort in den Himmel gehoben. Dem einen lieferte sie Beweise für Güte und Berechtigung der geistlichen Dogmen, Einrichtungen und Persönlichkeiten, dem anderen vollgiltige Zeugnisse für die Falschheit der Lehren, für die absolute Schlechtigkeit von Papsttum und Klerus. Daß die Literaturdenkmäler an erster Stelle aus den Verhältnissen und Anschauungen ihrer Zeit verstanden werden müssen, bevor sie beurteilt und ausgenutzt werden können, danach haben vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit nicht gar viele sich gerichtet. Das darf nicht mehr geschehen, am allermindesten in den Kreisen der Wissenschaft. Frei von hier unangebrachtem Konfessionalismus und Klassizismus, frei auch von übertriebenem Nationalismus, der die großartige Internationalität der mittelalterlichen Geisteskultur vergißt, hat unsere Disziplin wie an alle, so an die Aufgaben sich zu machen, die von der Literatur gestellt werden.

Meinen einleitenden Bemerkungen entsprechend befaßt sich die mittellateinische Philologie mit der Kunde und Geschichte der eigenen Literatur, fühlt sich aber auch berufen, dem Schicksale, den Wirkungen der Literaturwerke, der literarischen Stoffe und Formen nachzuspüren, die das Mittelalter ererbt, erworben hat aus der griechisch-römischen Welt, aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, ja selbst aus dem Kulturkreise des nichtchristlichen Orients. Wir dringen also über die Grenzen anderer Disziplinen, um diesen und uns selbst zu helfen.

Wollen wir das Denken des Mittelalters recht verstehen, und das zu versuchen ist doch unsere Pflicht, so müssen wir im kleinen und großen Überlieferungsgeschichte treiben.

Am lebhaftesten ist bis jetzt für die mittelalterliche Überlieferungsgeschichte der einzelnen römischen Profanschriftsteller und Schriften und der lateinischen Bibel gearbeitet. Jedoch ist manche Untersuchung schon veraltet,

manche neuere auf Grund ungenügenden Materiales vorgenommen, manche zu sehr darauf eingestellt, daß die Überlieferungsgeschichte Vorbedingung oder Hilfsmittel der Textkritik ist, zu wenig darauf, daß sie außerdem die geistige Geschichte der durchlaufenen Zeiten und Stätten, die Entwicklung des literarischen Geschmacks, der literarischen Themata und Ausdrucksmittel illustrieren soll.

Greifen wir einiges heraus:

Über Ovid im Mittelalter, über die Auffassung und Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Lebensläufe, über die handschriftliche Überlieferung und das ganze Fortleben, Nachwirken der echten und unechten Ovidianischen Gedichte ließe sich mit Hilfe des großen in vielen verschiedenen Werken und Aufsätzen veröffentlichten und mehr noch in Handschriften lagernden Stoffes ein großes Buch schreiben, das sowohl dem klassischen Philologen wie dem Germanisten und Romanisten wie dem Mittellateiner eine Fülle von Aufschlüssen brächte und eine bunte Bilderreihe mittelalterlichen Denkens und Schaffens lieferte.

Für die Kenntnis Vergils nach dem Untergange des alten Roms ist schon mehr geleistet. Aber in der reizvollen Zusammenfassung, die wir von Comparetti haben, klaffen doch noch allerlei Lücken. So ist weder von dem italienischen Gelehrten noch sonst von einem die handschriftliche Verbreitung der drei großen Vergilischen Dichtungen im Mittelalter untersucht und beschrieben worden. Die modernen Herausgeber der Aeneis, Georgica und Bucolica, z. B. O. Ribbeck, konnten den Text fast ganz auf Handschriften aufbauen, die ins Altertum selbst zurückreichen, mittelalterliche Codices glaubten sie nur in zweiter oder dritter Linie heranziehen zu brauchen. Obwohl ihr Verfahren für die Textkritik wahrscheinlich genügte, müßten einmal auch die erhaltenen und die verlorenen späteren Handschriften des 8.—15. Jahrhunderts sorgsam aus alten und modernen Bücherverzeichnissen und unseren Bibliotheken zusammengestellt, ihr Alter, ihre Heimat, ihr Schriftcharakter, ihre Textbeschaffenheit ermittelt und auf-

gezeichnet werden. Da man bei der Vergiltradition den nicht häufigen Glücksfall hat, daß verhältnismäßig viele antike Majuskelcodices und zahlreiche mittelalterliche Textzeugen erhalten sind, wäre es grundsätzlich wichtig zu wissen, ob die vorliegenden Handschriften des Altertums die Stammväter irgend welcher mittelalterlichen sind. Vergil ist überall und jederzeit bis zum Beginn der Neuzeit in Europa abgeschrieben worden. Haben wir dieser Tatsache gemäß Vergiltexte aus allen Ländern und Jahrhunderten in den mannigfaltigen Schriftarten der spanischen, irisch-angelsächsischen, beneventanischen und sonstigen Schreibschulen? Ist Vergil stets ein gleichbevorzugter Schulautor gewesen? Die Antworten auf diese und andere Fragen ließen sich bis zu einem hohen Gewißheitsgrade schon aus einer geschickt angelegten Liste der mittelalterlichen Vergilhandschriften ablesen. Dringt man dann mehr in die Überlieferung ein, sieht sich den Textzustand und die Kommentare, Scholien, Glossen und die übrigen Äußerungen über Vergil und seine Werke an, so erfährt man z. B. vieles über das Verständnis, das man dem augusteischen Dichter entgegenbrachte, über das Verhalten der Schreiber und Leser zum Ganzen und zu irgendwie auffälligen oder gar anstößigen Einzelheiten. Man sähe unter anderem, daß der heidnische Vergil oft durch Erklärungen und Textveränderungen zeitgemäß gemacht, christianisiert, moralisiert ist.

Das bringt uns zu einer nicht restlos gelösten Aufgabe, auf Die allegorische, moralisierende Betrachtung und Behandlung der römischen Literatur im Mittelalter. Nicht nur die Aeneis wurde von Fulgentius bis ins 15. Jahrhundert allegorisch erklärt, nicht nur in der 4. Ecloge eine messianische Weissagung gefunden. Das Schicksal allegorischer, insbesondere moralischer Auslegung und Auswahl hatten auch die Metamorphosen Ovids, ja sogar dessen erotische Poesie. Außer Äsop und Cato bot sich der jüngere Seneca unverhüllt dem Mittelalter als Moralschriftsteller dar. Zumal da er schon im 4. Jahrhundert für einen Christen und Korrespondenten des Apostels Paulus galt, wurde er gern in der Folgezeit von den Christen benutzt,

wurden ihm frühzeitig allerlei, in Wahrheit von anderen stammende moralphilosophische Schriften untergelegt. Er brauchte nicht erst gewaltsam interpretiert oder völlig umgearbeitet, brauchte höchstens etwas christlich frisiert zu werden. Jedoch auch des älteren Seneca Deklamationen, Valerius Maximus, Lucan u. a. wurden zur Stützung und Empfehlung der christlichen Ethik verwandt und seit dem 13. Jahrhundert von Triveth, Holkot etc. moralisiert. Einen Genuß bietet uns die hier angedeutete mittelalterliche Interpretation und Interpolation antiker Werke gewiß nicht, aber ihre Betrachtung ist lehrreich für die Geschichte des Fortlebens der Antike, für die der Moral, für das Verständnis mittelalterlicher Denk- und Arbeitsweise, für die Erklärung einzelner Literaturdenkmäler. In Predigten und Traktaten, in der prosaischen Erbauungs- und Erzählungsliteratur und vorzüglich in der mittelalterlichen Dichtung ist von der christlich-moralisierenden Behandlung heidnischen Gutes lebhaft Gebrauch gemacht. Manches in der Göttlichen Komödie Dantes ist, wie K. Voßler mit vollem Recht betont hat, ohne die moralische Tendenz nicht verständlich.

Deutliche Beweise lehrhafter christlicher Umänderungen und Umdeutungen findet man vielfach in den mittelalterlichen Florilegien: ein weiterer Grund diese zu erforschen, die wir als wichtig für die Kenntnis der Sprache schon hingestellt haben. Über ihre Bedeutung für die handschriftliche Überlieferung braucht wohl kein Wort mehr gesagt zu werden.

Orient und Okzident verbindet z. B. die Überlieferungs- und Textgeschichte der Revelationes Methodii im Mittelalter.

Am Ende des 7. oder zu Anfang des 8. Jahrhunderts kam in den Westen ein seltsames griechisches Büchlein unter dem Namen des um 300 lebenden Methodius von Patara, eine Schrift, die chiliastische Prophezeiungen vom Kommen des Antichrist, vom Untergang der Weltreiche, vom Erstehen eines neuen Imperium enthielt. Der griechische Text wurde unbeholfen ins Lateinische übersetzt und hat dann seit dem 8. Jahrhundert in lateinischer Form wie in germanischen, slawischen, roma-

nischen Übersetzungen außerordentlich stark die populärreligiösen Vorstellungen vom Weltende, von der Wiedergeburt des Kaisertums u. a. bestimmt. Schon in früher Zeit begegnen mehrere alte lateinische Textfassungen, die von den Gelehrten leicht durcheinander, vom einen so, vom anderen so gewertet werden.[1]) Es wäre gut, man brächte einmal wirkliche Klarheit über die auch sprachlich interessanten Übersetzungen, von denen es nicht wenige alte, noch nicht benutzte Handschriften gibt.

Daß die text- und überlieferungsgeschichtlichen Studien mit Hilfe der Paläographie, Handschriftenkunde, Bibliotheksgeschichte, Sprachforschung und Literaturgeschichte getrieben werden müssen, wird besonders bei den im folgenden angeregten Arbeiten zu Tage treten.

Wir wissen, daß ein vielfach gewundener, hier steiler, dort abschüssiger Weg von der Antike übers Mittelalter zur Neuzeit führt, wissen, daß die literarischen Quellen des Altertums im Mittelalter durchaus nicht in stetem ununterbrochenem Strom fließen, daß viele Werke der alten griechisch-römischen und der christlichen Schriftsteller Jahrhunderte lang unserem Blicke verborgen sind, bis sie plötzlich irgendwo und -wann auftauchen und von bestimmten Kloster- und Kirchen-Bibliotheken ausgehend im graphischen Kleide ihres Entdeckungs- oder Verbreitungslandes weiterziehen. Deshalb fragen wir nach der Bedeutung einzelner Länder, Stätten, Völker und Personen für die Überlieferung heidnisch-antiker und christlicher Texte.

Es ist zwar bekannt, daß man viel den Iren, viel den Angelsachsen, viel den Spaniern, viel Deutschland und Frank-

[1]) Vgl. E. Sackur, Sibyllinische Forschungen und Texte, Halle 1898; V. Istrin, Otkrovenie Mefodija Patarskajo etc.: Čtenija der Moskauer Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer, Jahrgang 1897. (Einen Auszug aus der russischen Arbeit verdanke ich meinem im Westen gefallenen Freunde Dr. W. Weyh.) Dazu die wertvolle Besprechung von F. Kampers im Historischen Jahrbuch XX (1899) S. 417 ff. Die von Sackur nicht berücksichtigte Fassung, die Istrin bevorzugt, ist durch Hss. vom 8. Jahrhundert an bezeugt.

reich, viel Italien verdankt. Aber haben wir ausreichende Untersuchungen und Darstellungen? Nein! Einzelerkenntnisse und Einzeldarlegungen gibt es ziemlich viele. Auch ohne lange bibliographische Angaben wird man einem Traubeschüler hoffentlich zutrauen, daß er die fraglichen Abhandlungen zusammengesucht und dankbar gelesen hat. Es fehlen systematische Arbeiten, die das Erforschte vereinigten und gleichzeitig Neues brächten. Wo sie schon versucht sind, haben sie zumeist beträchtliche Fehler und Lücken.

Ein oft berührtes, selten fest angepacktes, nie mit Ausdauer und Glück zu Ende geführtes Thema ist der Anteil der Iren und Angelsachsen an der Erhaltung und Weitergabe antiker und christlicher Literaturerzeugnisse. In vorkarolingischer Zeit und im 9. Jahrhundert haben die Iren und Angelsachsen Texte benutzt, die sonst im Abendlande sei es vergessen sei es in anderer, oft schlechterer Überlieferung bekannt waren. Man macht sich heute ungenügende morgen übertriebene Vorstellungen davon.[1] Es gilt genau festzustellen, welche Literaturkenntnisse die insularen Kulturträger in ihrer Literatur und ihren Codices offenbaren, woher sie sie haben, da die Kenntnisse eine Zeit lang nur ihnen zustanden, ob und wie sie von ihnen an andere übermittelt wurden. Vielfach können wir uns durch die charakteristischen irisch-angelsächsischen Schriftzüge leiten lassen, freilich ohne zu vergessen,

---

[1]) Vgl. z. B. Walther Schultze, Die Bedeutung der iroschottischen Mönche für die Erhaltung und Fortpflanzung der mittelalterlichen Wissenschaft: Centralblatt für Bibliothekswesen VI (1889) S. 185—198, 233—241, 281; H. Zimmer, Über die Bedeutung des irischen Elements für die mittelalterliche Kultur: Preußische Jahrbücher LIX (1887); ders., Die keltischen Literaturen: Hinnebergs Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. IX 1 (1909) S. 9 ff.; L. Traube, Peronna Scottorum: Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Klasse 1900, Heft IV: ders., Vorlesungen und Abhandlungen II 39 ff.; M. Roger, L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin, Paris 1905, p. 216 sqq.; L. Gougaud, L'oeuvre des Scotti etc.: Revue d'histoire ecclésiastique IX (Löwen 1908) p. 21—46, 255—277; ders., Les chrétientés celtiques, Paris 1911, p. 239 sqq.

daß nicht nur auf den britischen Inseln, sondern auch in den irisch-angelsächsischen Kolonien des europäischen Festlandes insular geschrieben ist. Eine besonderen Scharfsinn erfordernde, jedoch recht dankbare Aufgabe wird es sein die verlorenen Vorlagen kontinental geschriebener Handschrift aus den Textverderbnissen, aus den Abkürzungen und ähnlichen Auffälligkeiten zu erschließen. Man kommt bei solchen Nachforschungen auf gewisse besonders einflußreiche Niederlassungen. Welche Rolle haben einzelne Stätten in der literarischen Überlieferung und überhaupt im Geistesleben gespielt?

Man spricht und liest so viel von Corbie, Fleury, Orléans, Tours, Autun, Lyon, von Bobbio, Verona, Montecassino, von St. Gallen, Reichenau, Murbach, von Fulda, Mainz, Lorsch, Würzburg, Regensburg, Freising, Tegernsee, von Trier, Köln, Werden, Corvey und manchem anderen Ort. Und doch findet man kaum für einen der Plätze irgendwo aufgezählt und ausgeführt, was er geleistet, welche Schriften allein dank ihm auf uns gekommen, welche Texte dort in gutem oder lehrreichem Zustande erhalten sind.

Die Überlieferungsgeschichte knüpft nicht selten an einzelne gelehrte Persönlichkeiten an. Über die Verdienste z. B. eines Cassiodor, Alchuine, Gerbert von Reims, Wibald von Stablo ließe sich noch mehr und Besseres sagen, als es bisher geschehen ist. Schließlich möchte ich noch empfehlen Überlieferungsgeschichte in der Richtung zu pflegen, daß man den Wandelungen und Wanderungen literarischer Stoffe und den literarischen Porträts der Sage und Geschichte nachgeht.

Wie lebten in der mittelalterlich lateinischen Literatur einzelne Sagen und Fabeln fort, so außer den schon in Angriff genommenen vom Trojanischen Kriege, Alexander dem Großen, Apollonius von Tyrus etwa die von Orpheus und Eurydice, Pyramus und Thisbe? Z. B. haben wir nicht nur gelehrte Berichte, sondern poetische Beschreibungen und Verherrlichungen der alles bezwingenden Kunst des Orpheus auf Erden und in der Unterwelt, Gedichte, die jetzt entweder über

verschiedene Publikationen verstreut oder gar ungedruckt sind wie das formenreife Opus, das in einer Schäftlarner Hs. der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek[1]) steht. Solche stoffgeschichtlichen Untersuchungen nützen zugleich der klassischen Philologie oder Romanistik oder Germanistik und unserer Disziplin.

Welches Bild man sich im Wechsel der Zeiten von Alexander dem Großen machte, hat F. Pfister[2]) zu zeigen in Aussicht gestellt. Den Freund und Erforscher der Geschichte und Literatur des Mittelalters wird es besonders fesseln, wenn die Auffassungen vorgeführt würden, die Mit- und Nachwelt von Karl dem Großen, seinen Taten, seinem Charakter gehabt haben. Wie ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen dem Kaiser Karl, der auf einem zeitgenössischen Mosaik des Laterans vor Leo III. kniet, oder dem der Reiterstatuette zu Paris und dem späterer Maler, z. B. Albrecht Dürers, so hat auch in der Literatur die Darstellung von Karls Person und Bedeutung mannigfaltig abgewechselt. G. Paris' glänzende Histoire de Charlemagne ist vor allem aus der Überlieferung in französischer Sprache geschöpft, die lateinische und deutsche Literatur ist ungenügend berücksichtigt.

In meinem bisherigen Überblick ist schon mehr als eine Aufgabe genannt und skizziert, die sich mit der lateinischen Literatur des Mittelalters abzugeben hat. Ich meine nicht bloß die zuletzt erörterten überlieferungsgeschichtlichen Themata. Auch die paläographischen, buchgeschichtlichen und sprachlichen Untersuchungen gelten ja mehr oder weniger der Literatur. Fasse ich nun meiner Stoffeinteilung entsprechend die eigentlich mittelalterlich lateinische Literatur für sich ins Auge, so sehe ich ein ungeheueres Meer von Aufgaben vor mir, daß man wohl mutlos werden kann und es schwer ist, die verheißungsvollsten Fahrtlinien zu weisen, die zu umfassender

---

[1]) Cod. lat. 17142 f. 132v—139v, vgl. W. Wattenbach in unseren Sitzungsberichten 1873 S. 744f.

[2]) Vgl. Wochenschrift für klassische Philologie 1911 Sp. 1153.

Kenntnis und letzten Endes zu einer großen Geschichte der Literatur führen.

Zuerst wird es gut sein daran zu erinnern, daß Hunderte von irgendwie bedeutenden lateinischen Schriftstellern und Schriften noch zum ersten Male zu veröffentlichen, Hunderte in kritisch befriedigender Form herauszugeben sind, Hunderte in ihrer Eigenart zu untersuchen und zu würdigen, untereinander zu verbinden, in die Geschichte der literarischen Stoffe, der formalen Gattungen, der Wissenschaften, in die Geschichte der geistigen Entwicklung einzelner Stätten, Stände, Völker und Länder einzureihen.

Als Grundlage jetzt eine Sammelausgabe aller bzw. der irgendwie wichtigen lateinischen Literaturschöpfungen des Mittelalters zu veranstalten wäre vermessen. Für die nächsten Jahrzehnte fehlt es da sicher an Arbeitskräften, Geld und Zeit. Auch das die ganze Prosa ausschließende Corpus poetarum Latinorum medii aevi, das im 17. Jahrhundert von Kaspar Barth,[1]) im 18. von Polykarp Leyser,[2]) im 19. z. B. von Rudolf Peiper[3]) geplant wurde, liegt sicherlich in weiter Ferne. Man braucht ja nur daran zu denken, wie sehr noch die Monumenta Germaniae mit den Poetae zurück sind. Ihre 4 stattlichen Bände haben erst die karolingische Zeit im großen und ganzen erledigt, aus dem 10. Jahrhundert fehlt noch das Meiste. Was mir als erstrebenswert und erreichbar vorschwebt, ist einmal das mittellateinische Lesebuch, das uns zu schenken Paul v. Winterfeld[4]) durch seinen vielzufrühen Tod verhindert wurde, eine gute Anthologie der besten oder vielmehr der bezeichnendsten Stücke, in Poesie und Prosa. Beim Universitätsunterricht, ja, wie ich zu meiner Freude höre, auch in den Gymnasien vermißt man solch Hilfsbuch immer wieder, sodaß

---

[1]) und [2]) Vgl. meine Abhandlung Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters, München 1914, S. 18f.

[3]) Vgl. Jenaer Literaturzeitung 1875 S. 547 und Traubes Nekrolog auf Peiper S. 16.

[4]) Vgl. Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S., Leipzig 1904, S. 17.

es bereits ein Gewinn wäre, wenn Winterfelds prachtvollem Übersetzungswerk der Deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters[1]) ein Band mit den übertragenen lateinischen Texten folgte. Auf ein einbändiges Auswahllesebuch sollte man sich aber nicht beschränken, sondern beginnen Teilsammlungen für Unterricht und Forschung herauszugeben: billige handliche Hefte mit (nach Möglichkeit vollständigen) Proben aus bestimmten Gattungen namentlich der lateinischen Poesie des ganzen Mittelalters: ein Bändchen dramatischer Poesie, ein etwas größeres für die Epik, andere für geistliche und weltliche Lyrik, oder historische Dichtungen für sich, poetische Tierfabeln, didaktische Dichtung u. dergl. Damit die Arbeit einigermaßen schnell erledigt werden könnte, sollte man nicht bedingungslos verlangen, daß die Anthologien gleich für jedes Stück die ganze handschriftliche Überlieferung vorlegten, umständliche kritische Apparate, ausführliche Kommentare und Glossare böten. Es genügte, wenn kurze Einleitungen, der Text und ein knapp gehaltener kritischer Apparat eventuell nur nach einigen klug ausgewählten Codices geliefert würden. Grade für akademische Übungen wären so vorläufige Ausgaben praktisch. Man könnte dann die Teilnehmer veranlassen andere Textzeugen zu vergleichen, den vom Herausgeber bevorzugten Wortlaut zu prüfen und die Erklärungen selbst zu finden.[2]) Verstehen Sie mich recht: das schneller, leichter, billiger zu bietende Unvollkommene soll Anleitung und Ansporn zum Besseren geben. Wir streben nach philologisch

---

1) München 1913. Die 2. Auflage erschien Weihnachten 1917.

2) Schon 1903 verlangte P v. Winterfeld auf der Haller Philologenversammlung „gute billige Texte, Handausgaben“ und F. Wilhelm begann in seinen 'Münchener Texten' einige mittellateinische zu veröffentlichen. Jedoch ist das erst ein Anfang. Unabhängig von mir, wie ich von ihm, forderte, als mein Vortragsmanuskript fertig war, A. Hofmeister für unsere Studien (Literar. Centralbl 22. Juni 1918 Sp. 503) zu meiner Freude: „Veröffentlichung von Texten — — — nicht in abschließend kritischen Ausgaben, sondern in Textabdrucken, die auf Grund der besten leicht erreichbaren Überlieferung von den ärgsten Fehlern der Vulgata gereinigt sind“.

abschließenden, mustergiltigen Ausgaben. Von welchen Texten sie bald gemacht werden sollen, ist schwer zu sagen. Dem einen scheint dies, dem anderen jenes dringend und oft ist es nicht möglich die wichtigsten Untersuchungen vor weniger bedeutenden auszuführen. Ich vermisse die lange angekündigte kritische Ausgabe der Institutiones Cassiodors, die als Lehrbuch christlicher Philologie und als Quelle für literargeschichtliche, zumal überlieferungsgeschichtliche Tatsachen hervorragen. Ein noch von L. Traube herrührender Wunsch zielt auf eine großzügige Neuveröffentlichung der Werke des eigenartigen Johannes Scottus, die zum Teil in vom Verfasser selbst durchgesehenen Exemplaren erhalten zu sein scheinen. Philologie, Philosophie und Theologie sind daran in ziemlich gleichem Maße interessiert. Eine Sammlung der Joca monachorum und anderer Gesprächsbücher, wofür ich Vorbereitungen getroffen, hatte Walter Suchier[1]) mir vor dem Kriege brieflich für spätestens 1915 angekündigt, sodaß ich zurücktrat. Etwas viel verlangt mag es aussehen, wenn ich hier eine Wiederausgabe der Specula des Vincenz von Beauvais nenne. Daß die gewaltige um 1250 entstandene Encyklopädie eine reichhaltige Fundgrube für die Überlieferung antiker, patristischer und mittelalterlicher Schriften, für die vielverzweigte Geschichte menschlicher Gelehrsamkeit ist, werden viele zugeben, aber sie werden hinweisen auf die schon vorhandenen Drucke und die große Zahl der Handschriften und darum die Ausgabe für überflüssig oder allzuschwierig erklären. Ich denke an eine Handausgabe auf Grund einiger guter Codices, die uns die schwer zu gebrauchenden, von Fehlern durchzogenen Folianten ersetzte und das viele fremde Gut bei Vincenz feststellte. Eine große Vorarbeit wäre allerdings noch zu liefern: die Rekonstruktion der Weltchronik des Zisterziensers Helinand von Froidmont saec. XIII in., der dem Dominikaner ein Hauptgewährsmann gewesen ist. Vollständig ist Helinands Opus zwar nicht erhalten, aber das Torso

[1]) Vgl. einstweilen sein stoffreiches Werk: L'enfant sage, Dresden 1910.

bei Vincenz ließe sich aus direkter Überlieferung nicht unerheblich ergänzen. Man hat bislang übersehen, daß in London[1]) und Rom[2]) die ersten 18 Bücher ganz vorhanden sind.

Von der Dichtung bedürfen neuer Ausgaben der Ruodlieb, den F. Seiler 1882 in falscher Anordnung der Bruchstücke veröffentlicht hat, die Ecbasis captivi, die Quirinalia des Metellus von Tegernsee und die Carmina Burana, der Friedrich Rotbart verherrlichende Ligurinus und die Alexandreis des Walther von Lille, die im Mittelalter selbst die römischen Klassiker hie und da in den Hintergrund geschoben hat, der Laborintus Eberhards, eines Schulmeisters von Bremen lehrreiches Unterrichtsepos, des Heinrich von Rosla Herlingsberga und vieles mehr.

Ausgaben allein genügen jedoch nicht. Wir brauchen Untersuchungen der Einzelwerke und ganzer Gattungen und Gruppen. Die lateinische Rätselliteratur, die Satire in der lateinischen Dichtung des Mittelalters wären zu behandeln, die Figurengedichte zu verfolgen. Ein wirklich wissenschaftlicher Überblick über die lateinische Liebespoesie würde vielen dienen.

Auf den ersten Blick vielleicht anspruchsloser, ohne leichter und weniger nützlich zu sein, ist die unerläßliche Kleinarbeit der Sammlung und Prüfung des biographischen und bibliographischen Stoffes. Da dieser größtenteils in Handschriften vieler verschiedener Bibliotheken ruht und dieselben Werke bald diesem bald jenem Schriftsteller zugeschrieben werden, ist die aufzuwendende Mühe groß. Um so erfreulicher ist es, daß unsere Wissenschaft auf großen Strecken oft die Historiker[3]) der mittelalterlichen Philosophie zu rüstigen Vor-

---

[1]) Ms. Cotton. Claudius B IX (lib. 1—16). Vgl. Germanisch-Roman. Monatsschrift IV 579 Einige nicht durchweg richtige Bemerkungen über die Chronik in der beachtenswerten Arbeit von H. Hublocher, Helinand von Froidmont und sein Verhältnis zu Johannes von Salisbury, Beilage zum Jahresbericht des K. Neuen Gymnasiums zu Regensburg für das Studienjahr 1912—1913.

[2]) Reg. lat. 535 (lib. 1—18), Okt. 1913 von mir ermittelt

[3]) Muß ich noch einmal betonen, daß ich auch die Vorarbeit und

gängern und Wegegenossen hat. Kaum eine der zahlreichen Abhandlungen von F. Ehrle, C. Baeumker, M. Grabmann, J. A. Endres, Mandonnet, de Ghellinck u. a. hat nicht auch die Literaturgeschichte des 11.—15. Jahrhunderts wesentlich gefördert.

Von den Aufgabenkomplexen, mit denen sie wie die Theologen und Historiker und nicht zuletzt wir 'Mittellateiner' zu tun haben, führe ich bloß an die Libri de viris illustribus und die literarhistorischen Nachrichten in den Chroniken. Die von mir im Rahmen der Monumenta Germaniae historica geplante Sammlung der im Mittelalter verfaßten literaturkundlichen Werke ist durch den Krieg und Arbeitsüberlastung in den Anfängen aufgehalten worden. Wahrscheinlich übersteigt ein vollständiges kritisches Corpus der Libri de viris illustribus von Hieronymus bis Trithemius die Kräfte eines Einzelnen. Es ist wünschenswert, daß mehrere Gelehrte namentlich die umfangreichen spätmittelalterlichen Texte der angedeuteten Art zum Gegenstand ihrer Studien machen, viele Werke der allgemeinen, der christlichen, der örtlichen und der Ordensliteraturkunde veröffentlichen, die schon gedruckten und die noch in den Handschriften verborgenen quellenkritisch untersuchen. Zu den bekanntesten gehört der Liber de scriptoribus ecclesiasticis des Sponheimer Abtes Johannes Trithemius. Ohne Zweifel enthält er viel Falsches und Irreführendes, aber noch mehr Richtiges und Wertvolles, ist für seine Zeit eine unverächtliche Leistung gewesen, hat als Muster und als Stoffquelle stark auf die folgenden Jahrhunderte gewirkt und wird noch heute mit Nutzen nachgeschlagen. Zumal weil er nicht immer zuverlässig ist, bedarf es einer ins Einzelne gehenden Feststellung seiner Quellen und einer genauen Prüfung der von ihm oft gegebenen Werkanfänge, die mit denen ähnlicher Werke alphabetisch zusammengeordnet werden sollten. Aus

---

Mitarbeit vieler anderer Historiker (z. B. der Monumentaleute) und der Philologen nicht gering einschätze? Die Philosophen hob ich besonders hervor, weil sie gerade im 20. Jahrhundert sehr emsig für die Literaturkunde tätig gewesen sind und unsere Studien glücklich ergänzen.

des Trithemius Zeit verdienen sorgfältige Prüfung ferner z. B. der große alphabetische Literaturkatalog in der Wiener Handschrift Pal. 3424 und das Auctarium des Johannes Butzbach, das bisher nur teilweise veröffentlicht ist. Zu suchen wäre das verschollene Werk des deutschen Dominikaners Philipp Wolf,[1]) das Bale gehabt hat,[1]) eine allgemeine Literaturkunde, die wertvolle Nachrichten namentlich über die deutschen Dominikanerschriftsteller gehabt zu haben scheint. Zusammengefaßt müßten werden die reichhaltigen Literaturkataloge des Dominikanerordens, der Franziskaner, Augustiner, Kartäuser, Karmeliter usw. Der unveröffentlichte poetische Liber de viris illustribus ordinis Carmelitarum des Franzosen Burellus liegt unbeachtet in einer Kopie J. Bales in London Harleian Ms. 1819. Auch die bio-bibliographische Behandlung der antiken Literaturgeschichte im Mittelalter harrt noch der Bearbeitung. Da ich über alle diese und andere Aufgaben, der „Literaturgeschichte im Mittelalter" schon 1912 ausführlich, wenngleich keineswegs alle Richtlinien ziehend und alles Material angebend, in der Germanisch-romanischen Monatsschrift geschrieben habe, kann ich hier und heute mit der Hindeutung auf meinen Aufsatz abbrechen. Das eine aber möchte ich nochmals besonders anraten: die vielen, oft wichtigen Notizen zur Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, die etwas versteckt namentlich in den großen Geschichtswerken des Mittelalters stehen, möglichst alle zu sammeln und die eigenartige Entwicklung darzustellen, die von den spärlichen Angaben über die Blüte einiger Autoren in der Chronik des Hieronymus mittels Paulus Diaconus, Ado von Vienne, Frekulf von Lisieux, Hermann von Reichenau, Marianus Scottus, Frutolf, Sigebert von Gembloux, Robert von Torigny und Robert von Auxerre, Ordericus Vitalis, Helinandus, Alberich von Trois-Fontaines hinführt zu der weitläufigen Berücksichtigung der

[1]) Vieles aus ihm in Bales Scriptorum illustrium maioris Brytanniae etc. catalogus, Basel 1557—1559, wichtiger noch für die Kenntnis von Wolfs Leben und Schriften Bales Index of British and other writers, den R. L. Poole, Oxford 1902, in den Anecdota Oxoniensia herausgegeben hat.

Literaturkunde bei Vincenz von Beauvais und seinen Nachfolgern bis zu den Orts- und Weltchroniken am Ende des Mittelalters. Ich wiederhole: „Die uns heute so geläufige, schier selbstverständliche Sitte in den modernen großen Geschichtsdarstellungen am Ende gewisser Perioden Überblicke über das literarische Leben der zuvor behandelten Zeit zu geben, geht zurück auf jene mittelalterlichen Weltchroniken, die der Laie gern mit einem verächtlichen Lächeln ansieht."

Das vielleicht höchste Ziel, zu dem unsere Forschung, unsere lateinische Philologie des Mittelalters emporzustreben hat, eine große Geschichte des gesamten mittelalterlichen Geisteslebens ist nur dann wirklich zu erreichen, wenn man ergründet und sich zu eigen macht, was das Mittelalter selbst an Vorarbeiten geliefert hat.

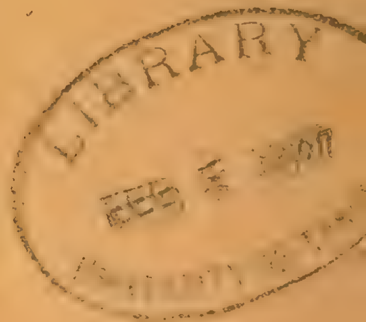
Ob der Ertrag die Mühe lohnt, ob das lateinische Mittelalter es verdient in der angedeuteten Weise erforscht zu werden? Möchten die Arbeiten selbst ein kräftiges Ja antworten! Mir widerstrebt es mit lauten Worten zu preisen und zu werben. Gibt man uns wenigen Vertretern der jungen Disziplin Gelegenheit, Macht und Mittel zu frischer Betätigung, auf daß wir uns nicht aufreiben, wie L. Traube und P. v. Winterfeld es getan haben, dann wird es auch ohne Reklame klar werden, daß und wo das lateinische Mittelalter unendlich viel Schönes und Tiefes, Kräftiges und Zartes hervorgebracht hat, daß unsere lateinische Philologie des Mittelalters mit dem gewiß nützlichen Beruf einer Hilfswissenschaft vieler historisch-philologischer Disziplinen nicht demütig sich zu begnügen braucht, sondern vollen Anspruch hat selbständig mitzuforschen im Reiche der Wissenschaft.

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 9. Abhandlung

Die Neubauersche Chronik

von

Karl v. Amira



Vorgetragen am 5. Oktober 1918

Mit 6 Tafeln

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 9. Abhandlung

Die Neubauersche Chronik

von

Karl v. Amira

Vorgetragen am 5. Oktober 1918

Mit 6 Tafeln

München 1918
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Schon manchem Besucher der „kulturgeschichtlichen Sammlung“ im fünfeckigen Turm der Burg zu Nürnberg mag eine Galerie von Aquarellen aufgefallen sein, die eine Wand im dortigen Erdgeschoß bedeckt. Die Bilder stellen verschiedene Vollzugsformen von öffentlichen Strafen dar. Beigeschriebene Bemerkungen in einer Schrift des ausgehenden 16. oder beginnenden 17. Jahrhunderts erzählen die Fälle, die so illustriert sind.

Da es an einem brauchbaren Katalog der Sammlung gebricht, auch das Aufsichtspersonal über keinerlei Kenntnisse verfügt, so erhält man dortselbst keinen näheren Aufschluß über die Herkunft der Malereien, als daß sie aus einer Chronik kopiert seien. Lange erkundigte ich mich bei Kennern nürnbergischer Geschichte vergeblich darnach, was für eine Chronik das sei, bis mir von Herrn Archivrat Dr. Mummenhoff, der zufällig und nur flüchtig die Handschrift zu sehen bekommen hatte, ihr Titel und Fundort mitgeteilt wurde, so daß ich mich an den gegenwärtigen Besitzer wenden konnte. Es ist Herr Dr. med. Christian Rehlen in Murnau, in dessen Hand das Buch mit der ganzen übrigen Sammlung aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters, des Antiquars Geuder, gekommen war. Herr Dr. Rehlen war so gefällig, mir die Chronik nach München zu bringen, wo ich sie mehrere Monate hindurch benützen konnte[1]).

---

[1]) Außer den beiden oben genannten Herren habe ich für mehrfache Förderung dieser Abhandlung zu danken den HH. Prof. Dr. Habich und Dr. Bernhart von der K. Münzsammlung zu München, Oberbibliothekar Dr. Wolff und Kustos Dr. Hartig daselbst, Kreisarchivar Altmann und Kustos Walter Stengel am German. Museum zu Nürnberg, Prof. Dr. Kristeller, Guido v. Volckamer und den Beamten der K. Graphischen Sammlung zu München.

Es handelt sich um einen Band von 212 Blättern starken Papiers in Größe von etwa 29,5 × 20 cm mit dem Wasserzeichen des Nürnberger gespaltenen Schildes in zwei verschiedenen Renaissanceformen. Von diesen Blättern sind 56 leer, „147" von der Hand des Schreibers mit arabischen Ordnungsziffern versehen. Doch liegen zwischen 1 und 3 drei ungezählte Blätter, zwischen 109 und 110, zwischen 110 und 111 und zwischen 133 und 134 je ein ungezähltes, ist ferner 138 bei der Zählung ausgelassen, sind endlich den gezählten zwei ungezählte Blätter vorgebunden. Der Einband besteht aus Holzdeckeln mit Überzug von gepreßtem braunem Glanzleder und (jetzt abgebrochenen) Schließen. Der Schnitt der Blätter ist vergoldet und damasziert. Da unter dem Messer des Buchbinders Bilder und Text mehrmals gelitten haben, so ergibt sich, daß der Einband erst nach Vollendung des Hauptteiles vom Inhalt hergestellt wurde. Vielfache Spuren zeugen von starker Benützung des Buches. An zahlreichen Stellen sind Einrisse in die Blätter in moderner Zeit überklebt worden.

Die ganze erste Seite nimmt folgender Titel ein:

Chronica Der loblichen Keyser
lichen Reichstatt Nurnberg alden
Geschichteu Beschriben
Anno 1601 Jar.
Auch send vill Andre History
Mitt Ein gezogenn
Aufz andern künigrichen.
Nurm Berg

Darunter in drei Kartuschen farbig die zu jener Zeit beliebte Zusammenstellung der beiden Nürnberger Wappen mit dem Reichswappen. Endlich

1601
Wolff Neubauer
Der Junger.

Welcher Art die Beziehungen dieses Wolf Neubauer zu der Chronik waren, vermochte ich nicht unmittelbar festzu-

stellen. Nur zwei Träger des Namens Neubauer mit dem Vornamen Wolfgang waren ausfindig zu machen. Die Totenbücher im K. Kreisarchiv zu Nürnberg geben an: „*Pfarr Laurenti Monats Novembris anno 1605 3. Tag der ersam Wolfgang Neupauer der Elter, Wirt und Weinschenk im Öbern Wehr*“ und „*Pfarr Laurenti Monats Martii anno 1621 20. Tag der ersam Hanns Wolff Neupauer, Wirt und Weinschenk im Obern Wöhr*“. Den ersten nennt auch Trechsel in seinem *Erneuerten Gedächtniss des Nürnbergischen Johannis-Kirchhofs* (1736) S. 169 als i. J. 1605 gestorben. In dem zweiten dürfen wir mit Sicherheit den auf dem Titelblatt unserer Chronik genannten jüngeren Wolf Neubauer erkennen. Die Glieder der Familie, die im 18. Jahrhundert zu höheren Ehren aufstieg[1]), befanden sich um die Zeit der Chronik dem Anscheine nach noch sämtlich in sehr schlichten Verhältnissen. Einen Georg N., der 1632 starb, nennt, ohne seinen Beruf anzugeben, Trechsel a. a. O. Ein Urban N. wohnte 1608 als Krautschneider am Paniersberg[2]). Von einem „Handelsmann“ Martin N., der 1591 gestorben, kennt Panzer *Verzeichnis von Nürnbergischen Portraiten* (1790) S. 168 ein Bildnis in Stich. Weiter zurück treffen wir auf einen „Sanduhrmacher“ Kunrat N., der nach Trechsel a. a. O. 320 i. J. 1570 auf dem Johannisfriedhof seine Ruhestätte fand, und auf einen Valentin N., der in den Ratsverlässen von 1541 als Zirkelmacher und Steinmetz erscheint[3]). Rätselhaft bleibt ein Anton N., über den man vor den anderen Näheres wissen möchte, da er Maler gewesen sein soll. Ihm wird auf der Rückseite eines Bildnisses des Pfalzgrafen Friedrich II. die Urheberschaft dieses Gemäldes zugeschrieben, eines Werkes, das bedeutend genug erscheint, um von einem neueren Schriftsteller dem Albrecht Dürer beigelegt zu werden[4]). Wenn auch die Notiz erst nach 1685

---

[1]) G. A. Will, *Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon* III (1757) 25—29.

[2]) Th. Hampe, *Nürnberger Ratsverlässe* II Nr. 2209.

[3]) Hampe a. a. O. Nr. 2577, 2578, 2601.

[4]) Alfr. Peltzer, *Albrecht Dürer und Friedrich II. von der Pfalz* (1905) S. 23.

geschrieben sein dürfte[1]), so zeigt sich doch, daß man sich in Nürnberg eines dem 16. Jahrhundert angehörenden Malers Anton N. zu erinnern meinte. Nach alledem muß ich vorläufig die Frage offen lassen, ob wir in Wolf Neubauer dem Jüngeren den Verfasser oder Illustrator oder nur den ersten Eigentümer der Chronik zu erblicken haben. Immerhin mag uns das Titelblatt dazu berechtigen sie als die „Neubauersche“ Chronik zu bezeichnen. Der Text ist, wie sich zeigen wird, unter keinem Gesichtspunkt so wertvoll, daß er nicht einem Nürnberger Schankwirt jener Zeit, in der so manche Handwerker literarischen Neigungen nachgingen, zugetraut werden könnte. Daß der Verfasser einem derartigen Gesellschaftskreise entstammte, deutet er auf Blatt 72a selbst an, indem er erzählt, auf dem Gesellenstechen von 1546 habe sein Vater im Alter von 14 Jahren „geblasen“, d. h., wie aus dem beigegebenen Bild ersichtlich, als Trompeter gedient. Das könnte auf Wolf Neubauer den Älteren passen, der hiernach bis zu seinem Tod i. J. 1605 ein Alter von 73 Jahren erreicht haben würde. Der Sohn des Trompeters von 1546 könnte also sehr wohl der Chronist Wolf Neubauer sein.

Was die Neubauersche Chronik hauptsächlich bemerkenswert macht, ist nicht der Text, sondern der illustrative Bestand. Nur um ein Urteil über das gesamte opus zu ermöglichen, ist hier vom Text zu handeln.

I. Der Text.

Die Einschreibungen schließen nicht mit dem Jahr 1601 ab, sondern reichen bis 1616. Die Chronik wurde also nach Fertigstellung des Titelblattes noch weitergeführt. Sie war, wie die auf fol. „147“ folgenden 56 leeren Blätter beweisen, dazu bestimmt, fortgeführt zu werden. Der Grundstock rührt von ein und derselben Hand her, eine regelmäßige, kräftige Kursive in meist schwarzer, einigemal roter Tinte. Eben diese

---

[1]) Es handelt sich wahrscheinlich um dasselbe Bild, das in dem Heidelberger Schloßinventar von 1685 dem Dürer zugeschrieben wird, Peltzer a. a. O. S. 6, 22.

Hand hat nach Vollendung des Grundstocks an verschiedenen bis dahin leer gelassenen Stellen mit schwärzerer Tinte Nachträge eingeschrieben. Dieselbe Hand hat auch die Fortführung der Chronik über 1601 hinaus besorgt. Bei Überschriften und Eingangsworten, zuweilen ganzen Einträgen ist Mönchsschrift mit gezierten Initialen angewandt. Unterscheidungszeichen fehlen. Die Sprache will zwar eine Art Schriftdeutsch sein, verfällt aber oftmals in den Nürnberger Dialekt.

Was am meisten und sofort schon bei bloßem Durchblättern auffällt, ist die chronologische Unordnung, die unter den einzelnen Notizen herrscht. Es folgen z. B. auf Bl. 3b und 4a die Jahre 1190, 1139, 1155 nach dem Jahr 1226, auf Bl. 4b das Jahr 604 nach dem Jahr 1007, auf Bl. 10a das Jahr 1314 hinter dem Jahr 1307, dann aber die Jahre 1292, 1223, 1242 auf Bl. 10b und 11a. So findet sich auf Bl. 107 die Reihenfolge der Jahre 1572, 1579, 1558, 1564. Auf Bl. 109 stehen Begebenheiten aus 1568, 1569, 1570 zwischen Begebenheiten aus 1578, 1569, 1563, 1568, auf Bl. 144 Begebenheiten aus 1584, 1585, 1572, 1583 in dieser Reihenfolge. Diese Beispiele ließen sich noch beträchtlich vermehren. Die Unordnung rührt nicht etwa bloß davon her, daß sich zwischen ältere Einträge jüngere eindrängten wie z. B. auf Bl. 85a, wo den ursprünglichen Text verschiedene statistische Notizen über Venedig, oder Bl. 86a, wo ihn die Erzählung von einem merkwürdigen Leichenfund zu Rom 1543 unterbricht, oder Bl. 126b, wo zwischen den Jahren 1593 und 1592 die Einführung der „Monatreiter“ 1594 gebucht wird. Der Verfasser hat vielmehr abwechselnd verschiedene Materialien benützt, wie sie ihm der Zufall in die Hand spielen mochte. So erklärt sich wohl auch am einfachsten, daß er ein und das nämliche Ereignis mehrmals registriert wie den Brand der „Maidleinfindel“ 1537 auf Bl. 87a und 94b in verschiedener Fassung oder den Tod des Kaisers Maximilian I. auf Bl. 51b und 54a. Die daraus entspringende Unordnung geht mitunter bis ins Gedankenlose. Der Chronist läßt auch Karl IV. zweimal sterben, das erste Mal im Jahre 1378

auf Bl. 20a, das zweite Mal fälschlich 1379 auf der nächsten Seite!

Der äußeren Unordnung des Textes entspricht die Planlosigkeit seines Inhalts. Was der Verfasser von „andern Historien“ außer den nürnbergischen einbezieht, scheint ganz und gar vom Zufall abzuhängen. Er erzählt auf Blatt 2—6 von der Geburt *„Machamets“*, die er um 33 Jahre zu spät ansetzt, von deutschen Königen bis auf Albrecht I., von der Annahme des Christentums bei den Böhmen im Jahr 922, vom Aufkommen „viel neuer Orden“ angeblich im Jahr 1131, vom Kinderkreuzzug 1212, vom Magdeburger Stadtbrand 1188, dem großen Sterben zu Rom 1213, dem Tod des Albertus Magnus, den er gleich um 102 Jahre zu spät (1382), von dem Auszug der deutschen Studenten aus Prag und der Gründung der Leipziger Universität, die er (1400) um 9 Jahre, und von der Enthauptung „der Herzogin in Bayern“, die er (1226) um 30 Jahre zu früh eintreten läßt. Später vermerkt er die Thronwechsel der Kaiser, wobei ihm abermals grobe, ja geradezu erstaunliche Mißgriffe unterlaufen, wie z. B. daß König Ruprecht am heiligen Ostertag 1400 zu Costnitz (!) gekrönt, daß Kaiser Siegmund im Jahre 1430 an Ruprechts Stelle gekommen sein soll. Daneben erwähnt er gelegentlich persönliche Schicksale des einen oder anderen Reichsfürsten, die Gründung des Predigerordens, das Geburtsjahr von Martin Luther, die Sterbejahre von Melanchthon, Erasmus und Theophrastus Paracelsus, die Grumbachischen Händel, einzelne fränkische und venezianische Ereignisse — wiederum nicht ohne allerhand Anachronismen und sonstige Verkehrtheiten und ohne irgendeinen ersichtlichen Zusammenhang. Es mag ja sein, daß er von den nahen Beziehungen Melanchthons und von den entfernteren Luthers zu Nürnberg gehört, daß er vielleicht auch einen der Nürnberger Drucke von Schriften des Theophrastus gesehen hatte. Von dem nicht sehr erfreulichen Verhältnis des letzteren zum Rat der Reichsstadt[1]) dürfte er

[1]) Darüber s. R. J. Hartmann *Theophrast von Hohenheim* (1904) 75—78.

schwerlich Kenntnis gehabt haben. Der Menge nach überwiegen, wie zu erwarten, die Aufzeichnungen über nürnbergische Dinge. Aber nichts deutet auf ein tieferes Verständnis für die Stadtgeschichte. Der zweite Markgrafenkrieg zwar, soweit er ins Jahr 1552 fällt, wird tagebuchartig erzählt, jedoch nur, weil schon die Quelle des Verfassers einen solchen tagebuchartigen Bericht enthielt, wie er auch in andere Chroniken derselben Zeit aufgenommen ist. Dagegen die für seine Vaterstadt so wichtige Teilnahme am Landshuter Erbfolgekrieg übergeht der Verfasser vollständig. Seine Aufmerksamkeit gehört nicht den politischen Ereignissen, sondern den Begebenheiten des Kleinlebens, mit denen sich das Tagesgespräch der unteren Volksschichten zu beschäftigen pflegt: guten oder schlechten Ernten, Teuerungen, großen Sterben, Neubauten, Turnieren, Einzügen von Fürsten, Festlichkeiten, Schießen, Unglücksfällen, ganz besonders aber Missetaten und ihrer Bestrafung. Auch dabei kommen wieder nicht wenige chronologische Irrtümer vor, selbst solche, die eigene Erlebnisse des Verfassers betreffen. Eine Galgenerneuerung soll im Jahre 1577 stattgefunden haben. Sie gehört aber nach der bestimmten Angabe des Meisters Franz Schmidt, der sein Nachrichteramt i. J. 1578 antrat, gerade in dieses Jahr[1]). Der Rotgießer Sebalt Keyser soll 1581 enthauptet worden sein. Es geschah aber nach Meister Franz Schmidt erst im folgenden Jahre. Den Goldschmied Endres Petri gen. Schweizer strich Meister Franz i. J. 1596 mit Ruten aus, nicht erst 1598, wie die Chronik erzählt. Den Lötschlosser Luntz Rügelbaur hängte er nicht, wie sie angibt, i. J. 1600, sondern i. J. 1601, den verrückten Dieb Georg Mertz nicht 1612, sondern 1613[2]). Das Ableben des Wenzel Jamitzer berichtet unser Chronist beim Jahr 1583, was um 5 Jahre zu früh ist.

---

[1]) Allerdings gibt auch das Manuskript 137a des Nürnberger Kreisarchivs S. 76 das Jahr 1577 an, dagegen 1578 die Chronik im Cod. bav. m. 2064 Bl. 286a.

[2]) *Maister Franntzn Schmidts Nachrichters in Nürnberg all sein Richten*, herausg. von A. Keller (1913) S. 7, 12 (Nr. 63), 104 (Nr. 217), 56 (Nr. 211), 73 (Nr. 273).

Solche Irrtümer können durch die Annahme erklärt werden, daß den Verfasser sein oder seiner Gewährsmänner Gedächtnis täuschte. Aber er hat zweifellos auch für die Zeit seiner eigenen Erlebnisse schriftliche Quellen benützt. Unter den verschiedenen Nürnberger Chroniken, wie sie seit etwa 1600 sozusagen „fabrikmäßig“ geschrieben wurden[1]) und die mir hier in München zur Hand sind, bietet sich zum Vergleich zunächst die in Cod. bav. 2065, einem Folianten von 497 gezählten Seiten der Staatsbibliothek enthaltene dar. Sie trägt den Titel (p. 1b): *Chronica / Von Ankunfft und Erbauung der Key / serlichen Reichs statt Nürnberg neben / andern vielen trefflichen Historien / vnd geschichten so Nürnberg allein nicht betreffen / Vonn Anfang bisz vff / das 1603te Jahr / inclusive.* Wie der Titel, so ist auch der Inhalt ähnlich der Neubauerschen Chronik, nur viel ausführlicher und viel besser geordnet. An vielen Stellen stimmen beide Texte wörtlich überein. So teilweise in der phantastischen Entstehungsgeschichte der Stadt, in der Erzählung von der Aufnahme des Christentums, von der Babenberger Fehde, vom Wiederaufbau und der Neubesiedlung Nürnbergs im Jahr 1138(?), vom fabelhaften Nürnberger Turnier 1198, vom zweiten Markgrafenkrieg u. dgl. m. Doch kann keine der beiden Chroniken aus der andern geschöpft haben. In der Entstehungsgeschichte von Nürnberg ist Cod. bav. 2065 nicht nur weitläufiger, sondern auch wieder ärmer an Einzelnachrichten als die Neubauersche Chronik. Über die Christianisierung von Böhmen, wovon hier beim Jahr 922 die Rede, kommt dort nichts vor. Die Gesamtzahl der feindlichen Schüsse im zweiten Markgrafenkrieg betrug nach der Neubauerschen Chronik (Bl. 82a) 929, nach Cod. bav. 2065 (p. 419) 1429. Markgraf Albrecht II. stirbt dort (Bl. 9b) im Jahre 1558, in Cod. bav. 2065 (p. 449) am 8. I. 1557. Der Anlaß der Babenberger Fehde wird hier (p. 19 f.) im wesentlichen richtig erzählt. Dort dagegen (Bl. 1^{III}) soll der Babenberger Albrecht des Kaisers Sohn erschlagen haben. Von den Zwölfen, die der

---

[1]) Hegel *in Chroniken der Deutschen Städte* I S. XXXVI.

Nürnberger Rat zum Turnier von 1198 abordnet, fehlt in der Neubauerschen Chronik (Bl. 8a) Heinrich Muffel, während die hier angegebenen Namen von Hans Ebner, Wolf Tucher und Friedrich Nützel in Cod. bav. 2065 fehlen. Auch die Verzeichnisse der Nürnberger Geschlechter, die den abziehenden Kaiser geleiten, in den beiden Texten (Cod. bav. 2065 p. 69 f. und Neub. Bl. 9) stimmen mehrfach nicht überein, auch wenn man davon absieht, daß bei Neubauer einige Namen verlesen sind. Es ist nicht nötig, auf dasjenige einzugehen, was Neubauer vor dem Cod. bav. 2065 voraus hat. Die angeführten Unterschiede reichen hin zu der Folgerung, daß beide Chroniken aus einer gemeinsamen Vorlage schöpften. Diese muß auch schon Rüxners „Turnierbuch", und zwar die Ausgabe von 1579, nicht die von 1532[1]) benützt haben. Denn sowohl in Cod. bav. 2065 wie in der Neubauerschen Chronik ist bei dem Bericht über das Turnier von 1198 das „Turnierbuch" zitiert, wobei von dessen Originaltext jede der beiden Chroniken in einer ihr allein eigentümlichen Weise abweicht.

Ein viel umfangreicheres Werk als die Chronik des Cod. bav. 2065, das aber ungefähr den gleichen Zeitraum umfaßt, liegt in Cod. bav. 2070 vor, drei Bänden in 2° mit 338, 270 und 358 numerierten Blättern. Es entbehrt eines Gesamttitels, reichte ursprünglich bis 1600, wurde aber an einzelnen Stellen bis ins 17. Jahrhundert hinein ergänzt (ein Verzeichnis der Bamberger Bischöfe bis 1653) und hält, von seinen deutlich unterscheidbaren Einschiebseln abgesehen, eine streng chronologische Ordnung des Stoffes nach der Jahresfolge ein. Der Verfasser beschränkt sich in der Hauptsache auf die nürnbergischen Begebenheiten, schildert die wichtigeren Ereignisse ausführlich, verweilt mit besonderer Vorliebe bei der Geschichte der alten Geschlechter, unter denen er (I Bl. 142a) seine eigenen Vorfahren weiß und deren Wappen er dem Leser stets vor Augen führt, geht aber auch mit Andacht jenen kleinen Merkwürdigkeiten nach, denen die Neubauersche Chronik ihre Auf-

[1]) Erst die Ausgabe von 1579 trägt den Titel Turnierbuch.

merksamkeit vornehmlich widmet. Als belesenen Mann zeigt er sich, indem er oftmals seine Quellen angibt: Urkunden, die er gerne ihrem ganzen Umfang nach seiner Darstellung einverleibt, ein „Ratsbuch“ oder „Ratsbüchlein“, die „Chroniken“, Ulmann Stromers Gedenkbuch, das Haller-Buch[1]), Stammbücher, das Barfüßer-Totenbuch, ein „altes Achtbuch“, Sigmund Selds „Wappenbuch“, eine Oratio des Konrad Celtes, die Epistolae des Erasmus, Gedichte von Meistersingern und Spruchsprechern, Landsknechtlieder, Grabinschriften. Auch Rüxners Turnierbuch hat er benützt. An vielen Stellen hat man, wenn man die entsprechenden Angaben bei Neubauer vergleicht, auf den ersten Blick den Eindruck, als seien diese aus den umständlicheren Berichten der großen Chronik des Cod. bav. 2070 ausgezogen. Ein paarmal glaubt man wörtliche Anklänge herauszuhören. Doch stößt man auch auf starke und zahlreiche Abweichungen. So bei den Zeitangaben für die Enthauptung des Egloffsteiners, den Bau der steinernen Fleischbrücke, den Besuch des Herzogs Hans von Sachsen in Nürnberg, die Einführung der Marktglocke, die Abschaffung des Frauenhauses (1562), die Wiederöffnung der Barfüßerkirche (1563), den Abbruch des Tuchhauses am Fischmarkt, die Wahl König Rudolfs II., den Neubau des Hochgerichts, die Bauten am Schießgraben, den Tod des Wenzel Jamitzer, endlich auch bei den Zeitangaben für verschiedene Kriminalfälle. Manches ist hier anderes erzählt als dort. Die Zwölf, die der Rat zum Turnier von 1198 verordnete, treten bei Neubauer in anderer Ordnung auf als in Cod. bav. 2070, die Geschlechter, die den Kaiser geleiten, führen dort teilweise andere Namen als hier. Bei der Hinrichtung des Eppelein von Gailingen im Jahre 1381 stimmen die Einzelnheiten beide Male nicht völlig überein. Die Franzosenkrankheit bringen die Landsknechte nach Cod. bav. 2070 aus Frankreich, bei Neubauer aus Italien. Dem von Hausen, der im Jahre 1558 enthauptet wurde, gibt der Berichterstatter bei Neubauer den Vornamen Michel, der in Cod. bav. 2070 den

---

[1]) Ms. 181 (a. 1536) des Kreisarchives zu Nürnberg.

Vornamen Hans. Die Zahl der Opfer des großen Sterbens im Jahr 1562 beträgt nach jenem 10345, nach diesem 8986, im Jahr 1585 nach jenem 4000, nach diesem 5400, die Zahl der ausrückenden Handwerker beim großen Schießen von 1593 nach jenem 8000, nach diesem „über 6000". Die Baukosten an der Fleischbrücke 1597—1599 betragen nach jenem 62172 fl., nach diesem 60000 fl. Bei Neubauer vermißt man ferner manche Begebenheit, die der Chronist bei seinen Neigungen schwerlich übergangen haben würde, wenn er die Chronik des Cod. bav. 2070 vor sich gehabt hätte, wie z. B. den Ursprung des Messerer- und Metzgertanzes 1350, den angeblichen Mordanschlag auf den König 1401, die Vorzeigung des Heiltums auf dem Markt 1434, die Errichtung des kaiserlichen Lehenstuhls daselbst 1487, den Bau der beiden Schuldtürme 1487, den Schwerttanz der Messerschmiede 1497, den Messerertanz 1560, das große Kindersterben 1587, den Guß und die Aufstellung der „Bilder von Messing" am Brunnen bei S. Lorenz durch den Rotschmied Benedikt Hutzelnauer 1589, den Tanz der Tuchknappen und den Schreinerumzug 1600, insbesondere aber eine Reihe verschiedener Exekutionen in den Jahren 1363, 1439, 1401, 1447, 1460, 1461, 1463, 1468, 1472, 1487, 1490, 1493, 1587, 1588, 1589, 1591, 1593. Dafür findet man aber bei Neubauer allerhand Nachrichten, die dem Cod. bav. 2070 fehlen, so von einigen Justifikationen abgesehen: die Speisung der Sondersiechen auf dem Neubau und die Erbauung des runden Turms auf der Feste 1562, die Ächtung Wilhelms von Grumbach, das Predigen gegen die Ungelderhöhung und das Scheuen der Pferde bei der Hinrichtung des Goldschmieds 1564, das Mandat gegen das Fluchen, die Errichtung des „Ohrenstocks" und die Verdoppelung der Losung 1565, den Abbruch der Müllerschragen 1566, den Brand der Schmelzhütte am Duzenteich 1567, den Abbruch der Schlagbrücken und den Mühlenstreit 1568, die neue Ungeldordnung 1575, den Selbstmord des Schuerer 1577, die Fertigung des Gitters um den Schönen Brunnen für 2500 fl. zu Augsburg 1587, den Bau der Zeughausfassade 1588, den großen fränkischen Hexenbrand 1589, die Teuerung 1500. Die

Chronik des Cod. bav. 2070 könnte also keinesfalls als alleinige Quelle der Neubauerschen in Betracht kommen.

Eine dritte Chronik, die ich noch wegen des darin behandelten Zeitraums zum Vergleich heranziehe, enthält der Cod. bav. 2064, ein Folioband mit 386 gezählten und beschriebenen Blättern. Der langatmige, eine ganze Seite beanspruchende Titel lautet im Auszug: *Anfang vnd Vrsprung | Der Kaiserlichen Reichstadt | Nürnberg von ihrem Alter vnnd | Ersten Paumeister, Wann vnnd wohe ihr Der | Namen Nürmberg herkhumbt . . . wasz sich | seyt dem 1487 Jahr verloffen | da Kaiser Friedrich der dritt | den grosen Reichstag zu | Nürmberg gehalten | aigenlich auffge | schrieben.* Die Erzählung hat mit 1599 ihren Abschluß gefunden. Einige Anhänge, die nachher hinzugefügt wurden, reichen noch bis 1604. Die Chronik beschränkt sich im wesentlichen auf nürnbergische Dinge, wiewohl sie von Karl dem Großen an den Stoff nach den Regierungszeiten der deutschen Könige und Kaiser und erst innerhalb dieser Abschnitte im ganzen streng nach der Jahresfolge ordnet. Mit der Neubauerschen Chronik teilt sie das Interesse an den kleinen Ereignissen der Lokalgeschichte, insbesondere an den kriminellen Begebenheiten und an Selbstmordfällen, woran sie sogar viel reichhaltiger ist. Schon von hier aus würde es unwahrscheinlich sein, daß sie dem Verfasser der Neubauerschen Chronik vorlag. Noch weniger annehmbar wird aber eine derartige Vermutung angesichts der mancherlei Abweichungen unter den beiden Werken. Den Krönungsort König Rupprechts (Köln), die Zeitpunkte des Regierungsantritts von König Siegmund, der Erneuerung des Nürnberger Hochgerichts, der Hinrichtung des Sebalt Keyser, das Todesjahr des Markgrafen Albrecht Alcibiades gibt Cod. bav. 2064 richtig, die Neubauersche Chronik dagegen, wie wir schon S. 8, 9, 10 sahen, falsch, teilweise sogar grob fehlerhaft, an. Den Bau der ersten steinernen Fleischbrücke setzt Cod. bav. 2064 richtig das Jahr 1488, die Neubauersche Chronik (Bl. 39a) dagegen ins Jahr 1478, die Vollendung der zweiten jener richtig ins Jahr 1598, diese (Bl. 130b) ins Jahr 1599,

die Einführung der „Provisioner“ jener richtig ins Jahr 1587, diese (Bl. 122a) ins Jahr 1578, die Wahl Rudolfs II. jener richtig ins Jahr 1575, diese (Bl. 115a) ins Jahr 1576. Anderseits besitzt die Neubauersche Chronik auch wieder Nachrichten, die sie unmöglich aus der Chronik des Cod. bav. 2064 bezogen haben könnte, vorab über außernürnbergische Begebenheiten, deren Aufnahme gar nicht im Plan dieses Werks gelegen war, aber auch über gewisse Norica, wie z. B. die Errichtung des „Ohrenstocks“ 1565, die Vereinigung von Nürnberg mit dem Ansbacher Markgrafen zum Zweck des Vollzugs der Galeerenstrafe 1571, die Bebauung des Alten Schießgrabens 1583, das Aufkommen des Kurrendsingens 1586 oder die Wirksamkeit und die Todesjahre von Veit Dietrich, Hans Sachs und Wenzel Jamitzer u. dgl. m. Er beschreibt (Bl. 75b) die schwarzweiße Kleidung des Trompeters, durch den der Markgraf Albrecht Alcibiades der Stadt Nürnberg widersagen ließ. Dem Chronisten des Cod. bav. 2064 fehlt dieser Zug, während er hervorhebt, wovon die Neubauersche Chronik nichts weiß, daß der Bote *auf dem hut ein weiß fendlein mit dreien eingestickten lilyen nach franzesischer art füret*[1]. Stellen, die sich hinsichtlich des Wortlautes in beiden Werken nahe kommen, finden sich selten. Auffällig ist nur die, welche von einem zu Herzogenaurach gehängten „Erzdieb“ spricht. In beiden Texten wird er als *fendrich aller dieb* bezeichnet und erzählt, man habe „ihm einen Galgen auf den andern gebaut“, d. h. man habe ihn über andere Diebe gehängt. Aber im Cod. bav. 2064 heißt er *Wolf Schockh,* dagegen bei Neubauer in der Überschrift *Wolff Seck,* im Text *Wolff Holl,* und als Jahr ist dort 1568, hier 1566 angegeben. Über die Spur einer den beiden Chronisten gemeinsamen Quelle kommen wir damit nicht hinaus. Ihr scheint auch jener *Michel* von Hausen angehört zu haben, von dem oben S. 12 im Gegensatz zu Cod. bav. 2070 die Rede war.

---

[1]) Wegen des Bündnisses Albrechts mit der Krone Frankreich, obwohl jener bekanntlich leugnete in deren Diensten zu stehen.

Im ganzen empfängt man den Eindruck, als habe unser wohlmeinender Geschichtsfreund, auch wo er seine Kenntnisse aus schriftlichen Quellen schöpfte, diese doch nicht beim Schreiben immer unmittelbar vor sich gehabt, als habe er vielmehr zuweilen nach nicht sehr lebendiger Erinnerung an früher Gelesenes oder Gehörtes gearbeitet. So wenigstens dürften sich am leichtesten seine vielen und nicht geringen chronologischen Fehler erklären. Zwischen hinein freilich hat er schriftliche Vorlagen wie z. B. zweifellos das Tagebuch über den zweiten Markgrafenkrieg ausgezogen. Lesefehler wie *Wolf Seck* für *Wolf Schock* oder *Lutzelmann zu Dereck* für *Lutzelmann zu Teck* oder *Kilchan* [Kilian] *von Eyb* für *Pilgram von Eyb* weisen nach derselben Richtung.

Klar ist auch, daß wir es bei dem Chronisten weder mit einem Gelehrten noch mit einem Schriftsteller zu tun haben. Durchaus ungeschickt, seine Arbeit zu organisieren, bringt er es nicht dazu, selbst einen so spärlichen Stoff, wie er ihn ohne festen Plan nach und nach gesammelt, irgendwie zu beherrschen. Geschichte bleibt ihm im wesentlichen eine zusammenhangslose Reihe von Anekdoten und Kuriositäten. Gerade dadurch ist sein Werk von kulturgeschichtlichem Belang, nicht etwa um dessen willen, was er bietet, sondern um der Art willen, wie er es bietet, nicht als Quelle, sondern als Gegenstand geschichtlicher Erkenntnis. Welchen geschichtlichen Vorgängen wendete um 1600 der ungeschulte Mittelstand einer bedeutenden Stadt Deutschlands seine Aufmerksamkeit zu, und welche Vorstellungen bildete er sich von ihnen? Das sind die Fragen, welche die Neubauersche Chronik beantwortet.

Aus diesem Grund wird man auch vornehmlich zu erfahren wünschen, wie sich der Verfasser über die Personen äußert, die ihm wegen ihrer religiösen, ihrer wissenschaftlichen oder ihrer künstlerischen Stellung erwähnenswert schienen. Die auf sie bezüglichen Einträge mögen zugleich als Proben seiner Schreibart hier Platz finden. Über Albertus Magnus sagt er (Bl. 6b): *Anno 1382 Jar ist Albertus Mangnus gestorben welcher Einn fürtrefflicher Mann gewesenn ist Hatt gelewt 91 Jar.*

Nicht nur die Angabe des Todesjahres ist hier falsch (s. oben S. 8), sondern auch die Angabe des Alters. Albert der Große wurde 87 Jahre alt. Über Martin Luther (Bl. 42a): *Anno 1483 Jar ist Doctor Martinus Luder geborn vnnd dem Babstum Grossen abbruch gedan daruber fill Tausent menschen vmb ir leben kumen sein van wegen der auszburgischen Confesion welcher doch bestendig ist belieben bis in Tott vnd gestorben Anno 1546 Jar.* Über Melanchthon (Bl. 95a): *Anno 1560 Jar den 19. April Starb der getreu lehrer herr Philippus Melanthon in widenberg dem Gott genadt.* Über Veit Dietrich (Bl. 69b): *Anno 1549 Jar ist zu Nermberg Veitt Diderich gestorbenn welcher in grossem ansehen war.* Über Erasmus (Bl. 67a): *Anno 1536 Jar Starb der wol gelehrt vnd weitt Beruhmbt Erasmus Rotterdamus zu Basel bey 70 Jaren alt gestorben.* Über Theophrast von Hohenheim (Bl. 69a): *Anno 1541 Jar Im Herbst Starb Docdor Theophrastus Baracelsus Ein gewaldiger Mann der Erzney Er hat der weiwer hamlikeit alle gewust Er ist ein gewaldiger Algomist gewesen vnnd fil seltzamer sachen gekundt die Nit an Tag sein kumen.* Über Albrecht Dürer (Bl. 64b): *Anno 1514 Jar*[1]) *ist der weidberumpt vnd Kunstreich Maller Albrecht Durer zu Nuremberg in Grosen Wirden gewesen des gleichen in Welsch Deuschen vnd alen landen Nie seines gleichen ist gesehen worden ist gestorben Im 1528 Jar*[2]). Über Peter Vischer d. Ä. und d. J. (Bl. 53a): *Anno 1519 Jar ist das kunstlich Messene Grab gemacht wordenn welches bey sandt Sebalt im Kor steht dises kunstlich werck hatt ein vatter vnd sun gemacht habenn bede die fischer geheisen Wick* [wiegt] *ann gewicht*

---

[1]) Auffällig, daß der Chronist gerade dieses Jahr nennt, das der an Gemälden wenigst fruchtbaren Zeit Dürers angehört. Aber in 1514 und die nächst vorhergehenden und folgenden Jahre fallen die populärsten Stiche.

[2]) Cod. bav. 2065 (Bl. 295b) sagt nur beim Jahr 1528: *Vnd starb diesz Jahrs zu Nürnberg der gantz kunstreiche Mahler Albrecht Dürer;* — der Cod. bav. 2070 II (Bl. 267b): *Diß Jar inn der Char Wochen, ist der Weittberümbte Mahler vnnd Künstner Albrecht Dürer gestorben vnd auff S. Johannes Kirchhoff begraben worden.*

120 Cendner vnd 14 ℔[1]). Über Wenzel Jamitzer (Bl. 114b): *Anno 1583 Jar ist der alt Gamitzer zu Nermberg gestorben welcher ein kunstreicher goldschmid gewesen ist.* Endlich über Hans Sachs (Bl. 120b): *Anno 1575 Jar ist Hannsz Sachs schumacher gestorben Einn gewaldiger Boett in Teutscher Sprach hat funf Bucher gemacht vnnd etlich hundert Mester gesang gemach.* Man sieht deutlich, der Chronist war nicht der Mann, die von ihm gerühmten Kulturhelden zu verstehen und zu würdigen. Er rühmt sie, weil sie eben berühmt waren, und er rühmt sie mit den Redensarten, womit der Spießbürger auch heute noch Geistesgrößen zu rühmen pflegt.

Dennoch möchte man wissen, wer diese ungelenken Aussprüche getan hat, — eine Frage zu der zurückzukehren es jetzt an der Zeit ist. Der Text verrät keinerlei Eigenschaften seines Verfassers, die es verbieten würden, jenen etwa einem Nürnberger Schankwirt zuzutrauen, in einer Zeit, wo so manche Handwerker literarische Neigungen verspürten. Daß der Chronist einem solchen Gesellschaftskreis angehörte, haben wir schon oben S. 6 seinen eigenen Worten entnommen, mit denen er beim Jahr 1546 von seinem Vater spricht. Es ergab sich dort auch die Möglichkeit, in diesem den älteren Wolf Neubauer zu erkennen, der im Jahr 1605 starb, daher auch die Möglichkeit, daß die Chronik 1601—1616 von Wolf Neubauer dem Jüngeren zusammengeschrieben sei. In der Tat spricht denn auch der handschriftliche Befund dafür. Gehen

[1]) Viel genauer Cod. bav. 2070 II (Bl. 237a), wo das Werk dem ältern Peter Vischer und seinen 5 Söhnen zugeschrieben wird: *Aber Peter Vischer der Jüngere hatt den Mehreren theill gemacht, dann er mitt der kunst seinen vatter vnnd alle seine Brüdern übertroffen, Herman hat allein den awostele Bortholomeum vnnd etliche Tabernacel gemacht.* Das Gewicht des Denkmals soll *157 Cendtner* betragen, *nach etlichen 127 Cendtner 14 ℔*. Über diese Notiz, die sich auch in einer Hs. des Nürnberger Stadtarchivs findet, s. Seeger, *Peter Vischer d. J.* (1897) S. 119 und B. Daun, *P. Vischer und A. Krafft* (1905) S. 40. — Das von der Chronik angegebene Jahr 1519 ist bekanntlich nur das Jahr der Vollendung des Sebaldusgrabes, das schon 1508 begonnen worden war.

wir von der wenigst bedenklichen Annahme aus, daß der jüngere Wolf Neubauer 1601 ihr Eigentümer war, so dürfen wir weiter schließen, daß er es war, der die späteren Einträge verfaßte. Da aber diese, wie S. 7 bemerkt, von derselben Hand herrühren, die den Haupttext geschrieben hatte, so erweist sich damit Wolf Neubauer der Jüngere auch als dessen Schreiber. Dann aber auch wohl als dessen Verfasser. Denn nichts deutet darauf, daß ihm der Haupttext schon fertig vorgelegen sei, so daß er ihn bloß abzuschreiben gebraucht hätte, während die vielen sachlichen Fehler, die nicht alle schon so in seinen Vorlagen gestanden sein können, am ehesten einem Mann seines Bildungsgrades zur Last fallen. Auch unter dem Gesichtspunkt der Urheberschaft rechtfertigt sich also die Benennung der Chronik nach ihm. Einen weiteren Beweisgrund für die hier vorgetragene Annahme werden wir alsbald kennen lernen, wenn wir zur Betrachtung der Bilder übergehen.

II. Die Illustration.

Zwischen die einzelnen Textabschnitte eingestreut sind 467 teils kolorierte teils ausgemalte Feder- und Bleistiftzeichnungen von sehr verschiedenem Inhalt. Durch diesen Bilderreichtum allein unterscheidet sich zu ihrem Vorteil die Neubauersche Chronik von allen bis jetzt bekannten Nürnberger Chroniken, — auch von der großen Chronik im Cod. bav. 2070, der zwar ebenfalls Malereien nicht gerade spart, sich jedoch auf Wappen und Trachten beschränkt.

Bei unserer Chronik lag die Illustration von Anfang an im Plan. In der Regel war der Raum für die Bilder vom Schreiber frei gelassen, auch in den Fortsetzungen, die nach 1601 dem Text hinzugefügt wurden, und viele dieser Plätze sind unausgefüllt geblieben[1]). Dem Text vorgebunden sind zwei Vollbilder, von denen das erste die Standfigur eines Kaisers

[1]) So z. B. auf Bl. 3a, 7b, 9, 10a, 11b, 12b, 17b, 18a, 19a, 20b, 21b, 27a, b, 28b, 29a, b, 32a, 43b, 44, 48a, 50a, b, 51a, 52b, 53b, 54a, 58b, 67a, 69b, 70a, 73b, 74a, 85b, 86a, 87a, 94a, 108a, 109a, 126b, 137a.

in Rüstung und mit den Kaiserinsignien, das zweite einen Reichsherold bringt, der ein Schriftstück darzureichen scheint. Daß der Großteil der Malereien wie des Textes vor dem Einbinden fertig war, wurde schon S. 4 bemerkt. Aber einzelne Stücke wurden noch nach 1601 und bis 1613 illustriert, womit sich die Wahrscheinlichkeit ergibt, daß der Chronist selbst an der Illustration beteiligt war. Dieselbe Wahrscheinlichkeit ergibt sich auch noch von einer andern Seite her, ebenso aber auch die weitere Wahrscheinlichkeit, daß der Schreiber selbst die Chronik verfaßt hat. Auf Bl. 1a ganz oben erblickt man ein Porträt-Medaillon, das nicht nach, sondern vor Herstellung des Textes gemalt wurde. Es ist nicht wie sonst stets die ganze Breitseite des Blattes dafür frei gelassen, sondern die erste Zeile des Textes ist um den untern Teil des Medaillons herum geschrieben, so daß es unmittelbar zwischen zwei Buchstaben steht. Es hat also hier der Maler dem Schreiber, sonst der Schreiber dem Maler vorgearbeitet, was sich doch am einfachsten aus der Annahme erklärt, daß an jener Stelle der Maler derselbe Mann war, der den Text schreiben wollte und geschrieben hat. Der aber war derselbe Mann, der die Zusätze nach 1601 verfaßte.

Zwei Hauptklassen von Malereien sind auf den ersten Blick sowohl der Technik wie dem Gegenstand nach zu unterscheiden: Bildnisse und andere Darstellungen.

Die Bildnisse, rund 140 an der Zahl, sind fast sämtlich in Deckfarben und Gold ausgemalt. Fast alle erscheinen als Medaillons in ovalen Rahmen von 4—5,3 cm Höhe. Die Ausführung ist zuweilen flüchtig und roh, meist jedoch sorgsam, wobei der Maler insbesondere auf feine Haarbehandlung und charakteristische Modellierung ausgeht, die er freilich auch durch allzu tiefe Schattenlagen übertreibt. Künstlerischer Wert kommt keinem zu.

In vielen Fällen war jedes Abzielen auf Ähnlichkeit des Bildnisses von vorn herein ausgeschlossen. Sie kann wegen Mangels von Quellen nicht beabsichtigt sein bei den Bildnissen des Mohammed (Bl. 4b), des Bonifatius (Bl. 2bis), der Kaiser

Karl der Große, Heinrich I., Otto I. (ebenda), Otto II. (Bl. 3a), Heinrich VI. (4a) und Ludwig IV. (10a), der Könige Rudolf I., Adolf, Albrecht I. (17a, 4b, 23a), des Albertus Magnus (6b), des ersten türkischen Kaisers „*Othomanus*“ (18a), des Königs *Laszla* (18b), des wittelsbachischen Prinzen [Ludwig], der 1289 zu Nürnberg [im Turnier] erstochen wurde (17a), des Kurfürsten Friedrich I. von Sachsen (20a), des Tamerlan (25b), des Sultans Mohammed II. (28a). Alle diese Bildnisse können nur symbolisch gemeint sein, nicht anders als die anonymen Medaillonköpfe eines Mönchs vor der Notiz über die angeblich 1131 neuaufgekommenen Orden (Bl. 3a), eines Reichsherolds vor der über den Nürnberger Reichstag 1155 (Bl. 4a), von zwei Geißlern vor der Erzählung vom Auflauf wegen der Geißlerorden (Bl. 14a), eines Priesters in Chorhemd vor der Angabe über die Gründung des Predigerordens (Bl. 18a), eines Zigeuners vor der Bemerkung über das erste Auftreten des Wandervolks im Reich 1417 (Bl. 21a), das Bildnis eines Turbanträgers, das jedesmal den Abschnitt bezeichnet, wo von mohammedanischen Angelegenheiten die Rede (Bl. 36a, b, 51b, 53a, 58b, 63b, 69b, 100a, 106b, 109a, 127a), das Brustbild eines Papstes, zu der zwiespältigen Papstwahl, die 1504 stattgefunden haben soll (Bl. 36b), die Dogenbildnisse bei venezianischen Sachen (Bl. 36b, 85a), das Medaillon eines bärtigen Mannes in Schaube beim Nürnberger Reichstag 1487 (Bl. 36b), eines Juden bei der Judenaustreibung von 1497 (Bl. 41b), eines Mönchs bei dem Eintrag, daß im Jahr 1524 das Papsttum „ein Ende genommen“ habe (Bl. 59a), eines Mönchs und eines evangelischen Predigers zur Nürnberger Disputation 1525 (Bl. 60a), eines bewaffneten Bauern beim Aufruhr von 1525 (Bl. 59b), eines Wiedertäufers bei den münsterischen Begebenheiten 1528 (Bl. 64b), eines Geharnischten bei der Belagerung von Kulmbach 1553 (Bl. 90b), eines Handwerkers bei der Ansiedlung der Atlasweber in der Reichsstadt 1530 und der niederländischen Tuchmacher daselbst 1569 (Bl. 63b, 109b) — u. dgl. m. Auch die anonymen Ratsherrnbildnisse, welche die Mitteilungen über neue Verordnungen zieren (Bl. 89a, 93a, 102b, 112a, 132a) dürften

in diese Reihe gehören. Am Fuß von Bl. 84a begegnet das Brustbild eines hohen Prälaten, wozu jeder Text fehlt. Es steht hinter dem Textabschnitt zum Jahr 1553, womit die Erzählung vom Krieg gegen den Markgrafen Albrecht Alcibiades abbricht. Wahrscheinlich rechnete der Illustrator mit einem Plan, wonach die nächstfolgende Seite den zu dem Prälatenporträt gehörigen Text (— vielleicht die Beziehungen der Nürnberger zu den Bischöfen von Würzburg und Bamberg betreffend —) hätte bringen sollen. Wenn so, dann wäre hier ein Fall gegeben wie der oben S. 20 besprochene. Die Illustration wäre unabhängig von einem vorhandenen Text zustande gekommen, und der Illustrator und der Chronist wären insoweit eine und die nämliche Person.

Eine nicht ganz geringe Zahl von Bildnissen gibt es nun aber auch, bei denen der Maler auf Grund leicht zugänglicher Vorlagen wenigstens bis zu einem gewissen Grad sich der Wirklichkeit hätte annähern können, wo ihm jedoch ein derartiges Ziel nicht in den Sinn gekommen zu sein scheint. Auf Bl. 98a stellt er uns den sog. „Propheten" Hans Vatter vor, der 1562 in Nürnberg von sich reden machte und schließlich ausgestäupt wurde. Es ist das einzige Bildnis in ganzer Figur, 9,5 cm hoch. Als Vorlage hätte der Holzschnitt dienen können, der sich auf dem Titelblatt des noch im Jahre 1562 zu Nürnberg gedruckten Berichts über jenen Betrüger findet[1]). Aber mit diesem Holzschnitt hat das Gemälde in der Chronik nichts weiter gemein, als daß, wie die Erzählung es fordert, die Hände des Mannes auf seinen Rücken gebunden sind. Kopf und Kleidung sind völlig verschieden, ebenso die Körperstellung (dort kniend in Seitenansicht, hier sitzend in Vorderansicht). Ähnliche Beobachtungen lassen sich bei einigen Medaillons machen. Beim Geburtsjahr Karls V. (Bl. 42b) gibt der Maler ein Konterfei des Kaisers, zwar in der bekannten schwarzen Kleidung mit

---

[1]) *Gründlicher vnnd warhaffter Bericht, was sich mit . . . Hanns Vatter von Mellingen . . . zu Nürmberg zugetragen vnnd verloffen hat.* Wieder abgedruckt bei G. E. Waldau, *Neue Beyträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg* II (1791) 274—295.

Barett und goldener Ordenskette, doch mit einem schielenden Auge und Gesichtszügen, die geradezu den Eindruck eines Verblödeten hervorrufen. Nur die charakteristische gebückte Haltung und der ergrauende Bart lassen erraten, daß dem Illustrator etwa eine Beschreibung des früh Gealterten vorschwebte[1]). Auch der Kurfürst Christian I. von Sachsen (Bl. 124b) gewährt einen ganz andern Anblick als auf seinen gleichzeitigen Porträten[2]), auf dem Stich von Kilian[3]) und auf seinen Medaillen. Das Bildnis findet sich im wesentlichen schon einmal vorher auf Bl. 72b, wo es den Landgrafen Philipp den Großmütigen vorstellen soll (hierüber s. unten S. 26). Der Nürnberger Prediger Veit Dietrich erscheint auf Bl. 69b mit bärtigem, auf einem Stich aus seinem Todesjahr (1549) und auf Thob. Stimmers Holzschnitt in Reusners Kontrafakturbuch (Nr. 34) mit bartlosem Antlitz[4]). Zweifellos ein Phantasiegebilde ist der Erasmus Rotterdamus auf Bl. 67a, wo er im Gegensatz zu allen bekannten und verlässigen Bildnissen, die wir von ihm haben, einen Vollbart trägt. Ich fragte mich, ob nicht eine Verwechslung mit irgendeinem andern berühmten Erasmus ihr Spiel getrieben haben könnte, und dachte zunächst an Erasmus Alberus, der ja auch in Nürnberg ein bekannter Mann gewesen sein muß. Allein ein sicheres Bildnis von diesem konnte ich nicht auffinden. Das bei Pantaleon — übrigens bartlos und nur in Viertelsprofil von rückwärts! — dient zur Darstellung sehr verschiedener Persönlichkeiten. Den Erasmus Ebner († 1577), der dem Maler der Chronik ebenfalls vorgeschwebt haben könnte, kennen wir aus einem Schabkunstblatt des Michael Fennitzer (angeführt bei G. W. Panzer, *Verzeichniss v. Nürnb. Por-*

[1]) Vgl. L. Ranke, *Deut. Gesch. im Zeitalter der Reformation* V 83. Vgl. aber auch Bildnisse, die den Kaiser im Alter darstellen, wie z. B. den Holzschnitt im Darmstädter Thesaurus picturarum (abgeb. bei Stacke, *Deutsche Geschichte* II 139).

[2]) J. L. Sponsel, *Sächs. Fürstenbildnisse* Taf. 34, 35 (a. 1591).

[3]) Abgeb. bei Sturmhoefel, *Gesch. der sächs. Lande* II 1 S. 113.

[4]) Abbildung des Stiches bei E. Reicke, *Gesch. der Reichsst. Nürnberg* 808.

traiten S. 49)[1]), dessen Vorlage ich nicht nachzuweisen vermag, das aber jedenfalls einen ganz andern Charakter zeigt als der Rotterdamer Erasmus der Chronik.

Anderseits läßt sich in einer größeren Zahl von Fällen an der Hand des sonst verfügbaren Bildermaterials zeigen, daß der Maler wenigstens diejenigen Züge wiederzugeben suchte, die — insbesondere in Haar- und Barttracht — für die dargestellten Personen charakteristisch waren oder doch in seinen Augen als charakteristisch gelten durften. Hier ist er sichtlich auf Ähnlichkeit ausgegangen, und wenn er sie kaum jemals vollständig erreicht hat, so mag dies zumeist von seinem bloß handwerklichen Können, teilweise aber auch daher rühren, daß ihm die Vorbilder wohl nicht immer bei seiner Arbeit zur Hand waren, daß er sich vielmehr oftmals genötigt sah, aus der Erinnerung an Gesehenes zu zeichnen. Gleich bei dem ersten Medaillon (Bl. 1a), welches ein von links gesehenes lorbeerbekränztes Profil mit der Umschrift THRVSIVS NERO[2]) enthält, ist ein aureus des ältern Drusus[3]) benützt, der diesen ebenfalls von links gesehen und mit Lorbeerkranz darstellt. Die Gesichtszüge sind die gleichen, nur auf dem gemalten Bildnis ältlicher, weil der Maler übertreibend modelliert. Die einzige freie Änderung, die er sich erlaubt hat, besteht in der Hinzufügung einer bekleideten Schulter und Brust. Er wollte ebenso vom sagenhaften „ersten Baumeister" seiner Stadt ein Brustbild geben wie in den übrigen Medaillons. Die Inschrift gestattet den Schluß, daß er bei Ausführung seiner Arbeit die Münze nicht mehr vor Augen hatte, sondern aus der Erinnerung nachahmte. Es folgt eine lange Reihe von rein erfundenen Porträten. Dann aber, bei König Rupprecht (Bl. 24a oben), beruht es vielleicht schon nicht mehr auf der Phantasie

---

[1]) Verkleinerte Abbildung bei E. Reicke, *Gesch. der Reichsstadt Nürnberg* 868.

[2]) Im Chroniktext steht *Trusius Nero.*

[3]) Abgeb. bei Ch. Lenormant, *Trésor glyptique* II pl. IX Nr. 9, 10, G. F. Hill, *Historical Roman Coins* pl. XV Nr. 104, Imhof-Blumer, *Portraitköpfe* Taf. I Nr. 13, Stevenson-Smith, *Dict. of Rom. Coins* S. 349.

des Illustrators, daß dieser Herrscher bartlos erscheint. Es stimmt zu dessen Grabdenkmal in Heidelberg. Bei Kaiser Sigmund (Bl. 24a unten) erinnert der lang herabgezogene Schnurrbart und der zugespitzte Kinnbart, aber auch der Gesichtstypus an das bekannte Gemälde Dürers und noch mehr an die Medaille von Georg Hautsch[1]), so daß hier der Gedanke nicht abgelehnt werden kann, es sei eine Vorlage zum Muster genommen worden, die für ähnlich galt. Bei Kaiser Maximilian I. (Bl. 36a) kehren der Fluß der Haare und das freie Doppelkinn wieder, wie man sie auf der Medaille des Abondio[2]) wahrnimmt. Möglicherweise könnte auch ein Taler benützt sein, der jedoch anders als unser Bildnis und die angeführte Medaille den Kaiser in Rüstung vorführt. Unter den andern Porträten Maximilians könnte höchstens noch der kreisförmig umrahmte Holzschnitt des Wolfgang Resch (Pass. 2) in Betracht kommen, wo der Kopf wie bei Neubauer mit einem Barett bedeckt ist, aber das Doppelkinn mangelt und das Haupthaar viel schlichter fällt. Ein zweites Porträt Maximilians (Bl. 51b), von rechts vorne, scheint frei nach Abondio konstruiert, ein drittes (Bl. 54a) ganz frei erfunden. Bei dem zweiten und mehr noch bei dem dritten von Karl V. (Bl. 68b, 72b) stimmen Bart, Kleidung, Barett und Ordenskette, auch die Armhaltung im wesentlichen mit einer Plakette (um 1540) im Victoria and Albert Museum zu London[3]) überein. Der gekrönte Rudolf II. (Bl. 115a) zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem gekrönten Profil auf einem Goldgulden von 1580[4]), und noch näher kommt er in der vorgebauten untern Gesichtshälfte und dem Bartschnitt dem Stich von Dom. Custodis

---

[1]) Bei G. A. Will, *Münzbelustigungen* I S. 89.

[2]) Um 1570. Legende: IMP : CÆS : MAXIMIL : AVG : AN · AD ·

[3]) Hüftbild v. r. v. Legende: CAROLVS QVINTVS ROMANORVM IMPERATOR. Danach Galvano in der K. Münzsammlung zu München. Verwandt damit ein Medaillonstich CAROLVS · V · DEI GRATIA ROMANORVM IMPERATOR SEMPER AVGVSTVS : CÆSAR IN VICTISSIMVS in der K. Graph. Sammlung zu München.

[4]) Bei G. Will a. a. O. I 345.

(Ratisbonae 1594)[1]. Beim Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen (Bl. 59b, s. hier Abb. 1) sieht man den charakteristischen Ausschnitt des starken Vollbarts unter dem Kinn des breiten Gesichts, ferner den Pelz, das Untergewand und das Barett mit herabhängender Halbkrempe und über dem Mützenkopf zusammengeknüpften Ohrenschützern ganz so wie auf dem Deckelrelief einer Holzbüchse zu Wien[2], während der Dürersche Stich von 1524 und der ihn nachahmende Holzschnitt bei H. Pantaleon[3] zwar die gleiche Tracht, den Kopf jedoch nicht mit ausgeschnittenem, sondern mit geteiltem Kinnbart geben, auf dem Cranachschen Gemälde von 1533[4] aber und den davon abgeleiteten Holzschnitten des H. Weigel (1550)[5] und des Formschneiders R[6] überhaupt nur die Kleidung annähernd übereinstimmt. ‚Herzog' [Kurfürst] Johann Friedrich I. der Großmütige von Sachsen (Bl. 72b) entspricht im allgemeinen den Holzschnitten des ältern Lukas Cranach, auch dem des Nürnbergers H. Weigel[7], der Landgraf Philipp der Großmütige (ebenda) mit Schnurr- und Zwickelbart von ferne seinem Porträt auf den Talern des schmalkaldischen Bundes 1542 bis 1547[8], während er auf einem zweiten Medaillon (Bl. 101b) mit Vollbart allenfalls dem Kasseler Standbild[9] gleicht. Der Schnitt des Haupthaares freilich ist beidemal, da es viel zu

---

[1]) Auch die Siegel bei Posse, *Siegel der deut. Kaiser* III Taf. 36, 39 lassen sich vergleichen.

[2]) Bei J. v. Schlosser, *Werke der Kleinplastik* IX 1.

[3]) *Prosopographia Heroum* III (1566) 61 = *Teutscher Nation Heldenbuch* III (1578) 70.

[4]) Bei E. Heyck, *Deut. Gesch.* II Abb. 385, *Lukas Cranach* Abb. 92.

[5]) Bei G. Hirth, *Bilder aus der Lutherzeit* 31.

[6]) Bei G. Schnellboltz, *Illustr. Ducum Saxoniae ... Effigies* (1563).

[7]) Bei Schnellboltz a. a. O. und G. Hirth, *Kulturgeschichtliches Bilderbuch* I Nr. 432, II Nr. 1019.

[8]) Abgabe bei Drach und Könneke, *Die Bildnisse Philipps des Großmütigen* Taf. XXI Nr. 7—24, XXII Nr. 25—51. S. auch die Bildnisse von 1567 a. a. O. Abb. 100—102.

[9]) Abgeb. bei Drach und Könneke a. a. O. II 123, Stacke, *Deut. Geschichte* II 123.

lang herabhängt, verfehlt. Den Herzog Johann Friedrich II. (den Mittleren) von Gotha kennzeichnet auf Bl. 106a gut der wagrecht ausgezogene Schnurrbart wie auf einem Taler von 1559[1]), den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach auf Bl. 75b (Abb. 2) der lange und geteilte Vollbart, der Harnisch und die nicht schützende Kopfbedeckung, wenn man seine Medaillen[2]) und insbesondere das Gemälde des Lukas Grüneberger in Heilsbronn[3]) vergleicht, nur daß auf unserm Medaillon die Kopfbedeckung ein schwarzes spanisches Barett, auf dem Gemälde dagegen ein spanischer Filzhut ist. Der vom Buchmaler mißverstandene Brechrand auf den Achseln der Rüstung zeigt, daß sein Vorbild Grünebergers Gemälde war, wo dieser Brechrand in auffälliger Größe auf den Vorderflügen sitzt. Jenes Gemälde darf als verlässig gelten, da es von Albrechts Mündel und Erben, dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach bestellt war. Die Miniatur eben dieses Georg Friedrich († 1603), auf Bl. 126a besonders sorgfältig ausgeführt, könnte, sprechend wie sie ist, nach dem Leben gemalt sein, da der Maler diesen Fürsten sicherlich in Nürnberg selbst zu sehen bekommen hat, als er im Jahr 1592 die Stadt besuchte. Für wahrscheinlicher halte ich jedoch, daß dem Medaillon einer jener Taler zugrunde liegt, die so wie die Miniatur den Kopf Georg Friedrichs in $^3/_4$ Profil von rechts vorne zeigen[4]). Jedenfalls erreicht er

---

[1]) Legende: D · G · IOAN · FRIDE · SECVNDVS · DVX · SAXON · K. Münzsammlung zu München.

[2]) Bei Menadier, *Schaumünzen des Hauses Hohenzollern* Nr. 527, 528h.

[3]) Abgeb. in Lichtdruck bei R. G. Stillfried, *Kloster Heilsbronn* Nr. 43 und beschrieben a. a. O. 159 f. Ein Farbendruck bei Stillfried, *Altertümer u. Kunstdenkmäler des Hauses Hohenzollern NF.* II Nr. 73. Frühere sehr freie und unvollkommene Stiche im German. Museum zu Nürnberg P. 22645 (anon.), 11570 (von M. Rein), 7212 (Brustb. anon.), Hocker, *Heilsbr. Antiquitätenschatz* (1731) S. 13, J. Voigt, *Albr. Alcib.* (1852) Titelbild (Brustb.).

[4]) Insbesondere der dreifache Taler (Brustbild in Harnisch und mit Szepter) von 1599 mit der Legende · NO · MO · ARG : GEOR · F · MAR · BRAN · Z · SL · DVC · in der K. Münzsammlung zu München. Weniger ähnlich der nach demselben Modell gearbeitete Doppeltaler von 1599

eine bemerkenswerte Ähnlichkeit, die sich auch aus dem Vergleich mit einem Tafelbild des Abraham Richter von 1599[1]) ergibt, demselben, das dem in der Heilsbronner Münsterkirche befindlichen Porträt[2]) und vielleicht dem H. Ullrich gestochenen Leichenporträt[3]) zugrunde liegt. Pfalzgraf Johann Casimir (Bl. 124b) scheint, wie die Barttracht und der Hut mit Feder vermuten lassen, nach einer Medaille gearbeitet, die den Fürsten so darstellt[4]). Der Herzog Christoph von Wirtemberg (Bl. 101b in der Mitte zwischen 2 andern Köpfen) zeigt auffällige Ähnlichkeit mit einer Medaille von Lorenz Rosenbaum von 1560, wo insbesondere das gleiche breite Gesicht, der gleiche Bart und der gleiche Hut mit Feder[5]). Dem Kurfürsten August von Sachsen (Bl. 123a) gleicht am meisten eine Medaille des Valentin Maler von 1567[6]), wo vornehmlich individuell der gespaltene Bart wie in der Neubauerschen Chronik. Eine Medaille vom selben Künstler (um 1590) diente auch als Vorlage bei dem Bildnis des „Grafen [Joachim] von Ortenburg" (Bl. 127b, s. Abb. 3), wo der Haarschopf über der Stirn, der Vollbart und die Halskrause entsprechen[7]). Unverkennbar aut

---

bei F. Friedensburg und H. Seger, *Schlesiens Münzen u. Medaillen* Taf. 40 Nr. 3308. Allenfalls wäre noch wegen der Haustracht zu vergleichen die kleine Medaille (Brustbild) bei Menadier a. a. O. Taf. 71 Nr. 542h, während eine Medaille ebenda Nr. 540h ferner steht.

[1]) Abgeb. in Lichtdruck in Hugo Helbings *Versteigerungskatalog* 1911 Taf. VIII Nr. 41.

[2]) Abgeb. in Stich bei Hocker a. a. O. S. 20 und in Umrissen bei Stillfried, *Kloster Heilsbronn* Nr. 44. Frei bearbeitet in Stichen von H. Ullrich im German. Museum P. 22646, 22647.

[3]) Im German. Museum P. 22648.

[4]) Legende: IO · CASIMIRVS CO · PAL · RHE · DVX · BAVARIÆ. K. Münzsammlung zu München.

[5]) Abgeb. bei Binder-Ebner *Würt. Münzkunde* III 15. Legende: CHR · DVX · WIRT · A° ÆT SVE · XLV.

[6]) Abgeb. bei Sturmhoefel, *Gesch. der sächs. Lande* II 1 S. 89. Übrigens s. auch die Modelle in *Mitteil. aus dem Germ. Museum* I (1886) Taf. III 9, 10.

[7]) Legende: IOACH DG · COMES · EX ANTIQVIORI IN ORTENBVRG · Æ LX. K. Münzsammlung zu München.

einen Stich des Hieron. Wierix (1553—1619)[1]) zurück geht das Porträt des Königs Heinrich III. von Frankreich (Bl. 120a, s. Abb. 4): die Wendung nach links, die Gesichtszüge, Haar- und Bartschnitt, die Einzelnheiten der Kleidung, der Hut mit dem Federschmuck in der Mitte, das Ordensband stimmen auf beiden Bildern vollständig überein.

Unter den nichtfürstlichen Herren erweist sich sofort durch Körperhaltung, Haar- und Barttracht sowie durch seine eigentümliche Haube Wilhelm von Grumbach (Bl. 105a, auch 99a) als Nachbild eines Stiches von 1567 vom Meister PR, wo auf einem Tisch vor dem Ritter zwei Krücken liegen, oder auch eines ganz ähnlichen aus demselben Jahr (?) von Matth. Zündt, der nur die Krücken durch andere Gegenstände ersetzt hat[2]).

Von den in der Chronik erwähnten Nürnberger Patriziern sind wenigstens zwei nach Medaillen dargestellt: Hieronymus Baumgartner (Bl. 71a), den Stirn, Haar und Backenbart charakterisieren wie auf der Medaille des Joach. Deschler von 1553[3]) oder auf der kleinen Medaille bei G. A. Will, Nürnb. Münzbelustigungen II 321, — und Endres Imhof (Bl. 111b), dessen Medaille von Val. Maler 1569[4]) die gleiche plumpe Nase, den gleichen Bart und die gleiche Haube zeigt[5]). Dem Bildnis des Antoni Tetzel (Bl. 68a) scheint eine Holzplakette[6]) zugrunde zu liegen, wo Haar und Kopfbedeckung die gleichen und das Gesicht ebenfalls bartlos wie bei Neubauer.

---

[1]) Alwin, *Catalogue rais.* Nr. 1918, Nagler, *Künstlerlex.* XXI 405 Nr. 9. Faksimile bei Varennes et Troimaux, *Le Musée criminel* Bl. 59. Abbildung eines Nachstiches von H. Hondius 1647 bei Seidlitz, *Allgem. hist. Porträtwerk* Taf. 25.

[2]) S. die Abbildung bei G. Hirth, *Kulturgesch. Bilderb.* II Nr. 1100 und Stacke, *Deut. Geschichte* II 150.

[3]) Abgeb. bei Lenormant, *Trésor de Numism. Alem.* 1841 III 10 unten. Vgl. auch das Medaillon in Stich bei E. Reicke, *Gesch. der Reichsstadt Nürnberg* 815.

[4]) Abgeb. bei Domanig, *Die deut. Medaille* (1907) Taf. XXX 280.

[5]) Weniger nahe steht die Medaille bei Will a. a. O. III 392 und sehr fern der Stich bei E. Reicke, *Gesch. v. Nürnberg* 882.

[6]) Abgeb. bei Lenormant a. a. O. XLVI.

Zwar das roheste unter allen Bildnissen in der Chronik ist das von Martin Luther (Bl. 42a), das ihn, wie die grauen Haare kund tun, in seinen letzten Lebensjahren vorführen will. Doch scheint einer der Holzschnitte von 1546 oder 1551 (bei H. Preuß, Lutherbildnisse Nr. 16, 17) als Vorlage gedient zu haben. Denken ließe sich vielleicht auch an den Nürnberger Stich von Matth. König[1]), weil unsere Chronik das Bild bei Luthers Geburtsjahr bringt und dieses aus dem Stich entnommen werden konnte. Aber die Ähnlichkeit zwischen dem Stich und dem Deckfarbenbild der Chronik ist viel entfernter. Noch ferner steht der Luther (Holzschnitt) des Thob. Stimmer in Reusners Kontrafakturbuch Nr. 27, während der hier unter Nr. 53 vorfindliche Melanchthon des Thob. Stimmer oder aber dessen Vorbild, der Holzschnitt von Lukas Cranach[2]) wahrscheinlich vom Maler der Neubauerschen Chronik benützt wurde. Denn da (Bl. 95a) wie dort trägt Melanchthon nicht nur die gleiche Kleidung sondern auch den gleichen Vollbart, der ihm sonst selten beigelegt, auf der Medaille von Joach. Deschler 1552[3]) nur schwach angedeutet wird. Theophrastus Paracelsus in der Chronik (Bl. 69a, s. Abb. 5) entspricht in allem Wesentlichen den Stichen von 1538 und 1540[4]), wonach auch wohl die Medaille des Nürnbergers G. Schweiger[5]) gefertigt ist, nicht dagegen dem Holzschnitt des L. Kranach von 1561[6]), der nur in Bezug auf die Kleidung zu jenen Bildnissen stimmt.

---

[1]) Mit der Legende: D MARTINVS LVTHER / EIN DIENER. Vnd E · IHESV CHRISTI, ANNO 1483. HAT GOTT MEIN GEBVRT ANGESTALT, VND ANNO 20, WAR SO MEIN GESTALT · ANNO 46 · BEFAHL MEIN GEIST IN GOTTES HAND usw. Die Tracht ist hier anders als bei Neubauer.

[2]) Faks. bei F. v. Bezold, *Gesch. d. deut. Reformation* 623.

[3]) Legende: PHILIPPI MELANTHONIS EFFIGIES. K. Münzsammlung zu München.

[4]) Abgeb. in *Mitteil. der Gesellsch. für Salzburg. Landeskunde* 1899 Taf. Va Fig. 17a, Taf. Vb Fig. 18, 18a.

[5]) Abgeb. a. a. O. Taf. VI Fig. 19.

[6]) Abgeb. bei G. Hirth, *Bilder aus der Lutherzeit* S. 36.

Von Nürnberger Größen sind in dieser Reihe noch zu nennen Hans Sachs (Bl. 120b, s. Abb. 6), der unfraglich einem der populären Holzschnitte[1]) nachgezeichnet ist, der ältere Peter Vischer (Bl. 53a), zu dem seine Statuette am Sebaldusgrabmal oder die jetzt in Paris befindliche Büste als Modell diente[2]), Albrecht Dürer (Bl. 64b), der in „Kolben"-Frisur und mit dichtem steifem Bart am meisten der Medaille des Ludwig Krug von 1527[3]) und dem bekannten Holzschnitt Bartsch Nr. 156[4]) gleicht, endlich Wenzel Jamitzer (Bl. 114a, s. Abb. 7), ein Brustbild mit überlangem Vollbart, in dem Schnurr- und Backenbart wollig zusammenfließen, Haarschopf über der Stirn und schmaler Halskrause ganz so wie auf einer Medaille von 1563[5]) oder einer andern von 1584 mit dem Monogramm WI oder VM[6]).

Bei ein paar Bildnissen bleibt es zweifelhaft, ob sie auf Ähnlichkeit abzielen. Der Kaiser Ferdinand I. (Bl. 68a und 69b) könnte in Bezug auf Vollbart und Haare dem Stich des Lautensack von 1556[7]) oder auch dem Holzschnitt bei H. Pantaleon[8]) verglichen werden, der Kaiser Maximilian II. (Bl. 110a, 111a, 113a) in derselben Hinsicht dem Nürnberger Goldgulden auf den Einritt von 1570[9]) oder den Siegeln bei

[1]) Bei G. Könneke, *Bilderatlas* 146, 150.

[2]) S. die Abbildungen bei B. Daun, *Peter Vischer und Adam Krafft* S. 30, 4.

[3]) Legende: IMAGO · ALBERTI · DVRERI · AETATIS · SVAE · LVI. K. Münzsammlung in München. S. auch G. W. Will, *Nürnb. Münzbelustigungen* I (1764) 312.

[4]) Faks. bei Lippmann, *Kupferstiche und Holzschnitte* (Reichsdruckerei) VII 33 und G. Hirth, *Kulturg. Bilderb.* I Nr. 392.

[5]) Abgeb. bei G. Habich, *Deut. Medailleure* Taf. XI 3.

[6]) Abgeb. bei Will a. a. O. I 289. Der Stich des Jost Amman, abgeb. bei G. Hirth a. a. O. II Nr. 1024 und das Medaillon auf Jamitzers Grabstein sowie die Medaillen von 1563 und 1582 bei Doppelmayr, *Hist. Nachricht* Tab. XIV stehen mehr abseits.

[7]) Abgeb. bei G. Hirth, *Bilder aus der Lutherzeit* S. 37 und G. Hirth, *Kulturgesch. Bilderb.* II Nr. 999.

[8]) *Prosopographia Heroum* III 371 = *Heldenbuch* III 358.

[9]) Bei Will a. a. O. I 297.

Posse III Taf. 3, der Patrizier Paulus Grundherr (Bl. 73a) wegen seiner Schaube, seines Baretts und seiner Haare einem Stich angeblich von 1516[1]), obgleich hier im Gegensatz zur Chronik der Kopf in scharfem Profil, oder aber einem Medaillonstich von 1557[2]), wo das Brustbild von links vorn, dagegen die Haare kürzer.

Freilich kommt es auch vor, daß der Illustrator das Porträt einer Person benützt, um das einer andern Person zu konstruieren, deren Züge ihm gar nicht überliefert sein konnten. Für „den Burggrafen", der angeblich 1336 Ansbach gekauft haben soll (Bl. 10a), entlehnt er einen Charakterkopf mit Schifferbart der Medaille eines spätern Hohenzollern, nämlich des Markgrafen Friedrich d. Ä. († 1536)[3]).

Man sieht, die Miniaturen stehen zwischen zwei Zeitaltern, einem vergangenen kindlichen, in das wir Heutigen uns nur schwer hineindenken, weil es von jeder beliebigen Person um jeden Preis ein Bild, gleichviel ob ein der Wirklichkeit getreues oder ein frei erfundenes, zu schauen verlangt, und einem modernen, das über die individuelle Erscheinung verlässig unterrichtet sein will. Das sind freilich unvereinbare Standpunkte. Aber sie gehören zu der Bildniskunst im 16. Jahrhundert. Im größten Maßstab z. B. sind sie nebeneinander vertreten in dem biographischen Werk des Baselers Heinrich Pantaleon, das eine Menge guter Holzschnitte von nachweisbarer Porträtähnlichkeit[4]), aber auch eine zweite, noch größere Schicht von Bild-

---

1) Legende: PAVLVS GRVNDHERR IN NVRNB·A° 1516. K. Graph. Sammlung in München.

2) In der angeführten Sammlung. Legende: PAVLVS GRVNDHERR REIPVBL·NORIB·DVVMVIR NAT AD ... A° 1557.

3) Abgeb. bei Menadier, *Schaumünzen des Hauses Hohenzollern* Nr. 520h.

4) Man sehe in den *Prosopographia Heroum* III (1566) etwa S. 1 Maximilian I., 26 Erasmus, 117 Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen, 191 Melanchthon, 292 Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, 271 Andr. Vesalius, 276 Kurfürst Joh. Friedrich I. von Sachsen, 376 Markgraf Albrecht von Brandenburg, 455 Kurfürst August von Sachsen. Es ist also nicht richtig, wenn J. Bolte in *Allgem. deut. Biographie*

nissen enthält, die sichtlich der Phantasie des Zeichners ihren Ursprung verdanken und typisch wiederkehren, auch wenn es sich um die Darstellung verschiedener Personen handelt. Dasselbe System hatte ja auch bei den Zeichnungen von Örtlichkeiten geherrscht, von der Schedelschen Chronik an bis tief ins 16. Jahrhundert hinein. Ja nicht einmal dagegen nahm man Anstand, ein wirkliches Porträt von seinem Modell auf ganz andere Personen zu übertragen. Auch dafür bietet das Werk des Pantaleon Beispiele[1]).

Angesichts des Indifferentismus seiner Gesamtrichtung ist es dem Bildnismaler der Neubauerschen Chronik hoch anzurechnen, daß er in so vielen Fällen, wo er realistischen Anwandlungen folgte, sich nicht bei Vorlagen beruhigte, die zu seiner Zeit sozusagen in jedermanns Hand waren wie Stiche und Holzschnitte, daß er vielmehr daneben und mit einer gewissen Vorliebe plastische Denkmäler verwertete. Sein Ideal ist die Porträtmedaille. Seinen eigenen Bildern gibt er mit Vorliebe die Gestalt von Medaillons. Um brauchbare Muster zu finden, hatte er auch nicht weit zu suchen. Es gab zu seiner Zeit in Nürnberg außer der Pirckheimer-Imhofschen[2]) mindestens noch eine Sammlung von Münzen und Medaillen, nämlich in der Kunstkammer des Paul Praun (1548—1616)[3]), dieselbe Kunstkammer, der eine Zeitlang auch das oben S. 5 erwähnte Bildnis des Pfalzgrafen Friedrich II. angehört hat,

---

XXV 130 behauptet, daß die Holzschnitte in der Prosopographia „auch bei den historischen Personen des 16. Jahrhunderts durchweg Phantasieporträts" seien.

1) Andr. Vesalius, den Pantaleon a. a. O. 271 ziemlich getreu porträtiert, erscheint S. 450 als Christoph Milhauser, S. 486 als Rh. Solenander, S 506 als Joh. Vier, — Albrecht Achilles (S. 376) auf S. 587 als Georg Friedrich von Brandenburg.

2) Über sie vgl. Th. Hampe in den *Mitteil. des Ver. f. Gesch. d. St. Nürnberg* 1904 S. 63, 68, 75, 76, 78.

3) Darüber s. Will, *Nürnb. Münzbelustigungen* III 279 und Hampe a. a. O. 83. Nach Chr. Th. Murr, *Description du Cabinet de Mr de Praun* (1797) hätte freilich diese Kunstkammer hauptsächlich nur antike Münzen und Medaillen enthalten.

das von einem Vermerk auf seiner Rückseite einem Maler Neubauer zugeschrieben wird[1]). Wenn der Leser die Lust verspürt, hieran bezüglich des Verfertigers der Neubauerschen Chronik Kombinationen zu knüpfen, mögen sie ihm überlassen bleiben.

Die zweite Hauptklasse der Illustrationen unterscheidet sich von der ersten in ihrer übergroßen Mehrzahl schon beim ersten Anblick durch die äußere Anlage. In der Regel sind die einzelnen Gegenstände ohne Umrahmung flüchtig auf den weißen Malgrund hingezeichnet. Einige Landschaften und städtische Ansichten stehen allerdings in viereckigen Rahmen: das belagerte Frankfurt (1553 Bl. 70a), eine Flußlandschaft, worin sich 1556 ein Unglücksfall zuträgt (Bl. 94b), eine Winterlandschaft (Bl. 95a), etliche Brückenansichten (Bl. 117, 129, 134, 136), der Schöne Brunnen bei Hochwasser 1595 (Bl. 136). In Medaillons sind wieder einige menschliche Figuren gegeben: zwei hingerichtete Falschmünzer (Bl. 107), ein Frauenzimmer, das sich 1569 in Mannskleidern zum Schreinerhandwerk verdingte (Bl. 86), das Kostümbild einer Geschlechterin (Bl. 55a), eines Schembartläufers (Bl. 55b), eines Messerers (Bl. 95a, 132b), die „schöne Maria“ zu Regensburg (Bl. 60), einmal auch die Ansicht eines brennenden Gebäudes (Bl. 56) und einmal (Bl. 5a) die Erstürmung einer Stadt. Bei solchen Rahmenbildern sind auch gewöhnlich noch Deckfarben angewandt. Die Behandlung der Farbe ist meist sehr sorglos, nicht selten sogar ungeschickt, sorgfältig höchstens im Landschaftlichen und gewandt im Heraldischen, wenn auch nicht in so hohem Grad wie etwa in den Wappen der Nürnberger Chronik im Cod. bav. 2070. An der Zeichnung fallen die Proportionsfehler im Figürlichen besonders stark auf, namentlich die kleinen Köpfe auf den oft überlangen Gestalten —, eine Manier, die in Nürnberg seit Jost Amman nicht unerhört war —, während sich in der Wiedergabe der Körperbewegungen eine vorzügliche Beobachtung äußert. Im ganzen steht überhaupt die Kolorierung

---

[1]) S. Alfr. Peltzer a. a O. Murr a. a. O. 19 (Nr. 155).

hinter der Zeichnung zurück. Diese ist oftmals durch jene verdorben, so daß die Bilder schwarz gebaust erst wieder gewinnen. Das Kostüm der Figuren ist das des letzten Viertels vom 16. Jahrhundert, auch wenn die dargestellten Menschen sehr viel früheren Jahrhunderten angehören.

Die geschilderten Gegenstände beziehen sich, soweit möglich, auf alles, was der Chronist erwähnt. Dabei zeigt sich nun wieder dieselbe Beidlebigkeit des Illustrators in zwei einander entgegengesetzten Richtungen, die wir schon bei den Bildnissen gefunden haben. Bald ist ihm in noch ganz mittelalterlicher Weise das Bild nur Zeichen (subjektives Symbol) eines Vorganges oder Zustandes, bald dagegen verfolgt er den Zweck, Vorgänge wenigstens in ihren Hauptzügen getreu der Wirklichkeit abzuschildern.

Subjektiver Symbolik dient vor allem, wie es ja nahe genug liegt, die Verwendung von solchen Bildern, die ihrem Wesen nach nur Zeichen sind, nämlich von Wappen. Ein schwarz-weiß quadrierter Schild will (Bl. 1 b) den „Grafen von Franken" interpretieren, der Sulzbach gegründet haben soll. Derselbe Schild bezeichnet einen Handel des Markgrafen Albrecht Achilles, wovon auf Bl. 46 a die Rede ist. Abwechselnd stehen der Hohenzollernschild und der Schild von Nürnberg über den einzelnen Abschnitten des Berichtes vom zweiten Markgrafenkrieg (Bl. 76 a — 77 a, 83 b), je nachdem sie Taten des Markgrafen Albrecht Alcibiades oder der Nürnberger erzählen, und beide Schilde nebeneinander (Bl. 82) vor dem Bericht über den Friedensschluß zwischen dem Markgrafen und der Reichsstadt, der den Krieg unterbrach. Der Hohenzollernschild und der baierische Rautenschild nebeneinander (Bl. 34 b) zeigen den Krieg zwischen Albrecht Achilles und dem Herzog Ludwig von Niederbaiern 1461 an, der Schild der Stadt Nürnberg allein (Bl. 74 a, 111 a), daß während einer Teuerung „Herrenbrod" ausgeteilt wurde. Wappen bezeichnen die Herren, die an einem Turnier teilnahmen (Bl. 9, 95), und die 35 Geschlechter, die nach dem legendarischen Turnier von 1198 den Kaiser von Nürnberg fortgeleitet haben sollen (Bl. 9),

Wappen die Nürnberger Ehrbaren, die als Boten der Reichsstadt den Erfurter Tag 1502 (Bl. 45 b) und die Fürsten, die den Regensburger Reichstag 1594 (Bl. 129 b) besuchten. Über dem kurzen Bericht vom Schwabenkrieg 1499 (Bl. 41 a) stehen die Wappen der Birkheimer und der Ketzel, weil zwei aus diesen Geschlechtern Hauptleute in dem Krieg waren. Bei Bildnissen deuten Wappenschilde an, wen sie vorstellen sollen (Bl. 40 b, 71 a). Einmal ist ein ganzes Blatt (44) nur mit Wappenschilden angefüllt, 84 an der Zahl, zu denen der Text ausgeblieben ist, ein Umstand, der die oben S. 20, 22 ausgesprochene Vermutung bestärkt, daß wenigstens ein Teil der Illustration vom Chronisten selbst hergestellt sei. Das ganze Blatt ist überhaupt im Projekt stecken geblieben. Für die 84 geplanten Wappen sind 53 Schilde leer und anonym gelassen. Von den anderen 31 sind nur 24 in Farben ausgeführt, 7 lediglich vorgezeichnet. Im allgemeinen gehen, wie man schon hieraus ersieht, die heraldischen Bestrebungen des Illustrators auf Genauigkeit aus. Er läßt, wo er der Tinkturen nicht sicher ist, die Vorzeichnung lieber vorläufig unbemalt und, wo er die Wappenfiguren nicht kennt, die Schilde lieber leer (Bl. 9, 44, 71 b, 72 a, 95, 129). Doch laufen ihm auch Widersprüche unter. Den Tetzel und den Bemer gibt er auf Bl. 44 ganz andere Wappen als auf Bl. 9. Auf Bl. 71 b hat er den Tetzelschen Schild leer gelassen. Ein paarmal bringt er auch (Bl. 44) anonyme Wappen.

Nur einen subjektiv symbolischen Zweck verfolgt die Illustration, wenn sie einen bestimmten leblosen Gegenstand zeigt und dadurch die Vorstellung einer Begebenheit oder einer Reihe von Begebenheiten oder eines Zustandes anregen will. Ein menschliches Ohr (Bl. 112 b) bedeutet die Erbauung des Ohrenstocks (für den Vollzug der Verstümmelungsstrafe) 1565, ein menschlicher Fuß (Bl. 39 b) die Fußamputation, der sich 1497 Kaiser Friedrich III. unterzogen haben soll, ein Sack und ein liegendes Faß (Bl. 133 b) das Erfrieren des Getreides und des Weines im Jahr 1602, ein Faß (Bl. 143) auch das böse Bier, das der Rat im Jahr 1610 in die Pegnitz schütten

ließ, ein oder zwei Brotlaibe (Bl. 74a, 111a) die Teuerungen, die 1551 und 1570 das Austeilen des sog. Herrenbrotes veranlaßten, ein Heuwagen (Bl. 135a) den Heupreis im Jahre 1603. Ein paar gefüllte Säcke mit Handelsmarken stehen über dem Bericht von dem wohlfeilen Jahr 1439 (Bl. 25b), zwei Säcke, eine Kanne, ein Topf, drei Fleischstücke auf einem Brett und ein paar Eier (Bl. 82a) bei den Preisangaben für Sommer- und Winterkorn, für Wein, für Schmalz, Fleisch und Eier während der Belagerung der Stadt im Jahr 1552, drei Sühnkreuze (Bl. 120a) vor der Erzählung vom Mord eines Nürnberger Hauptmanns und seiner zwei Knechte durch die Markgräflichen im Jahr 1587, eine dreimastige Galeere (Bl. 112a) von dem Bericht von der Seeschlacht der Venezianer [bei Lepanto] gegen die Türken 1571, ein markgräfliches und ein nürnbergisches Zelt, beide durch Wappen gekennzeichnet (Bl. 75) über dem Eingang der Geschichte des zweiten Markgrafenkrieges. Ein Stilleben aus Büchern (Bl. 30a) bedeutet die Erfindung des Buchdrucks, eine Gruppe von Gold- und Silbergefäßen (Bl. 47a) die Einführung ihrer Steuerpflichtigkeit. Ein Totenschädel (Bl. 38a, 64a) erinnert an ein großes Sterben unter den Einwohnern der Stadt, ein liegender Ochs (Bl. 131b) an ein Viehsterben, eine flammende Sonne (Bl. 68a, 125a) an einen dürren Sommer, eine Landschaft im Schnee (Bl. 27a, 95a, 144a) an einen ungewöhnlich strengen Winter. Aller Wahrscheinlichkeit nach nur zeichenhaft gemeint sind die winzigen und schematischen Ansichten von Burgen (Bl. 56a, 57b) bei dem Bericht über die Zerstörung von Raubschlössern durch den schwäbischen Bund 1523. Wie vollständig sich der Illustrator selbst da noch auf dem Boden der subjektiven Symbolik hält, wo er einzelne Motive der Wirklichkeit entlehnt, zeigt sich besonders deutlich in den beiden Medaillons der hingerichteten Falschmünzer (oben S. 34). Am Brandpfahl angeschnürt sind ihre nackten Leiber von Flammen und Rauchwolken umgeben. Die Köpfe sind von den Leibern getrennt, schweben aber über den Halsabschnitten. Der Zeichner deutet so an, daß sie der gemilderten Praxis der Nürnberger

gemäß nicht lebendig, sondern nach vorgängiger Enthauptung verbrannt wurden.

Aber auch gewisse lebende Figuren sind nicht anders als zeichenhaft zu nehmen. Den Übergang zu ihnen bildet ein aus vollen Backen blasender Kopf (Bl. 99b), wo von einem heftigen Orkan (1563) Meldung geschieht. Ein Mann, der eine Geißel über sich schwingend dahineilt, bedeutet das Aufkommen der Geißlerfahrten (Bl. 10). Ein Mönch neben einer Kanone und ein zielender Arkebusier (Bl. 19b) erzählen dem Beschauer die Erfindung des Schießpulvers im Jahr 1380. Die Durchführung des Interim zu Nürnberg im Jahr 1551 zeigt ein Geistlicher im Chorhemd und Stola und mit dem Speisekelch an (Bl. 74), die Predigten gegen die Ungelderhöhung im Jahr 1564 ein Mann in der Tracht eines protestantischen Geistlichen (Bl. 100), die großen Teuerungen von 1570 und 1600 ein Sackträger (Bl. 110, 133), ein auf einer Mistgabel durch die Luft reitendes Weib (Bl. 124a) das große Trutenbrennen in Franken 1589. Verschiedener Medaillonbildnisse, die hieher gehören, wurde schon S. 34 gedacht. Mitunter wächst sich ein Bild von zunächst zeichenhaftem Zweck zu einer Szene aus. In ruhigem Gespräch stehen beieinander ein Mann und eine Frau auf Bl. 135 zum Zeichen, daß die aus Graz vertriebenen „Lutherischen“ im Jahr 1603 in Nürnberg Aufnahme fanden. Gewisse Szenen wiederholen sich beinahe typisch, sooft die Chronik gleiche Ereignisse meldet, woraus dann der zeichenhafte Zweck solcher Bilder klar erhellt. So z. B. die beiden Männer, die auf einem Tragstuhl eine mit schwarzem Tuch überdeckte Leiche fortbringen (Bl. 43a, 47b, 97a [Abb. 8], 113b). Sie finden sich ein, wenn die Chronik eine Seuche vermerkt. Sie sind zweifellos vom Maler selbst beobachtet und liefern, sonst nicht leicht nachweisbar, einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Hygiene. So ferner das Weinkeltern (Bl. 13b, 114a [Abb. 9], 132a, 137 [138]a), das natürlich jedesmal stattfindet, wenn es einen guten Herbst gibt. Bei dieser Szene überschreitet der Maler, — der ja wahrscheinlich kein anderer als der Weinwirt

Wolf Neubauer ist, — gerne die altertümliche Abbreviatur, in deren Grenzen er sich sonst zu halten pflegt. Zwar kommt er auch da noch mit wenigen Figuren aus. Aber er verleiht ihnen charakteristisch genrehafte Züge und schildert auch die Örtlichkeit mehr oder weniger ausführlich. Man sehe nur das auf Taf. IV wiedergegebene Bild. Wie trefflich beobachtet ist doch die Magd, die über ihren Kopf weg die Traubenbütte in den Kelterkasten entleert, und der eine der beiden Keltertreter, der die Pause dazu benützt, einen tüchtigen Zug aus dem Becher zu tun!

Mit solchen Szenen ist denn nun der Übergang vermittelt zu jener Reihe von Darstellungen, die nicht mehr bloß durch ein Wahrzeichen des Textinhalts die Phantasie des Beschauers anregen, sondern den Text da ergänzen wollen, wo er es an anschaulicher Beschreibung fehlen läßt. Und hiezu bietet die Wortkargheit des Textes oft genug Anlaß. Bei den Landschafts- und Städteansichten, die sich auf eine bestimmte im Text benannte Örtlichkeit beziehen, mag allerdings noch zuweilen fraglich bleiben, wieweit der Maler mit seinem Anschluß an die Wirklichkeit gehen wollte. Er war ihm von vornherein unmöglich bei dem Magdeburger Stadtbrand von 1158 (Bl. 6a), möglich hingegen und im allgemeinen auch beabsichtigt und erreicht bei dem Prospekt von Nürnberg (Bl. 75a), bei den Teilansichten der Nürnberger Burg (Bl. 5b, 53a, 97, 130a), und ebenso zu beurteilen sind einige Teilansichten aus dem Innern der Stadt und aus ihrer nächsten Umgebung (Bl. 100b, 117b, 123b, 129b, 130a, 134a, 140a, 141a). Zweifelhafter ist dies bei den Festen Lichtenau (Bl. 75a), Plassenburg (Bl. 91b), Neuhaus (Bl. 96a), ganz und gar fraglich bei Frankfurt (Bl. 70a), Weißmain (Bl. 89a), Schweinfurt (Bl. 91a), Annaberg (Bl. 134b) u. a. m. Ähnlich wird es sich auch wohl verhalten bei ein paar Kirchen und Klöstern außerhalb Nürnbergs (Bl. 85a, b). Anders wiederum bei den mancherlei Gebäuden, die der Maler in der Stadt selbst tagtäglich vor sich sah und bei denen er sich vom Beschauer der Chronik kontrolliert wissen mußte. Wenn er auch den Heilsbronner

Hof (Bl. 4a), die Lorenzkirche, das Predigerkloster und die Barfüßerkirche, das Katharinenkloster, St. Sebastian, die Kirche zu Wehr (Bl. 7a, 13a, 99b, a) nicht in dem Zustand darstellen konnte, worin sie nach dem Inhalt der Chronik darzustellen gewesen wären, so gab er sie doch immerhin in dem Zustand wieder, worin sie sich zu seiner Zeit befanden. So stellt er auch das Kirchlein auf der Feste (Bl. 130a), die Marienkirche (Bl. 16b), die Zeughausfassade von 1588 (Bl. 123b), die Fleischbrücke (Bl. 39a, 100b, 130b), die „steinerne Brücke bei der Sägemühle“ (Bl. 40a), die „Barfüßerbrücke“ (Bl. 129b), den Laufer Turm (Bl. 93a) und die Stadtmauer beim Laufer Tor (Bl. 146a), den Tugendbrunnen (Bl. 119a), den „Schönen Brunnen“ (Bl. 130a), wenn auch summarisch, so doch ziemlich getreu dar. Die Westfront des „jetzigen“ d. h. des alten im Jahr 1332 erbauten Rathauses und der nächst anstoßenden Häuser sieht man auf Bl. 12a im wesentlichen so, wie man sie aus alten Abbildungen kennt[1]). Diese werden dadurch, soweit sie jünger, bestätigt, zum Teil auch berichtigt. Ebenfalls mit Hilfe zahlreicher anderer Ansichten können wir die des alten Nürnberger Galgens bei Neubauer prüfen. Und diese Prüfung schlägt zum Vorteil der Zeichnung bei Neubauer aus. Wo es dem Zeichner um eine Abbildung, nicht lediglich um eine summarische Andeutung der Richtstätte zu tun ist, besteht der Galgen (Bl. 94, 103) aus einer Quaderuntermauerung, die sich über rechteckigem Grundriß auf einem Hügel erhebt, und 6 darüber aufgemauerten Steinpfeilern mit 5 oder 6 Firsten, wovon einer an einer Längsseite als sog. Judenspitze vorkragt. Sowohl hinsichtlich der letzteren Eigentümlichkeit wie in bezug auf die Gesamtanlage sind die Zeichnungen genauer als die meisten anderen Abbildungen aus früherer und späterer Zeit. Diese vereinfachen den Bau, indem sie nur 4 Pfeiler sehen lassen. Nur eine geometrische Aufnahme gegen 1800[2]),

---

[1]) Mummenhoff, *Das Rathaus zu Nürnberg* Taf. I, H. Barbeck *Altnürnberg* Lief. I Bl. 1 Nr. 2, 3.

[2]) Kolor. Federzeichnung (87 × 105 cm) im K. Kreisarchiv zu Nürnberg Pl.-Nr. 270: *Der Statt Nürnberg Landwehr.*

welche die wichtigsten Gebäude in der Stadt und die Häuser der Vororte perspektivisch gibt, zeigt den Galgen ebenfalls mit 6 Steinpfeilern, 5 Firsten und der Judenspitze. Diese ist für die Zeit der Chronik obendrein auch durch Geschichtsquellen außer Zweifel gestellt[1]). Unter den Gebäuden in der weiteren Umgebung der Reichsstadt bekommt man auf Bl. 111 das hufeisenförmige Kollegienhaus zu Altdorf mit seinem Kolonnadenhof und der ihn abschließenden Mauer nebst dem Torbau zu sehen. Wie ein Vergleich mit dem Treu'schen und dem Puschner'schen Stich[2]) ergibt, darf die Abbildung in der Hauptsache als der Wirklichkeit entsprechend gelten. Allerdings geht sie in Einzelnheiten fehl. Man vermißt den Eckturm, und die Dreigeschossigkeit ist durch alle Flügel durchgeführt. Wahrscheinlich hat der Illustrator diese wie so manche andere seiner Ansichten aus dem Gedächtnis gezeichnet. Mit solchem Vorbehalt dürften nun aber auch die Abbildungen von verschiedenen städtischen Gebäuden einigen Wert gewinnen, die heute nicht mehr bestehen, die aber der Illustrator noch gesehen hat, wie z. B. die Säubrücke mit ihren Krambuden (Bl. 136), die Lebküchnerkräme (Bl. 104), etliche Bräuhäuser (Bl. 104, 110, 140), die Kalkhütte im Lorenzergraben (Bl. 133), das „schöne Haus" am alten Schießgraben (Bl. 122).

Realistischen Zwecken dienen auch gewisse Einzelfiguren und Figurengruppen insofern als sie um ihrer Tracht willen aufgenommen sind. Als Trachtenbilder können vor allem nur gemeint sein die Medaillons einer Geschlechterin (55a), eines Schembartläufers (55b) und zweier Schwerttänzer (95a, 132b). Zum ersten gab der Chronikeintrag zum Jahr 1521 Anlaß, wonach die Geschlechterinnen „das Bündlein erlangten, wie es der Adel dazumal trug", — zum zweiten der Bericht, wonach gelegentlich der königlichen Anwesenheit in der Faßnacht 1521

[1]) *Maister Franntzn Schmidts . . . Richten,* herausg. v. A. Keller, S. 30 (Nr. 134 a. 1590). Entsprechend Cod. bav. m. 2070 III Bl. 279a.

[2]) Abgeb. bei Barbeck, *Altnürnberg, Die Univ. St. Altdorf* Bl. 1 und 3. Siehe auch die Abbildung eines alten Stiches bei E. Reicke a. a. O. 939.

der „ehrbare Rat den Schönbart laufen ließ“, — zum dritten und vierten die Erwähnung der Messerschmiedtänze 1561 und 1600. Ebenso erscheinen aber auch um der Tracht willen ein Stiftling der Müntzerschen Armenstiftung (Bl. 114)[1]) beim Sterbejahr des Ritters Wolf Müntzer [von Babenberg] 1577, ein Landsknecht (Bl. 36), wo der Chronist vom angeblichen Aufkommen der Landsknechte im Jahr 1491 spricht, ein „Brofisoner“ [Torwächter] (Bl. 122), ein nürnbergischer „Monatreiter“ (Bl. 126) und ein nürnbergischer „Fahnenknecht“ (Bl. 131), wo von deren Einführung (1578, 1594, 1599), der Bote des Markgrafen Albrecht Alcibiades (Bl. 75), wo von dessen Ankunft in der Reichsstadt, ein Fahnenträger der Bauern (Bl. 46, 67), wo von deren Aufruhr 1506 und 1515 die Rede ist; ein Geharnischter mit Lanze auf geharnischtem Roß (Bl. 62), wo erzählt wird, wie 1527 der Kaiser „den gestrengen Ritter Gorg von Fronsperg mit etlichen tausend Mann in Italia geführt“ habe. Wird zum Jahr 1451 die Einführung neuer Judenabzeichen gemeldet, so bildet der Maler einen Juden und eine Jüdin in ihrer Tracht ab (Bl. 37b). Die Sondersiechen stellen sich vor in grauen ärmellosen Schauben und mit ihren Klappern (Bl. 96b, 115a), wo ihre Ausspeisung auf dem „Neuen Bau“ 1562 und ihre Entfernung aus der Stadt im Jahr 1571 berichtet wird. Auch den ganz in Schwarz gekleideten Trompeter zu Pferd (Bl. 72), der den Vater des Chronisten beim Gesellenstechen von 1546 vorstellen soll, werden wir nicht als Porträt, sondern als Kostümfigur aufzufassen haben. Bisweilen vereinigen sich nun wieder solche Figuren so wie gewisse symbolische (oben S. 38) zu Gruppen und Szenen. Ein Zug von acht Kurrendschülern in schwarzen Mänteln und mit ihren Notenheften in den Händen, alle geordnet nach ihrem Alter, schreitet vorüber (Bl. 123b), wenn im Jahr 1588 „das Singen auf der Gassen“ [wieder] aufkommt. Sechs von ihnen gehen

[1]) Die Tracht stimmt genau überein mit der Beschreibung in W. Müntzers *Reyſzbeschreibung . . . von Venedig ausz nach Jerusalem* usw. Nürnberg 1624 S. 128 und mit dem Stich vor dieser Schrift, welcher den Zug der Stiftlinge darstellt.

paarweise. Der den Zug eröffnende jüngste hat über dem Rücken den „Tragkorb" zum Broteinsammeln. Im wesentlichen entspricht dies der Schilderung in einer anderen Chronik zum Jahr 1588[1]). Nur die Sammelbüchse fürs Geld fehlt. Zwei Schembartläufer treiben auf Blatt 66b ihren Schabernack gegeneinander in der Fastnacht 1539. Zwei geharnischte Reiter sprengen mit eingelegten Lanzen aufeinander los (Bl. 7b, 29a, b, 71b, 95b), wenn der Text eines Turniers gedenkt. Begreiflich, daß dem Maler die Tracht nicht immer glückt. Leicht mißrät sie ihm, wenn er meint, das Kostüm seiner eigenen Zeit in eine frühere zurückversetzen zu dürfen. So tritt der Torwächter von 1578, ja der Landsknecht von 1491 schon in Hosen vom nämlichen Schnitt auf, wie sie der Fahnenknecht von 1599 trägt. Aber Gruppen wie die turnierenden Ritter von 1437, 1442, 1546, 1561 können im wesentlichen auch eine kostümgeschichtliche Prüfung bestehen. Ihre Rüstungen sind ohne grobe Fehler gezeichnet, die Roßdecken so richtig heraldisiert, daß man vermuten möchte, der Maler habe ein zeitgenössisches Bild gekannt, wie wir es noch in Jost Ammans Gesellenstechen von 1561 in der Münchener Graphischen Sammlung haben. Einen von diesen gewappneten Reitern hat er (Bl. 29a) dem Wappenbuch des Jost Amman von 1589 entliehen, woher auch der oben erwähnte Trompeter zu stammen scheint. Daß ihm überhaupt daranlag, die Trachten glaubwürdig wiederzugeben, läßt sich aus den oben S. 34 angeführten Medaillons der Messerschmiede schließen, die ganz so, wie sie in der Chronik des Cod. bav. m. 2070 III Blatt 354 gelegentlich des Schwerttanzes von 1600 beschrieben werden, in *weise röcklein mit roten portten verprembt* gekleidet sind.

Werden bestimmte Begebenheiten veranschaulicht, so wissen wir, daß wir bei jedem Illustrator derselben Zeit mit einem guten Stück freier Erfindung zu rechnen haben. So entnimmt denn auch der Zeichner der Neubauerschen Chronik nur das

[1]) Bei G. E. Waldau, *Neue Beytr. zur Gesch. der Stadt Nürnberg* II (1791) 268. Siehe auch die Schülerordnung von 1588 bei Waldau, *Vermischte Beytr. zur Gesch. der Stadt Nürnberg* IV (1789) 498ff.

an der Begebenheit äußerlich Typische wirklichen Vorkommnissen. Auf Blatt 6b führt er uns in fünf Figuren eine höchst lebendige Szene aus den Verfolgungen der Juden 1383 vor. Zwei sind zur Erde gestürzt. Einer von ihnen blickt scheu nach einem der Verfolger um, der einen Dritten, der ihm entrinnen will, mit dem Schwert durchsticht. Auf Blatt 10b reiten zwei „junge Burggrafen“ aus dem Tor zur Jagd. Ihre Hunde fallen draußen im Wald, den Baum und Gebüsch andeuten, über ein kleines Knäblein her, worauf etliche Handwerker sich mit Waffen über die jugendlichen Reiter hermachen. Einer von diesen stürzt schon, von einem Spieß durchbohrt, vom Roß; sein Hut fliegt zu Boden. Der (angebliche) Wiederaufbau der zerstörten Stadtbefestigung 1138 nimmt die ganze Breite von Blatt 5b ein, wo neun Arbeiter mit Messern, Hämmern und Meißeln beschäftigt sind. Eine ebenso lebendige wie naive Schilderung bekommen wir von der Zerstörung Nürnbergs durch Kaiser Heinrich V. in dem oben S. 34 erwähnten Medaillon auf Blatt 5a: dicht umdrängt von den Angreifern ist schon die Sturmleiter an die Mauer gelegt, über der ebenfalls in dichter Schar die Verteidiger stehen. Beide Parteien sind in Harnische und Morions gerüstet und kämpfen mit Feuerwaffen, obgleich der Maler bald nachher auf Blatt 19 die Erfindung des Schießpulvers im Jahr 1380 zu illustrieren hatte (s. oben S. 38). Noch deutlicher spricht das Bild von der Einnahme des Hohen Krähen durch die Nürnberger 1512 (Bl. 51a). Die siegreichen Nürnberger, an ihrem flatternden Banner kenntlich, stehen im Begriff von der zerstörten Burg in die Ebene hinabzuziehen, während ganze Mauerabschnitte und Turmdächer über den Berg zerstreut sind. Besonders treffend ist hier die landschaftliche Umgebung charakterisiert. Die gleiche Naivität beherrscht die Historie, womit auf Blatt 50a die Gründung des „löblichen schwäbischen Bundes“ gefeiert wird: auf freiem Feld zwischen Baum und Strauch eine Gruppe von reich kostümierten Herren, welche beratend die Köpfe zusammenstecken. Einfacher und gleichgültiger nimmt sich der ehemalige Götzendienst auf nürn-

bergischem Boden (Bl. 1 bis) oder eine Schatzgräberszene (Bl. 110[bis]) aus, während zwei Fechterpaare aus den Jahren 1590 und 1607 (Bl. 125b, 140b) gut zu den entsprechenden Darstellungen in den Fechtbüchern passen. Das zweite ergänzt den Text, der zwar von Erstechen, aber nichts von einem Duell erzählt. Der mancherlei Unglücks-, Selbstmord- und Kriminalgeschichten kann hier nur so summarisch gedacht werden, wie sie auf den Blättern der Chronik[1]) verbildlicht sind.

Naturwunder läßt sich der Maler nach der Art seiner Zeit kaum je entgehen, auch wenn er sich sagen muß, wie sich seine Kunst dabei übernimmt. Den „neuen Stern", der sich anno 1604 hat sehen lassen, verewigt er unter Benützung des üblichen Schema eines Kometen mit achtstrahligem Kern (Bl. 129b). Eine Sonnenfinsternis (Bl. 11a) wird ihm zum farbigen Ornament: eine schwarze Scheibe mit menschlichen Gesichtszügen, von der schwarze Flammen ausgehen, das Ganze umgeben von einem rötlichen Wolkenkreis, der in gleichen Abständen mit zehn fünfzackigen gelben Sternen belegt ist. Ein Wildkalb mit zwei Köpfen, das 1603 in einem vom Markgrafen erlegten Reh gefunden worden sein soll, läßt er auf Blatt 135a lustig als doppelköpfiges Reh vorüberspringen. Besser gelingt ihm dagegen das Schildern des einfach Häßlichen in der Natur, wie z. B. der abschreckenden Geschwüre, die auf Blatt 40b ein mit den „Franzosen" Behafteter an seinem Bein enthüllt.

Wo er das individuell Tatsächliche an den Begebenheiten beobachten konnte, hält er sich doch möglichst in dessen Nähe. So mit seiner Darstellung des Schießens von 1579 (Bl. 107, s. Abb. 10). Es findet statt auf einem ebenen grünen Platz, der sich gegen das Ziel hin zuspitzt, — der Hallerwiese[2]). Rotweiße Schranken, hinter denen Zuschauer stehen,

---

[1]) Unglücke: Bl. 74b, 100b, 117b, 121a, 129b, 134a, 135b; Selbstmord: Bl. 53b, 86b, 122a, 133[bis]; Verbrechen: Bl. 25a, 58a, 120a, 122b, 124a, 128a, 133[bis], 138b.

[2]) Vgl. Waldau, *Vermischte Beytr.* II (1787) 472, ferner E. Reicke a. a. O. 682, 951, C. G. Müller, *Verzeichnis von Nürnberger Kupferstichen* 1791 S. 140 Nr. 9.

hegen den Raum ein. Das Ziel besteht aus zwei Scheiben an einer von Türmchen flankierten Hütte. Gegenüber befindet sich der weißrot gedeckte Stand mit fünf Armbrustschützen, daneben ein Zelt für den Schreiber und den Pritschenmeister. Im ganzen genommen ist es dasselbe Bild, das ein Stich des Armbrustschießens von 1650 gewährt[1]. Augenscheinlich folgte man bei der Einrichtung des Schießplatzes in jenen Zeiten einem festen Brauch. Der kärgliche Text der Chronik aber deutet einen solchen mit keinem Wort an, sagt nicht einmal, daß es sich um ein Armbrustschießen gehandelt habe. Der Maler hat also hier wie an anderen Stellen die Mitteilungen des Chronisten ergänzt.

Unter seinen Historien eine Gruppe für sich bilden die schon im Eingang erwähnten Strafexekutionen. Sie übertreffen alle anderen nicht nur an Zahl, sondern auch an sachlichem Wert, und ich bekenne freimütig, daß ich vornehmlich um ihretwillen mich so eingehend mit der Neubauerschen Chronik befaßt habe. Die weitaus überwiegende Menge der hier einschlägigen Darstellungen bildet eine Ikonographie der Todesstrafe um das Jahr 1600. Da ich in einer besonderen Veröffentlichung über diesen Gegenstand ein beschreibendes Verzeichnis aller mir bekannten ikonographischen Materialien vorzulegen gedenke, das zurzeit schon ausgearbeitet ist, so lasse ich hier die Einzelnheiten unbesprochen, bemerke nur, daß das Hängen am Galgen sechzehnmal, darunter einmal das Hängen von Weibern, zweimal das Hängen von Juden an der „Judenspitze", ferner das Hängen am Baum — in beinahe Callot'scher Art — einmal, das Radbrechen viermal, das Enthaupten mit dem Schwert einundvierzigmal, das Enthaupten mit der Diele einmal, das Vierteilen mit der Axt dreimal, das Pfählen zweimal, das Ertränken einmal, das Verbrennen dreimal geschildert ist. Das Steinigen als Volksjustiz kommt einmal vor, an Verstümmelungsstrafen je einmal das Blenden, das Zungenausschneiden und das Handabhauen. Dreimal dür-

[1]) C. G. Müller a. a. O. Nr. 7. Abgeb. bei Barbeck, *Altnürnberg. Bürger in Waffen* Bl. V Nr. 2.

fen wir dem Ausstäupen, einmal dem Wegführen von Gefangenen zur Galeerenstrafe beiwohnen, während wir leider niemals einen Einblick in ein Gefängnis bekommen. Immer bleibt die Komposition dieser wie aller anderen Szenen abbreviatorisch. Sie beschränkt sich auf die wesentlichen Merkmale im Schema des Vollzugsritus. Zuschauermengen, die doch, soweit der damalige Strafvollzug öffentlich, niemals fehlten, auch in viel weiter zurückreichenden Illustrationswerken schon oft genug kompositorisch verwertet werden, sind hier nicht einmal angedeutet. Selbst von der Örtlichkeit gibt der Maler in der Regel nur so viel, daß man beurteilen kann, ob der Vorgang sich im Freien oder in geschlossenem Raum abspielt. Ausnahmen kommen selten vor. Einmal läßt er, wo ein Weib mit Ruten ausgehauen wird, in der Ferne den Galgen sehen (Bl. 139a). Ein andermal (Bl. 94) arbeitet er den Raum ins Landschaftliche aus, weil er zwei verschiedene Richtszenen nebeneinander schildern will. S. Abb. 11. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Illustrator im Ablehnen des Unwesentlichen noch so altertümlich, ja altertümlicher ist, als hundert Jahre vor ihm Wolfgang Katzheimer bei seinen Holzschnitten zur Bamberger Halsgerichtsordnung gewesen war. Dennoch bringt er auch mit sehr wenigen Figuren sehr bewegte Szenen fertig wie z. B. das Ausstäupen von vier Mann, die der Henker an Stricken vor sich hertreibt (Bl. 113) oder die geradezu impressionistisch anmutende Steinigung (Bl. 145). Und gerade dadurch, daß er alles überflüssige Beiwerk vermeidet, ist er so belehrend. Stets dient seine Darstellung dazu, den wortkargen Text zu ergänzen. Daß es ihr in der Regel aufs glaubwürdigste gelingt, würde schon darum nicht zu bezweifeln sein, weil der Zeichner und Maler solche Szenen oft genug selbst mitangesehen haben muß, — läßt sich aber auch mit Hilfe des massenhaft verfügbaren Vergleichungsmaterials beweisen. Nur einmal (Bl. 16a) schildert er eine Vollzugsart des Enthauptens, die er schwerlich mehr aus eigener Anschauung kennen konnte. Es handelt sich um die Anwendung der Diele bei der Hinrichtung des „Kaisser Moricius, welcher vonn

Phocas ist schendlich vmb gebracht worden." Vermutlich wollte der Zeichner mit dieser ebenso veralteten als unrömischen und unbyzantinischen Hinrichtungsart[1]) das „Schändliche" des Umbringens ausdrücken. Kennen konnte er sie leicht aus alten Holzschnitten, wie sie ihm insbesondere in Passionaldrucken, darunter zwei nürnbergischen, nämlich Sensenschmidt 1475 (Bl. 207b, 369b) und Koberger 1488 (Bl. 200a), zugänglich waren. Allerdings ist ihm die „Diele" nicht mehr das ursprüngliche hölzerne Strafwerkzeug, als welches sie sich in kolorierten Exemplaren des Passionals von 1475 erweist, sondern in ihrem Hauptbestandteil aus Eisen, ähnlich wie auf dem Jakobus-Martyrium des Mantegna (1454—1459) bei den Eremiten zu Padua und auf dem Abdon-Martyrium (um 1460) des Jaime Huguet in S. Pedro de Tarrassa zu Barcelona[2]) und noch früher schon in den kolorierten Federzeichnungen der Luccheser Chronik des Sercambi (um 1400)[3]). Dieselbe Wandlung hat es aber auch in den Holzschnitten anderer Passionalien durchgemacht. Unter jüngeren könnte auch der Manlius-Holzschnitt des Jost Amman in den „Livischen Figuren" (1573) den Maler der Neubauerschen Chronik beeinflußt haben.

Wie in seinem abbreviatorischen Stil so ist der Illustrator auch im Darstellen ungleichzeitiger Vorgänge nebeneinander auf demselben Plan noch durchaus altertümlich. Zwar wenn er den Eppelein von Gailingen radbrechen läßt (Bl. 23), oder wenn er den Schüttensamen am Brandpfahl zeigt (Bl. 35), während jedesmal dicht daneben einer ihrer Knechte enthauptet wird, so kann zugegeben werden, daß solches Nebeneinander weder zeitlich noch räumlich ausgeschlossen war. Es wird sogar durch zahlreiche historische Flugblätter aus Neubauers Zeit bestätigt. Anders hingegen, wenn auf Blatt 94 scheinbar

[1]) Darüber siehe vorläufig noch G. W. Böhmer in *Curiositäten der ... Vor- und Mitwelt* IX (1821).

[2]) Abgebildet bei S. Sanpere y Miguel *Los Quatrocentistas Catalanes* II (1906) 28/31.

[3]) Verkleinert in Holzschnitten bei Salv. Bongi, *Le croniche di Giov. Sercambi* I 109, 112, 114, 119, 204, 207, 281, 287, 305, 321, 415, II 74, 386, 401, 410.

gleichzeitig eine Gattenmörderin ertränkt und ihr Zuhälter gerädert wird (s. Abb. 11). Das Ertränken geschah an der Pegnitzbrücke bei der Hallerwiese, das Radbrechen weit davon entfernt am Rabenstein vor dem Frauentor[1]). Man wird also den Zoll, den der Illustrator an eine altertümliche Kunsttradition entrichtet, beim Beurteilen seiner Glaubwürdigkeit in Anschlag bringen müssen, wie man es ja noch sogar bei einem Künstler wie Gerh. Terborch muß, wenn er die Eidesleistungen der spanischen und der niederländischen Gesandten bei dem Friedensschluß zu Münster im Jahr 1648 als gleichzeitig vor sich gehend schildert. Doch gibt unser Maler ohnehin nur selten Anlaß zu solcher Kritik. In allem Wesentlichen wird man sich vielmehr auf ihn verlassen dürfen, soweit er die Vorgänge nach eigener Beobachtung schildern konnte. Das gilt namentlich auch in bezug auf die beim Strafvollzug vorkommenden Trachten, und zwar um so mehr, als die Illustration ja auch sonst, wie wir gesehen haben, gerade auf das Trachtenwesen Gewicht legt. Da ergibt sich denn, daß die Amtstracht des Nürnberger Henkers lediglich in einem kurzen zinnoberroten Mantel von halbkreisförmigen Schnitt besteht. Diesen Mantel legte der „Meister“ übrigens ab, wenn er eine Hinrichtung vollzog. Bei solcher Arbeit, wenn sie besonderen Kraftaufwand fordert, erscheint er oftmals am Oberkörper nur noch mit dem Hemd bekleidet, dessen Ärmel er über den Ellenbogen aufgestreift hat. Den verurteilten Missetäter sehen wir regelmäßig in den Kleidern, die er auch auf freiem Fuß zu tragen pflegte. Doch ist sein Rücken entblößt, wenn er mit Ruten ausgehauen, und sein Hemd vom Hals tief herabgezogen, wenn er enthauptet wird. Damit stimmen die zahlreichen Kontrollbilder, die wir vergleichen können, überein. Weiber, die lebendig begraben und gepfählt werden sollen, sind am Oberkörper entblößt. Bei dieser Hinrichtungsart freilich, die zuletzt aus dem Jahre 1522 berichtet wird[2]), käme

[1]) E. Reicke a. a. O. 634, 635.

[2]) Noch im Jahre 1580 wurde allerdings von einem Konsulenten die Strafe des Lebendigbegrabens und Pfählens an einer Kindsmörderin

überhaupt in Betracht, daß der Maler sie wahrscheinlich nur vom Hörensagen kannte, wie er denn auch (auf Bl. 39a, 56a) das zugehörige Pfählen nicht im Grab der Verurteilten, sondern auf flachem Erdboden vor sich gehen läßt. Immerhin erweist er sich auch hier insoferne gut unterrichtet, als er den im Text gebrauchten Ausdruck *under den galgen gegraben* treffend auf diejenige Hinrichtungsart bezieht, womit das Pfählen verbunden war[1]).

Nach alledem wird man dem illustrativen Teil des Werkes einen erheblichen Wert in sachlich-kulturgeschichtlicher Hinsicht zugestehen dürfen. In kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht zu unterschätzen ist aber auch der Wert, welcher der Chronik als Ganzem zukommt. Sie ist ein eigenartiges Denkmal jener treuherzigen literarischen Regungen, die zur Blütezeit der ehrwürdigen Reichsstadt in ihrem gewerblichen Mittelstand gang und gäbe waren, ein Denkmal der Volkskunst, eigenartig und altertümlich zugleich vermöge der Stärke des Anschaulichkeitstriebes, der den Urheber nötigt, nicht nur die Feder, sondern auch den Stift und den Pinsel zu führen, auf daß selbst bei den kürzesten Notizen ein Bild das Wort begleite und womöglich ergänze. Denn das dürfte wohl jetzt feststehen, daß Verfasser und Illustrator eine und die nämliche Person sind. Und kaum zu bezweifeln ist, daß wir den Urheber in dem Weinwirt Wolf Neubauer dem Jüngeren zu erkennen haben.

(Anna Strölein) für zulässig erklärt, Ratschlagbuch (im Kreisarchiv zu Nürnberg) Bd. LXI 106f. Doch wurde nicht, wie es nach H. Knapp, *Das alte Nürnberger Kriminalrecht* 59 scheinen könnte, darauf, sondern auf Enthauptung erkannt, *Maister Franntzn . . . all sein Richten* herausgeg. von Albr. Keller S. 10. Der Band des Ratschlagbuches ist übrigens bei Knapp a. a. O. 59, 186 nicht weniger als viermal falsch zitiert!

[1]) Der entsprechende Ausdruck in Cod. bav. m. 2064.

Verzeichnis der Abbildungen.

Taf. I Abb. 1: Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen (bei Neubauer Bl. 59 b).
2: Markgraf Albrecht Alcibiades (bei Neub. Bl. 75 b).
3: Graf Joachim v. Ortenburg (bei Neub. Bl. 127 b).
4: König Heinrich III. von Frankreich (bei Neub. Bl. 120 a).
Taf. II Abb. 5: Theophrastus Paracelsus (bei Neub. Bl. 69 a).
6: Hans Sachs (bei Neub. Bl. 120 b).
7: Wenzel Jamitzer (bei Neub. Bl. 114 a).
Taf. III Abb. 8: Illustration zum großen Sterben (bei Neub. Bl. 197 a).
Taf. IV Abb. 9: Illustration zum guten Weinjahr (bei Neub. Bl. 114 a).
Taf. V Abb. 10: Das Schießen 1579 (bei Neub. Bl. 107).
Taf. VI Abb. 11: Ertränken und Radbrechen (bei Neub. Bl. 94).

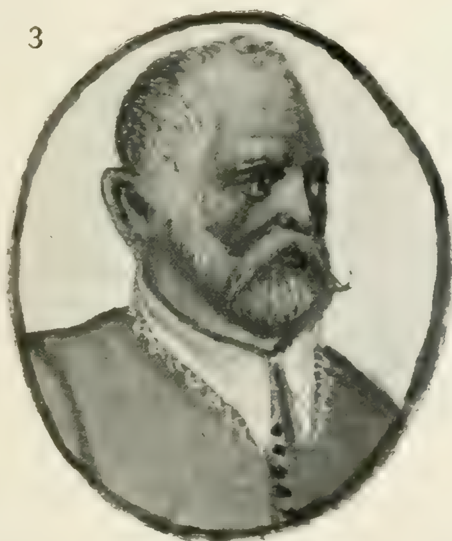
1



2



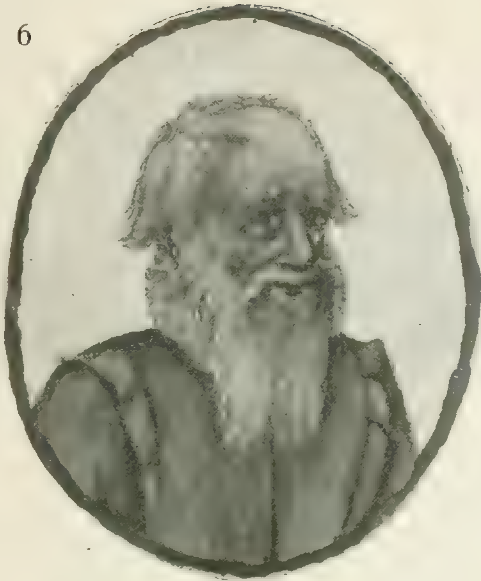
3



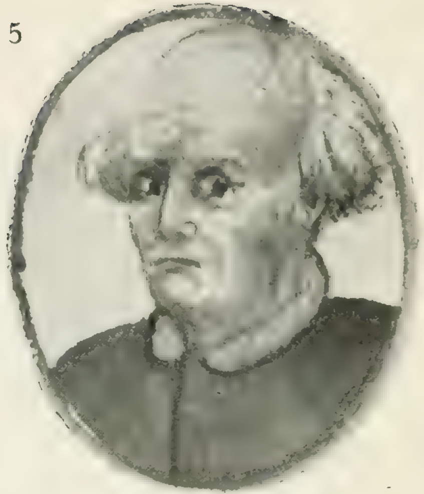
4



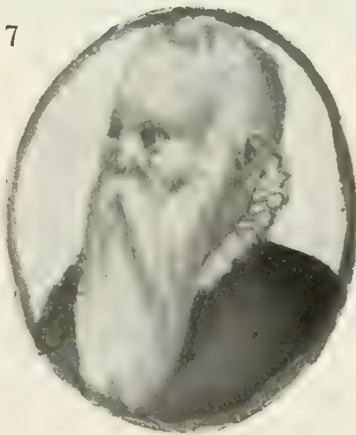
6



5



7

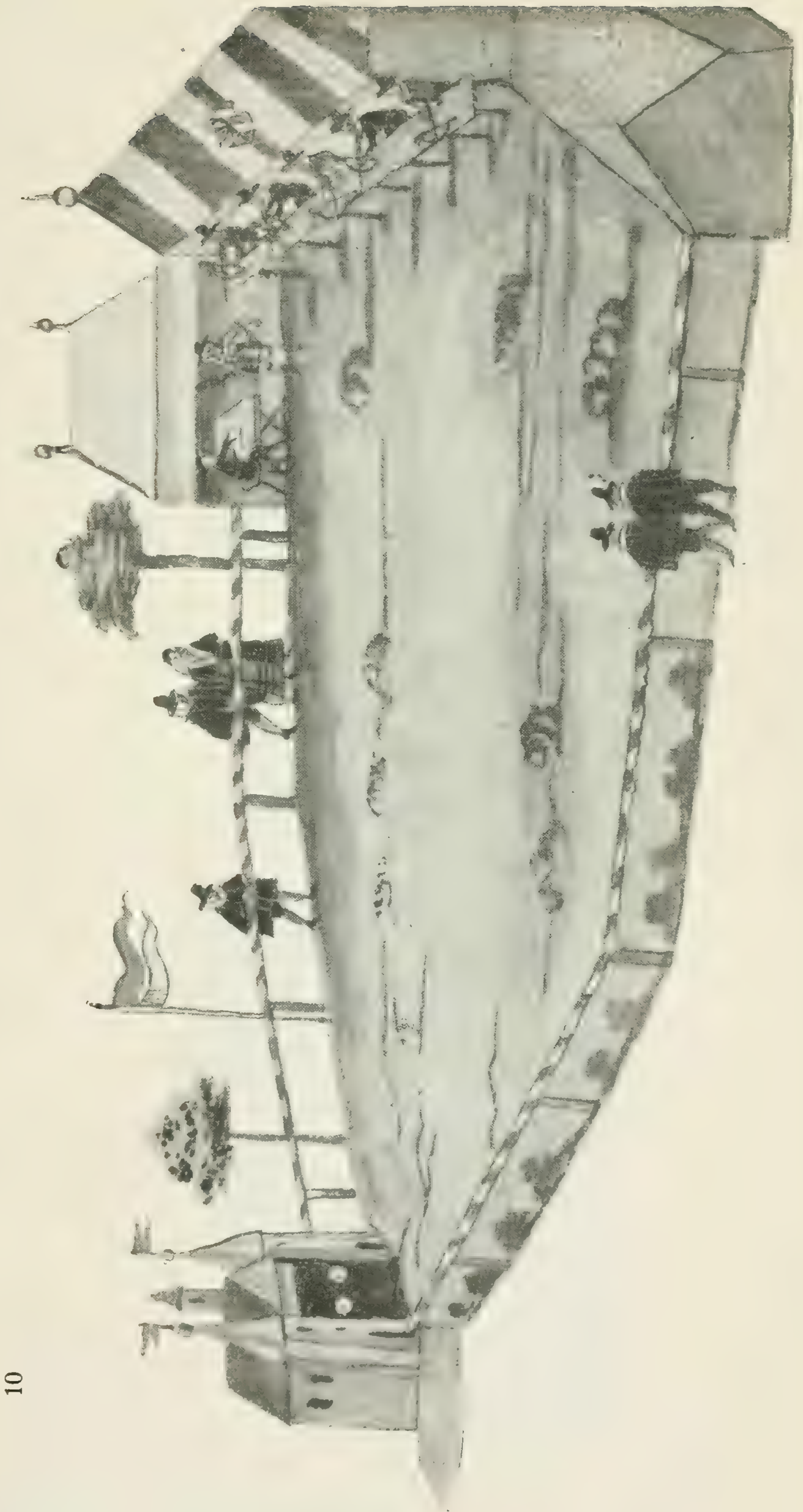




8



9



10



11

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 10. Abhandlung

Braun als Trauerfarbe

von

Karl Borinski



Vorgetragen am 5. Oktober 1918

München 1918
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 10. Abhandlung

Braun als Trauerfarbe

von

Karl Borinski

Vorgetragen am 5. Oktober 1918

München 1918
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

Mit welcher Berechtigung tritt auf neueren Gemälden, der Renaissance, zumal des farbigen Barock, das Braune, das sich ja wohl durch seinen leuchtenderen Ton vor dem toten Schwarz empfehlen mochte, als Trauerfarbe auf? Wir verweisen hier nur auf zurzeit sichtbare Bilder der Münchener alten Pinakothek. In dem 'trionfo della morte' — der gegenwärtig „Schule des Mantegna um 1500" bezeichneten Illustrationen zu Petrarcas Triumphen — wird eine sichtliche Steigerung des 'braun' durchgeführt: von dem helleren Braun des Totenwagens über das dunkle Braun der absonderlichen (neuerdings wiederholt nachgeahmten) Zugtiere bis zu dem Schwarz des Mäntelchens, das den triumphierenden Tod umflattert.[2]) In der trauernden Umgebung des „sterbenden Seneca" von Luca Giordano (1632—1705) wiegt Braun bereits vor. Besonders auffallend erscheint eine trauernde Maria mit Johannes von Ant. del Castello (1603—67). Ihr käme, so scheint es, auch in der Trauer ein dunkelblauer Mantel über dem roten Untergewand zu. Der Mantel aber ist dunkelbraun. Man kann auf antike Anregungen hinweisen; auf die *ἱμάτια φαιά* der verzweifelten rhodischen Gesandten in Rom bei Polybius (XXX, 4); zumal auf die hier besonders klassischen Metamorphosen des Ovid (XI 48), auf die *obstrusa carbasa pullo* der um Orpheus trauernden Naiaden und Dryaden; auf das *lugubre sagum*, das bei Horaz

[1]) Dieser Aufsatz sucht Auskunft zu geben über eine Anfrage, die an den Verf. persönlich gerichtet war. Als er der Akademie Mitteilung über seine Ergebnisse machte, erhielt er reichliche Beisteuer, deren fr. Beiträger er in den Anmerkungen namhaft macht.

[2]) Solche 'mantegli corti neri' wurden getragen beim Leichenbegängnis des Piero von Medici 1466. Vgl. Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, Serie V vol. 6 (1897) p. 527.

(Epod. IX 28) der besiegte Feind für seinen Purpur (*punico*) eintauscht; auf *fuscus* als Unglücksfarbe (Apulejus Met. II 21: *fuscis avibus*), was am italienischen *fosco* für *tristo* haften geblieben ist. Denn die 'toga pulla' u. dgl., nicht 'nigra' war das herkömmliche römische Trauergewand;[1]) pullati die Trauernden,[2]) pulla stamina[3]) die „Todesfäden“ der Parzen. Die Interpretation aber des Nichthellen, Schattenhaften, „Trüben“, das in dieser antiken Bezeichnung für die Trauerfarbe liegt durch braun und nicht etwa grau, zwingt auf eine gleiche Bedeutung des germanischen Braun im Mittelalter und der Renaissance einzugehen, für die man auf Grund der vorliegenden Bearbeitung schwerlich eine befriedigende Erklärung finden dürfte. Das germanische *braun* zeigt schon durch seinen etymologischen, unmittelbaren Zusammenhang mit der Wurzel *brinnen*[4]) den rötlichen Einschlag, den mehr „leuchtenden, brennenden“ glänzenden Ton (daher *brünne*[5]) u. a. aus dem Mhd., ital. *brunire*, franz. *brunir*, engl. *to brown* für polieren!). Es hat in den romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch) die antiken Bezeichnungen für die natürliche Schatten- und Dämmerfarbe verdrängt, wohl wegen der leuchtenden, durchsonnten Schatten im Süden. Auch das Neugriechische scheint die abstrakten antiken Bezeichnungen dafür, *ζοφερός*, *ὀρφνός*, die Farbe der verhüllenden Nacht (des Erebus) und das unserem Wort ganz analog gebildete *φαιός* verloren zu haben und nur durch Konkreta wie *kastanienfarben* (kastanochrous) zu ersetzen. Dies würde übrigens die Meinung Hehns[7]) von dem späten Auftreten der Kastanie im klassischen Alter-

[1]) Cicero, In Vatinium 30 f.

[2]) Juvenal 3, 213.

[3]) Martial 6, 58, 7.

[4]) J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 853 und DWB. s. v. (Curtius, Griechische Etymologie Nr. 415).

[5]) Für die einheitliche farbige Bedeutung des ältesten deutschen Braun s. die Belege bei Graff, Ahd. Sprachsch. III col. 311 f.

[6]) *ὄρφνινος* bei Plato, Timaeus (p. 68c) in der Farbenmischung deutlich als *braun* beschrieben.

[7]) Kulturpflanzen und Haustiere[7] 1902, S. 388 ff.

tum unterstützen. Denn die analoge antike Bezeichnung konnte z. B. von der getrockneten Dattel (spadix) hergenommen sein.[1]) Unter ihrem Einfluß (provenz. *bruna*, franz. *brune*, ital. *l' aer*

---

[1]) H. Blümner, Technologie etc. der Gewerbe und Künste I (Leipzig 1885) S. 253 hat die *spadicarii* noch als Rotbraunfärber aufgeführt, sie aber in der 2. Aufl. (1912) S. 259 weggelassen; wie die sie bezeugende Stelle bei Firmicus Maternus (Math. III 6, 4), die sie mit den ʻtextores und pigmentorum inventores' in einem Atem nennt, von Kroll und Skutsch (p. 143, 28) in *spadastros* geändert worden ist. Beide Worte fehlen (nach freundl. Auskunft des Vorstands) im Material des Thes. Ling. Lat. Aulus Gellius (II c. 26, 9) meint: spadix wie phoeniceus bezeichne das Gleiche: „exuberantiam splendoremque ruboris". Da sich aber Gellius ausdrücklich auf die ʻnoch nicht von der Sonne eingekochte' Dattel bezieht, so kann doch auch die getrocknete eine eigene Farbenbezeichnung neben phoenix abgegeben haben, wofür allgemein die griechische Festsitte des abgerissenen Palmzweigs (mit der „Frucht" bei den Doriern ib. 10) sich von selbst darbot. Wir wissen aus Plutarch (Quaest. conviv. VIII qu. 4 p. 723 f.), daß man sich über den Namen nicht klar war, aber die getrocknete Dattel zur Farbenbezeichnung verwendete; Augustus sogar witzelnd umgekehrt: die Gesichtsfarbe eines befreundeteu Philosophen zur Bezeichnung einer Sorte Datteln (*φοινικοβάλανοι*, Palmeicheln). Der betreffende Farbenlehrer bei Gellius (Fronto) will dem ihn besuchenden Philosophen (Favorinus) etwas anderes unter ʻspadix' einreden, als dieser ʻGraece' darunter versteht. Wenn der Farbenton, den Hesychius (1376) dafür angibt, *ἐρυθρόδανον* unserem Krapp (rubea tinctorum), Färberröte bei Dioscorides entspricht, so wäre das grade der color rubidus, den Gellius (ib. 14) als ʻrufus atrior et nigrore multo inustus' definiert und bei Plautus mit dem ʻBraun' des Brotes in eins gesetzt wird. Die italienischen Volksdialekte brauchen noch heute ʻpan brun', wo der Deutsche — hier grade aus dem Gegensatz heraus — ʻSchwarzbrot' sagt. Der lateinische Ausdruck für Dattelbraun *badius* hat sich im ital. *bajo* (vgl. unt. S. 6) und franz. *bai* auch ohne Zusätze (-châtain, -marron) verständlich erhalten (franz. als Pferdefarbe). Die Renaissance benutzte es zur Latinisierung des Familiennamens Braun (Badius-Ascensius). Im Mittelalter, wo Braun Modefarbe im weitesten Sinne wurde, ist die Braunfärberei jedenfalls bezeugt, wie man aus den Artikeln *bruneta* und *burnetum* bei Ducange entnehmen kann: „brunus enim color potest fieri ex lana ipsa absque tinctura, quale apud nos (Toulouse!) est russetum et nigrum; Burnetum vero requirit tincturam et artificium hominis quoad colorem". Vgl. auch purpurbrûn im deutschen Lanzelot v. 4755.

bruno[1]) die Abenddämmerung; *brun matin*, altn. *dags brûn* die Morgendämmerung) spricht man dann auch im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland von der hereinbrechenden „*braunen* Nacht“, den „*braunen* Schatten der Nacht“.[2])

Als Trauerfarbe ist Braun im Italienischen, wo man noch heute 'portare, mettere il bruno' sagt (es aber nicht mehr trägt!), leicht und vielfach zu belegen,[3]) sowohl im eigentlichen Sinne wie z. B. bei Boccaccio ausdrücklich von den Frauen,[4]) als im figürlichen wie bei Dante[5]) von einer betrübten Gebärde und beides bei Petrarca.[6]) Nun ist festzustellen, daß bei aller Allgemeinheit der Bezeichnung für das Dunkle der Ausdruck seine Beziehung zum Braun im deutschen Sinne nicht aufgibt und daher auch für die Trauer mit *bajo* wechselt.[7]) Ob das auffällige Braun der Franziskanertracht (angeblich „nach der damaligen Hirtentracht“) zu dieser Mode zu trauern in Beziehung steht, ob es von ihr angeregt sei oder sie angeregt habe, vermag ich nicht zu entscheiden. Der einzige Rock, den Franz nach seiner Weisung in der Portiunculamesse 1203 beibehielt, wird als grau bezeichnet. Ebenso der Rock Christi, dessen Verehrung u. a. auch ein sich auf Franz selbst zurückleitendes Kloster pflegte.[8]) Damals stand alles unter dem Eindruck der Auffindung der Trierer Reliquie.[9]) Da ist nun grade unser vom Ende des

---

1) Bei Dante, Inf. 2, 1. 2) S. Belege im DWB.

3) Die Zusammenstellungen bei Tommaseo-Bellini sind überreich, ohne unserer Frage näherzutreten, da sie ebenso wie das Vocabolario della Crusca *bruno* einfach als 'dunkel' nehmen.

4) Decameron, giorn. III, nov. 7 (27, 40): „tutte di bruno vestite“ und 27, 54: esso medesimo stracciò li vestimenti . . bruni alle sirocchie etc.

5) Purg. 24, 27: . . . „parean tutti contenti — Si ch' io però non vidi un atto bruno“.

6) Canz. 2, 7. „tutte vestite a brun le donne Perse“ und Son. 82: ricuopre con la vista or chiara or bruna.

7) Der Florentiner Benedetto Menzini († 1708) in Sat. 5: „La virtù non sta nel sajo(!) — Ne bisogno ha di freni per tenersi — nè men panno grossolano (vgl. unt.) e bajo“.

8) Fr. Gonzaga, De Origine Seraphicae Religionis Franciscanae, Venet. 1603, p. 271.

9) Zwischen 1106—31, vgl. Gildemeister und v. Sybel, Der hl. Rock von Trier, Düsseld. 1844 gegen Marx, D. Gesch. d. hl. R.s, Trier 1844.

12. Jahrhunderts stammendes geistliches Spielmannsgedicht vom Orendel lehrreich, das den *grâwen roc* auf Jesu Gebot durch *sîn rôsinvarenez blůt* sich immer neu färben läßt.[1]) Es will damit die tatsächliche braune Farbe der Reliquie erklären. Für das Aufkommen des *braun* als Trauerfarbe grade in jener Zeit böte dies einen Anhalt; ebenso wie die erneute Auffindung der Reliquie unter Kaiser Maximilian (1512) für ihr Wiedereinsetzen. Nur derartige Gründe in Verbindung mit der hier entgegenkommenden Naturfarbe der Wolle (s. unt. S. 16) können das 'braun' zu der sogar in öffentlichen Erlassen 'geforderten passenden Trauerkleidung' gemacht haben, als welche es im Altertum[2]) und in neuerer Zeit[3]) belegt ist. Denn gegen dunkelgrün (viride scurum) und dunkelblau (blavum scurum) wird in italienischen Trauerluxusverordnungen[3]) ausdrücklich geeifert. Auch in England betont Chaucer den Farbenton für Trauer: „In viddowes habite large of samite brown".[4]) An diese Trauer-Bedeutung des *braun* führt heran der Begriff des Unauffälligen, Unkenntlichen, Erdfarbigen, was nicht unterschieden werden kann, oder als ἀποτρόπαιον (vgl. unt. S. 10), daher gemein, auch schändlich, infam. So verwendet ihn Dante, Inf, 7, 53 f., wo den Insassen des vierten Höllenkreises nachgesagt wird: „Das erkenntnislose Leben, das sie (dort) gemein gemacht hat, macht sie nun für jede Erkennung braun" d. i. unkenntlich (ad ogni conoscenza or li fa bruni).

Vielleicht erlaubt dies aufschlußreiche Zusammentreten der

---

1) Wiederkehrende Formel v. 71 ff., 135 ff. aus einem bezüglichen Wallfahrtsgesang?

2) Vgl. unten S. 9, Anm 3.

3) Solche Erlasse bringt bei Carlo Merkel in den Rendiconti della accademia dei Lincei, Ser. V 6, 527 in der Abhandlung Come vestivano gli uomini del Decameron, auf die mich Herr Davidsohn freundlichst aufmerksam machte. Sie stammen aus dem 'Liber memorabilium' von Bergamo vom Jahre 1402 (Rer. Italicar. script. XVI 932 f.), aus Siena v. 1348 (Arch. stor. It. ser. IV 5, 12: Mazzi, Alcune leggi suntuarie Senesi del secolo XIII) und vom gleichen Jahre aus Venedig.

4) In 'Troilus and Cressida' (I st. 16 v. 4 Boccaccios „Filistrato") Ich danke den Hinweis Hn. Leidinger.

Bedeutungen trauernd und unkenntlich einen Rückschluß auf die Verwendung der braunen Farbe im alten deutschen Volksliede. Hier stellt sich dem DWB. alsbald selber ein widersprechender Beleg, wenn es (s. v.) das „schwarzbraune Seide spinnen“ im Liede von Ulrich bei Herder mit soviel als bluten erklären will. Der Blaubart des Volksliedes fertigt die Frage seines neuesten Opfers „wo hast Du die jüngste Schwester mein?“ mit der verblümten Redensart ab: „Dort droben auf jener Linden — Schwarzbraune Seide tut sie spinnen“ d. h. Ich habe sie aufgehängt. Nun ist sie unsichtbar geworden. Der Doppelsinn liegt darin, daß die Linde im Minneliede (Dietmars von Eist, Walthers) der diskrete Zeuge der verstohlenen Liebe ist, die die schwarzbraune Seide hier in düsteren Zusammenhang mit dem Tode (dem Unsichtbarwerden) bringt. Aber zunächst bedeutet „Seide spinnen“, daß es jemandem gut geht, wie noch im heutigen Sprachgebrauche „er (sie) wird da keine Seide spinnen“. Nur das hierbei sonderbare (formelhafte!) „dort droben auf jener Linden . . .“ ruft die bängliche Erinnerung wach, daß die Linde zugleich der altgermanische Gerichtsbaum ist. „Ich weiß ein fein brauns megdelin, wolt got sie wäre meine, sie müßte mir von haberstroh(!) wol spinnen braune seiden“ heißt es mit offenem Bezug auf das Strohlager von verstohlener Minne im Liede bei Uhland 4 A.[1]) Uhland und nach ihm Lexer, selbständig neuerdings Rochus von Liliencron erklären das Braun im Volksliede für die „Farbe der Verschwiegenheit“.[2]) Dem ist nicht ganz so. Es ist vielmehr die Farbe der verschwiegenen (verhüllten, unauffälligen) Liebe und tritt hier ergänzend zum Rot als der Farbe der offenen Liebe, wie man gleich aus den ohne diesen Bezug gegebenen Belegen am Schlusse des Artikels *braun* im DWB. entnehmen kann. Wie nun die Blutfarbe die Beziehung zum Tode (Liebestode) bei der Rosenfarbe hervorbringt, so die Schattenfarbe die zum Scheiden, natürlich wieder in erster

---

[1]) Aus Rhaw „Bicinia“ 1545.

[2]) Das deutsche Leben im Volkslied von 1530, DNL. 13, LXIII.

Reihe der Liebenden. In dem verbreiteten Liede *die Sonn die ist verblichen*[1]) sagt der seine Liebesnacht sich erstehlende Knabe mit seinem *in braun wil ich mich kleiden* am Schluß (Str. 7) nicht, wie Liliencron (a. a. O.) meint, „ich will verschwiegen sein". Sondern er reimt eben auf *von dir muß ich mich scheiden zart edles frewelein.* So heißt es im „Wunderhorn": „Schwarzbraun ist meine dunkle Farbe. Darin will ich mich kleiden; — Den besten Schatz und den ich hab — Der will jetzt von mir scheiden." Unter den Liedanfängen in Fischarts Gargantua (1594, Bl. 122 a) wird Braun zur Liebescheidefarbe an sich, die der Winter, der lieblose Unterbrecher der sommerlichen Stelldicheins den Liebenden auferlegt: „In braun wil ich mich kleiden — gegen diesem winter kalt . . ."

Aus diesem Hinblick auf das Volkslied wird es vielleicht klar, daß in den italienischen Belegen grade die Frauen braun als Trauerfarbe tragen, während die Männer (so ausdrücklich an den Stellen bei Boccaccio) schwarz gehen. Die verhüllte Liebesfarbe wird zur offenen Trauerfarbe durch den Bezug zum Scheiden, der durch das Dämmerige, Schattenhafte die Farbe der hereinbrechenden Nacht in ihr gegeben ist.

Man könnte sich versucht fühlen, von dieser Grundlage aus jetzt auf strittige antike Farbenbeziehungen rückzuschließen. Zwar der Interpret der Aristotelischen Farbenlehre in der Renaissance, der Ferrarese Celio Calcagnini († 1541), trägt keine Bedenken, das griechische *φαιόν* einfach durch 'braun' in unserem Sinne wiederzugeben.[2]) Die *ἐσθῆς φαιά*, die den Gambreioten gesetzliches Trauerkleid war,[3]) wird uns in diesem Zusammenhange als braun erscheinen und nicht 'grau', wie es K. Fr. Hermann[4]) interpretiert. Die Griechen hatten einen

[1]) Forster III Nr. 42, Böhme Nr. 116, Liliencron, a. a. O. Nr. 112. Vgl. Historische Volkslieder Nr. 490 und 558.

[2]) Medii illius, quod *φαιόν* Graeci, nos pullum sive fuscum appellare possumus. De coloribus C. C. interprete, c. 2. Aristoteles Latine p. 792, 10. Ed. ac. III 385 A.

[3]) Nach Böckh, Corp. Inscr. nr. 3562.

[4]) Griechische Privataltertümer (§ 39, 27) ed. Blümner S. 369 A. 7.

offensichtlichen Parallelstamm zu unserem Braun, *φρῦνος*, der sich in vielen davon abgeleiteten Eigennamen bemerklich macht: Phrynichos, Phryniskos, Phrynion, Phrynondas. Bei der berühmten Phryne wird ausdrücklich überliefert, daß sie von ihrer („bleichen"?) Farbe *δι' ὠχρότητα* so benannt sei. Welchen Charakters diese Farbe war, läßt sich vielleicht aus der Nachricht bei Strabo (XI c. 11 p. 516) entnehmen, daß Baktriana seine Herrschaft bis zu den Serern und Phrynern (*Φρύναι*) ausdehnten, d. h. wohl bis Hinterindien, wo (gelbe) Mongolen und (braune) Malayen nebeneinander wohnen. Denn als Bezeichnung haftete das Wort sonst nur an einem Tiere des Abscheus förmlich als *ἀποτρόπαιον* im obigen Sinne: *φρῦνος* hieß die Kröte, also „die Braune"[1]) nach der konkreten Farbenempfindung dieses Volkes.[2]) Vielleicht hat das vielumstrittene Homerische *πορφύρεος*,[3]) das ja synonym ist, wie brennen und Brunnen zu unserem braun,[4]) dafür die allgemeine Farbenbezeichnung übernommen. Lehrreich scheint mir hier das einmalige *πορφύρεον αἷμα* in Ilias P. 361 grade nur dort, wo das Blut auf der schwärzlichen Erde den braunen Ton annimmt und die *πορφυρέη νεφέλη* (Il. P. 551), in die gehüllt Athene unter die Achäer tritt, um sie zum Streit aufzumuntern. Eine interessante Parallele bietet hier Dante, Inf.

---

[1]) Curtius Nr. 416, 4. Aufl., S. 304.

[2]) Vgl. Gottfr. Semper, Der Stil[2] S. 195. Herr Präs. Crusius wies denn auch darauf hin, daß tatsächlich zunächst das Tier und nicht die Farbe auch bei jenen Eigennamen das tragende Element sei. Auf das vielfach hervortretende elbische „Wesen" der Kröte weist A. Kuhn (in s. Zeitschr. I 200) in Bezug auf die schottischen brownies „braunen Elfen". Doch führt dies hier zu weit. Nach Herrn Wolters ist braun in der antiken Malerei ein seltener Farbenton. Über einen Gürtel in Färbung einer abgelegten Schlangenhaut, der einer langen Börse glich, berichtet Hieronymus im Briefe an Fabiola, De vestitu sacerdotum (bei Franciscus Innius, De pictura veterum II s. v. „Babylon". Roterd. 1694, II 36): Textum est subtemine cocci, purpuri, hyacinthi et stamine byssino. Schwarze und weiße Seide wird auch sonst von Hieronymus hyacinthus und byssus genannt, s. Vulg. Exodus 25, 4 und 26, 1.

[3]) Literatur bei Ebeling, Lex. Homericum II p. 212b.

[4]) Cf. Curtius Nr. 415.

13, 34: da che fatto fu poi di sangue bruno, d. h. von geronnenem Blut. Nur auf Grund solcher Daten kann man es verstehen, daß Homer in einer berühmten, dreimal wiederkehrenden Formel[1]) den Tod in dem Moment, da er die Augen umnachtet, *θάνατος πορφύρεος* nennen kann. Wir sagen „es wird einem schwarz vor den Augen. Auf das deutsche Schummer, schummerig werden (neben Schimmer, schimmernd) hat man auch zur Erklärung hingewiesen.[2]) Als Goethe sich für die Nachträge zu seiner Farbenlehre (Nr. 27) von Riemer die antiken Ausdrücke für das Trübe zusammenstellen ließ, hat sich dieser die besprochenen entgehen lassen, wohl weil Goethe überall 'blaue Schatten' sucht. Goethe selber hat in seinem „Entwurf einer Farbenlehre“ (I 1 Didakt. Teil § 57) die Frage des homerischen *πορφύρεον κῦμα* nicht wie Aristoteles[3]) aus den Tatsachen der Trübung des Lichts, sondern aus seiner Farbenpsychologie als „geforderte Farbe“ zu erklären versucht: „Der beleuchtete Teil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe und der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen.“ Doch scheint die bräunliche Farbe der Wogen auch im nicht beleuchteten Nordmeere etwas Gewöhnliches und, wenn man realistischen Malern glauben soll, „die ihnen eigene Farbe“. Schon die älteren holländischen Maler (van Goyen z. B.) malen die Wogen braun im Schatten, wie Homers verdunkelte oder verdunkelnde Wogen (bläulich grau und gelblich weiß im Licht!). Dies ist jedenfalls der Grund, daß die ältere Archäologie (seit Huet) vorschlug, die Auffassung der antiken Purpurfarbe von der unseren als „scharlachrot“ völlig abzutrennen. Sie sei mit dieser bräunlichen Meerfarbe in ihren verschiedenen Nuancen (vom welken Weinlaub bis zum getrockneten Blut) zu interpretieren.[4])

---

[1]) Il. *Ε* 83, *Π* 334, *Υ* 477.

[2]) Capelle-Seiler, Homerisches Wörterbuch[9] S. 489 b.

[3]) *Περὶ χρωμάτων* c. 2, ed. ac. p. 792, 20 ff. *φαίνεται δὲ καὶ ἡ θάλαττα πορφυροειδής, ὅταν τὰ κύματα μετεωριζόμενα κατὰ τὴν ἔγκλισιν σκιασθῇ . . . . ἐντεινόμενα γὰρ πρὸς τὸ φῶς ἁλουργές ἔχει τὸ χρῶμα. ἐλάττονος δὲ τοῦ φωτὸς προσβάλλοντος ζοφερόν, ὃ καλοῦσιν ὄρφνιον.*

[4]) Lettre de Mr. Huet sur la Pourpre in seinen Dissertations re-

Ich wage auf derartige Eindrücke hin, zumal sie mit der Grundfrage in engen Zusammenhang treten dürften, eine Vermutung zu Bolls kürzlich in der bayer. Akademie erschienener Abhandlung (XXX, 1. Abt.) „Antike Beobachtungen farbiger Sterne". Vielleicht könnte sie eine sich ihm entgegenstellende Schwierigkeit hinwegräumen helfen. Boll erklärt (S. 23) „die Angabe des Hygin für befremdend", daß der Saturn, der schwarze (trübe) Stern an sich, — „colore igneo" — „rötlichen Sternen gleichen" soll. Schon vorher (S. 21) bemüht er sich das „Beiwort (des Saturn) — *πορφυρέαις ἀκτῖσι* — beim sog. Manetho" kaum auf ein dunkleres Rot, sondern aut ein Schillern, vielleicht auf Farbenwechsel" zurückzuführen. Aber schon Plato nennt Saturns Zyklus bräunlich.[1]) Und wenn die Farbenbezeichnung in Ptolemäus Tetrabiblon *μέλανα ἢ ὑπόχλωρα* erst der Interpretation bedarf, um im gleichen Sinne genommen zu werden, so sind durchaus eindeutig die Angaben bei Vettius Valens und Porphyrius *τῇ χρόᾳ καστορίζων* bezw. *βαφῆς καστοριζούσης*.[2]) Der Biber (*κάστωρ*) hat ohne Zweifel braune Farbe und läßt dies gleichfalls[3]) in seinem indogermanischen Namen hervortreten. Wenn Boll (a. a. O. S. 23) an der Hand seines astronomischen Beirats H. Osthof versucht, die Schwierigkeit (als solche nur bei Hygin!) auf experimentellem Wege zu lösen, so möchte ich auf geistige Beeinflussungen hinweisen, die vielleicht dazu beigetragen haben können, grade diesen Stern in so zweideutigem Lichte zu sehen. Gesteht doch Boll selber (S. 21): Das singuläre *candidus* (von der Farbe des Saturn)[4]) ist kaum genauer faßbar. Könnte nun nicht bei Plinius grade noch die Schätzung des Saturn als des Gottes des

---

cueillies par Tilladet, à la Haye 1714, II p. 169. H. Meyers Anmerkungen zu Winkelmann, G. d. K. VI 1. Cap. (IV S. 326 Eiselein).

[1]) *ξανθότερον* d. h. zwischen braun und gelb, in seinem himmlischen Farbenkreisel am Schlusse der Republik (616 E, cf. Timaeus p. 68).

[2]) Vgl. Bolls Tafel S. 20.

[3]) Vgl. Kuhn, Zeitschr. I 200 über babhru.

[4]) Bei Plinius (und — nach ihm durch Vermittlung des Isidor?, cf. Boll S. 25, bei Beda).

goldenen Zeitalters einwirken?[1]) Wie auch Plato Saturns Kyklos noch zu dem der Venus in Beziehung setzt (was in einem grauslichen Mythus fest wurde) und ihm daher die ihr entgegenkommenden „hellbraunen" Strahlen leiht! Aber durch die „Chaldäer" wurde Saturn in Rom der Erste unter den 'malefici', den Unglückssternen. Wir wissen das schon aus Juvenal (Sat. VI 569 f.): Haec tamen ignorat, quid sidus triste minetur — Saturni . . . Diese Auffassung hat sich im Laufe der Zeit so befestigt und gesteigert, daß Saturn in deutschen Sternbüchern des Mittelalters[2]) gradezu zum Todesgestirn wird. Seine Bezeichnung als „schwarzer Stern" bei den 'Chaldäern' scheint also nicht sowohl eine Auskunft, ihm dem trübstschimmernden Sterne bei der „Verteilung aller Farben auf die 7 Planeten" am „Ende der Farbenskala seine Stelle zuzuweisen'"; wie Boll (S. 21) annimmt, der daran erinnern zu müssen glaubt, daß in diesem Falle „keineswegs mit Schwarz notwendig ein Sinneseindruck wiedergegeben werden muß". Das Schwarz ist im spektralen — physikalischen — Verstande keine Farbe wie etwa weiß, die Zusammenfassung aller im ungebrochenen Licht. Es bezeichnet da schon bei Aristoteles nur die Licht- und somit Farblosigkeit. Farbe wird es nur für unsere Auffassung im psychologischen Verstande. In einem Falle, wo von Lichtern die Rede ist, also von Schwarz gar nicht gesprochen werden kann, muß es ohne Zweifel in diesem Verstande etwas bedeuten. Das ist nun sicher etwas Trauriges. Der „schwarze" Stern deutet also den trüben als den traurigen Stern. Boll führt denn auch den „seltsamen, späten 'chaldäischen' (astrologischen) Schöpfungsmythus an,[3]) der das Schwarz — und zwar physikalisch! — mit seiner Verbrennung durch die Sonne erklären will. Das „schwarze" Trauergestirn fordert nun unter den farbigen Lichtern, die seine trübe Fär-

---

[1]) Doch vgl. unten S. 14.

[2]) So in Seb. Münsters 'Instrumentum Planetarum'; vgl. das Verzeichnis von Fritz Saxl, Sitzungsber. d. Heidelb. Akad., phil.-hist. Kl. 1915, 6/7. Abhandl. S. 11.

[3]) A. a. O. S. 21 A. u. Aus der Offenbarung Joh. S. 99, 6.

bung wiedergeben können (in Konkurrenz mit dem anscheinend viel passenderen Blau vom negativen Ende der Skala), grade das positive Braun heraus. Dies wäre in der Tat unerklärlich, wenn nicht das Braun sich seit uralter Zeit als Trauerfarbe neben dem Schwarz geltendgemacht hätte: als Farbe des geronnenen Blutes, des Schattens und dadurch des Abschiedes und Todes.

Namentlich das Letztere, die Farbe des Schattens, scheint für die Trauerfarbe des Abendlandes den Ausschlag zu geben und nicht die des Schmutzes, der Erniedrigung und Vernichtung, wie sie durch das ʻin Sack und Asche trauernʼ u. dgl. im Orient gekennzeichnet wird. Das Abstandnehmen davon wird grade auf der griechischen Brücke zwischen Orient und Okzident recht deutlich. Den trauernden Gambrioten ist es (a. S. 9 a. O.) ausdrücklich geboten, ein braunes, aber nicht beschmutztes Gewand zu tragen: *φαιὰν ἐσθῆτα, μὴ κατερρυπωμένην.* Dies gibt die Aufklärung über eine, hier zunächst verwirrende antike Sitte, deren Kenntnis uns sonst nur von der extrema oriens geläufig ist. Plutarch[1]) fragt über römische Gebräuche: „Warum tragen die Frauen bei der Trauer weiße Gewänder und weiße Hauben?“ Schon daß er frägt, deutet an, daß es auffallend, in Griechenland, wo er es nur bei einem Argiver gelesen hat, ganz vereinzelt ist. Denn der Ausgang der Erklärung wird hier nicht vom düsteren Schattenreich, sondern von der Seele des Gestorbenen genommen, die „einfach, rein und ungemischt“ aus dem Körper scheidet, dessen weiße Kleidung von den Trauernden nachgeahmt wird. Aber nur von den Frauen und bei den Gambrioten anscheinend auch den Kindern!

Was nun aber Plutarch vorbringt, um die ihm zusagende Trauerkleidung vor der gewöhnlichen der Männer zu erheben, kommt darauf hinaus, daß diese eine dem Anlaß widersprechende Mischfarbe darstellt, die dem ʻrein Schwarzenʼ (*αὐτόχρουν μέλαν*) entgegengesetzt wird. Die beiden sie zusammen-

---

[1]) In den Quaest. Rom. Nr. 26 p. 270 E F.

setzenden und dadurch trügerisch (*δολεροί*) wirkenden Farben sind schwarz und rot (*ἀλουργόν*): also braun! Am allerdeutlichsten aber wird die Biographie des Euripides,[1]) wo es heißt, bei der Nachricht von seinem Tode sei Sophokles *ἱματίῳ φαιῷ ἤτοι πορφυρῷ* angekommen, wo also *φαιός* und *πορφύρεος* identifiziert wird als Trauerfarbe. Wenn wir nun grade bei den Tragikern[2]) von der schwarzen Hülle der Trauernden wie der düsteren Gewalten (Nacht, Tod) lesen, so müssen wir bedenken, daß es sich hier um einen Schleier handelt, von dem das Kleid umhüllt wurde (*μελάμπεπλος στολή* a. a. O.). Dies Unterkleid wird rot gewesen sein, wenn wir den Plutarch recht verstehen; und dann konnte die Hülle (*κάλυμμα*), wie sie Homer (Il. *Ω* 93 f.) die trauernde Thetis anlegen läßt, noch so tief, ja blauschwarz (*κυάνεον*) gewesen sein, wie „sie schwärzer noch kein Kleid umhüllte“ — der Gesamteindruck kommt doch dunkelbraun heraus.

Auch der „niedergeschlagene, beschämte“ Stein (*κατηφὴς λίθος*), den Herodes[3]) bei seinen raffinierten Trauerfeierlichkeiten verwendete, wird wohl ein Porphyr gewesen sein. Schon deshalb, weil er aus dem *μέλας* der übrigen Dekoration herausgehoben wird, können wir an keinen Basalt denken. Wir haben also auch hier die Mischung von schwarz und rot als antike Trauerfärbung, die im Gesamteindruck auf den braunen Ton des Dunkeln herauskommt.

Der diesen Eindruck bestreitende Luxus, der sich in der dazu nötigen Doppelkleidung entfaltete, wird die Gambrioten veranlaßt haben, einfach ein einheitliches braunes Gewand vorzuschreiben.[4]) Hiermit werden sich die Ärmeren in der Trauer immer haben behelfen müssen. Denn ‘pullati’ heißen in Rom

---

[1]) Westermann p. 135 Z. 43 f.

[2]) Euripides, Alcestis v. 429 u. ö.

[3]) Nach Philostrat V, Sophist. II 8 p. 556 ed. Kayser 239.

[4]) Vgl. die Trauerluxusverordnungen aus dem 14./15. Jahrhundert bei Merkel, a. a. O. S. 527: „cum drappis brunae expedientibus, nondum cimatis nec balneatis (ungefärbte, naturbraune Wolle), pro fiendis iis vestibus proinde debitis et opportunis“ (‘liber memorabil.’ von Bergamo).

nicht bloß die Trauernden, sondern das gemeine, niedrige Volk.[1]) Und hier ist es, sei es nun für die Fortwirkung antiker Anregungen oder analoger Farbenempfindung sehr merkwürdig, daß noch heute in Westphalen (im Bergischen) ein 'brauner Mann' die gleiche Bedeutung hat;[2]) daß ferner in Belgien gegen die Neigung der Bevölkerung eingeschritten werden mußte, in 'couleur de merde" („Kaki"!) zu trauern.[3]) In Grillparzers Drama „Der Traum im Leben" tritt ein „Mann im braunen Mantel" auf, der für den Helden eine Unheil verkündende Erscheinung bedeuten, ihn aber zugleich vor eitlem Streben warnen soll. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir mindestens hier, bei diesem humanistisch gelehrten Dichter ein unmittelbares Nachbild der Antike, d. h. den „braunen Philosophenmantel" *τρίβων φαιός* der Kyniker suchen, der sich von diesen düsteren Eitelkeitsverächtern auf die Mönche forterbte. Zwei solche antike Philosophenbilder im braunen zerflickten Mantel besitzt die Münchner alte Pinakothek von Luca Giordano. Der natürliche Stoff dafür war das dunkle Naturbraun der Wolle farbiger Schafe, das im Abendlande bis ins sog. (rötliche) Schwarz hinein vorschlägt. Plinius wenigstens scheint dies im Auge zu haben, wo er die Arten der Naturfarbe der Schafe aufzählt[4]) mit dem Zusatz, daß die schwarzen keine (künstliche) Färbung annehmen: Lanarum nigrae nullum colorem bibunt. Das meint Martial, wenn er unter seinen Wollepigrammen[5]) von der Pollentiner Wolle (Nr. 156, 1. 2) sagt, daß dort die Schafe, pullo vellere lugentes, gleichsam von Natur trauern, daß aber diese traurige Wolle auch für geringe Bediente bei Tische passe. Grau ist das nicht. Denn was man ein graues

---

[1]) Vgl. insbesondere Quintilian II 12, 10.

[2]) Herr Becher wies darauf hin.

[3]) Herr v. Bissing machte die Mitteilung.

[4]) Nat. hist. VIII 48 § 191: Colorum plura genera, quippe cum desint etiam nomina eis. quas nativas apellant aliquot modis Hispania, nigri velleris praecipuas habet Pollentia iuxta Alpis, jam Asia rutili, quas Erythraeas vocant, item Baetica, Canusium fulvi, Tarentum et suae pulliginis.

[5]) XIV Nr. 154 ff. ed. Gilbert p. 337.

Schaf nennt, ist eigentlich nur ein verstaubtes weißes. Graue Wolle wurde schon im Altertum gefärbt. Martial nennt daher (Nr. 154) solche Wolle „nüchtern“, obwohl sie „vom Blut der Sidonischen Muschel trunken“ sei. Das ist ein Sinnspiel mit der bläulichen Farbe des Amethyst (*ἀμέθυστος*, nicht trunken), von dem er sie benennt. Dagegen hat Pollentia nicht bloß seine dunkle Wolle, sondern auch seine Pokale (calices) und ruft die Vorstellung der Freuden der Tafel hervor.

Seinen dunklen Rotwein hat schon das alte Italien[1]) *niger* genannt wie das heutige *nero*. So ist es nur natürlich, daß sich für die allgemeine Bezeichnung des Dunkeln das germanische *braun* mit seinem rötlichen Einschlag einbürgerte. Der Italiener nimmt überhaupt die Bezeichnung ʻbrunoʼ nur in sehr dunkler Tönung an, aber doch als braun (nicht dunkelblau oder -grau). Alles hellere Braun ist ihm gleich ʻbiondoʼ.[2]) Im Deutschen, wo ein Streit über die rötliche, nicht bläulich-„graue“ Interpretation des Dunkeln bei ʻbraunʼ gar nicht entstehen kann, ist die Tönungsskala hinwiederum sehr weit; ein dunkleres Blond schon ʻbraunʼ. Das hängt mit der Natur (Teint und Haarfarbe) der Bewohner beider Länder zusammen. Da scheint es nun merkenswert, daß im Norden der Alpen[3]) „das ist mir zu braun“ in dem Sinne gesagt wird wie „das ist mir zu arg“, d. h. ein zu dunkler (trüber) Farbton des ʻbraunʼ. Die sinnbildliche Trauerfarbe scheint mir hier wieder näher zu liegen als die tatsächliche Bedeutung des „Bunten“ (in „braun und blau“ schlagen!), wie Schmeller mit Grimm (DWB. II 323 ff.) erklären will. Denn ʻzu braunʼ ist doch eben nicht mehr ʻbuntʼ. Das dürfte auch aus den von Schmeller beigebrachten Belegen hervorgehen: „Ein Wirth, welcher den Gästen mit der weißen Kreide es gar zu braun machte.“ „Ihr hoffertigen Weiber macht euch nur mit fremdem Anstrich roth, der Teufel wird es euch zu seiner Zeit braun genug machen.“

[1]) Sog. „Apicius“ 3, 63.

[2]) Hinweis von Herrn Voßler. Vgl. oben S. 12 Anm. 1 Platos *ξανθότερον*.

[3]) Vgl. Schmeller I[1] Sp. 356 f.

P. Abrah.[1]) „'n Hánöfferl und Däuberl geht's so braun" (sie sind so eifrig, so sehr in Arbeit, in Not!) ba'n Nöstá baun, Stelzhamer[2]) 24, 174. Im englischen 'brown-study' für 'Trübsinn, düstere Gedanken' und 'to do (a person) brown' für 'jemanden betrügen', wo wir ohne bestimmte Farbe 'jemanden anschmieren' sagen, scheinen die letzten Anklänge an die betrübliche Bedeutung des Braun lebendig zu sein. Die vom Sinn abführende Deutung, die Flügel dem letzteren Ausdruck geben will durch unser 'hinters Licht führen', scheint demnach überflüssig.

Schließlich könnte man in rein psychologischer Hinsicht geltend machen, daß die positive Färbung des Dunklen, bezw. die Verdunklung der positiven Farben (rot und gelb) um so düsterer wirken, je glänzendere und heiterere Eindrücke man mit ihnen zu verbinden geneigt und gewohnt ist. Es ist umflorte Lebensfreude, wie es die antike Trauerkleidung auch hier naiv vorbildlich auseinanderlegt. Die negative Färbung des Dunkeln, das eigentliche 'Grau', teilt dies um so weniger, je gedämpftere, ernstere Eindrücke wir von der negativen Seite der Farbenskala empfangen. Diese werden dadurch lediglich verwischt und wirken, zum 'grau' herabgestimmt, wie es Martial ganz richtig bezeichnet, nur noch „nüchtern". Das 'braun' dagegen zeigt sinnfällig jene Mittelstellung an zwischen Licht und Finsternis, Tod und Leben, die dieser Farbe auch sonst in der mythischen Symbolik[3]) eignet und sie zur passenden Farbe der trauernden Überlebenden macht.

---

[1]) a Sancta Clara. Die Stellen gibt Schmeller nicht an und waren mir vorläufig nicht auffindbar.

[2]) Franz Stelzhamer, Lieder in obderennsscher Volksmundart 1837.

[3]) vgl. A. Kuhn, a. a. O. J. Grimm, Deutsche Mythologie p. 408 ff. „Savitar, das Lebensprinzip der Sonne, führt die Sonne am Tage auf ihrer Bahn. In der Nacht wandert er in braunen Mantel gehüllt wieder nach Osten (s. Graßmann, Rig-Veda II (1876) p. 49 ad II, 38). In den Neuisländischen Volksmärchen (von Adeline Rittershaus, Halle 1902) ist die Farbe des Unterweltshundes bald schwarz, bald braun." Die beiden letzten Hinweise sendet mir bereits nach Drucklegung Herr Dr. Walther Lehmann, der „den Fragen der Trauerfarben und ihres kulturhistorisch und ethnologisch besonders wichtigen Wechsels" im Zusammenhange nachzugehen gedenkt.

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 11. Abhandlung

Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein

Nachtrag

von

Hermann Paul



Vorgelegt am 7. Dezember 1918

München 1918
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1918, 11. Abhandlung

Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein

Nachtrag

von

Hermann Paul

Vorgelegt am 7. Dezember 1918

München 1918
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Zu meiner unter obigem Titel erschienenen Abhandlung (Bd. XXII, 1. Abt., S. 161) gebe ich einige Nachträge, durch die zwar das Ergebnis nicht wesentlich verändert wird, aber doch manches im einzelnen genauer festgestellt. Zu S. 168 vgl. *darauff hat mir der trank geratten* H. Sachs, Fastn. 81, 134; *ez hat mir gelungen* Biterolf; *doch hat es mir soweit gelungen* Simplicissimus 17; *hat es mir doch gelungen, daß ich den' rechten Grund ersunnen* Pölmann, Hochdeutscher Donat, Vorr. 2; *darum hat mirs gelungen* Insel Felsenburg 376, 19; *die Entführung hätte also mißlungen* Eberl, Weibertreu 134; *vor hats euch schier almahl gelückt* Ayrer 3079, 16; *es hat einmal glückt* Julius v. Braunschweig 248; *solches hat ihr auch geglückt* Simplician. Schr. K. 3, 202, 3; *meiner Mutter hat es wohl gelückt* Gryphius, Squenz 23; *es hatt . . sehr wohl geglückt* Elisabeth Charlotte 102; *es hatt mir . . geglückt* ib. 110; *der andern Kugel hat es noch mehr geglückt* Bluthochzeit I 1 (Deutsche Schaubühne VI, 3); *dem es geglückt habe* Rabener, Satiren III, 95; *hat dir's geglückt* Weisse, Opern III, 93; *womit es ihnen auch so herrlich geglückt hat* Thom. Jones 1, 287. 8; *daß es ihm geglückt hätte* ib. 2, 247; *worinnen es ihm dann auch so geglückt hatte* ib. 2, 389; *daß es ihm geglückt hat* ib. 3, 194; *es hat uns geglückt* Heloise (1761) 4, 233; *weil's ihm in einer Schreibart geglückt hat* Bode, Klinkers Reisen 1, 292; *indessen hatte es doch . . ihrer zweien geglückt* Wieland 7, 127; *es hätt' ihm auch geglückt* id., Idris 2, 6; *hat's ihm noch nicht geglückt* Goethe 38. 115; *dem Prozeß . ., welcher dem Grafen Kagliostro . . besser geglückt hat* Musäus, Volksm. 4, 208.

Umschreibungen mit *haben* bei perfektiven Verben sind mir noch aufgestoßen: *sein dink hiet jm vil bas gedigen* Ring

20[d], 42; *das hat im wol gedygen* Histor. Volkslieder von Solchau; *hätten gedeihet* Herder (s. D. Wb. 1986 f.); *wann es lenger hett genesen* (am Leben geblieben wäre) Johann Easgerd, Odae Johannis Auerpachi (1587) 42; *in mancher Feldschlacht ist er gewesen, in vilen Stürmen hat er genesen* Uhland, Volkslieder; *wenn ich nicht wer ein Mensch gewesen, ich het für Circa wol genesen* Rollenhagen I, 1. II, 60; *die Mutter hat genesen* (eines Kindes) Butschky; *ehr se der gebort genesen hefft* Lübisches Recht (s. D. Wb. 3385 c); *ein Entwurf woran schon der Kaiser gescheitert hatte* Schiller 7, 68, 2; *das Übel, an dem die Kunst seines römischen Kollegen gescheitert hatte* Grillparzer 19, 87; *sîn wille hadde geschên* (Schiller-Lübben).

Zu S. 169 ff. Für den ursprünglichen Sinn von *bleiben* sind noch folgende Stellen charakteristisch: *swaz einem helde sol gezemen, daz hete er allez ê getriben, und was ein zage nu beliben dur die juncfrouwen minneclich* Konrad, Trojan. Krieg 14, 784; *belîp an mir niht triuwelôs* ib. 29, 154. Vereinzelte Umschreibung mit *haben*: *dar hedde ek gerne bleven* Theophilus H. 72.

Zu S. 170. Mit *sein* bildet das Perfekt auch ein seltenes *entscheinen*: *ich aber bin dem Blicke selbst entschienen* Rückert 3, 147. Richtig ist auch wegen der Verbindung mit *herüber*: *schon seit länger waren Trommelschläge vom Dorf herübergeklungen* W. Alexis, Cabanis 2, 142; auch an der folgenden Stelle hätte man *sein* erwarten dürfen: *am Flügel, dessen Töne mir schon beim Eintritt entgegengeklungen hatten* Saar 2, 222. Das Gleiche gilt von der folgenden Stelle: *als habe ein Hoffnungsstrahl in ihrem verstörten Antlitz aufgeleuchtet* Saar 2, 359.

Zu S. 171 ff. Umschreibung mit *sein* bei einer Zusammensetzung mit *aus*: *ausgeklungen waren meiner Harfe Lieder* Müllner, Schuld I, 2. Zu Adelungs Regel über *abblühen* vgl. *würde sie in der Klausur ihrer Zelle abgeblüht haben* Musäus 9, 14 gegen *abgeblühete Gewächse* ib. 5, 75; *auch die Erinnerung ist abgeblüht* Tieck, Lovell 2, 64; *mit diesem Sommer sind alle unsre Freuden abgeblüht* Gutzkow, Ritter 8, 348; *den schon längst wieder abgeblühten weißen Fliederhecken* ib. 9, 2. Der Forderung

Adelungs für die Zusammensetzungen mit *ver-* entsprechen die folgenden Stellen: *der Mandelbaum hat größtentheils verblüht* Goe. 32, 291, 27; *den Stock . . Er hat verblüht* Clauren 3, 65; *das Korn hatte verblüht* Gotthelf, Uli Pächter (1879) 240; *indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten* Goe. 33, 291, 26; *wenn die Wogen verbraust hatten* Goe. 37, 187, 23; *verblutet hast du* Mörike 4, 15; dagegen heißt es bei Schiller, Briefe 1, 43 *biß der Sturm versaust ist*; vgl. auch *dô daz ûzer her verzabel was* (aufgehört hatte in lebhafter Bewegung zu sein) Wolfram, Willehalm 99, 11.

Zur Umschreibung des Perfektums von *verzagen* und *verzweifeln* vgl. noch *daz er . . lobes unde prîses rât über alle ritter het bejaget und vor Gâwein verzaget* Türlein, Crone 3705; *der grâve hete gar verzaget* Gesamtabenteuer XVIII, 1566; *ich hett sunst verzagt gar* Liedersaal I, 29, 11; *die reine Magd, An der ich noch nie hab verzagt* Spiel von Frau Jutten 900; *an der habe ich noch nie verzagt* ib. 1242; *sie hatten schon verzagt* Luther, Judith 13. 14; *wenn alle Welt verzaget hat* Rollenhagen, Froschm. I[2] XV, 56; *ich het vil nâch verzwîvelt umb mîn leben* Wolfdietrich B 148; dagegen *da ist Thanhauser verzweifelt und wider inn den berg gangen* Agricola; *der . . verzweifelt war seinen Zweck zu erreichen* Immermann 7, 226.

Zu S. 171 vgl. noch *es hat da bey groß und klein Lüg und arglist gewurtzelt ein* H. Sachs, Fastn. 24, 125. Vereinzelte Ausweichungen sind noch: *ich habe von neuen eingeschlafen* Hafner, Der Furchtsame (3. A. Wien 1799) 21; *ich habe schon ein wenig eingeschlafen* ib. 91; *der . . eingeschlafen hat* Friedel, Christel und Gretchen (Wien 1785) 111; *da hab' ich mich derweil ans Thor angelehnt und hab' eing'schlafen* Raimund 2, 151; *ir swert daz hât erklungen ûf manges liehtes helmes tach* Reinfried von Braunschweig 20104; *ich habe schon so oft erröthet* Wieland II 1, 30, 14; *wie er vor Psyche errötet haben würde* Wieland, Agathon A II 81, B III 47, geändert in *sein*; *das kaum zuvor den Gürtel seiner Ehre mir hinzugeben nicht erröthet hatte* Schiller, Carlos[a] 3889; *der Laskaro hat gelacht! der Laskaro hat erröthet! der Laskaro hat gesprochen!* Heine VI, 417; *mein wandern . .*

hat mir wol erschossen Paracelsus (1589) 2, 135; *sondern auch mir alle Glieder erzittert haben* Julius v. Braunschweig 372; *offt hat, der . . beherrschter Ländermacht erschüttert, In einem nu vor frembden stuhl . . erzittert* Gryphius, Trauersp. 150, 17; *man hat heute Nacht Erdstöße verspürt, daß die Stadtmauern erzittert haben* Raimund 3, 61; *nach dem Tode meines Vaters, welcher schon ziemlich abgelebt hat* Schneider u. Sohn (1775) 50; *ich habe in diesen schönen Herbsttagen ordentlich wieder aufgelebt* Schiller, Br. 4, 296; *daß er wohl gar verendet hat* Tieck 28, 250; *als der Hirsch in der Ferne verendet hatte* id., Novellen 6, 41.

Zu S. 171 u. *er ist doch auf einer Unwahrheit beharret* Thom. Jones 1, 147; *Sokrates sei unerschütterlich auf seinem Vorsatze beharrt* Wieland 26, 11; *daß wir . . auf Irrtum und Mißverständnis beharrt seien* G. Keller 6, 344; *den gantzen tag war Amadis bey den Jungfrouwen in dem Wald verharret* Amadis 166; *bis jetzt bin ich dabey verharrt* Goethe, Br. 27. 265, 19; *so sei sie unbeweglich verharrt* G. Keller 4, 122.

Zu S. 172 vgl. *vor ihm bin ich gekniet* Raimund 3, 16; *sie hat neben ihr niedergekniet* Schiller 15[a] 333, 15.

Zu *hocken* vgl. *wo ich . . immer auf ei'm Fleck g'hockt bin* Nestroy 1, 116; *der is g'hockt bis Mitternacht* Weikert 269.

Zu S. 172 u. f. Alte Belege für das Umschreiben des Perfektums von *liegen* mit *haben* sind noch: *daz iuch Reinhart hate bi gele(ge)n* Reinhart Fuchs 621 (Original); *daz ich der minneclîchen dâ gelegen hæte nâhen bî* Konrad v. Würzburg, Partonopier 18138. Dagegen heißt es bei Ulrich v. Lichtenstein, Frauendienst 336, 9: *der tôt in dem grabe gelegen ist wol hundert tage.* Auch Opitz hat Umschreibung des Perfektums mit *sein*: *wie die höchste Wissenschaft gelegen ist in dem rechten . . Verstande Gottes* 148. Der Regel widersprechende Umschreibung des Perfektums mit *haben* bei Zusammensetzungen: *die Pferde hätten unter ihrer Last erlegen* Clauren 1, 77; *den . . Schlägen des Schicksals hatte die Natur endlich unterlegen* Contessa 5, 60; *hast du nicht dem Schwerte deines Gegners im*

Kampfe unterlegen H. Kleist 3, 413, 7; *hast du dem Grafen nicht in jenem verhängnisvollen Zweikampf unterlegen* ib. 418, 84. Für die Umschreibung des Perfektums von *sitzen* mit *haben* führe ich noch an: *als sie heten gesezzen eine kurze stunde* Ulrich v. Eschenbach, Wilhelm v. Wenden 5017. Für Opitz vgl. noch: *Ich bin allein gesessen* 115, 35. Vereinzelt erscheint *haben* bei perfektivem Sinne: *daz ros nam er bî dem zoume und wolt darûf gesezzen hân* Alphart 191, 1. Ein mhd. Beispiel für die Umschreibung des Perfektums von *stehen* mit *haben*: *dô sie ein wîle heten gestân, die vil ellenthaften man* Herzog Ernst B 2845; geändert in b: *do die vil elendhaften ein weil da waren gestanden.* Umschreibung des Perfektums von *stehen* mit *sein* hat auch Opitz: *die off der Liebsten Haubt zuvor gestanden waren* 170, 2; *So sieht man kaum worauff das Werk gestanden sey* K. 309, 480. In der Verbindung *stillstehen* kann *stehen* wie sonst einen schon bestehenden Zustand bezeichnen, ist dann also imperfektiv und verlangt Umschreibung mit *haben*; es kann aber auch den Übergang aus einer vorhergehenden Bewegung bezeichnen, ist also dann perfektiv und verlangt Umschreibung mit *sein.* Korrekt ist daher: *die Reformation ist noch nicht stillgestanden* Herder 17, 303; *daß auch ein Leichenzug stillgestanden wäre* W. Alexis, Cabanis 1, 9 dagegen unkorrekt: *wenn nicht die Pferde . . plötzlich stillgestanden hätten* Immermann 6, 38; *mitten im schmerzvollen Laufe, hatte der Mensch vor dem Hause seines ersten Angebers stille gestanden* W. Alexis, Cabanis 2, 149. Im Obd. wird natürlich auch im ersteren Falle *sein* angewendet, vgl. *die Mühle war wegen des Frostes stillgestanden* Schiller, Briefe 6, 18. Für *anstehen* vgl. noch: *Wie wäre es einem solchen Manne angestanden* Wieland 26, 33. Zu *beistehen* vgl. noch: *so bin ich dir auch beygestanden* Opitz 215, 6. Für *bestehen*: *kein sterblicher Mensch ist diesem Zauber bestanden* Voß, Odyssee[1] 10, 324; *Der Rechtswissenschaft, in der er schon gut gegründet, ja bey einem desfallsigen Examen sehr wohl bestanden war* Goe. Br. 26, 295, 2; *du bist bestanden in der Prüfung* Iffland, Vermächtnis 129; *zudem hat der Referendarius Gloxin schon das zweite Examen*

gemacht, und ist . . vortrefflich bestanden E. T. A. Hoffmann 3, 102; *Ihr seid in Eurer Probe schlecht bestanden* Hebel 391, 23; *wie sind wir zusammen bestanden* (in der Prüfung) Mörike 4, 158. Zu *auf etwas bestehen*: *Er war also darauf bestanden* Wieland 30, 20; *bey dem Trödler war er auf ein paar güldne Kniegürtel . . bestanden* Bode, Yorick 2, 99. Noch anderen Sinn hat *sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden* (hatte standgehalten) Herder 17, 53. Sogar von transitivem *bestehen* erscheint das Perfektum mit *sein*: *wie der ritter bestanden wer Des teuffels anvechtung all* Keller, Erzählungen 78, 33. Eine auffallende Ausweichung ist: *daz er gutlichen gein mir auff gestonden hat* Keller, Erzählungen 705, 35.

Zu S. 178 *kleben* vgl. noch *bald bin ich wiederum in uppigkeit geklebt*, geändert in *hab'* Opitz 90, 7.

Zu S. 179 f. Umschreibung mit *haben* bei *altern*: *er hat sehr gealtert* Iffland, Mündel 199; *und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert* Musäus, Volksm. 1, 77; *kaum erkennt er sie wieder, so auffallend hat sie gealtert* Holtei 12, 81; *die Mutter schien sehr gealtert zu haben* G. Keller 6, 392; *Johann Buddenbrook . . hatte in den letzten Jahren ersichtlich gealtert* Th. Mann Buddenbrooks[17] 103. — Mit *sein*: *wir kennen sie noch wohl, obgleich sie sehr gealtert ist* Auerbach, Dorfg. 249. Zu *reifen* vgl. *die menschliche Vernunft und Sittlichkeit . . haben mit dem Fortgange der Jahrhunderte gereifet* Herder 23, 72; *habe Vernunft und Sittlichkeit gereift* ib. 73; *der Garbe, die gereift hatte und geerntet war* Frenssen, Jörn Uhl 292. Zu *arten*: *daß sein Herr Sohn ihm nachgeartet ist* Freytag 12, 236.

Zu S. 181. Belege für das Perfektum von *wachsen* mit *haben* noch im DWb. 80. Zu *sprossen* vgl. *wenn er* (der Keim) *gesproßt ist* Herder 13, 191. Zu *quellen*: Schon Pölmann gibt an *gequollen haben vel seyn*; desgleichen *geschwunden seyn vel haben.*

Zu S. 181. 2. Ältere Belege für die Umschreibung des Perfektums von *träumen* mit *haben* sind noch: *daz hât mir wol getroumet* Wolfdietrich B 760, 1; *hat ain über schöner traum getraumet* Steinhöwel, Äsop 40.

Verba, die gewöhnlich als Imperfektiva *haben* annehmen, aber doch gelegentlich perfektiv werden und mit *sein* verbunden werden können, sind: *behagen*, vgl. *si müeste wol sîn behaget einem man* Lanzelet 5532; *streben*, vgl. *während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgestrebt waren* Stifter 3, 3, 3; *klingen*, vgl. *wirklich schien dies aller Welt verständliche Signal nicht in taube Ohren geklungen zu sein* Gaudy (DWb.); *schwören*, vgl. *geschworen haben vel seyn* Pölmann 89; *es ist alles unterschworen* Stieler; selbstverständlich muß es heißen *der Nagel ist abgeschworen*; *leuchten*: *sie . . ist mir durch ihr tägliches Beyspiel darinn vorgeleuchtet* Pestalozzi II, 186; *dessen tapfere Thaten vom Nordpol bis in den Südpol heruntergeleuchtet sind* Fouqué, Zauberring 3, 193.

Zu S. 182 ff. Weitere Belege für die Umschreibung des Perfektums von *fahren* mit *haben*: *ich hân sie* (die Straße) *ouch gevaren ê* Reinbot, Georg 544; *sus hât ouch umbe nu gevarn durch dich mîn herze in manic lant* Konrad v. Würzburg, Troj. Krieg 14, 262; *sie heten niwan aht tage gevaren ûf dem breiten sê* Dietrichs Flucht 1534 (dagegen *swaz ich noch lande gevarn bin* 868); *er . . hât so ritterlichen gevaren und geworben* Reinfried v. Braunschweig 6224; *er hât gevaren manic stunt mit grôzer keiserlîcher zer* ib. 21880; *er het ritterlich genuoc gevaren in der heidenschaft* ib. 27168; in dem Sinne „ein gewisses Schicksal haben“: *der den êweclîchen tac verdienet, der hât wol gevarn* Wigalois 199, 17; *son hiet ich hie niht wol gevarn* ib. 209, 34; *wie hân ich hiut hie gevarn* Ulrich, Frauendienst 95, 31; *wir hân niht wol gevarn* Alphart 262, 2; *so hast du wirser nie gevarn* Ring 19b 20; *der ritter het wol gevarn* Keller, Erzählungen 416, 21; in dem Sinne „verfahren“: *wir haben unrechte geuaren* Rolandslied 15, 33; *du nehâst niht rehte her zuo mir gevarn* Kaiserchronik 6835; *wie ist dir geschehen, daz du also gevaren hâst und dich ein kint betriegen lâst* Heraclius 875; *dem was leit daz Cosdroas alsus hâte gevarn* ib. 4552; *wie hân ich arme sô gevarn* Gute Frau 1890; *ez hât gevarn sô iuwer lîp, daz iuch von reht ein ieglîch wîp darumb wol iemer êren sol* Ulrich, Frauendienst 350, 13; *dîn tohter . . hât übel nicht an im gevarn* Kon-

rad v. Würzburg, Troj. Krieg 28, 887; *sie habent übele gevarn* Gesamtabenteuer XVII 304; *ouch hât dines herzen liep niht gevarn als ein diep* ib. XVIII 1195; *leider, du hâst übel gevarn* ib. 62, 387; *wir haben rehte gevarn* ib. 51, 573; *wie er des nachtz gefaren hett* Kauffringer VII 288; *wie die fraw gefaren het* ib. 13, 720; *gar ubel hapt ir an mir gefarn* Ackermann 28, 5; *du hast nit warlich gefarn, das du die künigin getödtet hast* Buch der Beispiele 155, 36. Dagegen schreibt Musäus, Volksmärchen 4, 107: *das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste gefahren seyn.* Belege für *missevaren*: *nu hân ich harte misseuaren* Rolandslied 227, 18; *ein bischof . . hete an dem glauben missevarn* Servatius 990; *hât si missevaren sô* Heraclius 4202; *hân ich dar an missevarn* Wigalois 2303 M; *sô habet ir missevarn* Crone 19, 178; *swâ er missevarn hât* Gute Frau, Warnung 653; *ir hætent an im missevarn* Konrad von Würzburg, Partonopier 9003; *het ich miszgevarn gen gott* Ackermann 20, 18. Für *mitevaren*: *der hât mir übel mit gevarn* Heraclius 2795; *nu hâst du ir übel mite gevarn* Kindheit Jesu 554; *er het in rehte mit gevarn* Gesamtabenteuer 49, 1159. Für *verfahren*: *solte ja das grausame verhängniß so unbarmhertzig verfahren haben* Banise 25, 7; *daß man gegen zarte Weibspersonen so abscheulich verfahren habe* ib. 146, 28; *daß Sie nicht aus eigner Bewegung . . in dieser Sache verfahren haben würden* Thom. Jones 4, 139; *mit bloßen Ehrenbelohnungen habe er gerade eben so sparsam verfahren* Bode, Montagne 3, 97; *man hat sehr grausam mit ihnen verfahren* Eva König (Lessing 20, 186); *daß ich ein wenig eigenmächtig in dieser Sache verfahren habe* Lessing 17, 94, 6; *gewiß hätte er aus bloßem Neide so mit mir verfahren* Wieland, Lucian 1, 4; *daß man Amtshalber gegen ihn verfahren habe* Möser VII, 87. Für *fortfahren* mit *haben*: *ich lebte wie der reiche Mann . . und hätte ich so fort gefahren* Simplicianische Schr. K. 4, 18, 1; *Sie haben fortgefahren mich Ihnen unendlich zu verbinden* Lessing 17, 39, 15; *hätte ich fortgefahren, Menschen kennen zu lernen* Mendelssohn (Lessing 19, 73, 37); *wenn nicht . . Worble fortgefahren hätte* Jean Paul, Komet 380; *sie hätten auch darin fortgefahren* Tieck, Don Quixote 1, 18; *ich*

habe aber dem ohngeachtet nicht fortgefahren ib. 2, 409; mit *sein*: *dannach bin ich fortgefahren* (in Ausarbeitung eines Buches) Pölmann, Donat, Vorr. 2; *ich wäre hierinnen fortgefahren* Banise 69, 13; *sie seien in ihrer Gewohnheit fortgefahren* Gotthelf, Uli Knecht 115; *so ist er denn fortgefahren, Zeit und Kräfte . . zu erschöpfen* Storm 8, 187.

Zu S. 184 f. vgl. noch: *ich sol gên ûf daz spor daz du vor gegangen hâst* Crone 13, 159; *du hast mit mir zu der schule gegangen* Apollonius md. 42, 33; *sindt sie . . hat in Mannesweise gegangen* Spiel von Frau Jutten 805; *das du . . hast gegangen wie ein Mann* ib. 992; *wir haben eitel unrechte und schedliche wege gegangen* Luther. Weisheit V, 7; *du hast weit gegangen* Heymonskinder 82; *ich hab gegangen, daß ich schwitze* Duesius 61; *wir . . kamen zu der Mummelsee eh wir 6 Stunden gegangen hatten* Simplicissimus 410; *Meier hat uns dabei sehr mit Rath an die Hand gegangen* Schiller, Briefe 7, 95 — *die fragt er, wies die weil hat gangen* H. Sachs, Fabeln 214, 44; *wie hat es gangen* id., Fastn. 80, 323; *wie hatz ergangen* ib. 82. 209; *wie hats auff der Reiß gangen* Ayrer 2864, 11; *so lange dir es hat nach deinem Wunsch ergangen* Opitz K. 277, 223; *wie hat es dißjahr zu Pisa gegangen* Gryphius, Lustsp. 782; *wie hat dirs denn gegangen . .?* Reuter, Schlampampe 31; *wie hat's gegangen* Kurz 5, 51. Zu *umgehen* vgl.: *ich habe mit mehr Leuten umgangen* Schuppius, Freunde in der Not 4 u.

Zu S. 185. Zu *wallen*: *sît hân ich gewallet wâ mir mîn sin hin riet* Wolfdietrich B 769, 2; *ich hân lange gewallet umb den wilden sê* Salomon und Morold 205. 255; *seitdem . . hab ich zum Grabe zwei Stunden nur gewallet* W. Schlegel, Was ihr wollt V, 1. Belege für das Perfektum von *wallfahrten*: *sie hatte zur Kirche des hl. Kassianus in Regenspurg . . gewallfahrtet* Nicolai, Reise 340; *seitdem habe ich ohne Kopf im Hause umhergewallfahrtet* Hermes, Sophiens Reise 1, 691. Über die Umschreibung des Perfektums von *wandeln* vgl. jetzt DWb. 1587, außerdem: *ob er da umb verrätterig gewandelt hett* Buch der Beispiele 178, 26; *die . . in demselben künigrich gewandelt hetten* ib. 35 (dagegen *daz ich nüht für einen see gewandelt bin*

183, 29); *so . . wir solang nit mit ainander gewandelt haben über das feld* Steinhöwel, Äsop 149; *ich hab frey aufrichtig gehandelt Gleich einem Erbarn Mann gewandelt* H. Sachs, Fastn. 7, 132; *lange schon hättet ihr meine Tage aufsummiert, wenn ich nicht einen großen Theil davon auf diesem bezauberten Boden hingewandelt hätte* Bode, Yorick 2, 63; *ich habe je und je vor Gott und Menschen gewandelt* Hermes, Sophiens Reise 6, 574; *wenn sie . . eine Zeitlang die Gesellschaft bedient, oder sonst unter ihr gewandelt hatte* Goethe 21, 303, 18; *ich habe oft darinn gewandelt* Schiller, Br. 2, 391; *in welchem ungeheuern Irrtum ich bis dahin gewandelt hatte* Tieck, Aufruhr in den Cevennen 335, 34; *er hat einmal auf dem See gewandelt* Frenssen, Hilligenlei 573. Über das Perfektum von *wandern* vgl. jetzt DWb. 1663, 3, außerdem: *in des licht hab wir gewandert* Joh. v. Neumarkt, Hieronymus 7, 5; *der hat gewandert hin und her* Keller, Erzählungen 408, 7; *ich habe lange gewacht und gewandert* Wieland[II] 1, 123, 5; *der lange in der Hitze des Sommers gewandert und geschmachtet hat* Tieck 24, 52; *er hat . . manche halbe Nacht so zwischen Bett und Fenster hin und her gewandert* Frenssen, Jörn Uhl 501. Zu *marschieren*: *mein armer sohn . . hett marchirt* Elisabeth Charlotte 22.

Zu S. 186 ff. vgl. noch: *geloufen hête er alsôvil nâch den tieren allen tac* Konrad v. Würzburg, Troj. Krieg 13682; *da wollte sie han gelauffen hin* (trotz Richtungsbezeichnung) Keller, Erzählungen 380, 7; *weil ich sterker bin vnd mehr drumb gelauffen habe, denn yhr* Luther, Fabeln (Hs) 5, 5; *ein Wolff hat gelauffen in der Sonnen* Burkhard Waldis I 2, 1; *ich hab euch lang gelauffen nach* ib. I 11, 11; *ich habe gelauffen, das mir der Kopf rauchet* Julius v. Braunschweig 216; *ich hab geloffen* Duesius 61; *der beste Hund, der jemals auf der Fläche gelaufen hatte* Andrews 321; *Ich habe so gelauffen, es möchten all ersauffen* Gryphius, Squenz 31; *das thut sie immer . ., wenn ich so toll gelaufen habe* Frenssen, Jörn Uhl 270. — *ich hân verre geriten und solhe arbeit erliten* Hartmann, Erec 4362; *wir haben in vil vaste durch den wald geriten nâch* ib. 4922; *swâ si heten geriten ê mit kumberlîchen siten* Ulrich, Lanzelet 7660; *wir haben*

geriten genuoc Wigalois 5648 (MSW); *wir hân geriten disen tac* ib. 5658; *er wolde in nâch haben geriten* Crone 3280; *sie hâten niht geriten vol des weges vier mîle* ib. 21, 311; *daz ich hie an geriten hân durch iuch mit willen ûf den plân* Konrad v. Würzburg, Partonopier 15251; *ich hân nâch aventiure nu lange niht geriten* Ortnit 75, 1; *da hett ich e geriten für* Liedersaal I 29, 35; *die habent al für mich geriten, das mich ir grüssen hat vermiten* Keller, Erzähl. 84, 15; *nach diesem Sturm haben etliche geritten, etliche gangen, der dritte . . hat gleich sehr gelauffen* Agricola (Panzer, Heldensagen im Breisgau 53 M.); *einer hat geritten auff einem Pferd mit zweyen füssen* ib.; *der auff dem Roß Beyart geritten hat* Heymonskinder 90; *den Quersattel, auf dem seine theure Sophie geritten hatte* Thom. Jones 3, 60; *der Kerl hatte schon mehr als eine Meile geritten* Per. Pickel 1, 78; *Sie hatten geritten eine Meile kaum* Herder 25, 236; *dem mächtigen Streitrosse, auf welchem der Mohr Muzaraqun geritten hat* Tieck, Don Quixote 2, 46; *Nachdem er eine Weile geritten hatte* Nicolai, Nothanker I, 219; *kannst du reiten, Peterl? — Ja. — Hast du schon geritten* Holtei 12, 211; dagegen sagt Goethe, Br. 1, 235, 16: *gestern waren wir den ganzen Tag geritten.* Zu *schreiten*: *ich bin oder habe geschritten* Gueintz 72; *geschritten seyn und haben* Pölmann 94; *ich hab . . weit außer Pflicht geschritten* Gryphius, Trauerspiele 319, 198. Zu *gleiten*: *ich habe geglitten* Gueintz 77. Für *kriechen* mit *haben* vgl. noch: *ich hab dir gar lange nachgekrochen* Spiel von Frau Jutten 983; *und hast so lang an krucken krochen* Murner, Narrenbeschwörung 8, 29; *hett sy zwelff ior an krucken krochen* id., Schelmenzunft 20, 25. Zu *fließen*: *weil ihr diesen Hut besitzt, Hat die Oder roth geflussen* Logau 201, 15. Zu *sickern*: *ich habe et bin gesickert* Steinbach 2, 589. Zu *tropfen*: *das Blut . . hat auf dich herabgetropft* Wieland, Lucian 3, 401. Für *fliegen*: *swenn er in des nestes spor girdeclîchen hât geflogen* Reinfried v. Braunschweig 18291; *du hast sô sêre geflogen in dem ertrîche* Mechtild v. Magdeburg I 15, 10, 11; *der het wol geflogen und gefangen* Tristan Prosa 155, 8; *du hast geflogen* Waldis 2, 29, 9; *der könig hatt die gantze woche nicht geflogen*

(Falkenjagd) Elisabeth Charlotte 34. Zu den Bewegungswörtern gehört auch *kreisen*: *die Stoßvögel seien nicht umsonst am Himmel gekreist* W. Alexis, Cabanis 1, 147. Ferner *kreuzen*, von Schiffen gebraucht, vgl.: *wo Teufl hast du herumgekreutzt* Kammermädchen 20; *ich hätte gar zu gern noch ein par Tage hier herumgekreuzt* Bettine 1, 277 (DWb.); Belege mit *haben*, wo man *sein* erwartet: *von da haben wir mit einem freundlichen Südwind hieher gekreuzt* Wieland II, 3, 546, 39; *ich habe niemals an diese Küste gekreuzt* Jos. Andrews 243. Zu dem Fremdwort *avancieren* vgl.: *er hat nicht von unten auf avanciert* W. Alexis, Ruhe II, 246. Noch ein Beispiel für *fallen* mit *haben*: *ich hab nun gefallen schon* Teuerdank 29, 79. Ein Beispiel für *gefallen* mit *sein*: *wie er ir gevallen wer* Keller, Erzähl. 410, 10; für *missevallen*: *daz ez den vürsten allen Wær starke missevallen* Crone 11085: *Dat ys my zere mysseuallen* Theophilus 390. Perfekt von *straucheln* mit *sein*: *Und ist mir gestrauchelt mein apfelgrau Roß* V. Weber, Sagen der Vorzeit 98; mit *haben*: *ich habe gestrauchelt* Kromayer 27; *ihr würdet gestrauchelt haben* Wieland II, 1, 263, 12; *daß ihr seitdem gestrauchelt habt* id. II, 3, 496, 34; *diesen Unterschied . . an dem du gestrauchelt zu haben scheinst* Schiller, Br. 3, 260; *daß ich . . zu Falle komme, wo ich niemals gestrauchelt habe* Tieck, Don Quixote 4, 178; *dreimal gestrauchelt hat mein Leibpferd heute* A. W. Schlegel, Richard III. III 4, 86. Zu *stolpern* vgl.: *als ich vorm thor gestolpert hab* H. Sachs, Fastn. 79, 316; *wie manchmal haben schon . . meine alten Füße an Gräbern gestolpert* Wieland II, 3, 256, 14. Für *folgen* mit *haben* vgl. noch: *ich hab euch gefolgt vere über meer* Tristan Prosa 55, 6; *das nach einen tötlichen wunden gevolget hat ein gesunt leben* Apollonius 74, 34; *das sie mir nicht treulich nachgefolget haben* Luther, 7. Mos. 32, 11; *weil du meinem Rath . . gefolgt hast* Schauspiele der englischen Komödianten 301, 3; *es hetten jhr gewiß die zween verliebten Ritter gefolgt durch Berg und Thal* Werder, Roland 26, 4; *hatt aber sie gefolgt gleich jhm in vollen Traben* ib. 28, 63; *weil ich . . dir in aller Üppigkeit, Boßheit, Sünde und Schande . . gefolget habe* Simplicissimus 463; *wenn er meinem Rathe gefolget hätte*

Gil Blas 2, 137 (1736); *du hast . . dem klugen Rath gefolgt* ib. 3, 201; *ich habe seinem Rathe gefolget* Krüger, Schriften (1763) 328; *seit acht Tagen habe ich Ihrem Rathe gefolgt* Rabener, Satiren 9, VII, 130; *wenn ich ihm gefolgt hätte* Thom. Jones 2, 45; *ich habe seinem Rathe gefolgt* Jos. Andrews (1761) 241; *wenn wir bloß unserm Eigensinne gefolgt hätten* Heloise (1761) 1, 208; *wenn du mir damals gefolgt hättest* Goethe 8, 30, 15; *wenn ich immer dem, was du gesagt, gefolgt hätte* Goethe, Br. I, 145, 10; *weil ich meines Vaters Rath gefolgt habe* ib. I, 81, 18; *so habe ich dem Trieb gefolgt* ib. II, 115, 17; *er hat in Dingen Sternen gefolgt, in welchen ein weit geringerer Geist . . ihm auch hätte folgen können* Lichtenberg I, 141, 33; *um die Macht der Klanschaften zu verringern hat die Administration noch immer der Staatsmaxime gefolgt* Bode, Klinkers R. 3, 69; *ich habe seinem Rath gefolgt* Hermes, Sophiens Reise 2, 447; *hätten Sie meinem Rathe gefolgt* Schröder, Ring 283; *wenn ich nur dasmal Charlotten nicht gefolgt hätte* Jünger, Strich durch die Rechnung (1785) 71; *wenn ihr immer ihr gefolgt hättet* Stephanie, Schatzgräber 11; *hätte er lieber meinem Rathe gefolgt und seine Bezahlung begehrt* id., Die bestrafte Neugierde (1772) 122; *hättet ihr Friedrichs Tugend besser gefolgt* Crauer. Grafen v. Toggenburg (1784) 64; *hätte man uns bei Pavia gefolgt* Crauer, Oberst Pfyffer (1783) 68; *hätte ich meinem Sinne nur gefolgt* Iffland, Figaro 137 (dagegen *wäre er meinen Planen gefolgt* Höhen 35); *so hatte sie jederzeit der Lehre ihres Landsmanns . . gefolgt* Musäus, Volksm. 3, 199; *hätten Sie gleich anfangs meinem Rathe gefolgt* Bretzner, Liebhaber (1790) 67; *hätte ich deiner Einfalt früher gefolgt* Gieseke, Die zwölf schlafenden Jungfrauen (1798) 16; *hätte man nur meinem Rath gefolgt* Schikaneder 1, 123; *wenn ich euerm Rath gefolgt hätte* id. 2, 216; *warum hast du deinem Vater nicht gefolgt* Hoffmann, Der Dorfpfarrer (1789); *hättest du gefolget* Chamisso, Fortunat 38 (XIV 13); *hätte ich nur dem guten Rathe gefolgt* Auerbach, Dorfgeschichten F. 345; *hätte nur Defele seiner eigenen Eingebung gefolgt* ib. I 72; *ich hab den Wachtstubenweibern gefolgt* Otto Ludwig 2, 173; dagegen hat er auf derselben Seite *wenn*

sie denen gefolgt wär. Ein frühes Beispiel für die Umschreibung mit *sein* ist noch: *im ist durch sînen frîen muot nâch gevolget manic helt* Konrad v. Würzburg, Partonopier 4180. Zu *weichen* vgl.: *gewichen seyn vel haben* Pölmann 94; Belege für Umschreibung mit *haben*: *durch waz bistu verblichē onde hast besit entwichen* Altes Passional 193, 80; *dessen Stärke kaum des Herkules seiner gewichen hätte* Andrews 100. Wenn *ausweichen* wie nicht selten transitiv gebraucht wird, wird das Perfektum natürlich mit *haben* umschrieben; auch neben dem Dativ findet sich *haben*: *ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen* Grillparzer 19, 87. Vereinzelt erscheint einfaches *weichen* transitiv: *ich hab allezeit gewichen Valscheyt und der poesen wesen* Tewerdank 11, 42. Noch Lu. bietet: *Warumb hast du heimlich geflohen* 1. Mos. 31, 27. Zu *rudern* vgl.: *einen ganzen Tag haben wir vergebens herumgerudert.* Zu *segeln* vgl.: *hatte nicht ihr Geist gesegelt allzuhoch* Lohenstein, Cleopatra 240; *die in geradem Lauf gegen die Insel Rhodus gesegelt hatte* Wieland II, 272, 17; *fahr in Friede und einst sage die Tafel nur, daß du fröhlich gesegelt hast* Herder 27, 28; dagegen Umschreibung mit *sein* trotz imperfektiver Verwendung: *das beste Segelschiff, das iemals auf dem Ocean gesegelt ist* Andrews 240.

Zu S. 192. Zu *rennen*: *dô wir solten hân gerant zesamen* Reinfried 10481; *ich habe gerant* Gueintz 76. Ein Beleg für die Umschreibung des Perfektums von *erbeizen* mit *haben*: *nu hatten an der stunde die herren ouch erbeizet* Reinfrid 9000. Für die Umschreibung des Perfektums von *setzen* mit *haben* vgl. noch: *daß . . Lucius Asprenus . . bey Alison über die Lippe gesetzt hätte* Lohenstein, Arminius 57ᵃ; *die Hunde hatten bereits über den Bach gesetzt* Andrews 317; *die Pferde . . haben über solche Graben und Hügel gesetzt* Eva König, Lessing 20, 134, 21); *wir hatten über die Maas gesetzt* Goe. 33, 121, 12; *ich habe oft über Abgründe und wüthende Ströme gesetzt* Bühl, Tell 45 (1792); *über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen* Schiller 11, 72, 3; *Marbod hat übern Weserstrom gesetzt* H. Kleist 2, 421; *daß er über manche Blutlache hinweg-*

gesetzt hatte Keller 7, 195. Zu *nachsetzen* vgl. außer den Belegen im DWb.: *wir haben dem Schiff nachgesetzt* Bühl, Tell 80; *so hat er mir heute in diese Kirche nachgesetzt* Jean Paul, Fixlein 179; *daß . . ein Gespenst . . dem Herrn Heimlicher überall nachgesetzt hat* id., Siebenkäs 775; *wir haben den Husaren nachgesetzt* Kotzebue 9, 124. Zu *kehren*: *hiet ir geloubet mînem zorn und het wider gekêret* Crone 5895; *das herr Tristant umb irent willen nit widerkört het* Tristan, Prosa 148, 17; *het ich heut lengst dar kört* ib. 165, 10; *als er aber die leüt sahe, wolt er widerköret haben* ib. 165, 13; *das du in trüwen zu mir kert hast* Buch der Beispiele 77, 21; *doch hab ich zw euch keret ein* H. Sachs, Fastn. 83, 84; *da habt ihr doch auf dem Schloß eingekehrt* Mörike 6, 51. Zu *schweifen*: *wo ich in den Wäldern herumgeschweift hatte* Simplicissimus 146; *wenn du ausgeschweift hättest* (ausschweifend gewesen wärst) Hermes, Sophiens Reise 1, 572. Zu *landen*: *dâ er in der Gnâde habe nâch der vreise hâte gelendet* Crone 12816; *des ist unser leit gewendet und hât Heil hie gelendet* ib. 19, 313; *daß sie geländet haben* Wieland II 2, 183, 26; *unter wessen Anführung haben diese Völker . . hier geländet* id. 184, 3; *daß unser Schiff an die Wüsten von Böhmen angeländet hat* id. II 3, 522, 26 (dagegen *der kürzlich an dieser Stelle angeländet ist* 452, 21); *das Heer der Königin hat gelandet* A. W. Schlegel, Heinrich VI[3] V 3; *kaum gelandet hatte noch deine Truppe* id., Spanisches Theater 1, 318; *Heiden haben gelandet* Rückert 12, 318; *das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das Mittelländische Meer in Italien gelandet hatte* Hebel 432, 14; *es hatte daselbst ein Schiff gelandet* Holtei 11, 124. Zu *schiffen*: *nu si geschiffet hæten* Gottfried, Tristan 7374; *Habet ihr zwischen den Cykladen geschiffet* Andrews 243. Zu *reisen*: *wir haben weit gereiset* Julius v. Braunschweig 326; *hab' offt und viel gereiset hin und her* Opitz K. 213, 24; *Crispus hat gereist, ist hurtig* etc. Logau 3, 5, 45; *ich habe drey Tage gereiset* Girbert LX; *ich hab gereyst* Duesius 61; *da wir schon einen Tag gereist hatten* Gil Blas 2, 232; *als wir zwey Stunden gereist hatten* ib. 2, 254; *er hat gereist* Bode, Klinkers Reisen 3, 31; *Leser, die nicht gereiset haben*

Nicolai, Reise I 11; *sie haben die ganze Nacht durch gereißt* Wieland II 1, 126, 4; *vermuthlich hat mein Herr gereiset* Jos. Andrews 70; *dem Leser, der niemals gereiset hat* ib. 187; *ich würde hundert Meilen gereiset haben* ib. 218 (daneben *sein*); *er hat auch in der Wüsten gereist* Tieck, Phantasus I 485; dagegen *die meisten, welche so gereist sind* Detharding (Deutsche Schaubühne VI 414); *bey Leuten, welche ehedem gereiset waren* Nicolai, Reise 1, 14. Zu *streichen*: *gestrichen und gewachet der vater, diu kint, ieslîches her die naht heten durch die wer* Wolfram, Willehalm 239, 10 — *er was gestrichen ouch die naht und was den heiden nâch geriten* 240, 18; *si heten allen den tac dem here gestrichen nâch* Rabenschlacht 366, 1; *si heten gestrichen sêre* 367, 3; *si hânt sêre gestrichen* Dietrichs Flucht 6235 — *dâ mit bin ich gestrichen dan* 5581; *wan er wol ein ganzes jâr gestrichen hâte* Reinfried 6943 — *er was durch manic wîtez rîch nâ ritterschaft gestrichen* 6922; *weil auch der heftige West-Wind den Deutschen gerade in die Augen gestrichen hätte* Lohenstein, Arminius 54; *wo bist du diese zween Tage herumgestrichen* Wieland II 3, 175, 3. Zu *dringen*: *das scharffe beil hat durch den hals gedrungen* Gryphius, Trauersp. 379, 94; *hat gleichwohl ihre Exzellentz mit dero Autorität durchgedrungen* Chr. Weise, Masaniello 18; *warum habet ihr denn so in mich gedrungen* Jos. Andrews 375; *so hat der Br. v. Dobeslaw . . sehr in mich gedrungen, diese Arbeit zu übernehmen* Lessing 17, 2, 22; *habt ihr schon in ihn gedrungen* Wieland II 3, 190, 12; *so wünschte ich, nicht in Sie gedrungen zu haben* Hermes, Sophiens Reise 1, 603; *ich habe schon einigemal in ihn gedrungen, mir deutlicher zu sprechen* Tieck, Lovell 1, 121; *man hatte um den Grund dieses Betragens in ihn gedrungen* ib. 133; *nicht als ob Ambrosia . . in ihn gedrungen hätte* Halm 4, 134. Zu *jagen*: *er hete in vil geklaget und was im lange nâchgejaget* (gegen die Regel) Konrad v. Würzburg, Troj. Krieg 4802; *wir hân den vînden nâch gejaget ze verre* id., Partonopier 196110; *die jnen nachgeiagt hatten* Luther, Jos. 8, 24; *des Glückes, dem sie mit Überspringung aller andern Rücksichten nachgejagt sind* Spielhagen 4, 64. Zu intransitivem *ziehen* wird jetzt das Perfektum mit

sein umschrieben; für den älteren Gebrauch vgl. *Tristan der hât in nâchgezogen* Gottfried, Tristan 13422; *ich hab nun weit vnd breit in der Welt vmbher gezogen* Heymonskinder 112. Zu den Wörtern, die wahrscheinlich ursprünglich transitiv sind, gehört auch *flüchten*; Belege für Umschreibung mit *haben* bei intransit. Gebrauch: *als hätte jede Rose der Jugend Geflüchtet, dahingeflüchtet vor dem Tod* Gilm, Ged. 198; *der hätte bey Zeiten aus Athen geflüchtet* E. Schlegel, Schr. 52, 29.

Zu S. 196 ff. Für die Umschreibung des Perfektums von *springen* mit *haben* vgl. noch: *Alsbald ich auf diese Welt gebohren bin, hab ich auf der Erden herumgesprungen* Gryphius, Horribilicribrifax 39; *wo ehemals Wasser gesprungen hatte* Goethe 51, 176, 21; *der Knabe . . habe gesungen und gesprungen* id. 52, 78, 27; *nun wißt ihr's doch, für was ihr gesprungen habt* Tieck, Don Quixote 4, 394; *mit brennenden Torfsoden als Fackeln waren sie hingezogen und hatten es angezündet und hatten ums Feuer gesprungen* Frenssen, Hilligenlei 215. Zu *tanzen*: *das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt* Otto Ludwig 1, 235. Zu *hinken*: *der manchen sauren Tritt . . mit mir gehinkt hat* Wieland II 1, 208, 13. Zu *flattern*: *diese Taube hat schon in meinem Traum von Klotilden geflattert und sich an die Eisberge geklammert* Jean Paul, Hesperus 409; *den Frühlingslüften, welche um dich geflattert haben* id., Komet 276; dagegen *geflattert waren sie wie der Schmetterling* Alexis, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht 5, 2. Zu *schweben* vgl. noch: *sus bin ich eine sider geswebet* Gottfried, Tristan 7600; dagegen heißt es bei Ernst B 2265: *wir hân mit kumber vil gelebt und lange ûf dem mer geswebt*; für Umschreibung mit *sein* bei Fortbewegung vgl.: *so war er mit einer majestätischen Ruhe an den Köpfen fortgeschwebt* W. Alexis, Cabanis 1, 12; dazu *eines verschwebten Traumes* Wieland 13, 65. Zu *schwärmen*: *daß um eurer Mutter Honig viele Fliegen geschwärmt seyn mögen* V. Weber, Sagen der Vorzeit 185; *hierher waren meine Jugendträume immer geschwärmt* Tieck 21, 112. Auch *tappen* darf wohl hierher gestellt werden; wenn Tieck, Phantasus II 510 sagt: *er . . hat im Finstern herumgetappt*, so wäre da ebenso

ist möglich. Zu *beben*: *welche bei Erteilung des Mordbefehls zurückgebebt waren* Schiller 9, 376, 29.

Zu den Geräuschbezeichnungen (S. 199) vgl. noch: *als nun ausgebraust war mein Redeschwall* Rückert XI 544.

Für *irren* als Bewegungswort mit *haben* vgl. noch: *ich han myßkert und han von dem rechten gefert gar verirret* Keller, Erzählungen 597, 34; *daß wir zwey Stunden in der Stadt umhergeirret haben* Klopstock, Schr. 6, 69; *ich hatte in demselben* (Walde) *eine Zeitlang herumgeirret* Nicolai, Nothanker II 59; *wieviel tausend Meilen ein Kalifornier . . in seinem Leben herumgeirret hat* Herder 14, 260. Zu *rasen*: *er war auf den Fortunaball gerast* Gutzkow, Ritter 8, 31. Zu *toben*: *einen Sturm gab's wie er seit Menschengedenken nicht über diese Küste getobt war* Spielhagen 9, 457. Zu *einsprechen*: *wenn er hier selbst eingesprochen wäre* Lessing 18, 362, 26; *ich bin hier in Freundeshaus eingesprochen* Rückert XI 321. Entsprechend ist: *er war heut nur auf eine Viertelstunde angesprochen* Alexis, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht 4, 260; *den Kapuzinern war ich zugesprochen* Rückert 2, 102 (nach Sanders). Zu *eilen*: *wenn nicht die Acarmenischen . . Schleuderer ihnen zu hülffe geeilet hätten* Lohenstein, Arminius 55[a]; *nachdem Pferd und Mann auf demselben* (Wege) *ein Paar Stunden fortgeeilt hatten* Nicolai, Nothanker II 180. Für das synonyme mhd. *gâhen* kann ich nur Umschreibung mit *haben* nachweisen: *ich hân . . gegâhet harte sêre her* Gottfried, Tristan 13303. Gelegentlich kann auch *wuchern* zu einem Bewegungsworte werden, vgl.: *das Dach, zu dem der wilde Wein hinaufgewuchert war* Heyse 7, 101.

Zu S. 200 ff. Auffallende Umschreibung des Perfektums von *treiben*: *derweil hat schon der Nachen mit dem Kinde hinausgetrieben* Uhland 132, 108. Abweichungen von der Regel bei den Zusammensetzungen von *schlagen*: *das Rendezvous hat doch nicht übel ausgeschlagen* Eberl, Limonadehütte 111; *daß es uns aber fehl hat geschlagen* Ayrer 850, 15; *so hats weit fehl geschlagen* ib. 2867, 9; *es habe seinem Sinn gar niemals fehl geschlagen* Opitz 4, 34; *alle meine Wünsche haben mir fehlgeschlagen* Wieland 30, 40; *nachdem mir alle Mittel fehlgeschlagen hatten*

id., Agathon A I, 377 = B II, 231 — *waren* C II, 142; *wenn es der allervortrefflichsten Klugheit fehlgeschlagen hat* Jos. Andrews 224; *ich glaube, das, was uns Herodot . . erzählt, wohl oft fehlgeschlagen haben mag* Bode, Montagne 3, 139; *daß es fehlgeschlagen hat* Lenz, Kürschner 121, 8; *meine gewisse Ausrechnung . . hat auch fehlgeschlagen* Schiller, Briefe I, 253; *wie uns das fehlgeschlagen hat* Kurz 5, 151; *wenn alles andere fehlgeschlagen hat* Auerbach, Barfüssele 106; *das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen* Gutzkow, Zauberer 8, 53. Dagegen *als wenn ein Blitz vor unsern Füßen eingeschlagen wäre* Tieck 1, 70; ein Schwanken findet auch bei *zuschlagen* gleich *bekommen* statt: *die Buße ist dir zugeschlagen* Tieck 1, 154; *wie hats jhm heint Nacht zugeschlagen* Simplicissimus 538; *ob ihm das Bad wohl zugeschlagen habe* Wieland 30, 285; *Gretchen hat seine Reise recht gut zugeschlagen* Schiller, Br. 5, 287; *besser würd' es mir zugeschlagen haben* Jean Paul, Jubelsenior 78. Für die Umschreibung des Perfektums von *treten* mit *haben* vgl. noch: *vür den künec . . hât sie mit milte getreten* (ihn übertroffen) Crone 23, 931; *ir lîp ze tôde het getreten vil lîhte mit frîgem willen* Reinfried 15282; *dâ er hât ze jungest ûf ertrîch getreten* ib. 18160; *als . . der lande vil hetten in godes gelouben getreten* Altes Passional 167, 2; *Ewr schreyber hat mich gebeten vnd mir lanck nach getreten* Keller, Erzählungen 293, 27; *als er in ein doren het getreten* Eyb I, 83, 26; *diese hatte . . in eine garstige Fußangel getreten* Holtei 407. 5, 69. Mhd. *stôzen* vom Schiffe gebraucht bildet das Perfektum mit *haben*, vgl.: *der Kriechen ritter sint gevarn und ân urloup mit ir scharn hânt gestôzen hie ze stade* Konrad, Trojan. Krieg 6985. Zu *brechen*: *ich möhte durch eine mûre lîhter gebrochen hân* Reinbot 1386. Zu *reißen*: *du hast für Angst gleich — ausgerissen* Gieseke, Hamlet (1798) 12. Zu *treffen*: *daß Katumer mit seinem Hauffen auf Malovenda . getroffen hätte* Lohenstein, Arminius 57[a]; *zum Glück hatt' er . . auf eine reizende italienische Sängerin getroffen* Jean Paul, Komet 18; jetzt ist in dieser Verwendung *sein* üblich, vgl.: *auf ihn getroffen zu sein* Tieck, Don Quixote 4, 362; *wäre ich nur auf jenen Helden getroffen* ib. 4, 512. Von *zusammentreffen*

kann ich jetzt doch eine Umschreibung mit *haben* nachweisen: *weil 3 Zigeunerinnen . . darin zusammengetroffen hatten* Jean Paul, Fixlein 86.

Zu S. 203 ff. Zu *begegnen* im eigentlichen Sinne vgl. noch: *je haben sie mir doch nicht begegnet* Reuter, Schlampampe 110; *unfehlbar hat ihr ein Poet begegnet* Rabener, Sat. I, 212; *seitdem wir einander nicht begegnet haben* Bode, Klinkers R. 1, 148; *sie haben mir . . mit Jungfern Wesenern begegnet* Lenz, Kürschner 117, 27; *unsre Augen hatten sich schon oft mit Seele begegnet* Heinse 4, 46; *ich hab' ihr vorhin begegnet* Die falschen Entdeckungen (1776) 29; *ich hab' ihm begegnet* Großmann, Nicht mehr als 6 Schüsseln (1780) 186; *haben Sie dem Mädchen . . nicht vorhin hier auf dem Gange begegnet* Jünger, Strich durch die Rechnung (1785) 22; *sie hat ihn zuerst in der Kapelle des Nonnenklosters begegnet* Schiller 15[a] 333, 13; *Gotter und Wieland haben sich . . in manchen . . Urtheilen darüber begegnet* id., Briefe I, 374; *wo sich Christenthum, Griechische Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermischt haben* ib. 7, 24; *vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern . . auf der Straße begegnet* Contessa 5, 61; *derweil hatten Otto's und Arinbiorn's Augen einander begegnet* Fouqué, Zauberring 2, 110; *Hätte ich ihm doch im Gedränge begegnet* Alexis, Cabanis 1, 28. Goethe gebraucht seltsamerweise die Umschreibung mit *sein* einmal sogar neben dem Akkusativ: *wo bist du das Gewissen so geschwinde begegnet* Goethe 39, 154, 27. *Begegnen = behandeln*: *der uns so grausam begegnet hat* Der hinkende Teufel (1764); *die ihm unfreundlich begegnet haben* Rabener, Satiren III, 18; *daß Sie dem armen P . . e beständig so spröde begegnet haben* ib. III, 250; *daß ich . . zu ihm gegangen bin und ihm begegnet habe, als wenn er mich nicht beleidigt hätte* Klopstock, Br. 239; *wenn er ihm oder meiner Schwester auch noch so höflich begegnet hätte* Clarissa 1, 39; *als ihr seit einiger Zeit eurer Schwester begegnet habt* ib. 1, 315; *der Hauptmann . . hatte seinem Bruder . . jederzeit mit der äußersten Geringschätzung begegnet* Thom. Jones 1, 71; *wie barbarisch man ihr begegnet hätte* ib. 1, 239; *sie hatte der Jungfer Ehren jederzeit mit derjenigen*

Zurückhaltung begegnet ib. 2, 53; *so wollte ich ihm anders begegnet haben* ib. 2, 157; *gewisse Leute haben Ihnen ungebührlich begegnet* ib. 2, 160; *dem mein Vater . . immer sehr übel begegnet hatte* ib. 3, 235; *Sie haben mir edel begegnet* ib. 4, 162; *daß er ihr . . so hart begegnet hätte* Jos. Andrews 392; *solange er hier ist, hat sie dem Lieutenant sehr frostig begegnet* Bode, Klinkers R. 3, 333; *einem Manne . ., der Ihnen einst unfreundlich begegnet hat* id., Yorick 1, 50; *Sie haben mir nie unfreundlich begegnet* ib.; *die Verachtung, womit er ihr begegnet hatte* Per. Pickel 1, 250; *der ihm so verächtlich begegnet hatte* ib. 2, 55; *man hat ihr aber auch so unbillig begegnet* Eva König (Lessing 20, 204, 5); *man sagt, daß er ihr . . sehr schlecht begegnet habe* ib. (20, 123, 23); *der Erbprinz . . hat unsern Moses hier zu sich kommen lassen, und ihm sehr gnädig begegnet* Nicolai (Lessing 19, 327, 9); *Sie . . würde ihr vielleicht nochmals übel begegnet haben* Nicolai, Nothanker I, 197; *daß sie ihm . . so kalt begegnet habe* ib. III, 108; *eure Schwestern haben . . mir übel begegnet* Wieland II, 1, 165, 36; *Olivia habe dem Dasanio nur darum so gut begegnet* ib. II, 3, 380, 21; *sie haben mir begegnet wie Diebe, die zu leben wissen* id. II, 3, 473, 10; *hat sie dir nicht etwa . . übel begegnet* id., Lucian 3, 389; *So hat er mir über ein Fenster begegnet* Herder 23, 11; *wie schlecht er mir das letztemal begegnet hätte* Falsche Entdeckungen 61; *doch aber habe ich meiner Frau so begegnet* Hermes, Sophiens R. 6, 257; *du hättest ihm mit Schonung begegnet* Iffland, Aussteuer 70; *der Herr hat mir schlecht begegnet* id., Reise nach der Stadt; *du hast dem Valentin so übel begegnet* id., Hagestolzen I, 5; *er hatte einer . . Person mit dem Scheine der Verachtung . . begegnet* Jean Paul, Hesperus 335 — *der . . ihr . . mit der ersinnlichsten Grausamkeit begegnet wäre* Thom. Jones 1, 93; *der man . . hart begegnet war* Hermes, Sophiens R. 2, 117; *er ist mir wie einem Sklaven begegnet* Schröder, Kinderzucht 74; *die kleine eigensinnige Prinzessin ist mir äußerst verächtlich begegnet* id., Ring 127; *du mußt dem Baron sehr übel begegnet sein* Großmann, Henriette 66; *so würden sie mir auch besser begegnet seyn* Stephanie, Bestrafte Neugierde 51; *Sie müssen ihr*

hart begegnet seyn Iffland, Mann von Wort 111; *daß sie dem Hauptmann Witting . , übel begegnet ist* id., Valberg 11; *daß du ihm nicht so begegnet bist* Ayrenhoff 3, 222; die Umschreibung mit *sein* ist also nicht so selten.

Zu den Wörtern, bei denen wir nur Umschreibung mit *sein* erwarten sollten, gehört auch *stranden*; vgl. aber: *däß mein Herz an den Sandbänken ihrer Güte gestrandet hat* Frau Gottsched, Gespenst III, 10 (II, 292); *ein Schiff, welches gestrandet hatte* Felsenburg 323, 20; *der große Succurs . . hat . . auf den Sandbänken von Godwin gestrandet* Wieland II, 2, 198, 6; das Perfektum mit *haben* erscheint nach Sanders auch bei Haller und Klinger.

Zu S. 204 ff. Zu *ruhen*: *bist du geruht* Tieck, Phantasus II, 526. Zu *hangen*: *ihr seyd treu an mir gehangen* Schiller II, 334, 7; *die Uhr . ., welche sonst in der Stube seines Wohnhauses gehangen war* Stifter 3, 168; *haben glaubet dem wort vnd sint im angehangen* H. Sachs, Fabeln 318, 123. Zu *stecken*: *darinnen die armen Heyden gesteckt sein* Opitz, Gedichte (Neudrucke) S. 7; *wär er auch . . noch halb in Kinderschuhen gesteckt* Mörike 6, 269.

Zu S. 205. Ein literarischer Beleg für die Umschreibung des Perfektums von *schlafen* mit *sein*: *ich bin allzeit jhr heimlicher Buhle gewest, und viel mehr bey ihr geschlafen* Englische Komödianten 21, 29. Belege für *wohnen*: *ich bin so lange by dem löwen gewont* Buch der Beispiele 39, 10; *wie der ainsiedel gar ein grose zal sint gewont in ainr wusteney* H. Sachs, Fabeln 243, 19; für *beiwohnen*: *ir ungelücke . ., daz in was gewonet bî* Crone 5341; *ich bin weder seinem Ehrentage beigewohnt noch einem eigenen* Jean Paul, Wuz 373; auch von *übernachten* kommt Umschreibung mit *sein* vor: *als wenn er in einer Friseurs Bouticke übernachtet wäre* Hensler, Judenmädchen 14; *ein . . Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war* Hebel 75, 20; *wo er im Herweg übernachtet war* Mörike 6, 193. Zu *sein*: *als ob er alliu miniu jâr mit mir habe gewesen gar* Wilhelm v. Wenden 5667; *nu hast du lange min kamerin gewesen* Mechtild v. Magdeburg I, 3, 6, 5; *ik hebbe ghewesen eyn*

byschop . . Wol druttyck yar Theophilus S 2; *ick hette schyr woll dertich iar . . eyn kuster gewezen* ib. T 108; *du heft dre dage unde mere an groten ruwen ghewesen* ib. H 607: *du heft dre dage unde mere an groten twenge wesen* ib. 710.

Zu *vergessen* vgl. noch: *in der Verwirrung war man . . völlig vergessen gewesen, die Hauptperson von der Umänderung . . etwas wissen zu lassen* Immermann 6, 74.

Zu S. 206 ff. Der Akkusativ des Terrains scheint Einfluß gehabt zu haben an folgender Stelle: *auch so hab ich manchen weg . . mit dir gezogen* Spiel von Frau Jutten 1523 Transitive Zusammensetzungen, die das Perfektum durch *sein* umschreiben, mit *durch*: *aber der glast des feurigen schwartz ist die ougen vieler hertzen durchtrungen* Judas Nazarenus 2a: *bin ich nun nicht die literarischen Punkte ihres Briefes sehr ordentlich durchgegangen* Klopstock, Br. 218; *unsre Erde ist vielerley Revolutionen durchgegangen* Herder 13, 21; *des Erdstrichs, den wir durchgegangen sind* ib. 13, 226; *da bin ich soeben die Dokumente durchgegangen* Schletter, Der Eilfertige 68; *eben bin ich die Sache der Konradischen Weise durchgegangen* Bretzner, Liebhaber 58; *nachdem sie die Hauptscenen noch einmal durchgegangen waren* Heinse 5, 204; *ein Mann, der länger gelebt, ist verschiedene Epochen durchgegangen* Goethe II, 3, 10, 17; *vielleicht ist sein Geist . . Revolutionen durchgegangen* Caroline (Schiller und Lotte 122); *schon zweimal war sie . . den Garten von einem Ende zum andern durchgegangen* Lafontaine, Clara du Plessis (1801) 1, 78; *Wenn man so vieles erduldet, so viele Länder durchirrt ist* Voß, Od.[1] 15, 414[c], geändert in *Welcher schon so Vieles erlebt und Vieles durchirrt hat*; *ich bin ganz Deutschland viele Jahre . . durchirrt* Tieck 20, 55; *ich bin schon das ganze Haus durchkrochen* Tieck, Phantasus II, 115; *die sechs here durchlauffen ist* Murner, Schelmenzunft XVII, 21; *der beyde Glückspuncte durchlaufen war* Bode, Montagne 2, 219; *In der Schule der Freundschaft, die du heute durchgelaufen bist* Schule der Freundschaft 139 (V, 13); *ebenso ist . . die Philosophie so viele winterliche Zeichen . . durchlaufen* Jean Paul, Ästhetik (49—51), 20; *vorher ist sie die ganze Stadt durch-*

laufen Tieck, Lovell 1, 294; *zweymal drüber war die Sonne durchgereiset diese Bahn* Logau, 2. Zug. S. 243; *indem ich das Land . . durchreiset bin* Wieland II, 2, 184, 18; *ich bin die ganze Welt durchgereiset* Hermes, Sophiens R. 1, 354; *ich bin aufs angenehmste die Welt durchgereiset* ib. 6, 22; *wir sind schon ganz Europa durchgereist* Stephanie, Bestrafte Neugierde 29; *seit fünf Jahren ist er beynahe ganz Europa durchreist* ib. 70; *als sie manchen Ort und Gegend war durchritten* Werder, Roland 12, 65; *erst vor kurzem hat er alle Winkel des Hauses durchgeschlichen* Eberl, Männerfrevel 91; *Bist du je des Sehnens Meere durchgeschwommen* Platen I, 121 (Gas. 5); *Bist du im Schiffe den Ozean jezo durchsegelt* Voß, Od.[1] 10, 508 (später geändert); *als wenn er das meiste Theil Europa mit Geldbettlen durchstrichen wäre* Simplicianische Schriften K. 3, 410, 24; *daß Ihr auf meine Kosten die halbe Welt durchgestrichen seid* Hermes, Sophiens R. 5, 567; *um mich zu überzeugen . . bin ich die halbe Christenheit durchstrichen* Schröder, Porträt 70; *nach vielen Bemühungen . . ist er fünf Jahre die Welt ohne Erfolg durchstrichen* id., Stille Wasser 40; *ich bin nun ganz Schottland durchstrichen* Tieck, Lovell 1, 146; *ich bin die ganze Stadt durchstrichen* ib. 1, 70; *seit zwey Stunden bin ich schon die gantze Stadt durchgewandert* Gil Blas 1, 97; *viel' Städte der Sterblichen sei er durchwandert* Voß, Od. 16, 63; *Wir sind nun schon die ganze Stadt durchwandert* Tieck, Phantasus 3, 155; *sie sind alle Himmelsstriche durchzogen* Heloise 5, 6; *er . . ist als ein Vagabund die Welt durchzogen* Hermes, Sophiens R. 4, 78; *ich bin das Land durchzogen* Musäus, Volksm. 5, 225; *er . . sei . . verschiedene Teile der Welt durchzogen* Tieck, Don Quixote 1, 25; mit *um*: *und wär' ich auch mit Hallers Wissenschaft . . die Erd' umflogen* Matthisson I, 81; *zweymal bin ich die Welt umschifft* Jeder fege vor seiner Thür (Wien 1783) 25; mit *über*: *wenn ihn . . nicht ein Husten überkommen wäre* Gutzkow, Zauberer 1, 93; *was sie überkommen war* Storm 5, 305; mit *an*: *ein man, den hunger ist gevallen an* Konrad, Partonopier 1000; *Arnolden hæte ir man* (Akk.) *gevallen strît und angest an von manegem Sarrazîne* ib. 20763; *dem zergangen ist*

ein geswer und der rut ist an gevallen Ring 20, 30; *der tail der mich an gevallen ist von meinem œheim* Fontes rerum Austriacarum 2, 3, 187; *daß er nit soviel Leut angefallen were* Wieland, Amadis 368; *dem slangen, der in an was gegangen* Konrad, Trojan. Krieg 9844; *das dich diser kumer von nichte angangen ist* Buch der Beispiele 160, 37; *einem Bürger, der ihn früher darum angegangen war* Storm 5, 78; *die den Totengräber . . angegangen war, einen . . Leichnam heimlicherweise zu verscharren* Heyse 8, 393; *daz du mich gnuc bitterlich sigist an komen* Prediger von St. Georgen 330, 23; *es war sie eine große Furcht ankommen* Luther, Luc. 8, 37; *den es war sie zittern und entsetzen ankommen* id., Mark. 16, 8; *das mich gleich ist ankommen ein grauß* Ayrer I, 516, 5; *den Mohren, der mich am allersauersten ankommen war* Simplicissimus 226; dagegen: *wo ers* (= er sie) *gfencklich hat kümen an* H. Sachs, Fabeln 128, 66; *wie sy das angelangt was* (das an sie gelangt war) Buch der Beispiele 81, 36; *auch ist uns angelangt, wie* Copeybuch der Stadt Wien 259; dagegen: *uns hat angelangt, wie man . . aufbring* ib. 262; *ob euch wohl jemals das Lieben angewandelt ist* Tieck, Accorombona 1, 294. Auf S. 208 muß es heißen: steht der Dativ statt des Akkusativs; mit *ein*: *was grosser sorgen bist du ingegangen* Wyle 49, 7; *die andern waren auch dergleichen gangen ein* Werder, Roland 26, 34; *ein Versprechen, das er vorhin eingegangen war* Thom. Jones 3, 407; *bey einer solchen Verbindung, die dein Herz eingegangen ist* ib. 3, 346; *ob ich gleich diese Heurath um des Friedens willen eingegangen bin* Wieland II, 2, 299, 12; *Ich bin eine verwägne Verbindlichkeit eingegangen* Heloise 1, 42; *einer Verbindung, die ich bloß bey mir selbst eingegangen war* Heloise 6, 24; *die Verbindungen, die es mit mir eingegangen war* ib. 6, 87; *wenn man eine Verbindung einmal eingegangen sey* Nicolai, Nothanker II. 201; *des Vergleichs, den sie mit den Protestanten eingegangen war* Schiller 7, 248, 14; *einen Kontrakt auf längere Zeit gelten zu lassen, als man ihn eingegangen war* Clodius bei Seume, Leben 278; *sie sind ein Arrangement mit Person eingegangen* Iffland, Künstler 104; *bist du es eingegangen* id., Leichter Sinn

38; *ich bin den Kauf nicht eingegangen* Musäus, Volksm. 4. 144; *die Herren sind vermuthlich eine Wette eingegangen* Kotzebue I, 230; *der Wette, die er mit meinem Bruder eingegangen ist* Contessa 3, 257; *der den Pakt mit dem Bösen eingegangen war* Tieck 21, 199; *noch sind wir keine Verpflichtungen eingegangen* Steffens, Nov. 4, 152; *du bist die Wette mit mir eingegangen* Raimund 2, 290; *dieser Renin . . war die schwierige Verpflichtung eingegangen* Holtei, 40 Jahre 3, 219; *du . . bist einen neuen Ehebund eingegangen* Schwab, Sagen 28, 134; *Ihr seid dies Kampfspiel fröhlich eingegangen* Halm, Griseldis III, 5; *das bin ich eingegangen* Gutzkow, Ritter 1, 72; *den Vorschlag . ., den sie . . schon einmal eingegangen war* ib. 5, 416; *diesen Vertrag sei er unbedenklich eingegangen* Heyse 6, 231; dagegen: *die Bedingung . ., die er . . eingegangen hätte* Clarissa 3, 221; *ein Philosoph hat . . keine solche Verpflichtung eingegangen* Heine 4, 275; *einstweilen hatte der Alte mit dem Sohne fast einen ähnlichen Pakt eingegangen* Gutzkow, Ritter 8, 407; *daß er nicht sowohl eine Pflicht treu erfüllt als eine neue eingegangen habe* G. Keller V, 247; *die sich für deutsche Patrioten ausgegeben, und nicht alle möglichen Wege eingeschlagen sind* Gleim (Lessing 19, 221, 7); *wenn ich den Weg nicht eingeschlagen wäre* Iffland, Figaro 209; dagegen: *man hat so unangenehme Wege, so beleidigende Mittel eingeschlagen* Falsche Entdeckungen 91; jetzt ist wohl bei *eingehen sein*, bei *einschlagen haben* das gewöhnliche. Mit *ab*: *das ich ein schenkel an der Stett abgefallen wer* Fischart, Flohaz[1] 71; mit *entzwei*: *wann man ist ein bein zwey gefallen* id., Eulenspiegel 2729.

Zu den Zusammensetzungen mit *vorbei* vgl. noch: *so lang ich hier bin, habe ich keinen tag vorbey gegangen* Elisabeth Charlotte 79.

Von nichtzusammengesetzten Transitiven erscheint *passieren* häufig mit *sein*: *weil ich nicht ehr ausser dem Bette dauern konnte, biß wir den Canal völlig passiret waren* Felsenburg 22, 4. 5; (wir) *waren allbereits den Tropicum capricorni passiret* ib. 63, 29; *daß er noch niemals bey so später Tageszeit den Strudel und Wirbel passirt sey* Nicolai, Reise 543; *der diese Gegenden*

paßiert ist Eva König (Lessing 20, 295, 18); *daß Sie . . Braunschweig gesund . . passieret wären* ib. 18, 144, 16; *bis sie Ihre Censur passieret sind* Lessing 17, 358, 5; *sie sind schon Metz passiert* Müller, Genovefa I, 6; *die gestern . . Rudolstadt passirt sind* Schiller, Br. 3, 75; *daß Sie . . die kalte Region glücklich passiert sind* ib. 4, 109; *sobald sie die seidne Linie passirt war* Jean Paul, Hesperus 147; *daß er ganz andre Meere und Grade der Länge und Breite passirt war* ib. 245; *daß sie die oftgenannte Äquinoctial-Linea passirt sind* Tieck, Don Quixote 3, 419; *denselben Strom, den wir schon bei Rossen . . passirt waren* H. Kleist 5, 166, 32; *sie waren glücklich den gefüllten Kreis passirt* Laube, Europa II[3], 277; *einer Stelle, die ich früher wiederholt passiert war* Spielhagen 9, 160. Die Ursache ist, daß *passieren* ursprünglich intransitiv gebraucht wird und daß der Akkusativ daneben ursprünglich nicht als Objekt sondern als Akkusativ der Erstreckung gefaßt worden ist. Nicht sowohl von *passieren* als von *vorbei* hängt der Akkusativ an folgender Stelle ab: *nun waren sie die Stadt vorbey passiret* Chr. Weise, Klügste Leute 166.

Fälle, in denen ein transitives Verbum das Perfektum mit *sein* bildet, sind noch die folgenden. Mhd. *einen ûf erben* = „einem durch Erbschaft zufallen“ bildet das Perfektum mit *sein*: *vom wem ist mich ûf geerbet daz ich* Wolfram, Willehalm 455, 15; *von angeborner sippe was in daz wol ûf geerbet* Titurel 1424, *sulche guot, die von meines weibes wegen mich aufgeerbt sein von meinem sweher seligen* Monumenta Zollerana 4, 369; dazu *ûfgerbete pîne* Wolfram, Willehalm 300, 17; dagegen *von dem lande daz mich ûf geerbet hât* Reinfrid 276. Für das gleichbedeutende *anerben* kenne ich nur Belege für die Umschreibung mit *haben*: *allez daz, daz dâ het geerbet an den herzogen Johan* Ottokar 977; *wan mich daz selbe lehen angeerbet hiet* Fontes rerum Austriacarum 2, 3, 429.

Schwankend ist das Sprachgefühl zwischen *ich habe — bin Gefahr gelaufen*, vgl. *aller derer Gefährlichkeiten, die ich . . gelaufen war* Heloise 3, 119; *am welt- und geistlichen Armpaar wär' er diese Gefahr nicht gelaufen* Jean Paul, Flegeljahre 272; dagegen *noch hat meine Ehrlichkeit keine Gefahr gelaufen*

Lessing 17, 384, 4. Während die Umschreibung mit *sein* nur intransitivem *fliehen* zukommt, verwendet sie Gutzkow für transitives: *ich bin ihr Walten geflohen* Ritter vom Geist 9, 339; *wie sie alle Menschen geflohen sind* ib. 360; *ihrer . . die er nie wieder aufgesucht hatte, auch im Geist geflohen war* ib. 6, 299; *die Bücher . ., die ich früher als eine Quelle der Verdunkelung des Verstandes geflohen war* Zauberer von Rom 7, 32. Im Mhd. kommt von *geriuwen* trotz der transitiven Natur des Verbums Umschreibung mit *sein* vor: *daz ich dir ie sô heimlich wart, daz ist mich nu geriuwen* Konrad, Trojan. Krieg 18883; *daz werben ist den küenen vil lîhte ouch geriuwen* Reinfried 5674.

Anhd. kann *ohn* (*ahn*) *werden* wie ein einfaches transitives Verbum mit Akkusativ verbunden werden; infolge davon wird das Perfektum gewöhnlich mit *haben* umschrieben, s. DWb. 7, 1212. Vgl. noch: *das wir das gelt on haben geworden* Eyb II, 20, 7; *und hat auch woren ahn All zu Erb* H. Sachs, Fastn. 35, 329. Noch jetzt üblich ist *inne*(n) *werden* mit Akkusativ statt des urprünglichen Genitivs; dabei wird in der Schriftsprache die Umschreibung mit *sein* beibehalten, doch hat sich landschaftlich auch *haben* eingestellt; ein Beleg mit abhängigem Satz als Objekt: *wir haben . . an unserm Viehe wol innen worden, woran der Wolf gestorben sey* Lalenbuch 105.

IV

CIRCULATE AS MONOGRAPH